This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

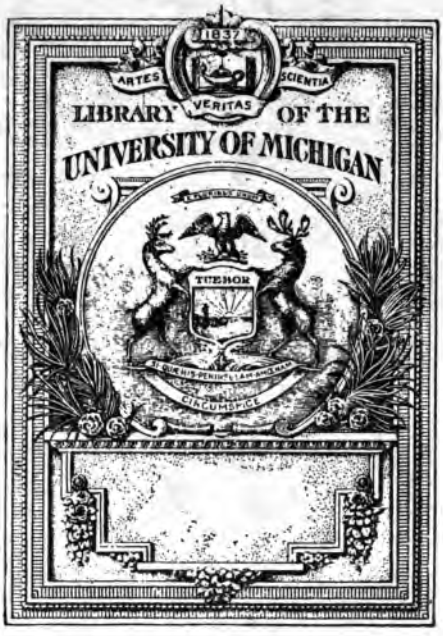
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Neueste Länder- und Völkerkunde.

Ein

geographisches Lesebuch.

Achtzehnter Band.

America.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1815.

Neueste Kunde von America.

Nach guten Quellen bearbeitet.

Zweiter Band.

America überhaupt. — Süd-America.

Mit Charten.

Weimar,
im Verlage des G. H. C. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1816.

Süd-America.

Erste Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Theile und Länder.

II.

Süd-America.

Südamerica ist eine ungeheuer große Halbinsel, die im Umfange und in der Gestalt mit dem gegenüber liegenden Afrika viel Aehnlichkeit hat und mit dessen entgegenstehender Küste im entgegengesetzten Sinne ziemlich parallel läuft; aber es trägt einen mehr eigenthümlichen und hervorstechenderen Charakter, da es von der übrigen Erde abgesondert ist und wie eine ganz eigene Welt mitten in den Ocean hinein ragt, so daß beinahe alles, Gebirge, Thiere, Pflanzen und selbst Mineralien ihren ganz besondern Stämpel haben. Es bildet so ziemlich die Figur eines Dreiecks, dessen längste Spitze weit nach Süden herabreicht, und hängt im Nordwesten durch die Landenge Darien oder Panama mit Nordamerica zusammen. Wie immer, folgen wir auch hier unserm einmal festgesetzten Plane und betrachten:

I.

Dessen Lage, Gränzen, Eintheilung und Größe.

Diese unermeßliche Halbinsel erstreckt sich vom 12ten Grade der Nordbreite, oder vom Vorgebirge Vela auf

Terra-Firma, bis zum 56. Gr. der Südbr. oder bis zum Vorgebirge Horn, wenn man nämlich das Feuerland mitrechnet, welches durch des Magelhaës Straße von Südamerica getrennt wird. Es reicht also dieser Erdtheil viel weiter nach Süden, als irgend ein anderer Theil des festen Landes. Doch ist dieses südliche Ende nicht eine eigentliche Spitze, sondern nach Falkner's Beobachtungen, der 40 Jahre in Patagonien lebte, eine weit breitere Küste von Westen nach Osten, als es dem ersten Anblick nach auf der Charte scheint. Die Ausdehnung von Süden nach Norden beträgt demnach 68 Breitengrade, und da es zwischen dem 297. Gr. 30 Min. und dem 347. Gr. 30 Min. westlicher Länge von Ferro liegt, so ist folglich seine Ausdehnung von Osten nach Westen 50 Längengrade. Wer es also in gerader Linie von Norden nach Süden durchreisen wollte, würde 1020. Meilen, und von Osten nach Westen, etwa vom Vorgebirge St. Roque in Brasilien bis zum Cap Blanc in Peru, 750 Meilen zurückzulegen haben. Die Größe oder der Flächenraum beträgt nach Kempelmann 340,917 geographische Quadratmeilen, also beinahe so viel, wie das ganze Russische Reich. Andere geben sie zu 350,000 Q. M., die Französischen Geographen zu 940 — 950 000 Französischen Q. M. an. Die mittlere Angabe mag wohl die richtigste seyn.

Nur im Nordwesten hängt Südamerica vermittelst der Landenge von Panama mit dem festen Lande zusammen, sonst ist es rings herum mit Wasser umgeben. Im Süden trennt es die Magelhanische Straße von der Insel Terra del Fuego.

Es begreift eigentlich 9 besondere Länder in sich: 1) Terra firma, das nördlichste Land von Südamerica, von der Landenge bis zur Mündung des Orinoco. 2) Guiana, östlich von Terrafirma, zwischen dem Orinoco, dem Ocean, dem Aequator und der Mündung des Maranhon.

3) Das Amazonenland, südlich von Guiana und Terrafirma, an beiden Seiten des Maranhon oder Amazonenflusses. 4) Brasilien, von der östlichsten Mündung des genannten Flusses südlich bis zur Mündung des la Plata und östlich bis zur äußersten Spitze Südamerica's unter dem 5ten Grad der Südbreite, eine Strecke von mehr als 33 Breitengraden. 5) Peru, an der Westküste vom 1. Grade der Nordbr. bis zum 25. Gr. der Südbr. 6) Chile, im Süden von Peru, ebenfalls längs der Westküste, vom 25 — 45 Gr. der S. Br. 7) Paraguai, zwischen Peru und Chile auf der Westseite und Brasilien auf der Ostseite längs der beiden Seiten des Parana- oder la Platastusses bis an's Meer hinab. 8) Patagonien oder Magelhaensland, der südlichste Theil von Südamerica, zwischen dem 40. — 54. Gr. der s. Br. 9) Mehrere Inseln und Inselgruppen.

Allein diese alte Eintheilung von Südamerica ist durch die neuere nach Staatengebieten, oder den Besitzungen der Europäischen Beherrscher verdrängt worden. Zufolge derselben zerfällt die ganze große Halbinsel in 6 Haupttheile: 1) in Spanische Besitzungen. 2) Portugiesische (jetzt Brasilien). 3) Holländische. 4) Französische, (welche beide jetzt noch in den Händen der Engländer sind, aber wahrscheinlich bald werden zurückgegeben werden). 5) Das noch freie Südamerica, und 6) die Inseln, welche größtentheils, so wie Patagonien, auch noch mit zu den Spanischen Besitzungen gerechnet werden.

Nach einer noch genauern Uebersicht lassen sich die einzelnen Länder Südamerica's so fassen:

1) Das Spanische Südamerica besteht aus 3 Königreichen; es gehört dazu:

1. Das Vicekönigreich Neu-Granada.

A. An sich. B. Die Capitanerie Caraccas. C. Quito.

2. Das Vicekönigreich Peru, welches enthält:
A. Die Audiencia Lima. B. Die Audiencia Chile.

3. Das Vicekönigreich Rio de la Plata besteht aus:
A. La Plata an sich, oder Süd-Peru. B. Tukumana. C. Ost-Chile. D. Spanisch-Paraguai.

Zu den Besitzungen der Spanier in Südamerica rechnet man auch:

a) Patagonien oder Magelhaens-Land.
b) Die Insel Terra del Fuego oder das Feuerland.
c) Die Malouinischen oder Falklandsinseln.
d) Den Archipelagus de los Chonos.
e) Die zwei Inseln Juan Fernandez.
f) Die Gallopagos-Inseln.

2) Das Portugiesische Südamerica, oder das Königreich Brasilien.
3) Das vormalige Holländische Südamerica, oder Holländisch-Guiana.
4) Das Französische Südamerica, oder Französisch-Guiana.
5) Das noch freie Südamerica, oder die Länder der noch freien Südamericaner.
6) Patagonien oder Magelhaens-Land.
7) Die Inseln.— Andere Eintheilungen, z. B. in Haupt- und Nebenbesitzungen, sind weder bequem, noch auch eben sehr richtig und vollständig. —

2.

Kurze Geschichte der Entdeckung und Eroberung Südamerica's *). Oberherrschaft über dasselbe.

Bald nach der Eroberung von Mexico durch Cortes, richteten die nach Golde unersättlichen Spanier ihre Augen nach jenen reichen, südlicher liegenden Gegenden hin, von denen man schon seit der Entdeckung des Südmeers durch Nugnez de Balboa einige Kunde erhalten hatte und von ihren Reichthümern überzeugt war. Es wurden zu dem Ende mehrere Schiffe ausgerüstet, aber die Leitung derselben solchen Anführern anvertraut, welche weder die dazu nöthigen Geschicklichkeiten, noch die erforderlichen Hülfsquellen besaßen. Natürlich mußten also eine Zeitlang die Versuche, die Länder jenseit der, von den Spaniern sogenannten Tierra firma zu entdecken, mißlingen; bis endlich im Jahre 1525 Pizarro, Almagro und Luqun, drei Spanische Abenteurer, es unternahmen, durch eine südöstliche Fahrt neue Länder zu entdecken. Sie waren Anfangs nicht sehr glücklich und mußten ihr Unternehmen mehrmals erneuern. Bei dem letzten Male gelang es ihnen endlich, am 20ten Tage nach ihrer Abreise von Gorgona, die Peruanischen Küsten zu entdecken. Sie berührten mehrere unerhebliche Oerter und landeten zu Tumbez, einem hübschen, etwas über drei Grad südlich von der Linie gelegenem Orte, der wegen seines prächtigen Tempels, des Sonnendienstes und eines Palastes der Inkas oder Landesfürsten, merkwürdig war. Die Spanier sättigten ihre Blicke an dem Golde und Silber, dem überschwenglichen Reichthum, der Pracht und Cultur des Pe-

*) Größtentheils nach Robertson; man vergleiche dessen Geschichte von America, Th. 2. Buch 6 und ff.

ruaniſchen Reichs, die nicht nur in den Tempeln, ſondern auch in Privathäuſern herrſchten. Sie glaubten ſich jetzt an dem Ziele ihrer Wünſche und Hoffnungen und bildeten ſich ein, ihre Träume und Vorſtellungen von dem lange gehofften Goldlande, von reichen Herrſchaften und unerſchöpflichen Schätzen nun bald erfüllt zu ſehen. —

Pizarro kehrte, weil er ſich zur Eroberung Peru's noch nicht ſtark genug glaubte, mit zwei jungen Peruanern, die er als Dolmetſcher zu gebrauchen dachte, verſchiedenen goldenen und ſilbernen Gefäßen, einigen andern Peruaniſchen Kunſtarbeiten und etlichen Lama's, nach Panama zurück und machte Zurüſtungen, Peru anzugreifen. Da er bei dem Statthalter weder Gehör, noch Unterſtützung fand, ſegelte er unverzüglich nach Spanien und wußte ſich durch die blendenden Schilderungen der neu entdeckten Länder bald die Oberbefehlshaberſtelle über ein kleines Geſchwader von drei Schiffen und ein ſchwaches Truppencorps von nicht vollen 200 Mann, bei dem daſigen Hofe zu verſchaffen. Mit dieſem kehrte er 1529 nach Panama zurück, zog noch eine kleine Verſtärkung an ſich und landete im Februar 1531 zum zweiten Male in Peru. Nach mannichfaltigem ausgeſtandenen Elend und Drangſalen erreichten ſie die Landſchaft Koaque, eroberten den Hauptplatz und legten ſo den Grund zu der Eroberung des ganzen mächtigen Reichs Peru und zu der ſtufenweiſen Entdeckung der übrigen Südamericaniſchen Länder, welche alle nach und nach, meiſtens durch die Gewalt der Waffen, unter die Herrſchaft der Europäer kamen. Dieſe ſind, wie wir aus dem Vorhergehenden wiſſen, vornämlich die Spanier und Portugieſen, nach ihnen die Holländer und Franzoſen. Nur wenige Landesſtriche ſind noch in dem Beſitze der Ureinwohner, der Indier. Seit der Franzöſiſchen Revolution haben ſich auch die Engländer mehrerer Provinzen und Colonien, namentlich der vormaligen Hol-

ländischen und Französischen, bemächtiget, in deren Besitze sie vor der Hand noch sind *).

3.

Natürliche Beschaffenheit. Klima, Boden, Fruchtbarkeit. Gebirge. Gewässer, sowohl Flüsse als Seen.

Da mehr als ⅔ von Südamerica in dem heißen Erdstriche liegen, und zwar größtentheils in dem heißesten Südgürtel, so ist hier die Hitze sehr groß und beinahe das ganze Jahr hindurch herrschend, die Luft beßändig schwül, (die Nächte ausgenommen) und für die nicht daran gewöhnten, nachtheilig und ungesund. Nach der Naturart dieses Himmels giebt es hier zwei Sommer, die zwar in der ganzen weiten Strecke dieser ausgedehnten Länder etwas genauer eintreffen, als auf den Antillischen Inseln, aber doch nicht verhindern können, daß wegen der zahllosen und ungeheuern Gewässer und Wälder, die Atmosphäre beinahe ununterbrochen heißfeucht ist. Außerdem verursacht der Regensommer gemeiniglich sehr häufige und große Ueberschwemmungen, weil das Wasser von den höchsten Bergen und aus den größten Flüssen der Erde in die weitesten Ebenen strömt und lange stehen bleibt. Die Berge sind fast immer mit den tiefsten Schneelagen bedeckt,

*) England behält von dem ehemals Holländischen Besitzungen: Das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice im Nordosten von Südamerica und giebt Surinam und die Insln Curaçao und St. Eustache, so wie die Holländische Niederlassung auf Java an Holland wieder zurück.

die Ebenen brennend heiß und mit einer erstickenden Luft erfüllt, die Gewitter heftig und die Nächte in vielen Gegenden durch einen starken, aber sehr befruchtenden Thau, feucht und kühl. In andern Strichen ist die Witterung wieder sehr milde und die Luft gesund. — Große Strecken sind noch völlig unangebaut und mit Moräſten, Sümpfen und Waldungen bedeckt, folglich sehr ungesund. In andern Gegenden findet sich wieder fruchtbares Land und vortreffliches, von der Natur reichlich ausgestattetes Erdreich, das die herrlichſten Producte liefert. Fruchtbare und angenehme Thäler wechseln hier mit den schönſten Anpflanzungen und Hainen, voll der köſtlichſten Südfrüchte und anderer Gewächse. Viele Gegenden, zumal im Inneren des Landes, kennt man noch gar nicht. —

In Abſicht der Gebirge Südamerica's kann man drei Syſteme annehmen. Die berühmten und ſowohl der Breite als Länge nach erſtaunlichen Cordilleras de los Andes, oder das Andiſche Kettengebirge*), welche die ganze Weſtſeite von Süd- und zum Theil auch von Nordamerica einnehmen, können das erſte Bergſyſtem heißen. Sie theilen ſich gleichſam in zwei, von Süden gegen Norden laufende, ungeheuere Wälle. Den Anfang derſelben kann man an der äußerſten Südſpitze, bei der Magelhaniſchen Straße, annehmen, wo Staatenland und Feuerland aus dem Meere, als anſehnliche Glieder der Kette, vereinzelt emporſteigen und das Vorgebirge Froward die Fortſetzung anknüpfet. Von der Nordſeite der Magelhaniſchen Straße bilden ſie die Doppelkette, die weſtliche und öſtliche. Sie folgen immer ziemlich parallel den Küſten des ſtillen Meeres und entfernen

*) Das Spaniſche Wort *Cordilliéra* bedeutet eine Kette, und Anden iſt der eigentliche Name dieſer Gebirge. Es iſt folglich uneigentlich geſprochen, wenn man dieſe Berge, (ſowohl in Süd- als Nordamerica) die Cordilleras nennt.

sich selten über 6 Meilen von derselben. In der Gegend von Potosi und dem See Titikaka erreichen sie ihre größte Breite; bei Quito, unter dem Aequator, sind die höchsten Gipfel derselben und zugleich die höchsten Bergspitzen, die man auf unserm Planeten kennt. Zwischen beiden Reichen liegt in unzähligen fruchtbaren und reizenden Thälern romantisch schön der beste und fruchtbarste Theil der Königreiche Chile, Peru und Quito. Bei Popayan endet und theilt sich die große Kette in mehrere Zweige, von denen besonders zwei merkwürdig sind. Der eine zieht sich bis über die Erdenge Panama hinaus, der andere dehnt sich zwischen den Becken des Orénoco und St. Magdalenenflusses hin. — Merkwürdig ist es, daß unter den Eisbergen, woraus diese höchsten Gebirge der Erde bestehen, zugleich auch Vulkane sind, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die allermeisten von ihnen vulkanischen Ursprungs sind, und in verschiedenen Zeitaltern weit schrecklichere Ausbrüche erlitten haben mögen, als man von der Art in andern Welttheilen kennt. In dem ganzen weiten Raume vom 26. — 45. Grad südl. Br. findet man eine Menge feuerspeiender Berge, und nicht ohne Grund ist zu vermuthen, daß selbst die Insel Terra del Fuego (das Feuerland) durch einen großen Ausbruch unterirdischen Feuers von dem festen Lande abgerissen und so die Magelhanische Straße gebildet worden ist.

Im Westen enthalten diese Gebirge die Quellen von unzähligen Küstenflüssen und im Osten von den größten Strömen der Erde. Ihre Höhe ist erstaunlich, und nicht weniger als 12 derselben sind zwischen 15.000 bis 20.000 Fuß hoch über den Meeresspiegel erhaben. Sie trennen die schmalste Küste von der breitesten Ebene des Erdbodens, und haben im Westen gegen das große Weltmeer die stärkste und kürzeste Abdachung, so wie im Osten gegen den Atlantischen und Aethiopischen Ocean die schwächste und längste,

die Ebenen brennend heiß und mit einer erstickend
erfüllt, die Gewitter heftig und die Nächte in vi
genden durch einen starken, aber sehr befruchten
feucht und kühl. In andern Strichen ist d
wieder sehr milde und die Luft gesund. —
sind noch völlig unangebaut und mit Mor
und Waldungen bedeckt, folglich sehr u
dern Gegenden findet sich wieder frucht
treffliches, von der Natur reichlich a
das die herrlichsten Producte liefert.
nehme Thäler wechseln hier mit ... Cordille
zungen und Hainen, voll der ... e Kette v
anderer Gewächse. Viele Geg ... Mittelpunkt de
Landes, kennt man noch g ... zu seyn. Von dies

In Absicht der G ... Reihe bis weit nach Nor
drei Systeme annehmen ... des Flusses St. François ein
Breite als Länge nach ... Roque endiget. Ein anderer
Andes, oder das ... und verbreitet sich längs der
die ganze Westsei ... Rio Janeiro bis nach Rio San
Nordamerica ei ... endlich, Matogrosso, geht ge
stem heißen. ... eine sehr große Fläche oder
den gegen N ... zwischen dem Maranhon (Amazonen
fang versel ... weite.
der Mag ... Bergsystem ist das kleinste und noch
kand v ... besteht aus einem Haufen von Ber
Gliede ... dem See Parima anfangen und den
birge ... Guiana bilden. Ein Arm davon reicht
Ni ... Nord, ein anderer bis an den Orinoco
ke ... mäßige Höhe. Im Südwesten verliert
F ... großen Ebene, wo die Nebenflüsse des Ma
... Orinoco Gemeinschaft haben. Mit den An
... in gar keiner Verbindung. Durch die Ab
... werden die Wasserfälle im Orinoco ge
... berühren sich auch die drei großen Flächen
... Maranhon- und La Plata-Flußgebietes un

besonders längs des Maranhon. Die Winde wehen auf ihren Rücken so schneidend, daß sie alles Lebendige tödten und so verhärten, daß das Fleisch nicht in Verwesung übergehet. Da sie sich von der Magelhanischen Straße bis an die Meerenge von Panama, und von da in Nordamerica, bis an den 40. Gr. n. Br. erstrecken, so beträgt ihre ganze Länge gut und gerne 1,500 geographische Meilen.

Das zweite Bergsystem in Südamerica findet sich in dem großen Brasilien. Nicht ganz schicklich nennen einige Erdbeschreiber auch diese Gebirge Cordilleras, denn sie bilden eher eine Gruppe als eine Kette von Bergen. Die Hauptgrundlage oder der Mittelpunkt derselben scheint bei Minas-Geraes zu seyn. Von dieser großen Bergmasse zieht sich eine Reihe bis weit nach Norden hinauf, die das Becken des Flusses St. François einschließt und sich bei Cap Roque endiget. Ein anderer Arm reicht nach Süden hin und verbreitet sich längs der Küste, besonders von Rio Janeiro bis nach Rio San-Pedro. Ein dritter Ast endlich, Matogrosso, geht gegen die Campos-Parecis, eine sehr große Fläche oder Ebene, die ihre Flüsse zwischen dem Maranhon (Amazonenstrom) und La Plata theilt.

Das dritte Bergsystem ist das kleinste und noch wenig bekannt. Es besteht aus einem Haufen von Bergen, die sich bei dem See Parima anfangen und den Mittelpunkt von Guiana bilden. Ein Arm davon reicht bis an das Cap Nord, ein anderer bis an den Orinoco und hat nur eine mäßige Höhe. Im Südwesten verliert sie sich in einer großen Ebene, wo die Nebenflüsse des Maranhon und Orinoco Gemeinschaft haben. Mit den Anden stehen sie in gar keiner Verbindung. Durch die Abdachung derselben werden die Wasserfälle im Orinoco gebildet, und so berühren sich auch die drei großen Flächen des Orinoco- Maranhon- und La Plata-Flußgebietes un-

mittelbar. Nach dieser Skizze werden wir bei den einzelnen Ländern die Gebirge und Vulkane näher und genauer beschreiben.

Die majestätischen Ströme Südamerica's übertreffen alle andere der 4 übrigen Erdtheile, sowohl an der Breite ihres Bettes, als an der Weite ihres Laufs. Den ersten Rang nimmt:

1) Der stolze Maranhon oder Amazonenstrom ein. Dieser König aller Ströme ist in Südamerica das, was der St. Lorenzstrom in Nordamerica und die Wolga in Rußland ist. Er entspringt in den Anden durch den Zusammenfluß mehrerer, ziemlich ansehnlicher Bäche, unter welchen der Ukayali und der Ober-Maranhon die vornehmsten sind, unweit des Berges Pongo de Borgas *) und des Sees Laurikocha, etwa 18 Meilen nordöstlich von Lima, unter 10½ Gr. s. Br. Anfangs nimmt der Ukayali (der aus dem Titikakasee entspringt) einen langen Umweg durch die Anden nach Norden, ehe er sich mit dem Ober-Maranhon (welcher aus dem Laurikochasee fließt) vereiniget. Dieß geschiehet unter dem 4ten Grad s. Br., unweit San-Joaquin-d'Omaguas, von wo an der Strom den Namen Maranhon und nachher Amazonenfluß führet. Von der Vereinigung des Ukayali und Ober-Maranhon an strömt der schon sehr breite und tiefe Fluß nordöstlich durch unermeßliche Ebenen, wo von allen Seiten mehrere Nebenflüsse, (deren einige an Größe der Donau und dem Nil gleich kommen) **) ihm ihre Gewässer zuführen. Darauf beugt er sich ganz ostwärts und

*) Nach Stein, auf dem Chimborasso.
**) Man zählt ihrer über 60.

hat, während er eine Strecke von mehr denn 860 geographischen Meilen durchläuft, einen Fall von fast 1 Zoll auf jede Meile, ist 100 — 108 Klafter tief, in der untern Hälfte seines Laufs ¼ — ½ Meile, weiter hin 1 bis 3 und 5 Meilen und bei seiner Mündung 20 — 36 Meilen breit und einem Meere gleich, wo das Auge Mühe hat, seine beiden Ufer auf einmal zu überblicken. Er versüßt das Meerwasser auf 20 Meilen weit hinaus und die Ebbe und Flut läßt sich auf ihm schon in einer Entfernung von 125 Meilen wahrnehmen. Er ist fast in seinem ganzen Laufe mit einer Menge Inseln bedeckt. — Bei seiner Ergießung in's Meer entsteht ein furchtbarer Kampf zwischen dem Wasser des Stroms, das sich seiner Masse zu entladen strebt, und den Wellen des Oceans, welche in's Bett des Flusses zu bringen bemüht sind. Nicht selten steigen beide Gewässer zu der Höhe einer Mauer von 12—15 Fuß und stürzen mit einem Tosen zusammen, das man mehrere Stunden weit hören kann; bald werfen sie sich auf die anliegenden Ufer mit einer Gewalt, die Alles niederzureißen droht. Wehe dem verwegenen Schiffe, das diesen Wirbeln zu nahe kommt! — Man nennt diese Erscheinung Pororoca —

Dieser größte aller Ströme der Erde hat Nebenflüsse, welche anderswo bedeutende Ströme seyn würden, da sie an Breite und Tiefe den größten Hauptflüssen der übrigen Welttheile wenig oder nichts nachgeben, z. B. der de la Madera, Napo, Yupura, Parana, Cuchiwara, Yutay, Puruz ꝛc. Hier sind dieß erst Flüsse vom dritten und vierten Range. Der Rio Negro, der von den Gränzen der Provinz Popayan kommt und den aus Guiana herfließenden Parima aufnimmt, verdient gewiß den Namen *rio grande* (großer Fluß), da er über 180 Meilen weit strömt, und an

manchen Stellen ½ bis 1 Meile breit und 20 — 24 Klafter tief ist. Auch er wird von dem ungeheuern Amazonenstrom verschlungen. Das Flußgebiet dieses Riesenstroms wird dem Umfange des Mittelländischen Meeres gleich geschätzt. Dazu hat er noch das Eigenthümliche, daß sein Gebiet sich auf beide Seiten des Aequators, am meisten aber über die Südseite hin, ausdehnt, und er selbst gerade unter dem Aequator seine Mündung hat.

Bis an den Zusammenfluß des Rio Negro mit dem Amazonenstrome nennen die Portugiesen den letztern Rio de Solimoens (Fluß der Fische), weil er überaus fischreich ist: weiterhin erhält er den Namen Amazonenfluß, oder bei den Spaniern Marañon. Der größte aller Nebenflüsse des Amazonenstroms aber ist der Madera, der von Süden heraufkommt, durch den Zusammenfluß des Beni und Mamore, (die ihre Quelle in Potosi haben) entsteht und eben so weit, wo nicht weiter, als der Ukayal fließt. Die beiden, ebenfalls sehr beträchtlichen, Flüsse Topopos und Xingu kommen von derselben Seite, wie der Madera her, nämlich von Süden und ergießen sich wie er, in den großen Ableitungscanal des Marañon. Aber der Tokantines, welcher gleichfalls aus Süden heraufkommt und in dem zweiten Bergsystem in Brasilien bei de los Almas entspringt, muß mit seiner Mündung als unabhängig vom Amazonenstrome angesehen werden, ob er gleich mit diesem durch einen Verbindungscanal (Tajipura), nahe am Ausflusse in den Atlantischen Ocean, zusammenhängt. Er gehört ebenfalls mit unter die großen Flüsse, denn die Länge seines Laufs beträgt über 300 Meilen. — Nach dem Marañon folgt

2) Der Rio de la Plata oder Silberfluß. Er entsteht, wie fast alle große Ströme, ebenfalls aus der Vereinigung mehrerer ansehnlicher Flüsse, unter welchen der Para-

guai und Parana die bedeutendsten sind, so daß ihn die Eingebornen selbst in seinem ganzen Laufe Parana nennen. *) Der Parana entspringt aus vielen Armen im südlichen Brasilien unterm 20. Grade der s. Br., unweit San Juan del Rey, und läuft Anfangs von Nordosten nach Südwesten durch Ost-Paraguai, wendet sich sodann westwärts und vereiniget sich mit dem Rio Paraguai, der aus dem See de los Xarayès, unter dem 13. Gr. 30 Min. s. Br., in der Sierra de Paraguai, entspringt, nachdem er vorher den Pico-mayo, Vermejo, oder Rio grande und Salado aufgenommen hat; läuft dann südwärts, beugt sich endlich nach Südosten herum, wo von Nordosten her der große Uruguai (dessen Quellen unter dem 28. Grade der s. Br. in den Gebirgen, unweit der Insel St. Catharina, zu suchen sind) in ihn fließt, und heißt von da an, nicht weit von Buenos Ayres, unter 34 Grad südlicher Breite, bis zu seinem Ausflusse in's Atlantische Meer, Rio de la Plata oder Silberfluß. Sein majestätischer Lauf kommt in der Breite dem Laufe des Marañon gleich; denn er steigt von ½ bis zu 2 und 3 Meilen und bei seinem Ausflusse ist er noch vor Buenos Ayres 10, weiterhin 15 und endlich zwischen den Vorgebirgen St. Maria im Norden, und St. Antonio im Süden, an 20 Meilen breit, aber wegen der Menge der Klippen und Wasserfälle, von denen manche 1500 — 2000 Toisen breit und 60 — 70 Fuß hoch sind, und der sich durchkreuzenden Ströme, äußerst gefährlich zu beschiffen. Für große Schiffe ist er nur bis 200 Meilen vor seiner Mündung befahrbar. Der Parana ist tiefer, als der La Plata und Uruguai, und den Schiffern weder durch so viele Sandbänke, als der

*) Den Namen Rio de la Plata oder Silberfluß hat er erst von den Spaniern bekommen.

La Plata, noch durch so viele Felsenriffe, als der Uruguai, gefährlich. Die unermeßliche Mündung dieses gewaltigen Stroms verdient eher den Namen eines Golfs, als eines Flusses, da man sie kaum zu übersehen im Stande ist. Sein größter Wasserfall ist der bei Guaira unterm 24. Gr., 4 Min. der s. Br., wo sich der fürchterlich reißende Strom mit einer unwiderstehlichen Wuth 6 Meilen weit mitten durch die schrecklichsten Felsenwände hindurchdrängt und in einem kaum 30 Toisen breiten Canal in einem Winkel von 50 Graden mit fürchterlichem Tosen und Schäumen herabstürzt.

Sein Name hat zu lächerlichen Hoffnungen Veranlassungen gegeben, als würde man große Schätze von Silber in seinem Bezirke finden, da doch weder Silber noch Gold, noch Diamanten, in ganz Paraguai gefunden werden. Eine zahllose Menge Inseln brechen seine Fluten, und dienen ganzen Heerden wilder und zahmer Thiere zum Aufenthalte und zu Weideplätzen. Seine Ufer sind nicht sehr hoch, aber wild, schauerlich und zerrissen. Tausende von Bäumen rollen tagtäglich in die tosende Flut; auch findet man viele versteinerte Knochen in und um ihn. Auf beiden Seiten sind sie, wie die des Amazonenstroms, mit unermeßlichen Wäldern bedeckt. Beide Flüsse verursachen oft erschreckliche Ueberschwemmungen. — Ein weit kleineres Gebiet hat

3) Der Orinoco, Südamerica's dritter Hauptfluß, indem er den beiden vorhergehenden weder an Länge noch Breite gleichkommt. Sein östlicher Hauptarm, Paragua genannt, kommt aus dem südlichen Ende des großen Sees Parima im Südost des Spanischen Vice-Königreichs Neu-Granada, wendet sich Anfangs nach Westen, dann wieder in einer großen Krümmung hinauf nach Norden und endlich in östlicher Richtung nach dem Atlantischen Meere, in welches er sich mit 10

bis 12 Armen, nachdem er mehrere bedeutende Flüsse *), z. B. den Guiarary, Kassiquiari, Ymirrida, Meta, Apáre, Caroni u. a. m. aufgenommen hat, unter dem 1sten Gr. der s. Br., der Insel de la Trinidad gegenüber, ergießet. Er hat aber noch andere Quellen oder Anfangszuflüsse, die noch nicht recht bekannt sind, aber wahrscheinlich im Norden oder Osten des Parima-Sees zu suchen seyn mögen, so daß er aus diesem See in 3 Canälen bloß wieder herauskommt. Durch den Kassiquiari steht er, als wie durch einen Canal, mit dem Rio Negro, und durch diesen mit dem Amazonenstrome in Verbindung. Gewöhnlich fließt er ½ Meilen breit, hat mehrere Untiefen und große Wasserfälle, unter welchen nach v. Humboldt der Maypurische und Aturische die höchsten sind, bei seinem Eintritt in das Atlantische Meer viele Inseln, Sandbänke, Klippen und Untiefen, welche die Schifffahrt sehr gefährlich machen, und richtet besonders während der Regenzeit, große Ueberschwemmungen an, so daß er nicht selten eine Breite von 20 und mehr Meilen erreicht, 500 Fuß tief ist und so langsam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Er macht die Gränze zwischen Venezuela, Carracas und Neu-Andalusien. Von Manchen wird er auch Paria, von dem östlichsten Distrikte Paria in Neu-Andalusien, an welchem er hinfließt, genannt. Sein ganzer Lauf erstreckt sich über 450 Meilen. In vielen Gegenden, wo Ebenen und Niedrigungen sind, ist er 2 — 3 Meilen breit. Bei seinem Ausflusse macht er außer den Hauptarmen, noch eine Menge kleinerer Mündungen. Alle 20 — 25 Jahre erfolgt eine allgemeine große Ueberschwemmung; wovon man auf hohen Felsen und Klippen noch unvertilgbare Spuren an dem zähen Schlamme siehet, den

*) Einige zählen ihrer 50; Andere noch mehrere.

weder die Sonnenhitze, noch die nachherige Regenflut zu verwischen im Stande ist. — Ein sehr ansehnlicher Fluß mit einem eigenen Gebiete ist auch:

4) Der große Magdalenenfluß. Er entspringt im südlichen Popayan, unter dem Aequator, etwa 5—7 Meilen von Quito, fließt nördlich hinauf im Westen von Neu-Granada, hierauf an der Gränze zwischen Carthagena und St. Martha hin, bis er unterm 11ten Gr. der Nordbreite, unweit Carthagena das Karaibische Meer erreicht. Die Länge seines Laufs beträgt an 500 Meilen.

Dieß die Hauptflüsse. Die in jeder Provinz strömenden versparen wir bis zur Beschreibung der einzelnen Länder.

Unter den stehenden Seen Südamerica's sind folgende die merkwürdigsten:

1) Der Marakaibo. Er liegt in Venezuela, über und unter dem 10ten Grad nördlicher Breite, hängt mit dem Meerbusen von Venezuela und dem Karaibischen Meere zusammen, ist 15 Teutsche Meilen lang, hat 75 Meilen im Umfange, und wimmelt von den vortrefflichsten Fischen.

2) Der Parima, im Südosten der Provinz Neu-Andalusia. Er ist nicht immer von gleicher Größe, sondern durch Ueberschwemmungen abwechselnd bald größer, bald kleiner, gewöhnlich über 20 Meilen lang und halb so breit.

3) Der Laurikocha, unter dem 10. Gr., 14 Min. s. Br., aus welchem der Marañon seinen Ursprung nimmt.

4) Der Chinchaykocho, unter dem vorigen, etwas größer. Beide im Westen des Vicekönigreichs Peru.

5) Der Titikaka, ebenfalls in Peru, ein großer Steppensee zwischen dem 16—18 Gr. der s. Br., von 600

Fuß Tiefe und 40 Meilen im Umfange. Er hängt mit dem Aullagas zusammen.

6) Südwestlich vom Marakaibo liegt auch noch ein ansehnlicher See, so wie in Cayenne, deren Namen nicht recht bekannt sind.

7) Der Palcipa und Zagana, in der Provinz San Miguel de Tukuman im Vicekönigreiche Rio de La Plata.

8) Der Tehuel- und Notakosee in Patagonien.

9) Der Ibera zwischen den Flüssen de la Plata, Uraguai und Parana, 30 Spanische Meilen breit.

10) Der größte ist der See de los Xarayes, unter dem 17 — 20. Gr. der s. Br., längs dem Paraguai. Er ist 110 Spanische Meilen *) lang und 40 Meilen breit und entsteht aus periodischen Ueberschwemmungen des Landes, daher er auch oft austrocknet und dann ein gräßlicher Sumpf ist.

11) Der Merim- oder Mirunsee, und de los Patos oder S.t. Pedro an der Südspitze von Brasilien.

Die übrigen kommen bei der Darstellung der einzelnen Provinzen vor.

4.

Meere, Meerengen, Meerbusen und Baien, Küsten, Vorgebirge, Inseln und Halbinseln.

Die Meere, welche Südamerica umschließen, sind im Norden der Mexicanische Golf und das Karaibische Meer, im Westen das stille Meer, im Osten das Atlantische und im Süden ebenfalls das stille

*) 20 Spanische Meilen sind 15 Geographischen gleich.

Meer. — Die merkwürdigste Meerenge ist die Magelhanische Straße zwischen der südlichsten Spitze des ganzen Erdtheils und der Insel Terra del Fuego. Sie sondert die letztere von dem festen Lande in einer hin und wieder sehr krumm laufenden Strecke von mehr denn 40 Meilen ab, und hat ihren Namen von ihrem Entdecker Magelhaens oder Magellan, der sie 1520 zuerst befuhr, erhalten. Die Durchfahrt ist gefährlich, weil sie schreckliche Brandungen macht, den heftigsten Stürmen ausgesetzt, und mit Inseln, Untiefen und Felsklippen bedeckt ist. Sie fängt beim Cap Virgin, unter dem 35 Gr. der Südbreite, an, ist über 100 Meilen lang und geht aus dem Atlantischen Ocean in das stille Meer. Eine andere kleinere Meerenge ist die, welche aus dem See Maracaibo in's Karaibische Meer führt. Endlich die bei den Falklandsinseln zwischen der Insel Falkland und Soledad, und an der Westseite von Patagonien zwischen dem festen Lande und den Inseln, Chiloe, tres Montes, de la Campana, la Madre de Dios und St. Lucia; die Straße le Maire zwischen der Staateninsel und dem Feuerlande. Einige weniger bedeutende werden weiter hin bei der einzelnen Länderzeichnung vorkommen.

Es fehlt in Südamerica auch nicht an Meerbusen und Baien; doch erreicht keiner die Größe des Mexicanischen Golfs, der Baffins- oder Hudsonsbai in Nordamerica. Die merkwürdigsten sind:

1) Im Norden: Der Meerbusen von Panama, Darien, Morosquil oder Tolu, der bei Porto Gabello und Cumana.

2) Im Osten: Der Golf Triste, in den die Mündungen des Orinoco gehen, und vor welchem die Insel

St. Trinidad liegt: der Busen hinter dem Vorgebirge Barima; der Golf, welchen der Amazonenstrom und Tokantinesfluß macht; die Bai de todos los Santos (Allerheiligenbai) (12 Gr., 25 Min. s. Br.), Sagacy (25 Gr.), St. Vincent- oder Santosbai, darüber (24 Gr.); die Bucht Marim oder Miram und de los Patos oder San Pedro an der südlichen Landspitze von Brasilien; der große Golf des de la Plata stroms; die Bai St. Joseph, die Bahia Nueva; der Meerbusen St. George, die Bai de los Camarones, St. Julian, Sartines, de Nadales, die 7 letztern alle allein in Patagonien.

3) Im Süden: einige kleinere Buchten an der Insel Terra del Fuego.

4) Im Westen, und zwar von Norden nach Süden herab: Der Meerbusen von St. Miguel, die Bai von St. Antonio, Bonaventura, Choko, der große Golf de Guayaquil, Salinas, Chonos, die Bai Barregan (im Vicekönigreich Rio de la Plata); der Meerbusen de Pennas und de la Trinidad in Patagonien, u. a. m.

Die Küsten an der Ostseite von Südamerica sind mehr flach als bergig; da hingegen die an der Westseite mehr bergig, als eben sind. Auch die nördliche Küste hebt mit Bergen an; überall aber ergießen sich eine Menge Küstenflüsse in's Meer. Die niedrigen Küsten von Guiana sind großen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und an mehreren Orten durch Dämme geschützt. Mehrere Gegenden sind bis an's Meerufer ein dichter Wald, andere sandig, manche sumpfig und morastig. Viele gewähren den zu Schiffe ankommenden Reisenden einen überaus angenehmen, man-

nichfaltigen und reizenden Anblick durch ihr abwechslendes Grün, die fremden Gewächse, oder das romantisch-wilde Ansehen, zumal in der Nähe der Mündungen großer Ströme, welcher Genuß noch durch die vielen Vorgebirge erhöhet wird. Die merkwürdigsten der letztern sind:

1) Im Westen: das Cap Corrientes, San Francisko, Passado, Lorenzo, Monte Christi, Blanco, Tumbez, Mallabrigo, St. Nicolas, Colos, Las Vetas, Chinival, Torell, Totoral, Ballena, Governador, Topocalma, Huinos, Rumena, Gglera, Guilan, de tres Montannos, Corso, das Vorgebirge der 3 Spitzen, St. Jago, St. Lucie, Isabel; die letzten 8 in Patagonien.

2) Im Süden: Das Cap Victoria, Pilares, Froward, St. Trinidad, Glouceſter, Negro, Deſolation, Horn (das wichtigste), de bon Succes, St. Jean; die letzteren auf der Insel Terra del Fuego.

3) Im Osten: Das Vorgebirge Diego, St. Vincent, de la Reine Charlotte, del Spirito Santo, noch auf der genannten Insel; de las Virgines, Corel, Barrera, de los Deſuesos, Blanco, de la Malaspina, St. Antonio, St. Helena, de Bahia Nueva, de Lobos, Corrientes, alle in Patagonien. Weiter hinauf nach und an Brasilien: Cap Maldonado, Santa Maria, St. Sebastian, Erio, Thomä, de la Conception, Roque, Palmeras, Cuma, Maguari (nahe bei der Linie), del Norte, Orange, Nassau, de Barima u. a. m.

4) Im Norden; das Vorgebirge de la Aguja, de la Vela, Hikakos, Drava, de tres Puntas, Megillones, de la Galera, auf der Insel Trinidad.

Die merkwürdigſten Inſeln und Halbinſeln der großen Südamericaniſchen Halbinſel, (deren Beſchreibung weiterhin folgen wird), ſind folgende:

1. Inſeln: a) Im Norden; im Karaibiſchen Meere: St. Anna, (ſcheint aber eher eine Halbinſel zu ſeyn) Oruba, Curazao, Blanca, Margarita, de la Trinidad ꝛc., welche von Andern aber ſchon zu Weſtindien gerechnet werden. b) Im Oſten: Cayenne, Maraka, Carpori, Caviana, (über dem Aequator) die Inſel de Juanos, welche bei dem Ausfluſſe des Amazonenſtroms, des Toccatines und des Tajipura-Arms gebildet wird; Marahao (St. Louis), St. Sebaſtian, St. Franziſko, St. Catharina, die Falklandsinſeln oder Malouinen (zwiſchen dem 51. und 52. Gr., 30 Min. der Südbreite) u. ſ. w. c) Im Süden: Die Staateninſel, die Hermitesinſeln, Inſel St. Ildefons, die große Inſel Terra del Fuego oder das Feuerland, nebſt mehreren kleineren, daran herumliegenden. d) Im Weſten, und zwar vom Norden nach Süden herab: Die Perleninſeln im Meerbuſen von Panama; de las Palmas, el Reposo, Puna im Golf von Guajaquil; die Inſeln de Juan Fernandez (unter 33 Grad ſüdl. Br.), die anſehnliche Inſel Chiloe, mit noch einer zahlreichen Gruppe kleinerer (zwiſchen 44 und 45 Gr. der Südbr.), ſämmtlich an der Küſte von Chile; die große Inſel tres Montes mit einer Menge kleinerer, (wenn ſie nicht eine Halbinſel iſt) de la Campana, la Madre de Dios ꝛc.

2. Halbinſeln: a) Auf der Nord- und Oſtſeite: Maracaibo, die äußerſte Spitze dieſer Provinz, San Joſeph in Patagonien. b) Auf der Süd- und Weſtſeite: Die Halbinſel, deren Spitze das Vorgebirge Iſabel iſt; de tres Montes.

5.

Ackerbau, Viehzucht, Industrie. Producte der 3 Reiche der Natur. Handel. *)

Da wir bei der Beschreibung der einzelnen Länder von allen diesen Gegenden noch besonders reden werden, so stehe hier nur einstweilen die Skizze, eine kurze Uebersicht davon. —

Die weise Anordnung der Natur hat auch in Südamerica dafür Sorge getragen, daß, bei gehörigem Fleiß und aufmerksamer Umsicht der Menschen, beinahe überall der Boden culturfähig und zum Ackerbau geschickt ist. Es giebt nicht nur an sich allenthalben fruchtbare Gegenden, sondern mehrere können auch durch Kunst und darauf gewendete Sorgfalt benutzt werden, der Natur allerlei Erzeugnisse abzugewinnen. Es ist hier ganz anders, als in Nordamerica, wo theils die strenge Kälte, theils der schlechte, undankbare Boden, durchaus nichts aufkommen noch gedeihen läßt. In Südamerica gelangt Alles zu seiner gehörigen Reife, und es kommen daselbst auch fast alle Europäische Gewächse, mit denen man den Versuch gemacht hat, vortrefflich fort. Es werden daher auch in sehr vielen Strecken dieses großen Landes allerlei Feld- und Gartengewächse, Getraide, Hülsenfrüchte, Wein, u. s. w. im Ueberflusse gebaut und geärntet. In einigen Gegenden, z. B. in Peru, ist der Aernte-Ertrag 40 — 50, in andern 70 — 80, und in einigen sogar 100 — 150fältig. Die Kartoffeln werden nicht gebaut, weil sie wild auf den Feldern wachsen, am häufigsten in Peru und Chile,

*) Größtentheils nach Antonio de Ulloa Nachrichten vom südlichen America, und Kutschker's America; 3 Bdchen.

daher hier ihr eigentliches Vaterland zu seyn scheint. Das Zuckerrohr baut man in großer Menge, so auch Reiß, Kaffee, Indig, Mais, Tabak, Oelpflanzen u. s. w. Man könnte noch weit größeren Gewinn ziehen, wenn man den Ackerbau mehr vervollkommnete, emsiger betriebe und aufmunterte. Doch wird er jetzt hier und da, besonders in dem Spanischen Südamerica und in Brasilien, durch Belohnungen geweckt.

Viehzucht und Jagd sind in den meisten Provinzen sehr einträglich und werden mit gutem Erfolge getrieben, die erstere aber noch lange nicht so, als in Europa. Hornvieh ist im Spanischen Südamerica in solcher Menge vorhanden, daß ein Stück davon nicht mehr als 3 — 4 Piaster kostet. Mancher Landeigenthümer besitzt Heerden von 6000 — 10,000 Stück, von denen gewöhnlich 1000 und darüber zum Schlachten abgesondert und zum Einpöckeln auf die Schiffe verbraucht werden. Die aus Spanien hierher gebrachten Schaafe haben sich ungemein vermehrt und in der Wolle noch mehr veredelt, so daß diese an Länge, Weichheit und Feinheit der Wolle, den besten Angorischen Ziegen gleichkommt.

Kunst- und Gewerbfleiß, so wie Wissenschaften und wissenschaftliche Bildung finden zwar Liebhaber und Beförderer, sind aber dennoch erst im Emporsprossen begriffen und lange noch nicht zur vollkommnen Reife gediehen. Südamerica ist auch eben der Boden nicht, auf dem sie sehr gedeihen können. Gemächlichkeit, Weichlichkeit, Handelsgeist, fälschlich geglaubte Entbehrlichkeit, auch Mangel an Händen und Köpfen, legen ihnen unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Doch findet man in den Hauptstädten die nothwendigsten Handwerke, meistens aber bloß von Europäern betrieben, Buchdruckereien, auch Fabriken, Kunstsammlungen, Bibliotheken, Schulen, Universitäten, u. s. w. Malerei und Musik werden zwar

geschätzt, schränken sich aber bloß auf einige, von Europäern bewohnte Orte ein. Dafür ist der Handel in desto größerem Flor, und sein Umfang übertrifft alles Andere. Fast Jeder ist von demselben beseelt und sucht sich auf diesem Wege Wohlstand und Reichthümer zu erwerben, wenn es auch nur vermittelst des Schleichhandels geschehen sollte. Ganze Flotten bedecken des Handels wegen die umliegenden Meere und inländischen großen Flüsse. Möchte nur nicht auch der abscheuliche, menschenentehrende Negerhandel mit unter dieser Kathegorie begriffen seyn! Denn noch ist diesem heillosen Uebel, trotz aller Bemühungen, nicht gänzlich gesteuert worden! —

Die Gegenstände des Handels, sowohl der Ein- als Ausfuhr, werden weiterhin bei jedem einzelnen Lande namhaft gemacht werden, da ihrer eine unendliche Menge sind und Wiederhohlungen alsdann unvermeidlich wären. Bloß dieß bemerken wir noch, daß der Handel auch hier in den See- und Landhandel zerfällt. —

Die Südamerica eigenthümlichen vornehmsten Naturerzeugnisse sind nach den drei Reichen der schaffenden Natur folgende:

1. In Pflanzenreiche: Mais, (mit doppelt so langen und dicken Aehren) als in dem übrigen America). Vanille, Quinoa (eine in den kältern Gegenden des südlichen America einheimische Pflanze, die man in Lima wie bei uns den Kaffee trinkt), Südfrüchte aller Art, Kartoffeln, Pfeffer, Ingwer, Indig, Zuckerrohr (auch das neue, von Otahiti eingeführte), Europäisches dorthin verpflanztes Getreide, Fruchtbäume und andere Gewächse, Kassave, Jukka oder Maniok, bitteres und süßes, (das letztere heißt Buffuli) Batatas, (Kamotes) Kaskarille, China, Kalaguala, Koka; eine Menge Fruchtbäume, mit den köstlichsten Früchten, von denen

wir die wenigsten kennen, als: Chirimoyos, Aguakates, oder Paltas, Guabas oder Pakaës, Nieperos, Guajabos, Lukumos, Palmbäume und Platanen; nebst anderen, deren Früchte von geringerem Werth und Geschmack sind, als: Algarrobos, Guarangos, wilde Sapotes u. a. m. Desgleichen: Mopamopabäume, (aus denen beständig eine Art Gummi tröpfelt) Cedern von verschiedenen Arten, ganze Wälder mit dem schönsten Bauholz, 20erley edle Holzarten für Ebenisten, Eben-, Brasilien- und Manschinellholz, Balsambäume, Baumwollenbäume, Fächerhölzer, Zimmtbäume, der Seringetbaum, welcher das elastische Harz giebt u. a. m. Alle diese Bäume, besonders aber die Palmen, werden durch eine unendliche Menge von dickern oder dünnern Winden (Bejukas) und Pflanzen so dichte in einander verflochten und verwickelt, daß es oft schwer wird, sie aus dieser Verwirrung herauszufinden. Eichen-, Kork- und Kastanienbäume giebt es fast gar nicht; bloß in Chile, wo das Klima dem Spanischen völlig gleich ist und alle 4 Jahreszeiten angetroffen werden, siehet man deren einige. — Mehreres hierher Gehörige wird bei den einzelnen Ländern angeführt werden.

2. Im Thierreiche: es giebt sowohl zahme, als wilde Thiere von allerlei Gattungen. Das Vieh, besonders das Last tragende ist so zahm und lenkbar, insbesondere in Peru und Chile, daß es von Kindern hingetrieben werden kann, wohin man will. Unter den zahmen Thieren finden sich: das Lama (Anta, Guanako) Vicunna (Schafkameel) in ganzen Heerden, Europäische Hausthiere, Pferde, Maulesel in Menge, Alpaka, (auch eine Art Wolle tragender Thiere) Viskacha, (eine Kaninchenart) u. a. m. Von wilden Thieren giebt es: Bären, Wölfe, Löwen, Tiger (Jaguar) Büffel, (Ciboros oder wilde Ochsen) Tapire, Quanuko oder das wilde Kameel,

Elenne, Pekaris oder Eiterschweine, Unzen, Faulthiere, wilde Schweine, Hirsche, Biber, Marder, Pakolamus, (eine kleine Gattung Wildprets in Peru) Füchse, Leoparden, Armadillo's, Kaninchen, eine Art merkwürdiger wilder Hunde, (Alko genannt), die aber von den Indianern zahm gemacht und zum Widerwillen und Anfallen gegen Spanier und Mestizen gewöhnt werden, das merkwürdige Thier Akorama, so groß wie der größte Hund, mit rothen Haaren, scharfen Zähnen und einer spitzigen Schnauze, das einen wehrlosen Menschen angreift und niederwirft, ihm aber nichts weiter thut, wenn er sich todt stellt; ferner Affen, (Brüllaffen, die unaufhörlich ein lautes Geheul erheben) Eichhörner, Meerkatzen, Cibai's, eine Art Wasserschweinchen mit Schwimmhäuten; tropische Vögel, als Kolibri's, Baumläufer, Sinsonten, (bei den Franzosen moqueur, Spötter, weil er die Stimme aller Thiere, welche er hört, nachäfft) ein vortrefflicher, lieblicher und schöner Singvogel, wie denn überhaupt die Natur in diesen Regionen an die Vögel die lebhaftesten und mannichfaltigsten Farben verschwendet hat; Mariposas, Azullejos, Turpianes, (alle 3 Arten sind Zugvögel, mit prächtigem Gefieder und vorzüglichem Gesang), der Felsenhahn, von der schönsten safrangelben Farbe, Reiher, Kurlis, (eine Art Wasservögel) der Tukan oder der Prediger, Condors, Piches, Gilgueros (Distelfinken), Papageien aller Art, Patos, (Wasservögel von sehr vielerlei Arten), Agami's, (von den Spaniern Trompeter genannt), ein großer, schöner und wegen seiner außerordentlichen Neigung um den Menschen zu seyn, höchst merkwürdiger Vogel. Außer seinem gewöhnlichen Geschrei, kann er noch aus dem Inneren seines Körpers besondere schnarrende Töne vermittelst einer kleinen Oeffnung am Schnabel, vor Freude über das Wiedersehen seines Herren, hervorbringen, woher der Name Trompeter. Kraniche, Trappen, Pe-

likane, Strauße, Flamingo's, Adler, Falken (Neblies), Saynutu's, (Aas fressende Vögel) Seevögel, Wasserhühner u. s. w. Ferner: Alligatoren (Crocodille von 12 bis 15 Fuß Länge), Wallfische, Schwertfische, Sägefische, sehr viele andere Arten von Fischen, auch Zitteraale, Sardellen, Anchovis, Chita's, Korvina's (2 sehr zarte und leckere Fische); Schildkröten, Purpurschnecken, Perlenmuscheln, Seekrebse, Seekälber, Seelöwen, Klapper- und andere Schlangen, auch die ungeheuere Riesenschlange (boa constrictor), große Wasserschlangen, Eidechsen, Vampyre, Krabben; Kochenillen, Muskiten, Haut- und Muskelwürmer, Scorpionen, auch Bienen u. a. m. *).

3) Im Mineralreiche. Hier ist unter den Metallen besonders die Platina merkwürdig, welche man bisher bloß im Spanischen Südamerica gefunden hat. Wie groß die Menge Gold und Silber sey, welche Südamerica producirt, kann Spanien allein zur Genüge zeigen. Außerdem Zinn, Kupfer, Blei, die prächtigsten und unschätzbarsten Edelsteine, als Diamanten, Smaragde, Rubine, Türkisse, Amethyste, Bergkrystalle in solchen Stücken, daß man 6 — 7 Fuß hohe Säulen daraus machen kann; Porphyrplatten von 8 — 10 Fuß Länge, ꝛc. Perlen, Marmor, Quecksilber, Eisenstein, das reinste Steinsalz, (in großen Würfeln krystallisirt) Salpeter, Alaun, Salmiak, Gyps, Serpentinsteine, Schwefel, Steinsalz, Petroleum, Porzellanerde, mineralische Wasser, Marienglas in Tafeln zu 2 Fuß in's Quadrat, Lapis Lazuli, Amianth, Lavezsteine, Antimonium, Kiesel, Muschelschaalen, Versteinerungen, Mühlsteine, Steinkohlen, Farben, Seesalz, Magnete, Erdpech, u. s. f.

*) Man vergleiche hiebei *Felix de Azara* Voyages dans l'Amérique méridionale, 4. T. Paris, 1809.

Salz bereitet die Natur im Spanischen Südamerica ohne menschliche Beihülfe aus Seewasser. Bei hoher Flut ergießt sich das Meerwasser über Sandbänke in die Niedrigungen und die Sonnenhitze bereitet daraus Salz. Die Nordamericanischen Staaten, denen es an Salz fehlt, hohlen hier ganze Schiffsladungen voll. — Von den nutzbaren Erdarten, Steinen, Salzen, Erdharzen, Halbmetallen u. s. w. sind in Chile solche Vorräthe in den Bergen vorhanden, daß sie, eben wegen der Menge und aus Mangel an Kenntnissen, von Leuten, die nach nichts, als nur nach Gold und Silber geizen, gar nicht geachtet werden. —

6.

Ethnographie. Bevölkerung. Urnationen und angesiedelte Europäer. Ihre Religion, Künste, Sprachen, Sitten, und sonstige Kenntnisse.

Südamerica ist im Ganzen genommen eben so Menschenarm als Nordamerica. In der Bildung, im Charakter, in Sitten, Religion, Cultur ꝛc. kommen die Südamericanischen Nationen den nördlicher wohnenden ziemlich nahe, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier Alles mehr das Gepräge des heißen Erdstrichs trägt. Daß die Bevölkerung America's durch Einwanderungen aus östlichen Gegenden, folglich von Asien her, geschehen sey, ist jetzt die als höchst wahrscheinlich beinahe allgemein angenommene Meinung, die wir auch bereits bei der Beschreibung von Nordamerica angeführt haben. War erst dieses von Menschen bewohnt, so war es hernach etwas Leichtes, den Weg auch in die wärmeren und fruchtbareren südlicheren Gegenden über die

Erdenge **Darien** zu finden, da es sehr begreiflich ist, daß die Menschen eher gesegnete, als von der Natur stiefmütterlich ausgestattete Länder aufsuchen werden. Gleichwohl läßt sich der Zeitraum nicht bestimmen, in welchem die Bevölkerung und der erste Anbau sowohl des nördlichen, als des südlichen America vor sich gegangen sey; und in leere Vermuthungen sich einzulassen und selbige anzuführen, dürfte wohl von keinem reellen Nutzen seyn.

Der **Eingebornen** einzelner Völkerschaften (Nationen) sind eine fast unzählige Menge, und viele kennt man noch nicht einmal. Die eingewanderten oder nach Südamerica verpflanzten Fremdlinge sind meistens Europäer, Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer, Teutsche u. s. w. Unter jenen giebt es noch viele Menschenfresser, welche nicht nur die Gefangenen, ihre Feinde und erbeutete Fremde, sondern selbst ihre Weiber und Kinder verzehren und hinterher sie beweinen. So sehr man sich bemühet hat, sie von dieser grausamen Gewohnheit abzubringen, ihnen menschlichere Gesinnungen einzuflößen und zum Christenthum zu bekehren, so hat es doch nur bei Wenigen gelingen wollen. Viele heißen zwar bekehrt, aber ihre Bekehrung und Besserung ist äußerst kläglich beschaffen. Anstatt seine Sünden zu bekennen, läugnet der rohe Indianer dieselben, schimpft auf die, welche sie dem Pater hinterbracht haben, und nur mit vieler Mühe bringt man es dahin, daß er eine Beichtformel, oder ein ihm vorgesagtes Sündenbekenntniß herbetet, oder vielmehr nur nachmurmelt. Bei dem Gottesdienste sind sie nur auf Glockengeläute, Gesang, Musik und auf das Gepränge begierig, aber die Ermahnungen und Predigten verachten sie und spotten darüber. — Ihre **Religion** ist die heidnische Abgötterei, ein Fetischdienst und schamanischer Aberglaube. Manche erheben sich etwas weiter und glauben ein gutes und ein böses Urwesen: Andere nehmen eine Seelenwande-

rung an; die Meisten haben eine dunkle und sehr unlautere Vorstellung, oder viel mehr Ahnung, von einem zukünftigen Leben, wo die Verstorbenen mit ihren Verwandten Maniok, Brod, Platanen essen und Tänze und Schlachten halten.

Die Kupferfarbe ist auch bei den Südamericanern die vorherrschende; doch findet man auch gelbliche, schwärzliche, dunkelbraune und röthliche, die lichtesten im Inneren der Berge und Wälder; auch häufig Albinos oder Kakerlaken, deren Farbe wie Kreide ist. Sobald sie sich bekleiden, werden sie weißer und den Europäern ähnlich. Jagd und Fischfang ist das Hauptgeschäft der allermeisten, doch treiben auch viele Viehzucht und Ackerbau, besonders den Anbau des Mais und Maniok. Spiel, Tanz und Krieg werden von den meisten Stämmen sehr geliebt und die dabei gewöhnlichen Ausgelassenheiten und unmenschlichen Grausamkeiten tragen denselben Stämpel wie bei den Wilden in Nordamerica. Auch das Tättowiren und Schmücken des Kopfes mit Federbüschen, der Füße mit Schellen, der Nasen, Ohren und Lippen mit Ringen, Knochen, Messing, Korallen, das Bedecken der Hüfte mit Schürzen u. s. w. ist bei ihnen im Gebrauch.

Sie sind nicht ganz ohne Genie und Kunstanlagen. Einige verstehen manche Europäische Handwerke. In der Geschicklichkeit, Canote zu bauen, suchen sie ihres Gleichen. Manche wissen durch Klopfen aus Baumbast ein vortreffliches Zeuch zu machen, das dem schönsten Leder nichts nachgiebt und durch Waschen glänzend und schneeweiß wird; andere machen Spiegel aus einem dunkeln Holze; Andere benutzen das Harz der Bäume zu Lichtern; noch Andere sind in der Zubereitung mancherlei Gifte vorzüglich erfahren. Sehr künstliche Binsendecken und gute irdene Gefäße, künstliche Körbe, Spritzen aus Gummi- oder elastischem Harz, Waffen, Zelte, Hamaks, Wohnungen aus

über einander gelegten Balken ꝛc. findet man bei den Abiponen und Makobiern in Tukuman und Paraguai, und bei vielen Brasilianern. Die Guanas wohnen, mehrere Familien beisammen, in recht artigen, niedlich gebauten, mit Stroh gedeckten und sehr reinlich gehaltenen Hütten, und haben eine Art Betten auf Gestellen, fast wie in einigen Südseeinseln.

Ihre Kaziken haben die höchste Gewalt, und einige Völkerschaften feiern ein achttägiges wildes und lärmendes Fest, wenn dem Kaziken ein Sohn geboren ward. Er ist im Kriege und im Frieden ihr Oberhaupt, der Anführer gegen den Feind, der Vermittler in Streitsachen. Wichtige Gegenstände erfordern jedoch allgemeine Volksversammlungen, ohne welche nichts beschlossen werden kann.

Ihre Gebräuche bei Hochzeiten, Kindergebähren und Beerdigungen sind sehr verschieden, und wir werden sie, so wie ihre künstliche Bemalung des Körpers, ihre Geräthschaften, Bauart, Kleidung, Nahrung, Wohnung, gesellschaftliche Einrichtungen, Religion, Gesetze, Anthropophagie (Menschenfresserei), Krieg, Ehestand, Zauberei, Aberglauben, Musik, Tänze, Schwimmen, Zierathen, Spielzeug, Canots, u. s. f., weiterhin bei jedem einzelnen Volke näher beschreiben.

Manche sind im Stelzenlaufen sehr geschickt, Andere unvergleichliche Schwimmer, noch Andere in ritterlichen Faustkämpfen und Baren sehr geübt, wobei sie die künstlichsten Bewegungen und eine bewundernswürdige Ausdauer zeigen. Viele klettern mit den Nägeln und Zehen, wie die Katzen, die höchsten Bäume hinauf.

Die hier mit untermischten Neger, Mulatten, Creolen, Mestizen und andere Abarten der verschiedenen Rassen, kennen die Leser schon aus den Schilderungen dieser Menschengattungen bei Nordamerica. Es finden bei ihnen, in

Ganzen genommen, hier dieselben Verhältnisse Statt. Sie stehen fast ohne Ausnahme im Dienste der Europäer, ihrer Herren, die sie oft auf das Grausamste behandeln. Jetzt ist neuerdings die Motion gemacht worden, den Sclavenhandel, diese Brandmarke der civilisirt seyn wollenden Europäer, gänzlich abzuschaffen. Wir wünschen Gedeihen dazu und Erfüllung des menschenfreundlichen Vorschlags! —

Der Hang zum Müssiggange und zur Faulheit ist bei den südlichen Nationen von America, sowohl bei den civilisirten Europäern, als den wilden Indianern, eben so groß, als bei den nördlichen. Die einzigen Beschäftigungen, womit sich von den letztern die, welche noch in ihrer Freiheit leben, abgeben, sind Jagen und Fischen. Vielfältig besorgen die Weiber den Ackerbau, während die Männer in Wäldern und an Flüssen oder Seen herumstreifen, oder zu Hause in trägem Müssiggange lungern. Dieser große Hang zum Faullenzen ist auch der Grund, daß bei weitem die Meisten dem Trunke ergeben sind und berauschende Getränke bis zur größten Ausschweifung lieben. Diesem Beispiele folgen auch vielfältig die Weiber, die sich in die Wette mit ihren Männern betrinken und beide mithin einander keinen Beistand leisten können. Auch die Kinder werden von früher Jugend an zu diesem Laster gewöhnt.

Der Skalp ist hier eben so gebräuchlich, wie in Nordamerica. Mit derselben Unmenschlichkeit, Grausamkeit und Kaltblütigkeit martert der Indianer in Peru, er mag civilisirt seyn, oder noch in Freiheit leben, Menschen und Thiere, eben so wie in Canada und Louisiana. Der Unterschied liegt einzig darin, daß, da jene unter einer civilisirten Regierung stehen und Gesetzen unterworfen sind, sie ihre Neigung zur Grausamkeit nicht mehr an Menschen äußern können; da sie hergegen dieselbe mit desto ungezügelterer Wuth an Thieren befriedigen. Besonders lie-

den sie die Stiergefechte. Ihrer 6 oder 8 gehen mit Lanzen auf den Stier los und stoßen sie ihm auf einmal, jeder wo er kann, aus allen Kräften in den Leib, wodurch das Thier sogleich zu Boden gestreckt wird. Hierauf läuft Jeder herbei, schneidet ihm das Maul und den Schwanz ab und auch Stücken aus den Lenden, und isset ohne weitere Umstände das Fleisch roh, noch ehe der Stier todt ist. Dieß halten sie für keine Grausamkeit, vielmehr haben sie ihre innige Lust und Freude daran, als wäre es eine ganz gleichgültige Handlung, und sie würden sie ohne Bedenken auch an den Menschen ausüben, wenn es in ihrer Willkühr stände. —

Das Besondere, daß sie weder Bärte noch sonst Haare am Leibe haben, ist bei der ganzen Rasse von den nördlichsten bis in die südlichsten Gegenden durchgehends allgemein und ein Hauptunterscheidungs-Merkmal von andern Menschenarten. Auch haben sie eine weit gröbere Organisation und einen hohen Grad von Unempfindlichkeit gegen den Schmerz. Dieß beweiset nicht nur ihre Gleichgültigkeit bei den schmerzhaftesten Operationen, sondern auch ihre Standhaftigkeit, mit welcher sie alle Beschwerden, alles Ungemach und die größten Rauhigkeiten der Witterung aushalten *).

In Ansehung der Kleidung befolgen die Südamericanischen Indier nicht einerlei Form oder Mode. Die in Quito behalten noch immer die Tracht bei, welche zu den Zeiten ihrer Könige bei ihnen gebräuchlich war. In den niedrigen Gegenden (Valles, Thäler) und im hohen Landstriche von Peru kleiden sie sich zum Theil nach Spa-

*) Ulloa Nachrichten vom südlichen America, Theil 2, 17ter bis 20ter Abschnitt. Azara voyage dans l'Amérique méridionale, Tom. 2. c. 10 und folg. — Baumgarten allg. Geschichte der Länder und Völker von America, Th. 1. Hauptstück 6 — 10.

mischer Mode, und tragen statt der Hüte schwere und dicke Mützen (oder Monteras) von Tuch, die ihnen nicht drückend sind, so heiß auch das Klima ist, die sie aber auch in kälteren Gegenden nicht vermissen, wenn sie dergleichen nicht haben. Sie gehen beständig barfuß, oder tragen höchstens Sandalen von Ochsenhaut, die in der Länge einen übeln Geruch von sich geben; denn sie ziehen sie niemals von den Füßen, selbst nicht beim Schlafen, sondern behalten sie so lange an, bis sie zerreißen und von den Füßen faulen; ein Beweis ihrer Unreinlichkeit und des höchsten, eckelhaftesten Schmuzes.

Diese Indier sind nicht sowohl wegen ihrer Tapferkeit, als durch ihre Kühnheit, Treulosigkeit und Verschlagenheit furchtbar, mit welchen sie ihre Verräthereien ausüben. Wenn sie durch Ueberrumpeln die Oberhand behalten, so kennen sie weder Mitleid noch Erbarmen, sondern begehen die unmenschlichsten Grausamkeiten, mit Gefühllosigkeit und kaltem Blute, und weiden sich am Zucken und Zappeln ihrer unglücklichen Schlachtopfer. Werden sie hingegen überwunden, so sind sie die feigsten und kleinmüthigsten Geschöpfe, die man auf der Erde finden kann, suchen sich schuldlos zu machen, kriechen bis zur Verachtung und lassen kein Bitten und Flehen unversucht, ihr Schicksal leidlicher zu machen. Feigheit und Treulosigkeit, Sclavensinn und Sclaventücke, sind Hauptzüge in ihrem Charakter, welche, zur Ehre der Menschheit, — ihnen jedoch nicht natürlich zu seyn scheinen, sondern zum Theil erst durch das, von den Europäern ihnen aufgelegte, Knechtschaftsjoch eingepflanzt worden sind, wiewohl dieß auf der andern Seite wieder mehrere Reisende läugnen.

Gegen die angesiedelten Europäer hegen sie aus sehr begreiflichen Ursachen eine gränzenlose Erbitterung und den unauslöschlichsten Haß, und haben oft schon ganze Niederlassungen derselben, Flecken und Städte zerstört und in

denselben Alles auf das Grausamste ermordet. So verwüsteten z. B. die Indianer aus der Provinz Makas im Königreiche Quito, die reiche Stadt Logronno, die Colonie Guamboya und deren Hauptstadt Sevilla del Oro; und durch die Arauken und Tukapelen wurde die Stadt la Imperial im Königreiche Chile mit ihrem ganzen Bezirke zerstört, so wie die Flecken und Dörfer der Missionen de los Chunchos in der Statthalterschaft von Tarma, die von Dariel im Bezirk von Tierra firma, und verschiedene andere, welche dieß Unglück zu verschiedenen Zeiten betroffen hat. —

Sie zählen die Tage nicht, theilen sie auch nicht in Wochen ab, sondern ein Tag ist bei ihnen wie der andere: sie kennen bloß den Mondswechsel, der ihnen deutlich in die Augen fällt und ihrem Gedächtnisse keine Mühe im Rechnen macht. Wollen sie daher mit einer andern Völkerschaft auf einen bestimmten Tag über etwas eine Verabredung treffen, so schicken sie einen Abgeordneten an dieselbe mit einem Bündel von so vielen Stäbchen, als Tage verfließen sollen, von dem Tage an gerechnet, da sie die Unternehmung beschließen, bis zu dem, an welchem sie ausgeführt werden soll, welches bei ihnen eben so viel gilt, als in so vielen Tagen.

Die Beleidigung eines Einzelnen oder des ganzen Stammes ist bei ihnen einerlei und sie wird zur gemeinschaftlichen Sache. In diesem Falle hält sie weder das Bündniß einer gegenseitigen Freundschaft mit derjenigen Völkerschaft, welche sie angreifen wollen, noch Dankbarkeit für vielleicht erhaltene Wohlthaten, zurück; denn diese Rücksichten setzen sie, so wie alle Treue und Ehrlichkeit, gänzlich aus den Augen. Hierdurch kann man sich zugleich überzeugen, mit wie weniger Sicherheit man sich auf ihr Wort verlassen kann; vielmehr muß man gegen sie stets mißtrauisch und auf seiner Huth seyn. In ihrer Freund-

schaft findet man keine Sicherheit gegen ihre unvermutheten Ueberfälle, Treulosigkeiten und Empörungen. Sie gleichen darin vollkommen den Nordamericanischen Wilden.

Sie schlafen nur wenig und bringen die Nächte vielfältig wachend und auf der Lauer zu. Ihre Feste und Lustbarkeiten, mit der Völlerei unzertrennlich verbunden, dauern ununterbrochen Tag und Nacht fort. Sind sie ermüdet, oder völlig betrunken, so legen sie sich ohne Unterschied unter einander nieder und schlafen den Taumel aus, und wenn sie dann wieder erwachen, gehet das tolle Lärmen und Schwärmen nebst dem Zechen von vorne an. Dieß thun sie zu allen Zeiten. Wenn daher die ganze Welt ruht und schläft, streifen sie von einem Orte zum andern herum, ohne gerade eine bestimmte Absicht zu haben und dadurch gehindert zu werden, nachher die ihnen auferlegten Arbeiten zu verrichten.

An bestimmten Begriffen fehlt es ihnen fast durchaus. Sie wissen selbst nicht einmal gewiß, was ein Jahr ist, und wenn man sie — selbst die cultivirtesten in Peru und Chile — um ihr Alter fragt, so zählen sie die Gouverneure oder Kaziken auf, unter denen sie gelebt und die sie gekannt haben; aber selbst diese Nachrichten sind unvollkommen. Die Vergangenheit und Zukunft kümmern sie wenig, nur die Gegenwart beschäftiget sie, und auch von dieser nur das, was sie gerade vor sich haben. Weit mehr natürliche Anlagen zeigen dagegen die unter ihnen lebenden Neger, welche sie Bozales nennen. Denn bei weit wenigerem Unterrichte, ja bisweilen ohne alle Anweisung, lernen diese bei dem Aufenthalte von wenigen Jahren unter den Spaniern oder Portugiesen, die ihre eigenen Pfarrer haben, so viel begreifen, was Jahre, Monate, Tage und Zahlen sind, und bekommen gemeiniglich ganz andere Einsichten als die Indianer. Daher kommt es auch, daß sie, ob sie gleich Sclaven sind, dennoch mehr als jene ge-

schätzt werden, die man als zu Allem unfähig und nur schwache Spuren der Vernunft und des Verstandes zeigend, mit Verachtung ansieht und zu nichts Tüchtigem brauchen kann.

Sie erreichen fast Alle ein sehr hohes Alter, ob es gleich aus der eben angeführten Ursache schwer, ja unmöglich ist, die Zahl ihrer Jahre genau anzugeben. Die grauen Haare aber und der Bart sind untrügliche Kennzeichen davon: jene zeigen sich gewöhnlich im 70ten Jahre, dieser kömmt, wenn sie über 60 sind, doch nur sehr dünne und schwach, und nicht grau. Wenn daher ihr Kopf ganz weiß wird, und die einzelnen Barthaare es ebenfalls werden; so hält man dafür, daß sie 100 Jahre alt, oder nahe daran sind. Viele gehen dann krumm und gebückt, doch ohne Zeichen von Schwäche oder Krankheit. Dieses lange Leben, mit einer beständig dauerhaften Gesundheit verbunden, rührt von ihrer Ruhe und Gleichgültigkeit, so wie von der starken Organisation ihres Körpers und dem immerwährenden Aufenthalte und der öftern Bewegung in der freien Natur, her. Würden diese Menschen sich durch ihre ewigen Kriege nicht unter einander selbst aufreiben, und der Trunkenheit nicht so ganz unmäßig ergeben seyn, gewiß, sie könnten eine Rasse von Menschen bilden, die unüberwindlich, folglich immer frei und unabhängig, auch weniger der Gefahr, frühzeitig ihr Leben zu verlieren, ausgesetzt seyn würde.

Wer den Charakter, die Neigungen, die Denkungsart und den natürlichen Hang der Südamericanischen Völker nicht aus Erfahrung kennt, hält es für unmenschliche Härte und Tyrannei, daß man sie mit der Peitsche zu Arbeiten nöthigt, in die Bergwerke schickt und zu andern Verrichtungen treibt: allein die Sache verhält sich in der That nicht so, denn für jedes Volk sind eigene Gesetze und Mittel nothwendig, die es in Ordnung und Gehorsam er-

halten. Die Gesetze für die Indier müssen von den Gesetzen anderer Nationen eben so sehr abweichen, als es ihre Neigungen und Eigenschaften sind. Die Bergwerke richten in 10 Jahren nicht so viele Menschen hin, als es der unmäßige Genuß des Branntweins in einem Jahre thut, und diese Leute müssen mit Strenge behandelt werden, weil sie sonst wegen ihrer bösen Eigenschaften, Hartnäckigkeit, Starrsinn, Faulheit und anderer Laster, schlechterdings zu nichts zu bringen seyn würden, da alle andere Antriebe und Besserungsgründe bei ihnen gar nichts ausrichten; auch ist die Behandlung derselben an sich wirklich nicht so schlimm, als es manche Reisende gemacht haben. Sie haben es um nichts schlechter und werden nicht härter behandelt, als die Russen, Ehsten und Letten von ihren Herrn in Rußland, Lief- und Ehstland. —

Es ist eine bekannte Bemerkung, die wir auch bei den Nordamerikanischen Wilden angeführt haben, daß die Anzahl derselben in allen Theilen America's von Jahr zu Jahr merklich abnimmt. Dieß ist auch der Fall in Südamerica, und es liegen dieser Verringerung dieselben Ursachen zum Grunde, die fürchterlichen Verheerungen der Blattern, (denn nur erst in wenigen Gegenden ist die Pockenimpfung eingeführt) der übermäßige Genuß erhitzender Getränke, die unaufhörlichen mörderischen Fehden unter sich selbst und ihre Unmäßigkeit in allen Dingen; vielleicht trägt auch die harte Behandlung auf den Plantagen, in den Bergwerken, Fabriken und Manufacturen, nebst dem Verdrusse, sich überall fremden Nationen nachgesetzt und unterworfen zu sehen, etwas dazu bei. So wie sich aber die Stämme der Indier in diesen Ländern vermindern, so vermehren sich dagegen die Europäer und die Kasten oder Geschlechter, welche von den Afrikanern abstammen, z. B. die Mestizen, Mulatten, Creolen u. A. Glücklich sind indessen die Südamericanischen Völker (so wenig

[illegible] durch die fremden Ankömmlinge [illegible] und [illegible] Moralität und Christenthum ha[illegible] ihnen vorher unbekannte Laster von ihnen [illegible] welche sie zum Theil sehr verschlimmert [illegible] —

Die Sprachen der verschiedenen Südamericanischen [illegible] sehr mannichfaltig und von einander ab[illegible] Eine der allgemeinsten ist die Quichua *)-[illegible] in welcher Manche einige Aehnlichkeit, wenig[illegible] in einzelnen Worten, mit der Hebräischen haben fin[illegible] wollen. Sie ist zwar arm an Wörtern, aber reich an Ausdrücken und Bedeutungen, welches daher rührt, weil ein Wort, je nachdem der Ton in der Aussprache verändert wird, oft mehrere Gegenstände anzeigt, dabei ungemein sanft und zärtlich, zierlich, deutlich und wohlklingend, und es ist zu bezweifeln, ob es eine Sprache gebe, die ihr an schmeichelhaften Ausdrücken und Liebkosungen gleichkommt. Sie hat nichts aus andern Sprachen angenommen und scheint eine Originalsprache zu seyn. Sie ist die allgemeine Sprache in ganz Peru, und man findet kaum eine oder etliche in ganz Südamerica, die nicht aus derselben mehrere ähnliche oder völlig übereinstimmende Wörter aufgenommen hätten. Man kann auch mit ihr (und dem Spanischen) fast überall durchkommen, da sie beinahe allenthalben verstanden wird, weil viele andere Sprachen von ihr bloß dialektmäßig verschieden sind, wenigstens in den gewöhnlichen Dingen und nothwendigsten Bedürfnissen. Die vornehmsten Haupt- und Zeitwörter sind fast ganz dieselben und weichen nur in der Aussprache ab. Uebrigens sind diese Sprachen schwer zu erlernen. Viele sind abschreckend, rauh und widerlich, werden durch die Kehle und Nase, überaus leise und also um so unver-

*) Lies Kitschua.

ländlicher, gesprochen. Manches Wort besteht aus 18. 20 und mehr Buchstaben und die Missionare klagen sehr über die Mühe, welche sie bei Erlernung derselben anwenden müssen. Einige sind denn doch schon zu Schriftsprachen geworden und können gelesen und geschrieben werden. Für beides bezeigen die Indier eine unbegränzte Hochachtung, und jedes Stückchen beschriebenes oder bedrucktes Papier ist für sie der Gegenstand der höchsten Bewunderung. Einen Brief, den sie bestellen sollen, wickeln sie in viele Tücher, damit er nicht sehen und verrathen könne, was sie auf dem Wege machen. Sie fürchten alles Papier wie einen großen Zauberer und beneiden die Europäer wegen der Kunst zu lesen und zu schreiben. —

Niemand wird die Anzahl und die verschiedenen Arten der Völkerschaften bestimmen, welche Südamerica bewohnen. Sehr entfernte sind sich oft in Sprache und Sitten ähnlich; dicht neben einander wohnende unähnlich. Manche Reisende und Schriftsteller setzen ihre Zahl, so wie die der verschiedenen — oft nur dialektisch abweichenden Sprachen, auf 300, andere auf 150. Wer vermag hier zu entscheiden? — Wir führen zur Uebersicht die wichtigsten Völker an; ihre Beschreibung folgt weiter hin *).

1. Die Bewohner der Landenge Darien. Sie bestehen aus mehreren wilden Stämmen, die mehrmals das Spanische Joch abgeschüttelt und oft grausame Einfälle in die Gränzprovinzen unternommen haben: sie sind aber 1785 durch verschiedene Feldzüge und durch Anlegung zwei fester Plätze genöthigt worden, sich der Spanischen Oberherrschaft gutwillig zu unterwerfen. Seit der Zeit genießen sie auch von den Spaniern mehr Freiheit und eine bessere Behandlung, als ehedem.

*) Man kann hierbei auch das Verzeichniß derselben in der allgemeinen Einleitung zu America, im 17ten Bande dieses Werks, vergleichen.

als die Nordamericaner) durch die fremden Ankömmlinge nicht geworden, und ſtatt Moralität und Chriſtenthum haben ſie mehrere ihnen vorher unbekannte Laſter von ihnen erhalten, durch welche ſie zum Theil ſehr verſchlimmert worden ſind. —

Die Sprachen der verſchiedenen Südamericaniſchen Nationen ſind ſehr mannichfaltig und von einander abweichend. Eine der allgemeinſten iſt die Quichua *)-Sprache, in welcher Manche einige Aehnlichkeit, wenigſtens in einzelnen Worten, mit der Hebräiſchen haben finden wollen. Sie iſt zwar arm an Worten, aber reich an Ausdrücken und Bedeutungen, welches daher rührt, weil ein Wort, je nachdem der Ton in der Ausſprache verändert wird, oft mehrere Gegenſtände anzeigt, dabei ungemein ſanft und zärtlich, zierlich, deutlich und wohlklingend, und es iſt zu bezweifeln, ob es eine Sprache gebe, die ihr an ſchmeichelhaften Ausdrücken und Liebkoſungen gleichkommt. Sie hat nichts aus andern Sprachen angenommen und ſcheint eine Originalſprache zu ſeyn. Sie iſt die allgemeine Sprache in ganz Peru, und man findet kaum eine oder etliche in ganz Südamerica, die nicht aus derſelben mehrere ähnliche oder völlig übereinſtimmende Wörter aufgenommen hätten. Man kann auch mit ihr (und dem Spaniſchen) faſt überall durchkommen, da ſie beinahe allenthalben verſtanden wird, weil viele andere Sprachen von ihr bloß dialektmäßig verſchieden ſind, wenigſtens in den gewöhnlichen Dingen und nothwendigſten Bedürfniſſen. Die vornehmſten Haupt- und Zeitwörter ſind faſt ganz dieſelben und weichen nur in der Ausſprache ab. Uebrigens ſind dieſe Sprachen ſchwer zu erlernen. Viele ſind abſchreckend, rauh und widerlich, werden durch die Kehle und Naſe, überaus leiſe und alſo um ſo unver-

*) Ließ Kitſchua.

ständlicher, gesprochen. Manches Wort besteht aus 18. 20 und mehr Buchstaben und die Missionare klagen sehr über die Mühe, welche sie bei Erlernung derselben anwenden müssen. Einige sind denn doch schon zu Schriftsprachen geworden und können gelesen und geschrieben werden. Für beides bezeigen die Indier eine unbegränzte Hochachtung, und jedes Stückchen beschriebenes oder bedrucktes Papier ist für sie der Gegenstand der höchsten Bewunderung. Einen Brief, den sie bestellen sollen, wickeln sie in viele Tücher, damit er nicht sehen und verrathen könne, was sie auf dem Wege machen. Sie fürchten alles Papier wie einen großen Zauberer und beneiden die Europäer wegen der Kunst zu lesen und zu schreiben. —

Niemand wird die Anzahl und die verschiedenen Arten der Völkerschaften bestimmen, welche Südamerica bewohnen. Sehr entfernte sind sich oft in Sprache und Sitten ähnlich; dicht neben einander wohnende unähnlich. Manche Reisende und Schriftsteller setzen ihre Zahl, so wie die der verschiedenen — oft nur dialektisch abweichenden Sprachen, auf 300, andere auf 150. Wer vermag hier zu entscheiden? — Wir führen zur Uebersicht die wichtigsten Völker an; ihre Beschreibung folgt weiter hin *).

1. Die Bewohner der Landenge Darien. Sie bestehen aus mehreren wilden Stämmen, die mehrmals das Spanische Joch abgeschüttelt und oft grausame Einfälle in die Gränzprovinzen unternommen haben: sie sind aber 1785 durch verschiedene Feldzüge und durch Anlegung zwei fester Plätze genöthigt worden, sich der Spanischen Oberherrschaft gutwillig zu unterwerfen. Seit der Zeit genießen sie auch von den Spaniern mehr Freiheit und eine bessere Behandlung, als ehedem.

*) Man kann hierbei auch das Verzeichniß derselben in der allgemeinen Einleitung zu America, im 17ten Bande dieses Werks, vergleichen.

3. Die Urbewohner von Tierra Firma haben, nach dem Berichte mancher Reisenden, mit den vorigen viele Aehnlichkeit, sind den Europäern aber nur wenig bekannt. Die an den Küsten wohnenden sollen Menschenfleisch verzehren und ihr Leben in Faulheit, trägem Müssiggange oder gegenseitigen Befehdungen, welche sehr Viele von ihnen aufreiben, hinbringen.

4. Die Ottomachier und Garaunos am Orinoco, welche beide gegen 20,000 stark sind, aber die Spanier nicht beunruhigen, führen ein thätigeres und arbeitsameres Leben, treiben auch etwas Viehzucht und Feldbau, nähren sich aber dabei dennoch von einer mit Crocodillfett getränkten fetten Thon- oder Lettenerde von gelblich grauer Farbe, welche sie für die Zeit des Mangels aufheben.

4. Die Indianer in Guiana und an beiden Seiten des Orinoco, bestehen aus einer Menge einzelner kleiner Völkerschaften, welche verschiedene Sprachen (wahrscheinlich nur Dialekte einer und derselben Sprache) reden sollen, z. B. Ottomachier, Karaiben, Maypuren, Galybier, Tareupier, Kabipurnier, Guamaer, Aruakaer, Jarurnaer, Tamanachier u. a. m. den Europäern aber erst wenig bekannt sind, weil sie ihren Umgang und den Handel mit ihnen vermeiden. Bloß im Französischen Guiana hat man gegen 50 einzelne Stämme gezählt, von denen aber manche kaum 200 — 300 Köpfe zählen.

5. Die Eingebornen von Peru, Chile und Quito. Hierher gehören die Ottomachier, Karaiben, Maynaer, die zahlreichen Arauken, Yamäder, Xibarer, Omaguaer, Tschiquitoer, Pevaer, Papaguaer, Abiponer, Pampaer u. s. w. Sie reden beinahe alle die alte Inka (Kitschua) Sprache,

als Nachkommen der Völker aus den Zeiten der ehemaligen Herrschaft der Inkas in Rusko, als Mutterſprache, ſind aber an Farbe, in Sitten und Charakter, Kleidung, Nahrung, Lebensart ꝛc. ſehr verſchieden. Die Maynaer in der großen Provinz Maynas (zwiſchen 1 — 9 Gr. ſ. Br. und 50 — 60 Gr. w. L.) beſtehen wieder aus mehr denn 20 Stämmen, welche faſt eben ſo viele verſchiedene Sprachen (Dialekte vielleicht —) reden ſollen. Die meiſten ſind noch unbezwungen. Die Goachiner, zwiſchen Marakaibo und dem Rio de la Hacha, ſind gegen 30.000 Köpfe ſtark, unter denen 14.000 ſtreitbare Männer zu Pferde ſich befinden. Sie treiben Viehhandel, thun aber auch oft räuberiſche Einfälle in das benachbarte Spaniſche Gebiet, und ſtehen mit den Engländern auf Jamaika durch die Schleichhändler in Verbindung, indem ſie Niederlagen von verbotenen Waaren an ihren Küſten haben.

6. Die Ureinwohner in Paraguai und Tukuman beſtehen ebenfalls aus ſehr vielen einzelnen Völkerſchaften und Stämmen, welche mehrere Sprachen reden. Die merkwürdigſten derſelben ſind die Abiponer, eine kriegeriſche und berittene Nation in der Provinz Tſchako. Zu ihnen gehören die Mokokier, welche, ſo wie jene, faſt unaufhörlich die Spanier befehden. Unter den unberittenen ſind die Guaranier die ſtärkſten, welche ſich zur katholiſchen Religion haben bekehren laſſen. Ihre Sprache iſt durch die Miſſionare beinahe im ganzen Lande und den angränzenden Provinzen die allgemeine Landesſprache geworden, und ſcheint der Braſiliſchen verwandt zu ſeyn. Die Papaguaer oder Payaguaer wohnen an den Ufern des Parana und Paraguai, eine kühne und räuberiſche Völkerſchaft, die den Spaniern vielen Schaden und Abbruch thut. Die Charruaer, Pampaer, Tupyer, Guanaer, Mbayaer ꝛc. ſind noch wenig bekannt.

7. Die Brasilier, an der Zahl gegen 2 Millionen, können unter folgende 6 Hauptvölker gebracht werden; a) die Quetakazen, ein wildes und kriegerisches Volk, das sich, so wie die folgenden, von den Spaniern noch nicht hat unterjochen lassen. b) Die Tupinamber, welche sonst um den Rio Janeiro wohnten, in der Folge aber zum Theil in die untern Gegenden des Flusses Tokantin gezogen sind und sich weiter herum fast in ganz Brasilien zerstreut haben. Sie waren vor 300 Jahren ein mächtiges Volk, und noch jetzt wird von ihnen die alte Ursprache Brasiliens geredet. c) Die Topayer, bestehen aus 70 verschiedenen Stämmen, unter denen mehrere Brasilische Dialekte gesprochen werden. Sie haben sich völlig frei erhalten und wohnen im inneren Lande. d) Die Tupiker, in den mittleren Gegenden des Tokantin und dem Gebirge Sierra grande, auch weiter herab nach Süden am See Parapilinga. e) Die Topinaker, ehedem ein Küstenvolk bei St. Paolo und St. Vincent, das sich aber jetzt zerstreut und mehr in's Innere des weitläuftigen Landes gezogen hat. Ihrer Sprache bedienen sich häufig die Missionäre, auch wird sie jetzt von den meisten Portugiesen verstanden. f) Die Chiquitoer und Morosindianer; in mehreren Gegenden zerstreut lebend.

8. Die Patagonier, von denen man gefabelt hat, daß sie lauter Riesen wären, die aber um nichts größer sind, als andere wohlgewachsene Menschen, theilen sich als Ureinwohner in die Tehuelten oder eigentlichen Patagonen, die zwischen dem 40. — 50. Gr. n. Br. umherziehen, ein großer, wohlgebauter und nerviger Menschenschlag, zu welchen auch die Pueltschen in den nördlichen und südöstlichen Gegenden des Landes, die Tehuelchen, Sanguelchen, Taluheten, Diwiheten u. A. gehören, und in die Molutschen (oder

Mapuches d. h. Kriegsleute, von den Spaniern Aucaces, und schimpfweise Araukanos, (Araucker) genannt, zu welchen auch die Kunscher, Peguentscher und Huillitschen, ein besonders großer Schlag Leute, gehören. Diese 4 letzten wohnen in den südlichen Gegenden des Landes, auf beiden Seiten der Cordilleras. Aber auch viele Abiponen ziehen in diesen Gegenden umher, ebenfalls große und starke Menschen, indessen die Feuerländer, die armen Pescherähs, eben so verkrüppelt sind wie die Eskimoer und Samojeden, Grön- und Lappländer.

9. Die Keyuier und die von ihnen abstammenden Pescherähs, wohnen theils auf der südlichsten Spitze Patagoniens, nämlich an der Magelhanischen Meerenge, theils auf der Insel Terra del Fuego. Man versteht sie gewöhnlich, wenn man von den Feuerländern spricht. Ohne Zweifel aber begreift dieser Name mehrere verschiedene Stämme, vielleicht gar Nationen, unter sich. Sie besuchen auch bisweilen die unbewohnten Falklandsinseln, und sind von Statur klein, verschrumpft, ungebildet, aber munter und neugierig. Der Pescherähs mögen höchstens 2,500 seyn, und mit den übrigen sogenannten Feuerländern vielleicht 10,000. Sie haben keine festen Wohnsitze.

Die gesammte Bevölkerung von ganz Südamerica ist wegen der vielen wilden Horden, deren Zahl sich gar nicht angeben läßt, schlechterdings nicht gewiß zu bestimmen. Nach einem ungefähren Ueberschlage schätzt man sie auf 10, höchstens 12 Millionen Seelen. Die Gesammtzahl der freien, noch keinem Europäischen Landesherrn unterworfenen Südamericanischen Indier, beträgt nicht volle anderthalb Millionen, die der andern unterjochten Urvölker höchstens 5 Millionen, die der Europäer, besonders

Spanier, Portugiesen, Holländer, Franzosen und Teutschen, etwa 3 Millionen.

Religionen, außer der heidnischen Abgötterei, sind in Südamerica: a) Die Katholische, besonders durch die Jesuiten in Paraguai, und durch andere Missionare, ausgebreitet, welcher die Spanier, Portugiesen und Franzosen ausschließlich, aber auch viele bekehrte Indische Völkerschaften, zugethan sind. b) Die Evangelisch-lutherische, findet nur bei den ansässigen Teutschen Anhänger und bei einigen Schweden. c) Die Reformirte, zu welcher sich die Holländer und mehrere Engländer bekennen, meistentheils in Surinam, Berbice und Essequebo. d) Auch die Evangelische Gemeine der Mährischen Brüder hat hin und wieder einzelne Niederlassungen. e) Juden, wie überall, zerstreut und vom Schacher lebend. — Muhamedaner werden in ganz America nicht gefunden.

Von Künsten und Wissenschaften, Fabriken und Manufacturen gilt dasselbe, was wir von Nordamerica sagen mußten und oben schon berührt haben. Sie werden zwar eben nicht verachtet, aber auch nicht sonderlich ernstlich befördert. Es giebt mehrere wissenschaftliche, gelehrte und bildende Anstalten, in welchen aber nicht der rechte thätige Geist, kein feuriger Eifer, keine wahre Liebe zur Wissenschaft herrscht. Alles athmet zu sehr den Kaufmannsgeist, Jeder will bloß erwerben, gewinnen. Von den Denkmälern der Kunst aus den ältern Zeiten der Ureinwohner Peru's, Quito's u. a. wird weiterhin geredet werden. — Von Fabriken und Handwerken findet man die unentbehrlichsten, im Uebrigen hält man sich an Europäische Fabricate, welche der Luxus und die Gewohnheit überall eingeführt und unentbehrlich gemacht hat. Der Vortheil und Eigennutz der Europäer findet es auch

eben nicht gerathen, den Kunst- und Gewerbsfleiß in America zu ermuntern. —

7.

Einige besondere Bemerkungen.

1. Südamerica unterscheidet sich von allen übrigen Ländern der Erde ganz besonders durch seine großen Ebenen und erstaunlich hohen Gebirge (die Cordilleras), die einander auch im Uebrigen ganz unähnlich sind. Denn die wesentlichen Bestandtheile des Landes, die Beschaffenheit, Stellung und Symmetrie der Theile, die Jahreszeiten, die Witterung, die Producte, die Thiere, kurz Alles ist von einander verschieden, oder eins dem andern ganz entgegengesetzt, und trägt einen eigenthümlichen Stämpel. Wenn in der einen Gegend Frühling ist, so ist zu eben der Zeit in einer andern, wenige Meilen entfernten, noch Winter. Die Bäume, Gesträuche und Pflanzen, welche die eine Landschaft hervorbringt, sind von den, in der andern nicht weit entlegenen wachsenden, so sehr verschieden, als wenn sie durch einen Raum von mehreren 100 Meilen von einander getrennt wären. Derselbe Fall ist bei Früchten und Thieren, so daß man sich gleichsam 2 Welttheile in einem einzigen vorstellen kann.

2. In der Nordhälfte von Südamerica fließt der größte Strom der Erde, der Maranhon oder Amazonenstrom, aus dem höchsten Berge, dem Tschimborasso, durch die größte Ebene in der alten und neuen Welt.

3. In der hohen Gegend von Peru nennt man diejenige Jahreszeit Sommer, in der es nicht regnet, ungeachtet es gerade um diese Zeit am kältesten ist und am stärksten friert; und die Regenzeit heißt dort der Winter, obgleich alsdann die Sonne ihren Lauf durch diese Halbkugel nimmt. In der hohen Gegend fängt der Sommer im Mai an, in welchem Monate in der niedern Gegend eben der Winter seinen Anfang nimmt. In jener Gegend dauert er bis im November, da die Fröste aufhören; hingegen verliert sich in der letztern der Winter. Dieser tritt in der hohen Gegend im December ein und die Sonne theilt nun ihre ganze Wärme der tieferen Gegend mit, so daß, wenn es oben Winter ist, man unten Sommer hat, und so wechselsweise, ohne daß zwischen beiden Regionen sich ein größerer Abstand findet, als die Zeit, welche man zum Ersteigen der höchsten Erdgipfel braucht *).

4. Die Flüsse, welche von den Cordilleras herabströmen, und ihren Lauf durch das ebene Land fortsetzen, leiden dadurch eine merkliche Abnahme des Wassers, daß sie den Boden dieser Gegenden fruchtbar machen, die von keinem Regen befeuchtet oder erquickt werden; und da sie nicht groß genug sind, um das Meer zu erreichen, bleiben ihre Gewässer stehen und zertheilen sich, indem sie nicht weiter kommen können. Hierzu trägt auch noch der Umstand mit bei, daß der Boden vollkommen eben ist und ganz und gar keine Abschüssigkeit hat. Es bilden sich dadurch viele stehende Seen, welche jedoch auch bald wieder abfließen, indem sie sich gleichsam durch die Steine filtriren, oder über den Rand, welcher sie einschließt, austreten.

*) De Ulloa's Nachrichten von America, 1ter Theil, 4ter Abschnitt. S. 69.

Beſchreibung der einzelnen Länder von Südamerica.

I. Das Spaniſche Südamerica.

1.

Eintheilung. Lage. Gränzen. Größe.

Die Beſitzungen der Spanier in Südamerica nehmen die ganze weſtliche, ja bei weitem die größere Hälfte dieſes weitläuftigen Erdſtrichs ein und begreifen die 3 Vicekönigreiche Neu-Granada, Peru und Rio de la Plata. Da ſie ſich im Norden mit Terra firma (oder eigentlich mit der Provinz Panama), alſo mit dem 9ten Gr. nördl. Br. anfangen, und bei der ſüdlichen Küſte von Patagonien an der Magelhaniſchen Meerenge, folglich beinahe mit dem 55ten Gr. der Südbr., endigen, ſo beträgt ihre ganze Länge von Norden nach Süden 64 Breitengr., oder 960 Meilen. Da man aber hierzu auch noch die nördlichen Küſtenländer bis über den 10ten Grad der Nordbreite rechnen muß, ſo kann man ihre Ausdehnung von da bis zur Magelhaniſchen Straße füglich auf 1000 geographiſche Meilen anſetzen; eine Größe, die bloß von der des Ruſſiſchen Reichs von Weſten nach Oſten übertroffen wird.

Seine größte Ausdehnung von Westen nach Osten ist von Veragua bis nach Cayenne zwischen dem 295. bis 321. Gr. westlicher Länge, in einer Weite von fast 400 Teutschen Meilen; die kleinste an der Südspitze von Südamerica bei dem Cap Frowart, wo es kaum 5 Meilen breit ist. Der Flächeninhalt beträgt 154.000 Quadratm., so groß als, Rußland ausgenommen, kein Reich auf der Erde ist. Auf diesem weiten Raume wohnen aber nicht mehr als 5 Millionen Einwohner an weißen, kupferfarbenen, schwarzen und farbigen Leuten, unter welchen letztern man hier die Mulatten, Mestizen und andere von gemischter Rasse versteht.

2.

Verfassung. Oberherrschaft. Bewohner *).

Von diesem ganzen weiten Erdstriche ist der König von Spanien der einzige und unumschränkte Oberherr. Er läßt die in demselben liegenden Reiche — Neu-Granada, Peru, Quito, Chile, Rio de la Plata — und Länder, als Patagonien, Carracas, Venezuela ꝛc. durch Unterkönige regieren, die einen großen Staat führen und beinahe eben so viel Macht und Ansehen haben, als der König von Spanien selbst. Durch die Oberherrschaft der Spanier sind nunmehr überall ihre Regierungsform, Religion, Sitten und Gebräuche eingeführt, und Alles gegen sonst völlig umgeändert worden. Diese

*) Nach Mentelle und Maltebrun Géographie, Tome XV. Kutscher America 3ter Band; *Azara* voyages dans l'Amérique méridionale; de Ulloa's Nachrichten von America u. s. w.

veränderte politische und religiöse Verfassung hat einen solchen Einfluß auf die Lebensart und den Charakter der Ureinwohner gehabt, daß sie ihren Vorfahren fast in keinem Stücke mehr gleichen und der ursprüngliche nationelle Charakter und Unterschied beinahe völlig verwischt ist. An die Stelle ihrer ehemaligen Geistesbildung, ihres Scharfsinns, ihrer Thätigkeit und Sittlichkeit, ist Unwissenheit, Schläfrigkeit, Trägheit und Lasterliebe getreten, und ihr ganzer voriger Geist scheint von ihnen gewichen zu seyn. Alles ist jetzt auf Spanischen Fuß eingerichtet, in Audiencias, Erzbisthümer und Bisthümer eingetheilt, und diese bestehen wieder, nach dem Verhältniß des Umfangs ihres Gebiets, aus einer größern oder kleinern Anzahl Corregimientex oder Provinzialgerichte, die allein in Peru zusammen 64 ausmachen.

Die meisten Spanischen Provinzen in America sind aber jetzt im Aufstande gegen das Mutterland begriffen. Im April 1810 erklärte sich Carracas für frei und unabhängig und die republicanische Insurrection gewinnt immer mehr Consistenz. Von ganz Peru hatten die königlich Gesinnten nur noch die Stadt Guyaquil inne, wohin sich der Vicekönig von Lima und der Generalcapitän von Quito zurückgezogen hatten. Jede der insurgirten Provinzen sollte einen besondern Gouverneur erhalten und die allgemeine Regierung sollte einem vollziehenden Rathe von 3 Directoren übertragen werden. Es gab 4 Partheien unter den Insurgenten. Einige hielten es mit den Insurgenten in Spanien und errichteten wie diese, eine eigene Junta, andere waren für die Unabhängigkeit, noch andere erklärten sich für Frankreich, wieder andere traten England bei. — Die Ein- und Ausfuhrzölle sind sehr vermindert, und der Handel ist für frei und von allen vorhergehenden unpolitischen Beschränkungen entbunden erklärt worden. Der Generalcongreß derjenigen Spanischen Provinzen, welche sich

für unabhängig erklärt haben, nennt sich nunmehr Conföderation von Neu-Granada, und hat Agenten an die Englische Regierung abgeschickt, welche sich gegenwärtig zu London befinden. Die jetzigen Verhältnisse des Spanischen Hofes zu dem Englischen lassen wohl keinen Zweifel übrig, welche Parthei die Großbritannischen Minister in dieser Angelegenheit nehmen werden. — So lange bis die Einwohner der verschiedenen Provinzen sich bestimmt werden erklärt haben, ist einstweilen eine provisorische Regierung eingerichtet worden *). Auch in Quito ist die Fahne des Aufruhres aufgesteckt worden und Jedermann eilt, des Spanischen Jochs überdrüssig, zu den Waffen. Diesem Beispiele ist gleichfalls Porto-Ricco und Buenos-Ayres gefolgt. —

Die Einwohner des Spanischen Südamerica sind theils Europäer, besonders Spanier, theils Indier. Zu diesen gehören vornämlich die Ottomachier, Maynas, Malutscher, Karaiben, Xibaros, Yamnos, Omaguaer, Poyaer, Tschigitorr, Payaguaer, Guaikuruer, Abiponer, Puelschen, Pampaer, Guairanys, Guanaer, Charruaer, Nalikuegaer, Lenguaner, Mebayaer, Katarapen, Maquiritarer, Daquerer, Piaraer u. a. m., die letzteren am Orinoco, welche täglich 1 Pfund und darüber fette Lettenerde verzehren, ein fast allen Bewohnern der heißen Erdgegenden,

*) Nach den neuesten Nachrichten aus Cayenne dauern die Unruhen in Neu-Granada fort. Nicht ohne Entsetzen kann man die blutigen Auftritte lesen, die in diesem unglücklichen Lande vorfallen und an Grausamkeit die Schandthaten der alten Spanier bei Eroberung dieses Welttheils noch übertreffen. Nach der Wiedereinnahme von Cumana wurden alle Einwohner dieser blühenden und volkreichen Hauptstadt in Neu-Andalusien, die gegen 25,000 Menschen zählt, ohne Unterschied von den Spaniern niedergemacht.

z. B. auch in Guinea, Java, Peru, Neu-Kaledonien ꝛc. gemeines Nahrungsmittel. Außer diesen sind in den Spanischen Besitzungen noch viele Neger, Creolen, Mulatten, Mestizen, unter der Benennung der farbigen Menschen bekannt.

Alle sind von ihrem ursprünglichen Nationalcharakter ausgeartet und tragen ein fremdes, größtentheils Spanisches, Gepräge. Die Ureinwohner, die kupferfarbigen Indier, sind besonders von ihrer alten Natur abgewichen. Unthätig, gleichgültig gegen Alles, scheinen sie fast gar keine Bedürfnisse, Wünsche und Begierden zu haben; eben so wenig sind sie aber auch geneigt, Andern eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ihre Unbiegsamkeit ist unüberwindlich, ihr Trotz unausstehlich, ihre rohe Unwissenheit ohne gleichen. Sie sind träge, langsam und schläfrig und können sich mit vieler Geduld lange mit einer Sache beschäftigen. Man sieht dieses an den langwierigen Arbeiten, die sie unternehmen. Wenn etwas ausgebessert werden soll, das zwar nicht schwer, noch viel werth ist, aber doch Zeit und Mühe erfodert, so sagt man: das kann ein Indianer (Peruaner, Chiloer ꝛc.) machen. Wollen sie Teppiche, Tücher, Decken und dergleichen weben, so zählen sie alle Fäden einzeln, wodurch die Arbeit oft Jahrelang verlängert wird. Hieran ist nicht bloß ihre Langsamkeit Schuld, sondern es fehlt ihnen auch an den rechten Handgriffen und sie sind zu faul, sie zu erlernen. Diese Trägheit ist bei ihnen so eingewurzelt, daß sie weder ihr eigner Vortheil, noch der Befehl ihrer Herren zur Hurtigkeit ermuntert. Haben sie für sich etwas zu thun, so überlassen sie die Arbeit ihren Weibern. Diese müssen spinnen, Mais, Reiß und Gerste rösten oder mahlen, ihren Männern, sich und den Kindern die Kleidungsstücke machen und das Essen zubereiten. Indessen sitzt oder liegt der Mann auf der Erde niedergekauert und sieht seinem Weibe mit träger Sorglosigkeit zu. Er

für unabhängig erklärt haben, nennt sich nunmehr Conföderation von Neu-Granada, und hat Agenten an die Englische Regierung abgeschickt, welche sich gegenwärtig zu London befinden. Die jetzigen Verhältnisse des Spanischen Hofes zu dem Englischen lassen wohl keinen Zweifel übrig, welche Parthei die Großbritannischen Minister in dieser Angelegenheit nehmen werden. — So lange bis die Einwohner der verschiedenen Provinzen sich bestimmt werden erklärt haben, ist einstweilen eine provisorische Regierung eingerichtet worden *). Auch in Quito ist die Fahne des Aufruhres aufgesteckt worden und Jedermann eilt, des Spanischen Jochs überdrüssig, zu den Waffen. Diesem Beispiele ist gleichfalls Porto-Ricco und Buenos-Ayres gefolgt. —

Die Einwohner des Spanischen Südamerica sind theils Europäer, besonders Spanier, theils Indier. Zu diesen gehören vornämlich die Ottomachier, Maynas, Malutscher, Karaiben, Xibaros, Yamnos, Omaguaer, Pevaer, Tschigitorr, Payaguaer, Guaikuruer, Abiponer, Puelschen, Pampaer, Guairanys, Guanaer, Charruaer, Nalikuegaer, Lenguaner, Mebayaer, Katarapen, Maquiritarer, Daquerer, Piaraer u. a. m., die letzteren am Orinoco, welche täglich 1 Pfund und darüber fette Lettenerde verzehren, ein fast allen Bewohnern der heißen Erdgegenden,

*) Nach den neuesten Nachrichten aus Cayenne dauern die Unruhen in Neu-Granada fort. Nicht ohne Entsetzen kann man die blutigen Auftritte lesen, die in diesem unglücklichen Lande vorfallen und an Grausamkeit die Schandthaten der alten Spanier bei Eroberung dieses Welttheils noch übertreffen. Nach der Wiedereinnahme von Cumana wurden alle Einwohner dieser blühenden und volkreichen Hauptstadt in Neu-Andalusien, die gegen 25,000 Menschen zählt, ohne Unterschied von den Spaniern niedergemacht.

z. B. auch in Guinea, Java, Peru, Neu-Kaledonien u. gemeines Nahrungsmittel. Außer diesen sind in den [illegible] Besitzungen noch viele Neger, Creolen, Mulatten, Mestizen, unter der Benennung der farbigen Menschen bekannt.

[illegible]

isset und trinket in dieser Stellung, läßt sich auch wohl das Essen in den Mund stecken und bleibt so lange still liegen, bis ihn die Noth zum Aufstehen treibt. Das einzige, was er noch thut, ist, daß er auf die Jagd und den Fischfang geht und sein Canot macht, oder, wo Ackerbau getrieben wird, das Feld umpflügt: das Säen aber und die übrige Feldarbeit überläßt er seinem Weibe. —

Sehen sie einen Reisenden, der sich verirrt hat, oder den Weg nicht weiß, auf ihre Hütte zu gehen, so verstecken sie sich geschwind, damit sie ihm nicht etwa den Weg zu zeigen und eine Strecke mit ihm zu gehen brauchen *). Das einzige, wozu sie schnell bei der Hand sind, ist Essen, Trinken und Tanzen. Daß sie der Trunkenheit über Alles ergeben sind, wurde oben gesagt. Am liebsten berauschen sie sich, wenn sie keinen Branntwein haben, in Chikakopah, einem starken Getränke, das sie aber nicht aus der Maniokwurzel, sondern aus angefeuchtetem, geröstetem und zerstoßenem Mais durch Gährung bereiten. — Etwas thätiger und arbeitsamer sind die Ottomachier, Abiponer und Omaguaer, von welchen bei Peru mehr vorkommen wird.

3.

Oeffentlicher Cultus. Wissenschaftliche Cultur. Kunst- und Gewerbfleiß.

Die herrschende Landesreligion ist die katholische. Es giebt Erzbischöfe, Bischöfe, eine Menge Pries-

*) Man hat auch wohl Beispiele, daß sie Reisende todt geschlagen haben.

ster, Mönche und Klöster. In Lima ist ein Erzbischof, unter dessen Sprengel die 4 Bisthümer Truxillo, Guamanga, el Cusco und Arequipa gehören, deren jedes seinen eigenen Bischof hat. Im Vicekönigreich Neu-Granada sind 3 Bisthümer, zu Carracas in der Provinz Venezuela (jetzt ein Erzbisthum), zu Merida in Maracaibo und zu St. Thomas in Guiana; auch in Santa Fé de Bogota ist ein Erzbischof. Die Ordensgeistlichen und insgemein die ganze Klerisei, führen die zügelloseste Lebensart unter der Larve der Frömmigkeit und Religiosität, und wissen durch diese heuchlerische Scheinheiligkeit die Achtung des verblendeten Volks nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu erhalten. Die Superioren verzehren nach Belieben die Einkünfte der Klöster und lassen die von ihnen erzeugten Kinder öffentlich als die ihrigen in ihren Klöstern unter ihren Augen erziehen. Eine vortheilhafte Ausnahme machten ehedem die Jesuiten, welche nicht nur von ihren Gütern Apotheken, Armen- und Krankenhäuser unterhielten, sondern auch arme Familien unterstützten und Schulen errichteten. Die Missionen werden bloß von Kapuzinern und Franziscanern versehen, und sind längs dem Orinoco, nördlich über dem Maranon unter den Maynas, bei den Guaraniern, am Apuro, Rio Negro, im Bezirk Piritu an der Küste von Paria u. s. w. befindlich; aber die Missionare sorgen mehr für ihren Beutel, als für die Bekehrung und Civilisirung der Eingebornen. Sie lehren sie höchstens den Glauben, das Vater unser, einige Ave Maria und Rosenkränze beten, und nöthigen sie, Paternoster, Scapuliere, ABC-Bücher ꝛc. für den doppelten, ja dreifachen Preis zu kaufen, die Felder, Gärten und Weinberge der Missionäre, trotz dem Verbote der Gesetze, unentgeldlich zu bauen, treiben einen einträglichen Schleichhandel, und wissen über den Zustand ihres Sprengels immer einen Schleier zu ziehen, da zufolge der Gesetze sich ohnehin kein Spanier in ihrem Bezirk nieder-

lassen darf. Dabei genießen sie einen Grad von Achtung, der nahe an Anbetung gränzt, weil der einfältige Wilde sie für göttliche Gesandte hält, für die sich Manche auch wohl ausgeben mögen. —

Für wissenschaftliche Bildung ist bei weitem nicht genug gesorgt. Zwar findet man in den Hauptstädten, z. B. Lima, Santa Fé de Bogota, Carracas, Cumana, Quito, Cusco, St. Jago de Chili, Tucuman, Buenos-Ayres, u. a. höhere und niedere Lehr- und Bildungsanstalten, Buchdruckereien, Museen, Bibliotheken, Kunst- und Naturaliencabinette; allein sie sind weder für das Bedürfniß hinreichend, noch durchgreifend und wirksam genug. Die Universität zu Lima (von Karl V. gestiftet) hatte vormals über 150 Lehrer (meistens Mönche) und gegen 1500 Studierende; allein außer scholastischem Wust und Zänkereien und Spitzfindigkeiten, wird wenig Nützliches, Gründliches und wahrhaft Wissenschaftliches, für das Leben Brauchbares, gelehrt. Noch ist kein auch nur mittelmäßiger, viel weniger wirklich Gelehrter, auf dieser hohen Schule gebildet worden; und so siehet es verhältnißmäßig auch mit den übrigen, z. B. zu Santa Fé de Bogota, aus. Mit den niederen Schulen ist es nun noch weit kläglicher bestellt. —

Die schönen Künste, so wie der Kunstfleiß überhaupt, haben in den größeren Städten ihren Sitz. Man findet in Lima, Quito, Truxillo, Cusco, Santa Fé, Arequipa, Paraguai, Buenos-Ayres, mehrere vortreffliche Werke der Kunst und sehr geschickte Arbeiter; aber es sind deren zu wenige und die Kunst ist noch nicht recht einheimisch gemacht, mehr das Werk und Geschäft der Ausländer. — Die Tonkunst schränkt sich fast allein auf die Kirchen ein; die Bildhauerkunst und Malerei ist noch auf einer niederen Stufe; mehr cultivirt ist die Baukunst und schöne Gartenkunst. — Der Fabrik-

fleiß findet nicht Ermunterung genug; ist auch zur Befriedigung der einheimischen Bedürfnisse nicht thätig genug; man verfertigt zwar seidene, leinene, wollene und baumwollene Waaren, Eisen-, Messing-, Gold- und Silberarbeiten, Papier, Leder, Tuch ꝛc. allein sie machen die Europäischen Waaren nicht entbehrlich. In Hausgeräthe, Kleidern, Pferden, Kutschen und Geschirre, herrscht ein außerordentlicher Luxus, das meiste aber ist ausländische Fabrik. Ob man gleich die gewöhnlichen Handwerker beinahe an jedem nur etwas bedeutenden Orte findet, so ist doch die Arbeit eben weder sonderlich solid und dauerhaft, noch wohlfeil und geschmackvoll. Man verschreibt daher lieber seine Bedürfnisse aus Europa. Doch fangen seit etwa 10 Jahren die Manufacturen an, sich etwas mehr zu heben.

4.

Ackerbau. Viehzucht. Producte. Handel.

Da in dem Spanischen America **Bergbau** und **Handel** die vornehmsten Beschäftigungen und kräftigsten Mittel, schnell reich zu werden, sind; so denkt man an die nützlichste Beschäftigung, den **Ackerbau** und die **Viehzucht**, bloß in einzelnen Gegenden. Aber da, wo sie getrieben werden, sind sie nebst der **Jagd** und dem **Fischfange**, überaus einträglich; denn dem fleißigen Colonisten bietet sowohl das Pflanzen- als das Thierreich in seinen sehr reichen und mannichfaltigen Producten, so wie das gute Erdreich, die größten Vortheile und Unterstützung an. In den neuesten Zeiten sind auf den fleißigen Betrieb des Ackerbaues Belohnungen von der Spanischen Regierung

ausgesetzt worden. In vielen Gegenden, z. B. in West-Chile, ist der Boden so außerordentlich fruchtbar, daß er gar nicht gedüngt zu werden braucht und doch 30, 40 bis 50fältig lohnet. Wenn ja hin und wieder der Aerndteertrag schlecht ausfällt (welches selbst auf den besten Plantagen oft der Fall ist), so liegt die Schuld an den Pflanzern, die ihre Felder schlecht verwalten und bearbeiten lassen, Alles dem Aufseher übergeben, sich weiter um nichts bekümmern, und höchstens einmal des Jahres nachsehen. Auch die auf den Anpflanzungen haftenden drückenden Abgaben (Censos oder Tributos) von 5 vom Hundert, an Kirchen, Klöster, Stiftungen ꝛc., die durch Vermächtnisse von uralten Zeiten herrühren, immer forterben, oder durch Kauf von Hand in Hand gehen, sind eine Quelle der geringeren Benutzung und Einkünfte der Grundstücke. — In Paraguai ist der Ackerbau sowohl, als die Viehzucht auf einer höheren Stufe der Vollkommenheit, wie an seinem Orte erzählt werden soll.

Die Naturerzeugnisse im Pflanzen-, Thier- und Mineralreiche sind theils oben schon angezeigt worden, theils werden sie bei den einzelnen Ländern noch angezeigt werden. Bloß einer Naturseltenheit wollen wir hier gedenken. Nahe bei Santa-Fé, auf dem sogenannten Riesenfelde, findet sich eine unermeßliche Menge aufgegrabener Elephantenknochen in einer Höhe von 1370 Toisen, von denen Humboldt sagt: „ich zweifle, daß man bisher auf „einer solchen Höhe je dergleichen gefunden habe. Ich habe „in der Folge 2 solcher Knochen von einer Stelle der Anden unterm 2ten Grade der Breite von Quito und Chile „erhalten, so daß nunmehr das Daseyn und Vergehen „dieser Riesenthiere in America außer allen Zweifel gesetzt „ist." — Eine andere Naturmerkwürdigkeit von Südamerica hat man in Paraguai unter der Erde entdeckt, das Skelett eines ungeheuern vierfüßigen Thieres, 12 F. lang,

welches man Megatherium nennt und das untergegangen ist. Eine Menge Versteinerungen fand Humboldt auf den Anden und an den Küsten von Carracas. In den Ebenen am Orinoco giebt es viele versteinerte, in sehr harten Bruchstein verwandelte Bäume. —

Der Handel des Spanischen Südamerica ist überaus ausgebreitet und wichtig. Besonders hat er sich in den südlichen Gegenden seit 1778 erweitert. Die Ausfuhr besteht in Kaffee, Zucker, Indigo, China, Cacao, Kaskarille, Copaivbalsam, Zimmet, Baumwolle, Pfeffer, Cochenille, Kassia, feinen Holzarten, Färbehölzern, Aloë, Tabak, Storax Medizinalkräutern, elastischem und anderen Harzen, Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Edelsteinen, Marmor, Serpentinsteinen, Lasursteinen, Quecksilber, Perlen, Purpurfarbe, Vicogne- und Guanocowolle, Schildkrot, Thierhäuten, Leder, Rindshörnern, Rind- und Schweinefleisch, Talg, Fleischbrühtafeln, Papagaien, Straußfedern, Maulesel, Affen, Tapeten, welche in Truxillo verfertiget werden, ꝛc. Die Einfuhrgegenstände sind: baumwollene, wollene, leinene und seidene Waaren, Holländische und andere Leinewand, feine, grobe und Mitteltücher, Kamelotte, Schleier, Shawls, Battiste, Uhren, Dosen, Galanterie- und fast alle Luxuswaaren, musikalische, physikalische, mathematische und andere Instrumente, Ostindische Zeuche, Oel, Wein, Branntewein, Gewürze, Hausrath, Porzellan, Glas, Ackergeräthe, als Sensen, Sicheln, Grabscheite, Hacken, Beile ꝛc. metallene und hölzerne Waaren, Tabuletkrämer-Waaren, Wachs, Spanische Röhre, Zucker, Säcke, Segeltuch, Töpfergeschirre, Steingut, falsche Diamanten, feine Handschuh, Stiefeln, Schuhe und andere Lederwaaren, Bücher, Landcharten, Kupferstiche u. a. m. Wollte man eine Vergleichung zwischen der Aus- und Einfuhr anstellen, so würde sich finden, daß beide einander ziemlich gleich sind. Doch thut der Englische

Schleichhandel, der beträchtlich ist, dem gesammten Südamericanischen Handel vielen Schaden und Abbruch. Auch ist die nie genug zu beklagende Entvölkerung dieser Provinzen, so wie der Mangel an Canälen, Brücken und Landstraßen, ein bedeutendes Hinderniß des lebhaftern Handels, daher man zur Einführung der Neger zu schreiten gezwungen gewesen ist. Die Ausfuhr nach andern Spanischen Colonien, z. B. Kuba, Veracruz ꝛc. ist von weniger Bedeutung; weit wichtiger ist der Handel mit den fremden Colonien. Die Ausfuhr ist, mit Ausnahme etlicher weniger Artikel, z. B. des Cacao, gegen sehr mäßige Zölle frei, aber die Einfuhr dagegen sehr schwer belastet. Außer Ochsenhäuten und Maulthieren (davon gegen 10 — 12,000 ausgeführt werden) werden nur kleine Quantitäten von inländischen Erzeugnissen ausgeführt: eingeführt werden dürfen nur Neger, Hausgeräthschaften, edle Metalle und wissenschaftliche Gegenstände; allein es werden gemeiniglich immer $\frac{2}{3}$ andere Waaren dabei mit eingeschwärzt. Bei diesem einträglichen Schleichhandel sind gewöhnlich die Kronbeamten selbst mit interessirt, und die Engländer ertheilen den Schiffen Freipässe gegen Erlegung von 18 — 20 Piastern. Er wird vornämlich nach Jamaika, Curaçao, Trinidad und Surinam betrieben, und gegen Zucker, Kaffee, Häute, Indigo, meistens aber gegen Piaster hohlet man Waaren aller Art, besonders aber von den billigen und gefälligen Britten, die sogar eigene Kutter zum Begleiten der Schleichhändlerschiffe halten. Die Spanier gewinnen meistens 25 Procent dabei, und der jährliche Betrag der eingeschleppten verbotenen Waaren wird auf 1 Million Piaster geschätzt. Außer den Spaniern treiben auch die Indianer gar vielfältig Handel, ja in einigen Provinzen thun sie es darin den Spaniern noch zuvor. Sie genießen dabei, als ein Mittel zur Aufmunterung, noch die Freiheit, keine königlichen Abgaben von ihren selbst fabrizirten Arbeiten zu bezahlen, so daß sie nicht selten wirklich gu-

sere Geschäfte und mit größerem Gewinn machen, als die Spanier.

Ehemals war auch der Schleichhandel mit den Holländern bedeutend, zumal mit Cacao. Von dieser Waare bauete man jährlich nur allein in der Provinz Venezuela 65 000 Centner, und dennoch betrug die Ausfuhr nach Veracruz, St. Domingo, den Canarien-Inseln und anderen Orten, nicht mehr als 21,000 Centner. Alles übrige ward durch den Schleichhandel versendet Was jetzt hierin die Holländer nicht mehr können, ersetzen die Engländer, welche seit der Revolution auf St. Domingo, in Jamaika und am Mexicanischen Meerbusen die allgemeinen Waarenmagazine errichtet haben. — In Caraccas besteht seit 1794 ein besonderes Handelsgericht, welches alle Handelsangelegenheiten, Prozesse unter Kaufleuten u. s. f. vor seine Gerichtsbarkeit ziehet.

Jetzt zur Beschreibung der einzelnen Länder selbst! —

I.

Das Vicekönigreich Neu-Granada.

1.

Name. Lage. Gränzen. Eintheilung. Größe.

Dieses sehr große und weitläuftige Land von 46 600 Quadratmeilen hat erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Namen Neu-Granada, zur Nachahmung des in Spanien liegenden Königreichs Granada, erhalten. Ehehin nannte man es auch Neu-Kastilien, zum Unterschie-

de von dem älteren Spanischen Kastilien. Doch gehört jetzt zu Neu-Granada weit mehr Land, als vordem Neu-Kastilien faßte. Manche begreifen es auch unter dem Namen Terra firma: allein dieses ist nur ein integrirender Theil desselben. Errichtet ward es nach seinen gegenwärtigen Bestandtheilen schon 1739 aus Terra firma, dem Spanischen Guiana und der Peruanischen Provinz Quito; man fügte aber späterhin noch einige andere Distrikte dazu.

Es macht den nördlichsten Theil von Südamerica und durch die auf der Westseite sich daran kettende Landenge Darien die Verbindung mit Nordamerica, hat aber über diese Landenge gegen Osten noch eine starke Ausbiegung nach Norden in die Karaibische See hinein. Es liegt zwischen dem 7. Grad der Südbreite und dem 12. Gr., 15 Min. der Nordbreite, gränzt im Norden an den Karaibensee, der ein Theil des westatlantischen Ozeans ist und mit dem Golf von Mexico in Verbindung steht, im Osten an's Atlantische Meer und das Holländische Guiana, im Süden an Peru und Brasilien und in Westen an das stille Meer.

Die ehemalige Eintheilung in Terra firma, Choko, Carthagena, St. Martha, Rio de la Hacha, Venezuela, Neu-Andalusien, Neu-Granada und Popayan gilt jetzt nicht mehr. Vielmehr wird es gegenwärtig in 3 Hauptprovinzen abgetheilt: A. In Neu-Granada an sich. B. Die Capitanerie Caraccas und C. die Provinz Quito.

2.

Klima u. natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer.

Die Lage dieses schönen Landes läßt schon vermuthen, daß die Luft heiß und ermattend sey. Der Himmel ist sel-

ten ganz mit Wolken bedeckt (die Regenzeit ausgenommen), gleichwohl aber ist, wegen der vielen Wälder und Flüsse, von welchen das Land durchschnitten wird, das Klima ziemlich feucht und wegen der heißen und erstickenden Luft nicht sehr gesund: bloß auf der Ostseite ist es gemäßiget und auf der westlichen Südseite sogar bisweilen kalt. Gewitter sind häufig, und würde die Luft nicht durch Seewinde und Bergluftzug gemäßiget, so würde vor denselben die Hitze unausstehlich seyn. Die Provinz Quito hat wegen ihrer schönen Lage und der Tag- und Nachtgleiche ein milderes, angenehmes und gesundes Klima. Man kennt eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die trockene und nasse, wovon jede jährlich zweimal einfällt. Im December und Januar ist die kurze, und vom April bis Julius die längere Regenzeit; eben so ist im Februar und März die kurze, und vom August bis November die lange trockene Jahreszeit. Uebrigens herrscht hier ein beständiger Frühling und Sommer, die Bäume sind immer grün und Blüten mit Früchten stets abwechselnd. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß hier, so wie im ganzen Spanischen Südamerica, wegen der heißfeuchten Luft, Uhren von Metall leicht vom Roste angegriffen werden. Dieß kommt den Bewohnern des Schwarzwaldes, welche sich mit der Verfertigung hölzerner und messingener Wanduhren beschäftigen, überaus wohl zu statten, denn ein großer Theil solcher hölzerner Uhren geht über Lissabon nach dem Spanischen Südamerica und Brasilien.

Der Boden ist im Innern und an den Flüssen ungemein fruchtbar und von der Natur vortrefflich ausgestattet, selbst bis an die Spitzen der Hügel hinauf, an den Küsten aber meistens sandig und sumpfig. In den Gebirgegegenden ist viele Waldung, aber abwechselnd mit fruchtbaren Thälern, um den Orinoco ist das Land noch wild und unangebaut. Ueber 20 Tagereisen weit erblickt man, besonders am linken Ufer, nichts als Wälder, unbewohnte Steppen und Ebenen,

bis man endlich an ein Indianisches Dorf kommt. Eine Menge beschwerlicher Insecten und kriechender Thiere, auch Vampyre, belästigen den Reisenden. Die Lanos oder Pampas, große Ebenen, welche in der Regenzeit überschwemmt werden, und durch den Niederschlag der dieselben um- oder durchströmenden Flüsse gebildet werden sind, nehmen einen Raum von wenigstens 12 000 Q. M. ein, erstrecken sich von der Küstenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guiana und von dem Gebirge von Meriba bis zu dem vom Orinoco an seiner Mündung gebildeten Delta, und sind meistens baum- und quellenleer, obgleich hier und da die Fächerpalme zerstreut wächst. In der trockenen Jahreszeit zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub, der Boden spaltet sich und Wirbelwinde treiben Staubwolken empor, die den Wasserhosen des Weltmeeres gleichen. Selbst das Crocodill und die Riesenschlange erstarren und liegen unbeweglich im trockenen Letten, bis sie durch die ersten Regen wieder erweckt werden. Dann aber verwandelt sich die Steppe wieder in eine üppige Grasflur.

Ein großer Theil von Neu-Granada, vornämlich aber die Westseite, wird von den Cordilleras und einigen Aesten derselben durchschnitten, die sich denn weiter herab durch das ganze westliche Südamerica bis an die äußerste Südspitze desselben hinziehen. Besonders ist die Provinz Santa Martha reichlich mit Bergen versehen, wounter sogar viele ungemein hohe Schneeberge sind, die meisten aber große Waldungen und Vulkane haben. Es sind eigentlich 2 Reihen von ungeheuern Bergketten, der Anden, die sich von Süden nach Norden und Nordosten ziehen, Erzeugnisse einer allgemeinen Krystallisation, mit tiefen Abgründen und schrecklichen Schluchten, deren Wände zum Theil sehr genau auf einander passen. Eine Reihe streicht nordwärts, 23 Meilen von der Westküste, nach Panama, und enthält die höchsten Spitzen dieser ungeheuern Bergkette. Die andere hin-

gegen zieht sich 4 Meilen ostwärts von jener, jedoch fast immer mit ihr parallel laufend, nach dem Capo de la Vela in den Karaibischen See. Mitten durch sie strömt mit reizender Anmuth, wie ein blaues Band auf dunkelgrünem Grunde sich fortschlängelnd, der schöne St. Magdalenenfluß und der See Zapatosa, zwischen Maracaibo und Carthagena, verschönert die wilde romantische Gegend noch mehr, und stellet das Gemälde des Genfersees vor, nur durch die tropische vegetirende Natur noch mehr gehoben. Die gewöhnliche Höhe dieser Gebirgskette ist 3,600 — 4800 Fuß über dem Meeresspiegel, und die Ebenen sind meistens 600 — 1500 Fuß über dieselbe Fläche erhaben *); doch giebt es einzelne Gipfel, die sich bis zu einer erstaunenswürdigen Höhe erheben. Mehrere enthalten Vulkane, die — sonderbar genug — sogar Fische auswerfen, welche in den dortigen Bächen gefangen werden, z. B. den Premabilla (pimelotus Cyclopum). Der höchste Berg auf der bekannten Erde, der Chimborasso, (etwa 15 Meilen südlich von Quito), ist 20,150 Fuß hoch, und gewöhnlich von seiner Spitze an abwärts 4,800 Fuß mit Schnee und Eis bedeckt; die Antisanna, 14,820 Fuß hoch; der Vulkan Kotopari, südöstlich von Quito, 18,600 Fuß hoch; der Pichincha, ein 15 000 Fuß hoher Vulkan; der Sierra Nevada de Meriba, 14 100 Fuß; der Cayambe, unter dem Aequator, 12 180 Fuß; der Caraſſoe, 14 820 Fuß; der Silla de Caraccas, 13,900 Fuß hoch. In dem letzteren ist ein fürchterlicher Abgrund, 7800 Fuß tief. — Die Bestandtheile dieser ungeheuern Felsenmassen sind gewöhnlich Gneiß,

*) Das höchste Thal oder die größte Hochebene in dieser Gebirgskette ist die Provinz Quito, 7256 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, wo aber auch Erdbeben häufig sind. Das schrecklichste war im Jahre 1797, welches sich in einer Länge von 30 Meilen und einer Breite von 20 Meilen weit erstreckte und in wenigen Secunden 40,000 Menschen das Leben raubte.

Schiefer und Glimmer, in Lagen von 2 — 3 Fuß dick, welche nicht selten große Krystallen von Feldspath, rothen Granatstein und Granit einschließen. Die Kette, welche sich nach Neu-Andalusien (Spanisch-Guiana), oder gegen den See Parima hinzieht, ist von geringerer Höhe; doch befindet sich auch hier ein Vulkan, der majestätische Duida unweit Coneralda, von beinahe 8000 Fuß hoch, welcher eine weite Ebene mit Palmen und Ananas bedeckt, beherrscht und gegen das Ende der Regenzeit gewöhnlich Flammen auswirft. Die großen Massen des glänzenden Talksteins, welche man an den Seiten dieser Berge in der Gegend des Parimasees, zumal bei hellem Sonnenschein blitzen sieht, haben wahrscheinlich der Fabel von einem Goldlande, El dorado, den Ursprung gegeben.

Unter Neu-Granada's Gewässern bemerken wir:

a. Dessen Meere. 1) Die Karaibische See, auch der Antillische Meerbusen, im Norden des ganzen Landes, von der Landenge an bis zu den Antillen. 2) Das südatlantische Meer, oder der Neukotische Meerbusen im Osten. 3) Das große Süd- oder stille Meer im Westen.

b. Große Baien oder Busen. 1) Die Bai von Panamo, im Süden der Erdenge. 2) Die Bai von Darien in Nordosten, zwischen der Erdenge und Choko. 3) Der Meerbusen von Venezuela im Osten, schneidet unterhalb St. Domingo tief in die Provinz Venezuela ein. 4) Die Bai Bonaventura im Westen von der Landschaft Choko. 5) Der große Meerbusen von Guajaquil, 3 Gr. südlich unterhalb dem Aequator. 6) Der Seno del Choco, über der Bonaventurabai. 7) Die Bai Morequillo und 8) Paria im Osten.

c. Flüsse, die größten, nicht nur in America, sondern auf der ganzen Erde.

1) Der Maranhon- oder Amazonenfluß, dessen Beschreibung bereits da gewesen ist, entspringt aus dem See Laurikocha unter dem 10. Gr., 15 Min. und wird erst bei der Mündung des Chuichunga (6 Gr., 50 Min.) schiffbar, aber von hier bis Borja wird die Schifffahrt durch 13 enge Pässe erschwert. Jenseits Borja ist eine unermeßliche Waldung, die von vielen Flüssen und Canälen in allen Richtungen durchschnitten wird. Nach dem Zusammenfluß des Ukayal mit dem Maranhon heißt dieser mit Recht ein fließendes Meer. Weiter gegen Osten tritt der Napo und Iga-Parana, beide von Nordwesten herkommend, und noch weiter hin der Yupura und der große Rio Negro (schwarze Fluß), welcher durch den Kassiaquari, wie durch einen Canal, mit dem Orinoco zusammenhängt, in ihn. In den Rio Negro fällt von Nordost, aus dem Parimasee herabfließend, der Rio branco oder Parimafluß, und so bilden die 3 Ströme, Maranhon, Rio Negro und Orinoco, vermittelst des Atlantischen Meeres, die größte Insel auf der Erde, wo sich der Sumpfsee Parima befindet. Von Süden her strömen auch ansehnliche Flüsse in den Maranhon, als der Idavary, Yutai, Yurbi, Chibara, der große Madeira, welcher bei der Stadt Plata (20 Gr., 7 Min. s. B.) entspringt, und über 300 Meilen weit fließt, Popayoso, Xingu, Tokantines (mehr als 300 Meilen lang) u. a. Durch die Vereinigung des Madeira wird der Maranhon 1 Meile breit und nunmehr der Amazonenfluß genannt. Er erweitert sich sodann bis zu 2, 3 und 5 Meilen *) und geht bei der großen Insel Johannes gerade unter dem Aequator in's Atlantische Meer. Er überschwemmt das Land wie der Nil in Aegypten. Johann Orellan entdeckte ihn

*) Nach Condamine ist er an den meisten Orten an 1000 Klaftern breit.

Schiefer und Glimmer, in Lagen von 2 — 3 Fuß
che nicht selten große Krystallen von Feldspath,
ratstein und Granit einschließen. Die Kett
nach Neu-Andalusien (Spanisch-Guiana),
See Parima hinzieht, ist von geringere
findet sich auch hier ein Vulkan, der ma
unweit Coneralda, von beinahe 300
eine weite Ebene mit Palmen und Ana
und gegen das Ende der Regenzeit ge
wirft. Die großen Massen des glä
che man an den Seiten dieser Berge
masses, zumal bei hellem Sonn
wahrscheinlich der Fabel von ein
den Ursprung gegeben.

in der
n, die in
en sollen.
um Goldsee und d

Unter Neu-Granada.

a. Dessen Meere. 1) D
Antillische Meer
des, von der Lande
südatlantische
sen im Osten. 3)
im Westen.

noco, auch Orénoco
man noch keine ganz genau
Osten über dem See Parim
chen auch Paria genannt, nac
Paria in Neu-Andalusien, w
t eine Breite von ½ — 1 Meil
gen zur Regenzeit setzt er viele Gegen-

b. Große Bai
Meilen breit unter Wasser und ist dann
g, im Sü
ruhig; in der trockenen Jahreszeit aber
in Nordost
zu toben, da sich alsdann die periodi-
Meerhuse
stellen. Alsdann segeln die Indianer auf
geht, nachdem er gegen 50 Flüsse aufge-
halb St.
bei der Insel St. Trinidad unterm 1. Grad
Die B
mehreren Armen in den Atlantischen Ozean.
Choke
auch die Regengüsse während der 5 Monate sei-
Gr.
Es

Cruz entspringt er aus dem kleinen See Ypava,
Meilen östlich von dem Parimasee liegt; richtiger
man seine Quelle in die Berge der Sierra Ma-
perade unterm 5. Grad der Nordbreite.

so steigt er doch in einer Nacht nich
weis seiner bedeutenden Breite.
at er seine größte Höhe, und
Gili aber steigt er bis
August über stehen.
aber im Septem-
und das Wasser fällt
ch eine, an jeder Seite
nähnliche Gestalt. Dabei
sanft und unmerklich, daß
ehe still. Nur die stromabkom-
ewiesen, daß sich das Wasser he-
uch sehr langsam schwimmen. Be-
oleibt seine Verbindung mit dem Ama-
ch den Parima- und Kassiquiarin
jenem wie Arme zureicht.

Magdalenenfluß (rio grande de la Ma-
entspringt südlich in Popayan, geht nördlich
Granada und fällt nach einem Laufe von fast
zwischen Carthagena und St. Martha in's
Karaibische Meer. Er ist ein schöner Fluß, dessen Ufer
höchst reizende und romantische Partien haben.

4) Der Iga-Parana kommt von Westen her, wo er
den Andengebirgen entspringt, steht mit dem Rio
Negro in Verbindung und fällt unterm 3. Grad südli-
cher Breite in den Maranhon.

5) Der Kauka, der wie der Magdalenenfluß in Po-
payan, nur weiter westlich, entspringt und weiter nach
Norden hinauf, nachdem er immer mit ihm parallel gelau-
fen ist, denselben erreicht und mit ihm in's Karaibische
Meer geht.

6) Der Yupura hat seine Quelle ebenfalls in Popa-
yan und heißt Anfangs Kaqueta. Er theilt sich bald in
2 Arme, wovon der eine südöstlich hinab in den Maran-

1544 zuerst, nach dem er auch Orelhana genannt wurde. Bei seinem Ausflusse bildet er eine Menge Inseln, nachdem er fast 900 Teutsche Meilen zurückgelegt hat. Nachdem Orelhan einige Tage auf diesem Flusse geschifft hatte, traf er eine Menge bewaffneter Indianerinnen an, welche mit ihren Nachbaren Krieg führten, un denen ihre Männer wahrscheinlich vorausgegangen waren Dieses gab den Spaniern, welchen er dieses anzeigte, Anlaß, sowohl den Strom, als den größten Theil des Landes selbst, welchen er durchfließt, mit dem Namen de Amazonen zu belegen, welche bekanntlich in der alten Geschichte als kriegerische Weiber vorkommen, die in Asien am Fluß Thermodon gewohnt haben sollen. Der Parima machte man hernach auch zum Goldsee und das Land zum Goldlande.

2) Der Orinoco oder Oronoco, auch Orénoco von dessen eigentlichen Quellen man noch keine ganz genaue Kunde hat *), kommt von Osten über dem See Parima her und wird von Manchen auch Paria genannt, nach dem östlichen Distrikte Paria in Neu-Andalusien, wo er vorbeifließt. Er hat eine Breite von ¾ — 1 Meile, bei Ueberschwemmungen zur Regenzeit setzt er viele Gegenden 20 — 25 Meilen breit unter Wasser und ist dann ziemlich still und ruhig; in der trockenen Jahreszeit aber pflegt er gewaltig zu toben, da sich alsdann die periodischen Winde einstellen. Alsdann segeln die Indianer auf demselben. Er geht, nachdem er gegen 50 Flüsse aufgenommen hat, bei der Insel St. Trinidad unterm 1. Grad der s. B. mit mehreren Armen in den Atlantischen Ozean. So heftig auch die Regengüsse während der 5 Monate sei-

*) Nach le Cruz entspringt er aus dem kleinen See Ypava, welcher 3 Meilen östlich von dem Parimasee liegt; richtiger aber setzt man seine Quelle in die Berge der Sierra Maraguaco, gerade unterm 5. Grad der Nordbreite.

nes Steigens sind, so steigt er doch in einer Nacht nicht über 1 Zoll, ein Beweis seiner bedeutenden Breite. Während des Septembers hat er seine größte Höhe, und im October fällt er wieder. Nach Gili aber steigt er bis zum Ende des Julius und bleibt den August über stehen. Die Regen dauern indessen immer fort, aber im September und October werden sie seltener und das Wasser fällt wieder. Das Ufer bekommt dadurch eine, an jeder Seite mehrere Meilen lange, terrassenähnliche Gestalt. Dabei ist der Lauf des Stroms so sanft und unmerklich, daß man meinen sollte, er stehe still. Nur die stromabkommenden Cedernbäume beweisen, daß sich das Wasser bewegt, ob sie gleich auch sehr langsam schwimmen. Bewundernswürdig bleibt seine Verbindung mit dem Amazonenstrom durch den Parima- und Kassiquiarifluß, die er jenem wie Arme zureicht.

3) Der Magdalenenfluß (rio grande de la Madalena) entspringt südlich in Popayan, geht nördlich durch Neu-Granada und fällt nach einem Laufe von fast 500 Meilen zwischen Carthagena und St. Martha in's Karaibische Meer. Er ist ein schöner Fluß, dessen Ufer höchst reizende und romantische Partien haben.

4) Der Iga-Parana kommt von Westen her, wo er in den Andengebirgen entspringt, steht mit dem Rio Negro in Verbindung und fällt unterm 3. Grad südlicher Breite in den Maranhon.

5) Der Kauka, der wie der Magdalenenfluß in Popayan, nur weiter westlich, entspringt und weiter nach Norden hinauf, nachdem er immer mit ihm parallel gelaufen ist, denselben erreicht und mit ihm in's Karaibische Meer geht.

6) Der Yupura hat seine Quelle ebenfalls in Popayan und heißt Anfangs Kaqueta. Er theilt sich bald in 2 Arme, wovon der eine südöstlich hinab in den Maran-

hon fließt und Yupura genannt wird, der andere aber, welcher Guaviare heißt, nordwestlich in den Orinoco sich ergießt.

7) Der Mela und Apure, beide aus Westen herkommend, fließen in den Orinoco.

8) Der Putumayo, welcher in der Provinz Neu-Granada entspringt und südöstlich herab in den Maranhon fließt.

9) Der Napo und Piguena oder Tigré in der Provinz Maynas in den Maranhon fallend.

10) Der ansehnliche Fluß Ukayal, welcher aus dem See Chiquiakoba (1° Gr., 57 Min. s. B.) entsteht, unter dem 4. Gr., 45 Min. der Br. in den Maranhon tritt, und bei dem Einflusse weit stärker und heftiger ist, als der Maranhon.

11) Der Guallaga entfließt demselben See und fällt beim 5. Gr., 4 Min. südl. Br. ebenfalls in den Maranhon. Diese beiden zuletzt genannten Flüsse umfassen die große Fläche Pampa del Sacramento von 4,500 Q. M., welche große Wälder mit den schönsten und höchsten Bäumen, den wohlriechendsten Blumen und vortrefflichsten Früchten ꝛc. enthält. — Noch verdienen bemerkt zu werden

12) Der Kachipur, Kamopi, Oyapok, Essequebo, Cujuni, Caroni u. a. m.

d. Seen. 1) Der große Maracaibo in Venezuela, welcher durch einen Canal mit dem Meerbusen von Venezuela, folglich mit dem Karaibenmeere zusammenhängt und einen Umfang von 150 Stunden hat. 2) Der Sumpfsee Parima, im Südost, aus und an welchem der Orinoco fließt. Er ist von bedeutender, doch wechselnder Größe, da ihn Ueberschwemmungen bald größer, bald kleiner machen. 3) Der Zapatosasee in der Pro-

vinz St. Martha und 4) der See Valenzia bei der Stadt gleiches Namens in Venezuela.

3.

Küsten, Vorgebirge, Inseln, Buchten, Baien und Meerengen.

Die Küsten Neu-Granada's sind, wie beinahe überall, sandig, zum Theil waldig und also sumpfig. Von Caraccas dehnen sich weite, zur Regenzeit überschwemmte Ebenen, bis nach Guiana hin. — Vorgebirge: im Westen, Corrientes, St. Franzisko, St. Lorenzo, St. Helena, Blanco, de Passado, Monte Christi. Im Norden: de Zampa, de la Aguja, de la Vela, Falso, Hicacos, Draya, Megillones. Im Osten: de la Galera (an der Insel St. Trinidad), Barima u. a. m. — Inseln: im Norden, im Karaibischen Meere: die Halbinsel St. Anna, die Inseln Oruba, Orubilla, Curaçao, de Buon Ayre, de Rocca, Horchilla, Blanca, Tortuosa, Margarita, St. Trinidad u. a. m., welche Manche schon zu Westindien rechnen. Im Westen: die Perleninseln im Meerbusen von Panama, de las Palmas, el Reposo in der Bai Choko, Puna und St. Clara, im Golf von Guajaquil. — Meerbusen und Baien: Darien, Morosquil, Porto Gabello, Cumana, Triste, Barima; Panama, Choko, Bonaventura, Guajaquil ꝛc. Meerengen sind nur 2, die, welche den See Maracaibo mit dem Karaibenmeer verbindet, und die zwischen Cumana und der Insel St. Trinidad.

4.

Ackerbau. Viehzucht. Producte. Handel. Industrie. Geistige Cultur.

An einen ordentlichen Anbau des Landes ist hier nicht zu denken. Für Waizen und Gerste ist das Klima zu heißfeucht, welche daher hier nicht gedeihen. Reiß, Mais und Tabak wird gebaut, aber kaum zureichend. Zwar giebt es sehr fruchtbare Ebenen, die aber nur hier und da urbar gemacht sind, weil die Einwohner sich so zahlreich in den Städten aufhalten und mehr dem Handel obliegen. Man erstaunt, wenn man sieht, daß in einem so fruchtbaren Lande so wenig Anpflanzungen sind, und in einem Zeitraum von 300 Jahren so wenig für den Feldbau gethan worden ist. — Der Mais dient vornämlich zur Nahrung der Neger und zum Viehfütter. Die Regierung ist bemüht, den Ackerbau empor zu bringen, sie findet aber nur wenig Unterstützung. Eher noch treibt man die Vieh- vornämlich die Rindviehzucht. Ochsen und Kühe haben sich auch, besonders am Orinoco, seit 30 Jahren so vermehrt, daß eine schöne junge Kuh nicht mehr als 4 — 5 Thaler und ein Stier 5 — 6 Thaler kostet, ja, auf den wöchentlichen Märkten in Caraccas sind beide noch wohlfeiler. Gleichwohl kann ein Europäer seinen Appetit nach Rindfleisch nicht immer befriedigen, weil es sich kaum einen Tag hält und eingesalzen, oder an der Sonne gedörrt, hält es sich auch nicht lange, denn nach wenigen Tagen ist es so trocken wie Holz, und in der Regenzeit bekömmt es auch noch die ekelhaften Ueberbleibsel der Insecten.

Die Producte sind sehr mannichfaltig und kostbar. Aus dem Mineralreiche: Smaragde, Amethyste und

andere Edelsteine, Platina, Gold und Goldstaub in Menge (in den Gebirgen von Popayan, Neu-Andalusien und Granada) Silber, Kupfer, Marmor, Gyps, Serpentinstein, Schwefel, Steinsalz, Petroleum, heiße Quellen, Mineralwasser ꝛc. Aus dem Pflanzenreiche: die kostbarsten Holzarten zu Ebenistenarbeiten, vortreffliches Bauholz, Balsambäume, Sassafraß, Tamarinden, Eben-, Brasilien- und Manschinellholz, Palmen, Cedern, Baumwollenbäume, Cocosbäume, Zimmet-, Mandel- und Muscatbäume, Gummibäume (von welchen das elastische Harz kommt), Tamarinden, Cassia, Vanille, Cacao, Baumwolle, Tabak, Apothekerwaaren, Mais, Reiß, Kaffe, Zucker und alle Arten von Südfrüchten im Ueberflusse, Guajak, Dividivi (eine Art Galläpfel, die man statt der Türkischen zum Färben und zur Dinte brauchen kann, von dem Americanischen Schlehendorn, dessen Holz so schwarz und schwer wie Ebenholz ist), Datteln, Kastawe, Indigo, Pfeffer, Ingwer, Pataten, Ananas, Weintrauben, Melonen, Aloe, Chinarinde, Madi, (das ein herrliches Oel giebt), Storax, Süßholz, Sassaparille, Cochenille, Koka (ein Kraut, welches, so wie dessen Wurzel, von den Einwohnern als Stärkungsmittel beständig gekaut wird, wie bei den Ostindiern der Betel und bei den Chinesen der Ginseng). Feigen, Arrakatscha (deren Wurzel ein mehlichtes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel giebt, aus dem man, wie aus unsern Kartoffeln, Brod, Backwerk und Branntwein macht), u. s. w. Aus dem Thierreiche: Armadillos, Affen, Meerkatzen, Tiger, Leoparden, Büffel, wilde Schweine, Füchse, fast alle Europäische wilde und zahme Thiere. Hirsche, Kaninchen, Eichhörnchen, Affen, Meerkatzen, die schönsten Vögel, z. B. der Tukan (der sich durch seinen großen Schnabel auszeichnet und dessen Federn sich die Indianer zum Schmuck bedienen), der Condor (der sich zu einer Höhe von 20 — 21.000 Fuß über die Meeresfläche erhebt), ein Ueberfluß an Fischen (auch Zitteraale und Mantelfische), Schildkröten, Perlenmuscheln,

Purpurschnecken, Alligatoren, Kaimans (das größte Crocodill), Baviglias (ein kleines Crocodill), unter den Schlangen auch die Klapperschlange, unter den Eidechsen der Kamm-Leaugn, (dessen Eier die Indianer essen), Vampyre, Skorpione, die schönsten Papilionen, schädliche Insecten, als Muskiten, große Spinnen u. s. f. —

Mit den meisten dieser Gegenstände wird ein ziemlich lebhafter und einträglicher Handel, sowohl von Europäern als Eingebornen, getrieben. Besonders bereichern sich die Einwohner durch den Perlenhandel, welches Product vornämlich von der Insel Margarita und anderen benachbarten Inseln nach Carthagena gebracht, zubereitet und durchgebohrt wird. Aber auch Cacao wird in großen Quantitäten ausgeschifft. Die Zölle sind ziemlich mäßig und es herrscht hier mehr Handelsfreiheit, als in manchem Europäischen Staate. Gleichwohl ist dem Schleichhandel dadurch nicht gesteuert. Die Verfügung, nach welcher nur geborne oder naturalisirte Spanier nach America handeln dürfen, wird streng befolgt, und die Waaren und Producte, welche nach America gehen, dürfen nicht einmal durch Ausländer spedirt werden. Der Handel zwischen Caraccas und dem Mutterlande conzentrirt sich größtentheils in dem Haven von Goayra, wo ein guter Absatz der Landesproducte sowohl nach Europa, als der Europäischen Fabrikate für Terra firma, Caraccas u. s. w. ist. Zu Porto Cavello werden die Schiffe nur mit solchen Producten befrachtet, welche die Colonisten in den umliegenden Gegenden erzeugen. In Maracaibo, Cumana und Guiana kommen jährlich nur 2 — 3 Schiffe aus Spanien an. An dem ersten Orte laden sie Hirschhäute und Cacao, in Cumana etwas Baumwolle und Kaffe und in Guiana bloß solche Waaren, die aus Varinas, Barquimiseto ꝛc. dahin geschäfft werden. Sie kommen auf dem Opure hierher und dieser ergießt sich in den Orinoco. Die Kaufleute zu Cadix haben in Ame-

rica ihre eigenen Commissäre, welchen sie die Besorgung ihrer Schiffe übergeben. Sie zahlen denselben von den verkauften Waaren 5 und von den Einkaufsartikeln 4 Procent. Indessen ist der Handel mit dem Mutterlande wegen der Unruhen jetzt gar sehr gestört, so blühend er auch bis zum Jahre 1796 war. In diesem Jahre kamen 43 Fahrzeuge allein in Guiana an, deren Werth

an Nationalproducten und freien Gütern 932.881¼ Piaster
— Contributionsgut . . . 753.442⅞ —
— ausländischen Waaren . . 1.429 487⅞ —

zusammen 3,118.811½ Piaster

betrug, wovon an Einfuhrzoll 281.328 Piaster erhoben wurden. Dagegen gingen von Guayra nach Spanien 37 Schiffe, welche für 2,098,316 Piaster Waaren an Bord hatten und 138.052 Piast. Ausfuhrzoll bezahlten. — Uebrigens existirt in diesem ganzen großen Lande nirgends eine Börse oder sonst ein Versammlungsort für die Kaufleute. Jeder arbeitet auf seinem Comtoir für sich in der Stille. Von Wechselgeschäften weiß man ebenfalls nichts, denn es fehlt an Gelegenheit, dergleichen Papiere zu discontiren. Jeder Handel wird unmittelbar zwischen dem Käufer und Verkäufer abgeschlossen. Auch siehet man hier keine Preiscourante. —

Der Gewerbfleiß ist hier erst im Entstehen. Es giebt einige Manufacturen, die aber bloß das Nothwendigste und in unzureichender Quantität liefern. Einige Zuckerfabriken fördern kaum so viel Zucker, als im Lande selbst verbraucht wird, denn die Spanischen Colonisten sind noch weit stärkere Liebhaber von dieser Süßigkeit, als die Spanier selbst. Auch verfertigen sie aus Wasser und Zucker durch Gährung ein berauschendes Getränk, Goarapo, welches erstaunlich vielen Zucker wegrafft. Die Tabaksfabriken arbeiten sehr fleißig und liefern große Quantitäten dieses Products in den Handel.

Die Cultur des Geistes und Herzens wird in diesen Ländern äußerst vernachlässiget. Künste und Wissenschaften, Schulen und andere Lehr- und Bildungsanstalten, öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen u. s. w. werden nur sparsam betrieben und sehr einzeln gefunden. Die Erziehung der Jugend taugt, im Ganzen betrachtet, durchaus nichts. Man glaubt, der Wohlstand verbiete es, sich mit Erziehung, Unterricht und dem Feldbau zu beschäftigen und befehle, alle nützliche Künste und Handwerke zu verachten. Nächst den Spaniern werden noch die Creolen am meisten schlendrianmäßig geschult. Es fehlt indessen nicht an Personen, welche es einsehen, was für schädliche Folgen diese Vernachlässigung nach sich zieht. Besonders werden noch immer die Indianer auf das unverantwortlichste versäumt.

5.

Staatsverfassung und öffentliche Cultur.

Neu-Granada wird durch einen Vicekönig regiert, welcher die höchste Gewalt in Civil- und Militärsachen hat, und einen glänzenden Hofstaat führt. Er hat seinen Sitz zu Santa Fé de Bogota, ist Präsident im obersten Gerichtshofe (der königl. Audiencia) und aller anderen Dikasterien, ernennt Kriegscommissionen, die Wache tritt vor ihm in's Gewehr und er genießt auch sonst alle Ehrenbezeugungen eines königl. Stellvertreters. Bisweilen erhält er seine Würde unter dem Titel eines Generalcapitäns. Seine Einkünfte betragen jährlich 10,000 Piaster, ohne die Nebengefälle. Die öffentlichen Autoritäten sind dieselben, wie in Spanien. Alle Polizeisachen gehören vor die Cabil-

dos*); unter ihnen stehen die Alkalden und Regidoren (Friedensrichter und Landvögte oder Gemeinderäthe). Die höhere Justizpflege wird von den Audiencias besorgt, die täglich ihre Sitzungen halten und deren Beisitzer eine besondere Amtskleidung haben. Ihre Gewalt ist so groß, daß selbst die geistlichen Gerichtshöfe in gewissen Fällen ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen sind. Wo kein Cabildo existirt, ist ein Gerichtsverweser (Teniente de Justizia) — Die herrschende Religion ist die katholische und duldet keine andere neben sich; der Papst hat aber keinen unmittelbaren Einfluß auf diese, so wenig als auf andere Spanische Colonien in America. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte werden zwar von ihm ernannt, aber nur dann erst, wenn sie der König gewählt und in Vorschlag gebracht hat. Auch die Domherren- und Pfarrstellen vergiebt der König, kurz alle weltliche und geistliche Dienste, vom größten bis zum kleinsten. Die bischöflichen, oder wie sie auch sonst heißen, die geistlichen Gerichte bestehen aus dem Bischofe selbst, dem Fiskal und dem Proveditor. Letzterer verfaßt die Urtheile. Der Bischof entscheidet bloß wichtige und geistliche, z. B. Domherren betreffende Prozeßsachen. Von da appellirt man an den Metropolitan. In den neuesten Zeiten ist aber die Competenz der bischöflichen Gerichtshöfe sehr eingeschränkt worden, so daß sie, wie gesagt, bisweilen den weltlichen Gerichtshöfen untergeordnet sind. — Die Seelsorge liegt zunächst bloß den Pfarrern und Missionaren ob, die auch in der Regel den öffentlichen Gottesdienst und die heil. Sacramente verwalten, Jene in denjenigen Kirchspielen, deren Einwohner nach der Mehrzahl Spanier sind, Diese in solchen Dörfern, welche von Indianern bewohnt werden. Sie müssen zugleich die Indianer in der christl. Religion unterrichten und sie die

*) Sie sind ungefähr das, was in Frankreich die Municipalitäten und Municipalbeamten, oder die Magistrate und Bürgermeister in Teutschland sind.

gesellschaftlichen Pflichten lehren. Gemeiniglich ist es aber damit sehr schlecht bestellt, und die meisten Indianer haben auf sie und ihre Religion einen Haß. Sie lernen selten mehr als das Vater-Unser, Ave Maria ꝛc. nach dem Rosenkranz beten und das Kreuz machen. Es sind in sehr vielen Gegenden und Ortschaften Neu-Granada's Missionsanstalten. Die meisten Missionare sind Mönche, gewöhnlich vom Capuzinerorden, seltener Franziscaner. Fast in jedem Dorfe der civilisirten Indianer ist einer als Prediger und Seelsorger angestellt und dieser spielt den unumschränkten Herrn. Da ihnen streng verboten ist, für ihre Pfarrverrichtungen von den Indianern Geld zu nehmen, so suchen sie sich dafür auf andere Art schadlos zu halten. Sie verkaufen ihnen z. B. Rosenkränze, Scapuliere, Marieen- und Heiligenbilder mit ungeheuerm Gewinn und hauen sie sonst auf allerlei unerlaubte Art über's Ohr. Der Weltgeistlichen oder Priester, die blos vom Messelesen leben und auf eine Versorgung warten, giebt es eine zahlreiche Menge.

6.

Ethnographie. Spanier. Indianer. Sitten, Religion und Lebensart beider. Bevölkerung.

Die herrschende und als unumschränkte Herren gebietende Nation sind die Spanier; unter ihnen vermischt leben aber auch viele Indianer, Ureinwohner, die von jenen Fremdlingen gewaltsamer Weise verdrängt worden sind, nebst einer Menge farbiger Leute. Die Gesammtzahl beider beläuft sich nahe an 2 Millionen. In den Händen der Spanier ist der gesammte Handel von Neu-Granada, mit ihnen werden alle angesehene Aemter und Stellen

des Landes besetzt, in ihre Kasse fließen die Staatseinkünfte, sie schalten und walten mit den Landeserzeugnissen, wie sie es für gut und einträglich finden. In Absicht der Kleidung hat die alte Spanische Nationaltracht der neuen Französischen weichen müssen. Der Degen kommt nur noch an Gallatagen zum Vorschein. Alles athmet Französische Sitten, ahmet Französische Manieren nach, und man kann einem jungen Manne kein größeres Compliment machen, als wenn man zu ihm sagt: er gleiche einem Franzosen. Dieß ist eben so viel, als versicherte man ihn, er sey ein Mann von Bildung, Eleganz, Geschmack, Muth und Einsichten *)! Die Siesta (das Mittagsschläfchen) ist auch hier, wie in ganz Spanien, üblich. Kein Mensch, der sich zu den Spaniern rechnet und in den Spanischen Colonien aufhält, kann sich enthalten, nach der Mahlzeit eine oder ein Paar Stunden zu schlafen. Selbst die arbeitsamsten Leute theilen ihre Zeit so ein, daß ihnen ein Paar Stunden zur Siesta übrig bleiben, und auch Ausländer nehmen bald diese Gewohnheit an.

Der Ehestand ist hier sehr begünstigt, weil gewisse Vorrechte damit verbunden sind, die nebst der Religion, der öffentlichen Meinung und dem Nationalgeschmack, den Spanier dazu einladen. Das weibliche Geschlecht wird im 12ten, das männliche im 14ten für mannbar erklärt. In diesem Alter denkt der Spanier und die Spanierin gewöhnlich schon an's Heirathen, und ein junger Mensch, der sich in seinem 20sten Jahre noch nicht etablirt hat, gilt schon für einen alten Junggesellen, wenn er sich anders nicht dem geistlichen Stande gewidmet hat. Nichts sieht man gewöhnlicher, als ein Paar Eheleute, deren Alter zusammen kaum 30 Jahre beträgt. Um die Uebereinkunft der Gemüther bekümmert

*) Das sagt ausdrücklich Depons in seinen histor. - geographisch - statistischen Nachrichten von Caraccas, aus dem Französischen übersetzt von Ehrmann. Weimar, 1807.

man ſich aber dabei vor der Hochzeit ſelten. Um die Einwilligung der Aeltern bittet man bloß zum Scheine, oder um der Formalität willen. Mißbilligung einer Verbindung von Seiten der Aeltern hat oft ärgerliche Prozeſſe zwiſchen dieſen und den Kindern zur Folge und hilft nichts, denn die Gerichte ſchützen die widerſpenſtigen Kinder gegen die väterliche Gewalt. Neuere Geſetze ſollen zwar dieſem Uebel Einhalt thun, indem ſie ausdrücklich ſagen, daß keine Mannsperſon vor dem 25ſten und kein Mädchen vor dem 23ſten Jahre ohne Einwilligung der Aeltern eine rechtsgültige eheliche Verbindung eingehen können; allein ganz iſt dem Unweſen dadurch nicht geſteuert. Eine natürliche Folge des allzufrühen Heirathens iſt, daß die meiſten Ehen der hieſigen Spanier unglücklich ausfallen.

Die Geſetze der ſteifſten Etikette ſtehen bei den hieſigen Spaniern noch in großer Achtung, und wer ſie verletzt, den hält man für einen Menſchen ohne Erziehung und Lebensart, für einen Grobian. Die Vorſchriften dieſer Etikette ſind ſo zahlreich, daß man leicht in Gefahr kommt, eine zu verletzen; und wehe dem, der ſo etwas vergißt, denn in dieſem Puncte verſtehen die Spanier keinen Spaß. Da wird kein Beſuch gemacht, der vorher nicht iſt angemeldet worden; da kommt kein Fremder oder lange Abweſender an, den man nicht becomplimentirt; da wird kein Geburts- oder Namenstag, keine Hochzeit, keine Kindtaufe, kein Neujahr, kurz, kein Feſt gefeiert, wo man nicht nach ächter altväteriſcher Form Glück wünſchen muß. Man verſtößt gegen die Etikette, wenn man ſeine Wohnung verändert, ohne ſeine Bekannten und Nachbaren davon zu benachrichtigen. Das Herumſchikken der Viſitenkarten nimmt kein Ende; alle dieſe Meldungen und Anzeigen müſſen durch Gegencomplimente erwiedert werden, ſonſt entſteht hieraus die unverſöhnlichſte Feindſchaft. Eben ſo iſt es wider den Wohlſtand, wenn man kranke Bekannte, Freunde oder Verwandte nicht beſucht: auch

muß man sich alle Morgen nach dem Befinden des Kranken erkundigen lassen. Sobald der Kranke wieder ausgehen kann, ist es seine Schuldigkeit, diese Besuche sogleich zu erwiedern. Keine Höflichkeitsbezeugung, kein Geschenk, darf unvergolten bleiben, ja, nach derselben Etikette muß der Spanier dem, mit welchem er sich unterhält, Alles zum Geschenk anbieten, worauf die Rede fällt, z. B. eine schöne Uhr, Ring, Degen, Rohr, Kleid ꝛc. „Wenn es Ihnen gefällig ist, so steht es zu Befehl" — ist dann die gewöhnliche Floskel, und indem er dieß sagt, stellt er sich zugleich, als ob er alle diese Dinge verschenken wolle. Es ist aber nichts als Ceremoniel, bloße Grimasse. Was für eine Rolle bei einem solchen Betragen, da man fast jedes Wort, jeden Schritt abmisset, die Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Offenherzigkeit, spielen müsse, läßt sich leicht schließen. Es ist nur ein Schatten von Eintracht, Wohlwollen, Ehrlichkeit; keine aufrichtige Zuneigung, keine herzliche Freundschaft, keine wahre, innige Liebe darf man hier erwarten. —

Die Kleidung, welche der Spanier an Besuch- und Gallatagen, der Etikette gemäß, anlegen muß, besteht aus Rock und Beinkleidern von Taffet, Atlas; aber Sammet, Tuch wird bloß zur Trauer getragen, oder, wenn er sich ja ein Tuchkleid machen läßt, so muß die schönste Stickerei es zieren. Die Weste ist gewöhnlich von Gold- oder Silberstoff, wenigstens von Seide und gestickt. Hierzu ein dreieckiger Hut mit Stock und Degen, welcher letztere ein silbernes oder goldenes Gefäße, je nachdem man reich ist, haben muß.

Nie siehet man bei den Spaniern in Südamerica junge Frauenzimmer in gesellschaftlichen Zirkeln vereiniget, sich die Zeit mit unschuldigen Spielen verkürzen; nie siehet man junge Mannspersonen zu Lustpartien mit einander verbunden. An einen Ball, Pikenik, Cassino oder sonst eine allgemeine öffentliche Versammlung ist vollends gar nicht zu denken.

Aus dieser Herzlosigkeit und dem Mangel an zwangloſem Umgange in freundschaftlichen Verbindungen entſteht ein heimlicher Neid, Rachſucht, Schadenfreude, Zornaufwallung bei der unbedeutendſten Beleidigung, bei dem gleichgültigſten Ausdruck, bei einem unvorſichtigen Worte, der das Alterthum, den Adel, oder die Anſprüche einer Familie betrifft, woraus dann wieder gegenſeitige Erbitterung, Haß, Prozeßſucht und unverſöhnliche, auf Kinder- und Kindeskinder forterbende Feindſchaft entſpringt *).

Von leckerem Eſſen und Trinken ſind ſie große Freunde und die Freuden der Tafel machen einen weſentlichen Beſtandtheil des hieſigen Wohllebens aus. Fleiſchſpeiſen ſind die häufigſten Gerichte, daneben Wildpret und Fiſche. Sclaven bedienen dabei ihre Herrſchaften, die auch alle andere Dienſte verrichten. Dieſe unglücklichen Menſchen werden im Ganzen ziemlich gut und nur zum Theil hart behandelt. Ihre Herren gehen bisweilen ſogar auf einem vertrauten Fuße mit ihnen um und halten ſie fleißig zu katholiſchen Andachtsübungen, d. h. zum Beten, Katechismuslernen, Rosenkranz- und Ave Mariaherſagen an. Ihre Nahrung und Kleidung ſind erbärmlich. Es giebt Hausſclaven und Ackerbauſclaven. Beider Loos iſt wenig von einander verſchieden. Ihr Lebensunterhalt iſt ſo kärglich, daß die Portion, welche ſie auf den ganzen Tag bekommen, kaum zum Frühſtücke hinreicht. Sie müſſen ſich daher das Uebrige durch Stehlen, Schelmerei und ſchändliche Dienſte zu verſchaffen ſuchen. In Krankheiten müſſen ſie ſich lediglich auf ihre gute Natur verlaſſen, und etwa noch auf den Gebrauch einiger Kräuter, die ihnen ein altes Weib verordnet, denn Aerzte ſind in keiner einzigen Anpflanzung angeſtellt; oft iſt nicht einmal einer im nächſten Dorfe zu finden. In

*) Depons Nachrichten von Caraccas, Abſchnitt 2.

den Städten wird der Sclave nicht besser behandelt, als auf den Dörfern. Für diese üble Begegnung rächen sie sich durch Tücke, Betrug, Davonlaufen, ja, bisweilen durch thätliche Handanlegung und Ermordung ihrer Herren.

Besser haben es die Freigelassenen, welche ihre Freiheit meistens der menschenfreundlichen Denkungsart ihrer Herren verdanken. Ihre Anzahl übersteigt in den Spanischen Colonien die der Sclaven weit. In Caraccas z. B. sind unter einer Volksmenge von 728,000 Köpfen nicht weniger als 291,000 Freigelassene oder von freigelassenen Aeltern Herstammende. Sie stehen zwar nicht in der Achtung wie die Europäer, allein sie genießen doch bürgerliche Rechte und Freiheiten, können Aemter und Ehrenstellen bekleiden, zum Militärdienst genommen werden, zahlen Kopfsteuer, kleiden sich nach ihrem Vermögen ꝛc., ja, Manche werden sogar bei besonderen Fähigkeiten Priester. Man hat Beispiele, daß ganze Familien solcher farbigen Leute (Mulatten, Creolen, Mestizen) in die Classe der Weißen aufgenommen und zu allen Bedienungen fur fähig sind erkläret worden.

Die Indianer oder eingebornen Wilden in Neu-Granada, welche aus vielerlei Stämmen bestehen, die ihre eigenen Oberhäupter haben, sind in Gesichts- und Körperbildung, an Farbe und sittlichem Charakter in diesem Theile von Südamerica einander wenig ähnlich. Was sie in ihrem Aeußeren noch mit einander gemein haben, sind ihre langen, glänzendschwarzen Haare, die mittelmäßigen Augen, die schmale Stirn, die spitzige Nase, der weitgespaltene Mund, die dicken Lippen, das breite Gesicht und der dicke Kopf. Die Kupferfarbe schattirt sich nach der Verschiedenheit des Klima's, und ihre Statur ist von 4½ — 5 Pariser Fuß,

ja, bei einigen Völkerschaften von $5\frac{1}{2}$ — 6 Fuß. Sie sind nicht unbärtig, haben aber wenig Bart, und überhaupt, ausser dem Kopfe, wenig Haare am Leibe. Ihre Glieder sind stark und muskulös, so daß man sie für sehr kraftvoll halten sollte; sie sind es aber nicht, denn die Arbeit ermüdet sie leicht. Die Hauptzüge ihres sittlichen Charakters sind: Trägheit, düstere Verschwiegenheit, Stumpfsinn, Gedankenlosigkeit und Hang zum Lügen und Stehlen. Die Wilden im Innern des Landes, vorzüglich in den südlichen Gegenden, sind weniger wild, roh und grausam, als die Küstenbewohner, welche meistentheils, wie alle Caraiben, noch Menschenfresser sind.

Ehemals und zum Theil noch jetzt — führten sie grausame Kriege unter einander, wobei sie sich vergifteter Waffen und Pfeile bedienten. Die Kriegsgefangenen wurden niedergewürgt, scalpirt und gefressen. — Ihr Glaube besteht darin, daß der Mensch und eben so das Thier, eine unsterbliche Seele besitze, daß es ein böses Urwesen gebe, von dem alle Uebel, alles Ungemach und Unglück herrühren, und daß mehrere Geister existirten. Ihre Meinungen aber von dem Zustande der Seelen nach dem Tode sind so verschieden, als ihre Pfaffen es für gut finden, sie aufzustellen. Diese vertreten auch zugleich die Stelle der Aerzte, geben sich mit Magie, Wahrsagerei und Zauberei ab, und heißen Piachen. Alle Indianer, die wilden sowohl, als die civilisirten, glauben steif und feste, daß alle Krankheiten von Hexerei herrühren. In den älteren Zeiten waren sie der Meinung, die Seele könne nach ihrem Hinscheiden nicht fortdauern, wenn sie nichts zu essen bekomme. Sie gaben daher den Verstorbenen Lebensmittel mit in's Grab, verscharrten sie in ihren Wohnungen, oder dörrten die Leichname am Feuer, hiengen sie auf und beweinten sie.

Die Bewohner der Landenge Darien sind orangengelbe, große und wohlgewachsene Menschen, die Weib-

ber meistens klein. Das Kopfhaar wird mit Oel glänzend gemacht, alles übrige Haar ausgerissen. Die Weiber tragen einen kleinen Schurz, die Männer ein Hemde von weißer oder schwarzer Farbe. Das Bemalen des Körpers, das Einhängen der Ringe oder Bleche von Gold in die Nase, Armbänder von Thierzähnen, Muscheln oder Corallen, finden auch hier Statt. Ihre leichten Wohnungen oder Kahanen bestehen aus Pfahlwerk, mit leichten Flechten dazwischen und Erde darüber. Man deckt das Dach mit Blättern und läßt darin dem Rauche einen Ausgang. Jeder in der Hütte hat seinen eigenen Hamak oder Hängematte. In einem der ganzen Ortschaft zugehörigen, Hause werden die geärnteten Früchte (Yams, Batatten, Mais, Bohnen) aufbewahrt. Es dient zugleich statt einer Festung und hat eine Menge Oeffnungen, um daraus Pfeile auf den Feind zu schießen, und auf jeder Seite einen verrammelten Eingang.

Das weibliche Geschlecht lebt hier nicht so unter dem Drucke, als bei anderen Wilden und wird in mehr Ehren gehalten. Die Männer thun wenigstens eben so schwere Arbeiten, als die Frauen, und flechten selbst Körbe und Netze. Die Väter übergeben ihre Töchter unter feierlichen Reden und Tänzen dem Bräutigam und blasen auch auf Flöten (wie Papageneypfeifchen—) dazu. Man schmaußt mehrere Tage und trinkt wacker den beliebten Chika (Chicacopah) trank, (der durch Gährung aus Maismehl bereitet wird) dazu, nachdem man vorher aus Vorsicht, Aexte, Messer und Keulen weggeräumt hat. Die Gäste bringen Geschenke mit, errichten in wenigen Stunden die Hütten für das neue Paar, bereiten die neue Pflanzung für dasselbe und bestellen sie mit Mais. —

Merkwürdig ist es, daß sich auf der Erdenge häufiger, als in keiner anderen Erdgegend, Albino's oder Kakerlaken finden, deren Gesichtsfarbe kreideweiß, so wie auch ihr 8 Zoll langes, etwas krauses Haar weiß wie dünner Zwirn ist.

Der Leib ist gleichfalls mit zarten weißen Daunen besetzt: eine schwächliche Art von Menschen, die nur bei Mondschein lebendig sind und gut sehen. —

Die Urbewohner von Terra firma sind den Europäern noch wenig bekannt. Es sollen größtentheils kupferfarbige Menschen seyn, mit dünnen Barthaaren, dicken, aber nicht zur Ausdauer gemachten Gliedern, faul, lügenhaft, tückisch, dumm und stöckisch. Viele an den Küsten fressen ihre im Kriege überwundenen Feinde oder andere Gefangene. Ihre Zauberer, Aerzte und — Prieſter werden von alten Kunſterfahrnen in ihrem Fache unterrichtet, und wenn ſie nach den Lehrjahren 2 Jahre in Wäldern und Höhlen einſam zugebracht haben, dann dürfen ſie zaubern, Geiſter beſchwören, wahrſagen, Kranke heilen ꝛc. und genießen beſondere Rechte und Vorzüge. Der Todestag der Verſtorbenen wird mit Tanzen, Singen, Eſſen und Trinken und ſchrecklichem Gebrüll und Lärmen begangen und alljährlich gefeiert. Bei Mondfinſterniſſen erheben ſie ein großes Geheul, Schreien und Getümmel; iſt aber die Finſterniß vorüber, dann geht es wieder an ein Tanzen, Schmauſen und Schwelgen, daß es eine Luſt iſt.

Die Indier am Orinoco, namentlich die Ottomachier, ſind thätiger, als alle andere ihrer Stammgenoſſen, treiben auch ſchon etwas Viehzucht und Ackerbau, arbeiten und ärnten gemeinſchaftlich, ſind aber dafür auch deſto ſtärkere Eſſer, und genießen ſogar, nicht aus Noth, ſondern aus Geſchmack, — fette Lettenerde, die ſie mit Crocodillfett oder anderem Schmalz vermiſchen, wodurch ſie ihre Schädlichkeit verlieren ſoll. Auch Schildkröten und deren Eier ſind ein Hauptnahrungsmittel dieſer Leute, und aus den letzteren wiſſen ſie auch ein gutes Oel zuzubereiten. Ihre Hauptfeinde ſind die Caraiben, gegen welche ſie ſich am wenigſten vertheidigen können. Bei Hochzeiten betrinken ſie ſich ſternvoll: die Männer bringen die Baumaterialien zu ei-

ner Hütte für das neue Paar mit, die Weiber Fische, Früchte und Getränke. Beim Tanze beklagen alte Weiber die Braut und singen ihr ihr künftiges trauriges Schicksal vor, das freilich eben nicht sehr erfreulich ist. Etwas wirklich Seltenes unter solchen Völkern ist es, daß hier die Aeltern ihre Kinder verhätscheln, daher sie auch schwächlich sind, heftig an Zahnschmerzen leiden und häufig die Zähne verlieren. Sind sie herangewachsen, so bekümmert sich Keines mehr um das Andere. Ein Kanot kann man um 3 — 4 Aexte von ihnen kaufen. Die Piroguen oder Caraiben aber sind theurer und kosten gewöhnlich an Geld oder Waaren 10 — 12 Thaler — Statt der Kleidung wird der Körper bemalt. Säuglinge müssen täglich zweimal, Fremde gleich nach ihrer Ankunft frisch bemalt werden. Gewöhnlich nimmt man roth und schwarz, bei Feierlichkeiten aber mehrere Farben.

Die Ottomachier, welche durch die Spanischen Missionen schon in vielen Stücken gesitteter geworden sind, haben manche ihrer alten Gewohnheiten abgelegt. Auch sind sie gegen ihre Weiber freundlicher, als andere Wilde und erlauben ihnen, an ihren Freuden Theil zu nehmen. Sie haben nicht mehr als eine Frau, da hingegen die anderen Indianer so viele Weiber nehmen, als sie ernähren können. Die Eifersucht ist fast allen Wilden im hohen Grade eigen und eine Ehebrecherin wird streng bestraft. Bei den Caraiben werden beide des Ehebruchs überführte Personen von dem Volke öffentlich getödtet, bei den meisten aber ist die Rache, welche der beleidigte Ehemann an der Frau des Beleidigers ausübt, der Beleidigung gleich.

Zu den noch nicht unterjochten und unbekehrten Indianern gehören die Guaraunoer, nächst den Ottomachiern unter allen wilden Völkerschaften die musterhaftesten. Sie bewohnen, 8 — 10 000 Köpfe stark, die zahlreichen Inseln des Orinoco bei seinem Ausflusse in's Meer. Sie leben mil-

ten unter den Europäern ganz ruhig, kommen häufig in die civiliſirten Dörfer am Orinoco und verkaufen daſelbſt Fiſche und Hängematten, bei welcher Gelegenheit ihnen die Miſſionare Unterricht im Chriſtenthume ertheilen, welches jedoch zur Zeit bei ihnen noch wenig Eingang gefunden hat. Anders verhält es ſich mit den weit roheren und wilden Goahiroern, die ſich auf 30,000 Seelen belaufen mögen. Die Spanier haben es nie gewagt, ſie zu unterjochen. Ihre öftern Streifzüge machen ſie alle zu Pferde und ſind vortreffliche Reuter, auch ſcheinen ſie ſtarke Viehzucht zu treiben, denn ſie kommen ſchaarenweiſe nach La Hacka und tauſchen Branntwein gegen ihr Vieh ein. Mit den Engländern in Jamaica haben ſie ſtarken Verkehr und tauſchen von ihnen gegen Perlen, Pferde und Maulthiere Europäiſche Zeuche, Munition u. ſ. w., beſonders Branntwein, ein. Von den Spaniern lernten ſie, ſich zu bekleiden: die Weiber tragen ein kurzes, bis über die Kniee gehendes Gewand, wobei der rechte Arm entblößt bleibt, die Männer ein kurzes Hemde, Beinkleider und ein über die eine Schulter geworfenes Mäntelchen, im Staate Federn auf den Köpfen und Metallkörner und Goldſtückchen in Ohren und Naſen, oder an den Armen.

Die Saliven, Caberres oder Caveris am mittleren Orinoco, die Achaguaer, Aroacaer, Mappurer, Guipunavier, Baguerier, viele Stämme in Spaniſch Guiana, alle die einzelnen Horden der Caraiben, die Cocinaer, Ytarauver, Andropoer, die vielen Stämme und Völkerſchaften in Caraccas u. ſ. f. müſſen wir übergehen, theils weil beinahe Alle mit einander ſehr vieles Gemeinſame haben, theils weil die Beſchreibung Aller und Jeder ein beſonderes Buch erfordern würde.

7.

Topographie. Darstellung der einzelnen Provinzen und merkwürdigsten Plätze.

Das Vicekönigreich Neu-Granada zerfällt nach der neuesten Eintheilung in a) das Vicekönigreich gleiches Namens an sich. b) Die General-Hauptmannschaft (General-Gouvernement) Caraccas; und c) die Provinz Quito. Alle drei enthalten wieder mehrere Landschaften unter sich.

A. Das Vicekönigreich Neu-Granada an sich, auch Tierra firme genannt. Es gränzt im Norden an das Caraibische Meer, im Osten an Guiana, im Westen an Neu-Spanien (auf der Erdenge) und an die Südsee und im Süden an Peru und Brasilien. Durch die westliche Hälfte streicht von Süden nach Norden ein Arm der Cordilleras de los Andes, welcher eine merkwürdige Flußscheidung von 3 Flußgebieten macht. Auf dem schmalsten Theil der Landenge ist es nicht breiter als 10 Meilen. In der Länge, d. h. von Süden nach Norden hinauf, hat es nahe an 150 Meilen, in der Breite, oder von Westen nach Osten, ungefähr eben so viel, hat eine warme und feuchte Luft, frischkühle und angenehme Nächte, aber eine 8 Monate dauernde Regenzeit. Die Berge liefern Gold, Silber, Platina und Smaragde und die Hügel und fruchtbaren Thäler bringen Getraide, Südfrüchte, Zimmt-, Mandel- und Muskatbäume, Apothekerwaaren ꝛc. hervor. Die Bevölkerung beträgt an 600,000 Menschen. Die Hauptflüsse sind: der Orinoco (macht die Ostgränze), der Magdalenenfluß, in dem sich auf der östlichen Seite der Rio de Bogota ergießt, der Cauca, der Catacumbo, welcher in den See Maracaibo

geht, der Putumajo und Caqueta, 2 Nebenflüsse des Maranhon, der Guaviare, Cassanare, Sarare, Apure u. a. m., die in den Orinoco fallen. — Es enthält folgende 8 Provinzen:

1) Die Landenge von Panama oder Darien, auch Tierra firme in engerer Bedeutung, an den Baien gleiches Namens, hat meistens heiße und feuchte Luft, ist an den Küsten gebirgig und waldig, im Innern aber fruchtbar und hat viele beschwerliche Insecten, sehr giftige Schlangen und Scorpionen, schöne buntgefiederte Vögel, z. B. den Galinaza oder Hühnerkönig, und allerliebste kleine gelbe Affen, mit einer weißen Krone auf dem Kopfe und einem Felle, welches so weich wie Seide und Atlas ist. Die Landenge ist nur 10 — 15 Meilen breit, ein sehr hoher, dichter und fester Felsenrücken der Cordilleras, welcher bis jetzt den Durchbruch des Atlantischen Ozeans in die 20 Fuß tiefer liegende Südsee aufgehalten hat. Die Urbewohner dieser Landenge erkennen erst seit 1785 die Spanische Oberherrschaft. Die merkwürdigsten Oerter sind: a) Puerto de Velo, sonst auch Porto bello (9 Gr., 33 M. n. Br.) mit etwa 140 Häusern, mit einem bequemen und ehedem berühmten Haven. Der Ort hatte sonst eine stark besuchte Messe, ist aber wegen der ungesunden Lage wenig bevölkert und jetzt in Abnahme. — b) Panama, die Hauptstadt der Provinz, an der Mündung des gleichnamigen Flusses und Meerbusens, nach von die Landschaft auch Landenge von Panama heißt. Die Stadt ist etwas befestigt, hat aber eine ungesunde Lage, weitläuftige Vorstädte und 6000 Bewohner. Der Haven ist vortrefflich, aber der Handel im Sinken. Sonst war hier die Niederlage alle Peruanischen Schätze. Der ehemalige Galeonenhandel hat sich fast ganz nach Buenos-Ayres g

zogen. Es hat hier auch ein katholischer Bischof und eine königliche Audiencia ihren Sitz. — c) Nata (8 Gr., 15 Min. n. Br.) an der Bai von Parita, in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, 15 Meilen von Panama, wo aus einer rothen Erde niedliche Tassen und Schalen fabrizirt werden, die in Peru und selbst in Europa sehr geschätzt werden und mit denen ein einträglicher Handel getrieben wird. d) Darien, ein jetzt verlassener Ort, 4 Meilen vom Meere und 13 Meilen von Panama. Hier ließen sich die Spanier zuerst auf Terra firma nieder. — e) Die 6 kleinen Perleninseln, unter welchen Paihnko und St. Pablo die bekanntesten sind.

2) Carthagena, am Caraibischen Meere und zu beiden Seiten des Magdalenenflusses. Das Klima ist unerträglich heiß und ungesund. Waizen und Gerste gedeihen hier nicht, wohl aber Anis, Mais, Reiß, Cacao, Zucker, Balsam, Baumwolle, Färbehölzer, Arzeneipflanzen, Südfrüchte, besonders die herrlichsten Ananas ꝛc. Man findet die schönsten Vögel, vorzüglich den Tukan oder Prediger (Ramphastos picatus), niedliche vierfüßige Thiere, z. B. den kleinen Perio von der Gestalt einer Katze, und den Mapureto, weiß, weich und so leicht wie ein Schooshündchen; aber auch Schlangen und andere schädliche Thiere. Die gleichnamige, etwas befestigte Hauptstadt (10 Gr., 26 Min. n. Br.) an einem Arme des Magdalenenflusses, hat schöne Straßen und meistens steinerne Häuser, unter welchen die Domkirche, das Rathhaus, das Zollhaus und die Paläste des Statthalters und Bischofs sich vorzüglich auszeichnen. Die Einwohner, deren Anzahl sich noch immer auf 25,000 belaufen mag, treiben einen wichtigen Handel. An der Küste ist eine reiche Perlenfischerei. Ein vortrefflicher Haven und die Hauptwaarenniederlage

für diese Gegenden, machen sie zu einem ziemlich lebhaften Orte. Perlen und Smaragden sind der vornehmste Ausfuhrartikel. Die hierher kommenden Europäer werden wegen der schrecklichen Hitze meistens krank, und verlieren in wenigen Monaten ihre Stärke und Farbe.

3. Choco am Meerbusen gleiches Namens oder Bonaventura, südöstlich von Panama, unterhalb der Bai von Darien, noch voller Waldungen und von einer Kette der Anden durchschnitten, welche bis an den Isthmus von Panama geht. 2 Küstenflüsse, der Atrato und Noanamas, bewässern das Land. Es hat Ueberfluß an Gold und Cacao, viele wilde Thiere, als Tiger, wilde Schweine, Crocodille, Kaimans, Affen aller Art, Papagaien ꝛc. Der beste Ort darin ist Novita, unterm 5. Gr., 15 Min. nördl. Breite.

Die an der Küste von Choco und Barbacoas liegenden Inseln sind noch wenig bekannt. Die Insel Gorgone (des häßlichen Namens werth, weil sie ein Schrecken der Natur und ein Schaudern erregender Aufenthalt ist), de las Palmas und el Reposo, sind die bemerkenswerthesten.

4. St. Martha, östlich von Carthagena und nördlich von Neu-Granada, am rechten Ufer des Magdalenenflusses. Es hat viele Berge, sowohl goldhaltige, als überaus hohe Schneeberge. In den Thälern ist es sehr fruchtbar. Es fehlt auch nicht an Silber, Salz, Holz, Geflügel ꝛc. An dem schönen Flusse Gaira wächst der Butterbaum, dessen glänzende Blätter einen Schaum wie Seife geben, zum Bleichen dienen und die Würmer bei Kindern vertreiben. Der Handel des Landes besteht in Talg, Häuten, Baumwolle, Anis, Cacao, Brasilienholz, Zucker, Honig, Vanille, Reis,

Mais u. a. m. Der gleichnamige Hauptort liegt auf der Nordseite der Mündung des Magdalenenflusses, hat 3000 Einwohner, einen guten Haven, eine Citadelle, einen Bischof und ist ein gewerbsamer Handelsplatz. — Ocana, (7 Gr., 55 Min. n. Br.) eine kleine, aber hübsche und in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend liegende Stadt. In der umliegenden Gegend leben 3000 bekehrte Indianer.

5) Rio de la Hacha, die kleinste, aber nördlichste Landschaft in Terra firma, mit einer Perlenfischerei an der Küste, im Innern fruchtbar und meistens noch in der Gewalt der Eingebornen. Sie wird vom gleichnamigen Flusse durchströmt. Gewitter sind hier sehr häufig. Perlen, Jaspis- und Chalcedongruben. Es haben sich zur Zeit noch wenige Spanier hier niedergelassen. Rio de la Hacha, der Hauptort, ein den Holländern sonst wohl bekannter Platz, weil sie hier einen Handel mit Contreband trieben, am Flusse gleiches Namens, hat 110 Häuser und 680 Einwohner und ist etwas befestiget.

6) Popayan, eine bergige Landschaft am stillen Meere. Sie wird vom Cauca- und Pattaflusse bewässert. Hier ist auch der Ursprung des großen Magdalenenflusses. Vulkane, öftere Erdbeben, Gewitter, sind der Schrecken der Einwohner. Die Rindvieh- und Schaafzucht ist wichtig. Die Luft ist theils heiß, theils gemäßigt, ja, bisweilen sogar kalt. So ist auch der Boden von verschiedener, obgleich überhaupt von großer Fruchtbarkeit. Goldminen giebt es hier genug; an Vieh, Hülsenfrüchten, Zuckerrohr, Honig, Talg, Tabak, Baumwolle, verschiedenen kostbaren Holzarten, in den Gebirgen an mancherlei Thieren und schönen Vögeln ist kein Mangel; auch findet man die Pflanze Kuka und das kleine giftige Insekt Koya oder Koyba. Die Hauptstadt Popayan, am Fuße des Berges M. (von seiner Gestalt so genannt), die Residenz des Gouverneurs und eines Bischofs, mit etwa 30 000 Einwohnern, die sich der nahen Goldbergwerke wegen täglich vermehren, hat schöne lange, gerade und breite Straßen, welche immer reinlich gehalten werden. Un-

ter den Bewohnern sind viele Neger, wenige Indier. Sie treiben einen bedeutenden Handel nach Quito und Santa Fé de Bogota. — Bonaventura, ein sicherer und geräumiger Haven. Pasto (oder Villa vicioſa), von ihren vortrefflichen Weiden so genannt, unterm 1. Gr., 30 Min. n. Br., ein sonst unbedeutender Ort, so wie Almaguer und die übrigen.

7) Neu-Granada, im Süden der nördlichen Küstenlandschaften, im Westen des Orinoco und mehrerer seiner Nebenflüsse und im Osten von Popayan. Diese Provinz hat ein gemäßigtes Klima und ist bergig, da ein Arm der Anden sie durchstreicht, das Vaterland der Platina und reich an edlen Metallen und kostbaren Edelsteinen. Viele Indianische Stämme haben hier ihren Sitz, als: Mayporer, Dagueter, Guajiber, Achaguer, Poigraven, Kabrer u. a. m. a) Santa Fé de Bogota, die Hauptstadt am kleinen See Gabarita, in einer fruchtbaren und reizenden Gegend, der Sitz des Vizekönigs und Erzbischofs, groß und schön gebaut, mit 36 000 Einwohnern, einer königl. Audiencia und einer Universität. Es ist hier auch ein Schmelzhaus der Metalle, eine öffentliche Bibliothek und das schöne Naturalienkabinet des berühmten Botanikers Mutis. b) Zipaquira, 4 Stunden nördlich von der vorigen, in einer angenehmen Ebene, mit reichen Salzwerken. c) La Palma und Merida la Trinidad, 2 kleine Oerter. d) St. Juan de Sirou, 7 Meilen nördlich von Santa Fé. Starker Handel mit Cacao, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr ꝛc. e) Pancha, 8 Meilen südwestlich von Santa Fé unterm 4. Gr., 16 Min. der n. Br., mit einer Gesundquelle, Magnet- und Kupfergruben.

8) Antioquia. Diese Provinz, deren Hauptstadt Santa Fé d'Antioquia heißt, gränzt nördlich an Carthagena, südlich an Popayan, westlich an Choco und östlich an den Cauca und Magdalenenfluß. Sie hat einen Ueberfluß an Südfrüchten, edlen Metallen und Edelsteinen, womit sie auch Handel treibt, ist aber nur schwach bevölkert.

Süd-America.

Zweite Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Theile und Länder.

Süd-America.

Beschreibung der einzelnen Länder. (Fort.)

B. Die General-Hauptmannschaft oder Capitanerie *) Caraccas**). Diese große Provinz macht mit Venezuela den östlichen Theil der Spanischen Landschaft Terra firma in Südamerica aus. Sie liegt an dem tiefen Meerbusen der Nordküste, zwischen dem Caraibischen Meere und dem Orinoco, gränzt im Westen an Neu-Granada und im Osten an's Atlantische Meer und die Colonieen von Surinam. Die Provinz Venezuela macht den mittleren, das Gouvernement Maracaibo den westlichen, das Spanische Guyana und Neu-Andalusien den südlichen, das Gouvernement Cumana (an den Mündungen des Orinoco, der Insel Trinidad gegenüber) den östlichen Theil aus; wozu dann noch die Insel St. Margaretha im Nordosten

*) Spanisch: Capitania general, ein Generalgouvernement, oder eine Landschaft, die unter einem Generalcapitän steht.

**) Nach Depon's Nachrichten von der General-Hauptmannschaft Caraccas, aus dem Französischen von Ehrmann. Weimar, 1807.

gehört. Ungeachtet der Lage dieses Landes gegen den Aequator hin, jenseits des 12ten Gr. der Nordbreite, ist das Klima dennoch ziemlich gemäßiget und der Boden überaus ergiebig: manche Gegenden genießen einen ewigen Frühling, andere leiden hingegen desto mehr von der Hitze. Diese Verschiedenheit der Temperatur rührt von einer Bergkette her, die ein Arm der Anden von Quito ist, queer durch Merida und Varinas, und dann nördlich gegen das Meer hinstreicht, sich nun gegen Osten wendet und immer mehr verflächt, bis sie endlich der Insel Trinidad gegenüber aufhört. Die Berge enthalten viele kostbare und nützliche Mineralien, als Gold, Silber, Kupfer, Smaragden, Sapphiren, Marmor ꝛc. Die Wälder liefern das vortrefflichste Eben- und Brasilienholz und Cacaobäume in Menge, und an den Küsten, besonders bei St. Margaretheninsel, werden die schönsten Perlen gefunden. Sonst wurde der Bergbau (dieses allgemeine Grab der Arbeiter in Südamerica) stärker getrieben, und noch 1785 3 neue Goldminen entdeckt; jetzt wird nicht mehr mit dem Eifer gearbeitet. Außerdem findet man noch Mais, Reiß, Kassawe, Vanille, Baumwolle, Zucker, Tabak, Gummi, China, Aloë, Palmen, Cedern, Granatäpfel, Citronen, Stein- und Seesalz, Mineralquellen, Medizinalkräuter, Harze, Ochsen in erstaunlicher Menge (1,200.000 Stück), Pferde (gegen 180,000), Maulesel (an 100,000), Hirsche, Heerden von Schaafen und Hammeln, zusammen jährlich 1½ Million Thaler an Werth.

Das Land hat seine eigene Regierung und Finanzverwaltung. Die Bevölkerung beträgt 730,000 Einwohner, wovon die Weißen ungefähr $\frac{2}{10}$, die Sclaven $\frac{3}{10}$, die Freigelassenen und ihre Nachkommen $\frac{4}{10}$, und die übrigen (farbige Leute und Indianer) $\frac{1}{10}$ ausmachen. Außer den stehenden Gewässern, die durch die

Regenzeit in den Niedrigungen am Orinoco entstehen, giebt es mehrere Seen, unter welchen die bei Maracaibo und Valencia die ansehnlichsten sind. Jener ist in der Länge 25, in der Breite 15, und im Umfange 75 Meilen groß: dieser 7 Meilen lang, 2—3 Meilen breit und im Umfange 16 Meilen, hat eine überaus reizende Ansicht und ist rings herum angebaut. Unter den Flüssen sind zu merken: Der Hauptfluß Orinoco, der Küstenfluß Tocayo im Nordost, die Flüsse, welche sich in den See Maracaibo ergießen, als Rio Peryan im Westen, Moaton im Osten, Catacumbo im Süden; ferner mehrere Nebenflüsse des Orinoco, z. B. der Mamo, Manapiro, Apuré, der Paragua, oder der östliche Hauptarm des Orinoco selbst, den man gewöhnlich aus dem See Parima von Osten her leitet, mit Rio Benituari im Norden, Puraruma, Rio Cauca oder Coari, Aroay, Caroni, Aquiro; ein nördlicher Nebenfluß des Amazonenstroms, der aus dem See Parima unter dem Namen Catabuhu fließt, und weiter nach Süden im Amazonenlande den Rio Negro, einen großen Nebenfluß des Amazonenstroms, bilden hilft; ferner der Essequibo, welcher die Gränze von Surinam macht, der Cuyuni, Ucuma, Maquiritari, Venturi, Kassiquiari, St. Juan, Tocuyo, Guigues, Yaracui, Tuy, Nevari, Manzanares (der an der Stadt Cumana vorbeifließt), Guarapiche, u. a. m. —

Die vorzüglichsten Häven dieses Landes sind: a) Portete, 5 Meilen ostwärts vom Cap de Vela, kann nur kleine Fahrzeuge fassen. b) Bayahonda, 4 Meilen weiter, mit einem sehr guten Ankergrunde für die größten Schiffe. c) Maracaibo; große Schiffe können hier nicht einlaufen. d) Coro; weil man wenig Waaren zur Rückfracht findet, wird dieser Haven nicht viel be-

sucht. e) Porto Cabello, bei Valencia, (12 Gr., 15 Min. n. Br.) einer der schönsten und sichersten Häven in ganz America. Die Bai ist groß, sicher und bequem und würde die ganze Spanische Marine zu gleicher Zeit aufnehmen können. f) Die Bai und der Haven Ocumare, 5 Meilen von voriger ostwärts, mit einem guten Ankergrunde und durch eine Batterie geschützt. g) Goayre, wird unter allen am stärksten besucht, ob er gleich ein gefährlicher Haven und allen Winden ausgesetzt ist. h) Port-Français, 3 Meilen vom Cap Codera, ist besonders für die Exporten der dasigen Küstenbewohner. i) Barcellona, mit 2 Forts, die Schiffe zu schützen. Er wird auch Cumanagat genannt. k) Cumana, einige Meilen östlicher vom vorigen. l) Mehrere Häven im Meerbusen von Cariaco und Paria, wodurch die Verbindung mit der Insel Trinidad sehr erleichtert wird.

Die Capitanerie Caraccas enthält folgende einzelne Provinzen:

1. Venezuela oder das eigentliche Caraccas und die dazu gehörige Küste. Es liegt östlich von Rio de la Hacha und Santa Martha, westlich von Neu-Andalusien, nördlich von Neu-Granada, unterhalb des Meerbusens von Venezuela, und rings um den großen See Maracaibo herum *), vor welchem der Golf von Venezuela liegt. Die ganze lange nördliche Küste von diesem Golf bis an die Insel Trinidad begreift man, ins-

*) Der Name Venezuela, der im Spanischen so viel als Klein-Venedig bedeutet, soll daher kommen, daß Alonso von Ojeda, der 1499 zuerst in diese Gegend kam, ein Indianisches Dorf erblickte, welches auf Pfählen im Wasser stand; und daher mit der Stadt Venedig eine Aehnlichkeit hatte.

besondere hinsichtlich des Handels, unter dem Namen Küste von Caraccas. Die Zahl der Einwohner beträgt über 500,000. Ehemals war das ganze Land ein Eigenthum der Familie Welser in Augsburg, der Kaiser Karl V. dasselbe als Aequivalent für eine große Schuld, aber als ein Lehn der Krone Kastiliens, erblich abtrat, und das von ihnen auch 1528 wirklich in Besitz genommen wurde. Allein 1548, als die hierher geschickten Teutschen Soldaten ihrer Habsucht und Grausamkeit keine Schranken setzten, ward die Provinz von den neuen Ansäßlingen wieder verlassen, als man kaum angefangen hatte, sie etwas anzubauen. Am besten cultivirt sind die Thäler von Argoa. Die bemerkenswerthesten Städte sind: a) Caraccas, sonst auch St. Jago de Leon, (10 Gr., 31 Min. n. Br. und 69 Gr., 5 Min. w. L. von Paris) die Hauptstadt des ganzen Landes, von Diego Losada 1567 erbaut, eine wichtige und reiche Handelsstadt, die besonders mit Cacao großen Gewinn macht. Eine Handelsgesellschaft ihres Namens bestehet in Barcellona. Sie stehet vermittelst des Flusses Guayre mit dem Meere in Verbindung, hat 24.000 Bewohner, wovon ¼ Weiße, ¼ Sclaven, die übrigen Freigelassene, farbige Leute und Indianer sind, eine, mit einem Collegium vereinigte Universität, eine lebhafte Messe für Zucker und Cacao, und 2000 Quadratschritte im Umfange. In ihr ist auch der Sitz des Erzbischofs, der General-Capitanerie, der Audiencia, der Intendanz und des Consulats. Ungeachtet der Nähe des Aequators genießt man hier eines immerwährenden Frühlings, welches von der hohen Lage der Stadt (460 Toisen über dem Meeresspiegel) herrührt. Sie wird von 4 Flüssen bewässert. Ihre Straßen sind nach der Schnur gebaut, 20 Fuß breit und gepflastert. Sie hat 3 schöne öffentliche Plätze, 5 Kirchen und mehrere große Paläste, und ist überhaupt in einem neuen und eleganten Styl

erbaut. — b) Goayra, ein bloßer Flecken, aber wichtiger Haven, wo besonders ein starker Handel mit Häuten und Cacao getrieben wird. 1796 liefen 43 Schiffe ein, deren Ladung 15½ Million Franken am Werthe und der Zoll beinahe 2 Millionen Franken betrug. Die Ausfuhr nach Spanien geschah auf 37 Schiffen, mit 10½ Millionen Franken am Werthe und 690.000 Franken Zollgebühren. — c) Der berühmte Haven Porto-Cabello. (10 Gr., 20 Min. n. Br.) Ehemals standen hier bloß einige Fischerhütten; nachher ward der Ort viele Jahre der Sammelplatz der Schleichhändler, Landstreicher und entlaufenen Verbrecher. Endlich gelang es der Handelscompagnie von Guipuscoa, den Flecken von dem Gesindel zu säubern und eine Handelsfactorei anzulegen. Jetzt ist es eine hübsche Stadt mit 10.000 Einwohnern, einem sicheren Haven, 2 Forts und einem ungeheuren Waarenlager für den westlichen Theil der Provinz Venezuela. Im Jahr 1801 liefen 100 Schiffe aus, welche Zucker, Kaffee, Indigo, Cacao, Baumwolle, Leder, Maulesel ꝛc. am Werthe 1 Million Piaster, ausführten. Es ist hier nur 1 Kirche, 1 Kloster und 2 Hospitäler, eins für die Bürger, das andere für die Soldaten. — d) Valencia, nahe am See gleiches Namens, (10 Gr., 9 Min. n. Br. und 70 Gr., 45 Min. w. L. von Paris), 10 Meilen westlich von der Hauptstadt Caraccas, und 5 von Porto-Cabello, in einer angenehmen und gesunden Gegend. Einwohner über 8000, meistens Creolen, dann Canarier und Biskayer. Die Straßen sind breit und meistens gepflastert. 2 Kirchen und 1 Franziscanerkloster tragen viel zur Verschönerung der Stadt bei. Sie ist die Waarenniederlage und der Stapelplatz für Porto-Cabello, treibt hübschen Handel und etwas Ackerbau, hat auch wohlfeile Lebensmittel, besonders Schlachtvieh. e) Maracay, ein helles, freundliches Städtchen am See Valencia, in den

fruchtbaren Thälern bei Aragoa. Das Klima ist sehr heiß, aber gesund. Die Häuser sind meistens von Stein und geschmackvoll erbauet, aber die Straßen nicht gepflastert. Die Zahl der Einwohner ist 8 500, rechtliche, fleißige Leute, die sich meistens mit dem Ackerbau beschäftigen, auch viele Fabriken und Mühlwerke haben. f) Tatmero, ebenfalls in den Thälern von Aragoa, 2 Meilen von Maracay. Ein hübscher, auf moderne Art gebauter Ort mit 8000 Seelen. g) La Victoria mit 7800 Einwohnern von allen Farben und 5 sehr ansehnlichen Dörfern mit 18,000 Bewohnern *). h) Coro, an einem Meerbusen in einer unfruchtbaren, sandigen, Ebene. Der Handel besteht in Maulthieren, Ziegen, Häuten, Schaafleder, Käse und anderen Waaren, die von Carora hierher kommen. Sitz eines Gouverneurs und Bischofs: 10,000 Einwohner. i) Carora, eine ganz artige Stadt, (10 Gr. n. Br.) $7\frac{1}{2}$ Meile östlich vom See Maracaibo und 45 westlich von Caraccas. Die Einwohner, 7,600 an der Zahl, treiben ansehnliche Viehzucht. Die Straßen sind breit und nach der Schnur angelegt. Es ist hier eine schöne Pfarrkirche und ein Franziscanerkloster. k) Barquisimeto (9 Gr., 45 Min. n. Br.) mit 11,500 Einwohnern, die sich meistens von Viehzucht, Getraide- und Zuckerbau nähren, und im Wohlstande leben. Auch Cacao und Kaffee wächst hier viel. 1 Pfarrkirche und 1 Franziscanerkloster. l) Tocuyo, 50 Meilen von Caraccas, unterm 9. Gr., 35 Min. n. Br., in einem Thale, hübsch gebaut, mit geraden Straßen, 10,200 Einwohnern, 2 Kirchen, 2 Klöstern, mehreren Gärbereien und Lederfabriken und einträglichem Salzhandel. Die Einwohner

*) Die gesammte Volkszanzahl in den Thälern von Aragoa beträgt gegenwärtig an 50,000 Seelen, die Pflanzungen 190, und die Zahl der Häuser 1712.

beſchäftigen ſich mit der Viehzucht, dem Ackerbau, dem Handel und allerlei Handwerken. m) Guanare, im 17ten Jahrhunderte noch ein Dorf, jetzt eine hübſche Stadt mit 12,600 Einwohnern, am Fluſſe gleiches Namens, in einer geſunden und fruchtbaren Gegend, deren Weiden mit zahlreichen Viehheerden bedeckt ſind. Gerade und breite Straßen; 1 große und prächtige Pfarrkirche mit einem wunderthätigen Marienbilde. n) Araure, hat eine ſchöne und reizende Lage, einen fruchtbaren Boden, regelmäßige Straßen und einen hübſchen Marktplatz. Die Kirche mit einem wunderthätigen Marienbilde, iſt ein ſchönes Gebäude. Die Einwohner, 7,400 an der Zahl, nähren ſich von Viehzucht, Baumwollen- und Kaffeebau. o) Calaboſo, (8 Gr., 40 Min. n. Br.) aus einem Indianiſchen Dorfe eine hübſche Stadt mit 550 Häuſern und 5000 Einwohnern, 30 Meilen ſüdlich von Caraccas und 25 Meilen nördlich vom Orinoco, mit vortrefflichen Viehweiden, die mit zahlreichen Heerden bedeckt ſind. p) St. Juan Baptiſta del Pao (9 Gr., 20 Min.) mit 5400 Bewohnern, die ſich von der Viehzucht nähren, auch etwas Handel mit Käſe, Leder ꝛc. treiben. q) St. Luis de Cura, in einem fruchtbaren Thale, mit vielen Viehweiden und 4000 Bewohnern. r) St. Sebaſtian de los Reyes, hat 3500 Einwohner, baut viel Mais und treibt ſtarke Viehzucht. s) St. Philippo, ſonſt ein elendes Dorf, jetzt eine volkreiche, betriebſame Stadt mit 6800 Einwohnern. Der Boden iſt außerordentlich fruchtbar und wird von 3 großen Bächen bewäſſert. Man bauet Indigo, Kaffee, Cacao, auch etwas Zucker und Baumwolle. t) Nirgua, eine der älteſten Städte in Venezuela, mit fruchtbarem Boden, aber ungeſundem Klima, ſo daß die Bevölkerung bis auf 3200 abgenommen hat, und die Häuſer dem Einſtürzen nahe ſind. u) San Carlos (9 Gr., 20 Min.), 30 Meilen von

Caracas, eine große, schöne, vortrefflich vertheilte Stadt mit 9500 Einwohnern, Spaniern und Creolen, die meistens von der Viehzucht, dem Ackerbau und einigem Handel mit Colonialproducten (Indigo und Kaffee) leben. Sie verkaufen jährlich eine Menge Pferde, Ochsen und Mauleſel. Es giebt auch vortreffliches Obſt, die ſchönſten Südfrüchte, beſonders Pomeranzen. Die Hitze würde hier unerträglich ſeyn, wenn ſie nicht etwas durch den Nordoſtwind gemildert würde.

2. Das Gouvernement Cumana, oder Neu-Andaluſien, auch Paria genannt, beſteht aus 2 Provinzen, dem eigentlichen Cumana und der Provinz Neu-Barcellona. Es gränzt im Norden und Oſten an das Meer, im Weſten an den Fluß Unare, im Süden an den Orinoco. Vom Fluſſe Unare bis an die Stadt Cumana iſt der Boden ziemlich fruchtbar, nach Oſten zu und längs der Seeküſte dürre, ſandig und unfruchtbar und beſteht weit und breit aus Stein- und Seeſalz. Was an den Orinoco gränzt, iſt bloß zu Viehweiden tauglich; der übrige Theil des Landes aber iſt außerordentlich fruchtbar und zeigt die üppigſte Vegetation. Zugleich giebt es aber auch in dieſen ſchönen Gegenden eine Menge Tieger, Crocodille und Affen. Es wachſen hier die köſtlichſten Bäume, als der Guayak, Akaju, Campeſchenbaum, das Braſilienholz u. ſ. w.; auch giebt es eine Menge ſchöner und ſeltener Vögel. Im Inneren von Cumana erheben ſich viele hohe Berge, wovon der Tumeriquiri 950 Toiſen hoch iſt. In dieſem Berge befindet ſich die, bei den Indianern ſo berühmte Höhle von Guacharo. Sie iſt ſehr groß und es halten ſich in derſelben viele Tauſend Nachtvögel auf, aus deren Fett man das ſogenannte Guacharo-Oel ſiedet. Sie hat ein erhaben-ſchauerliches Anſehen und iſt mit der üppigſten Vegetation geſchmückt. Aus ihr

bricht ein ziemlich starker Fluß hervor, und aus dem Inneren ertönt unaufhörlich das traurige Geschrei jener Vögel, welches die Indianer für das Jammern der abgeschiedenen Seelen halten, die sich vor ihrem Eintritt in die andere Welt erst hierher begeben und gleichsam reinigen müssen. — Die Hauptniederlassungen im Gebiete von Cumana befinden sich auf der Westküste, in Barcellona, Piritu, Clarinas u. a. m. In dem Thale Cumanaco, 6 Meilen südöstlich von Cumana, sind die königlichen Tabakspflanzungen. Der angebauteste Theil des Landes ist die Küste von Paria, zwischen welcher und der gegenüberliegenden Insel Trinidad ein lebhafter Handelsverkehr Statt findet. Die wichtigsten Flüsse sind: der Neveri, Manzannares, Colorado, Caripe, Punzeres, Tigre, Guaputa u. s. f., die sich theils nach Osten hin in den Meerbusen von Paria, theils in den Guarapiche ergießen. Andere richten ihren Lauf nach Süden und gehen in den Orinoco. Die Volksanzahl beläuft sich höchstens auf 90,000 Seelen, da ihrer doch wohl 1 Million seyn könnte. — Die wichtigsten Städte sind: a) Cumana, die älteste Stadt in ganz Terra firma, unter 10 Gr., 38 Min. n. Br. und 66 Gr., 30 Min. w. L. von Paris, im Jahr 1520 von Gonzalo Ocampo, ¼ Stunde vom Meere, auf einem unfruchtbaren Boden erbaut. Sie ist der Sitz des Gouverneurs und hat 24,000 Einwohner, meistens weiße Creolen. Der Fluß Manzannares umgiebt dieselbe von der Süd- und Westseite, und liefert den Einwohnern das gewöhnliche Trinkwasser und viele Fische. Die Luft ist zwar gesund, aber unerträglich heiß. Die Besatzung beträgt 240 Mann, und ein Fort deckt die Stadt von der Seeseite. Die Bauart der Häuser ist schlecht. Oftere Erdbeben richten große Verwüstungen an. 2 Kirchen und 2 Klöster und einige steinerne Gebäude zeichnen sich aus. Der

Handel, zumal mit Cocosnüssen und daraus gezogenem Oel, Fieberrinde und Fettwaaren, ist lebhaft. b) Cumanacoa, 7 Meilen südöstlich von Cumana, in einem angenehmen Thale, mit 4200 Seelen. Es wächst hier vortreffliches Obst und der Boden ist sehr fruchtbar, wird aber wenig benutzt. c) Cariaco, am gleichnamigen Flusse, mit 6500 fehr fleißigen Einwohnern, die sich von ihrer Hände Arbeit, dem Baumwollen-, Cacao- und Zuckerbau nähren. Von dem ersten Erzeugnisse werden jährlich mehr als 3000 Centner gewonnen. d) Neu Barcellona, (10 Gr., 10 Min. n. Br.) eine ansehnliche Stadt mit 14.000 Einwohnern, die halb aus Weißen, (meistens Cataloniern), halb aus farbigen Leuten bestehen, im Jahre 1654 erbaut, in einer fruchtbaren Ebene am linken Ufer des Neveri, 1 Stunde von der Mündung desselben, aber weder schön noch geschmackvoll gebaut, ungepflastert und also kothig. Da die Einwohner sich stark mit der Schweinszucht beschäftigen, so herrscht hier eine wahre Pestluft, die nicht selten hartnäckige Krankheiten erzeugt. Der Ackerbau wird vernachlässiget, doch bauet man etwa 3000 Centner Cacao und etwas Baumwolle; dagegen ist die Viehzucht ansehnlich, wozu die herrlichen Weiden auf den unermeßlichen Ebenen um die Stadt herum einladen. Die Ochsen, Kühe, ihre Häute, Talg und das eingesalzene Fleisch sind Handelsartikel. Zur See ist Barcellona nur 1 Meile von Cumana, zu Lande hingegen über 10 Meilen, weil die Wege äußerst schlecht sind. Der Schleichhandel schleppt jährlich mehr als 400,000 Piaster baares Geld in's Ausland. e) Conception del Pao, ein kleines Ort mit 2500 Bewohnern, die sich von ihren Viehweiden und etwas Landbau nähren.

3. Die Insel Margaretha. Diese, wegen ihres Perlenfanges von jeher berühmte Insel, liegt 4 Meilen durch

einen Meerarm vom Lande abgesondert und wurde zuerst 1498 durch Columbus entdeckt. Sie macht ein eigenes Gouvernement aus, ist 16½ Quadratmeilen groß und hat 3 gute Seehäven. Der Boden ist meistens sandig und unfeuchtbar, und außer einigen Baumwollenstauden und etwas Zuckerrohr wächst hier wenig oder nichts. Die Luft ist fast beständig nebelig und ungesund. Die Hauptstadt Assomption liegt so ziemlich in der Mitte der Insel und hat 3 dazu gehörige Dörfer. Die Anzahl der Einwohner beträgt in Allen 15.000, unter denen 6000 Weiße, 2100 Indianer und 6800 Sclaven und Freigelassene sind. Sie sind meistens Abkömmlinge von Spaniern und eingebornen Weibern, und verbinden mit der Trägheit der Indianer noch die Laster der cultivirten Völker: kaum daß sie so viel Mais bauen, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist. Auf der ganzen Insel ist kein Flußwasser, wohl aber kleine Waldungen, gute Weiden und mehrere, das ganze Jahr hindurch grünende, Gewächse. Die sonst sehr ergiebigen Perlenfischereien sind jetzt beinahe ganz erschöpft, daher sich auch die Spanier wenig mehr um diese Insel bekümmern. Sie behaupten sie bloß noch, um andern Nationen keine Besitzung hier zu verstatten. — Da der Ackerbau fast ganz versäumt wird, so kann bloß die Industrie der Einwohner in Betracht kommen. Diese beschränkt sich aber auch bloß auf den Fisch- und Schildkrötenfang. Man gewinnt eine ungeheuere Menge Fische, die eingesalzen theils nach dem festen Lande, theils nach den benachbarten Inseln zum Verkauf geschickt werden. Man verfertigt auch sehr feine baumwollene Hängematten und dergleichen Strümpfe, die aber so theuer sind, daß sie bloß als Luxus- und Modeartikel gelten können. Papagaien und andere seltene Vögel giebt es hier in solcher Menge, daß selten ein Schiff abgeht, welches nicht eine beträchtliche Anzahl mitnähme. Auch lösen die ärmeren Einwohner aus ihrem

Federvieh, besonders Hühnern und Truthähnen, vieles Geld. Um Margaretha liegen noch mehrere kleine, meistens unbewohnte Spanische Inseln, de Coche, Cubagua, wo sonst viele Perlen gefischt wurden, Blaka, Orchilla, Salsa Tortuga, die wegen der Salzwerke zu bemerken ist, u. a. m.

4. Maracaibo. Dieses Gouvernement erstreckt sich nicht weit von Osten nach Westen, wohl aber gegen 50 Meilen nach Süden hin, wo es an die Provinz Santa-Fé gränzt. Gegen Westen wird es von Rio de la Hacha, gegen Norden vom Meere, und gegen Osten von Venezuela begränzt. Das Gebiet der Hauptstadt ausgenommen, wächst wenig oder nichts. Am östlichen Ufer des gleichnamigen, 15 Meilen langen, Sees ist der Boden überall unfruchtbar, ungesund und mit Fackeldisteln und wilden Feigenbäumen bewachsen. Am westlichen Ufer ist das Erdreich fruchtbarer, zumal nach der Hauptstadt zu, und südlich sind die Felder den besten in Südamerica gleich zu stellen. Es fehlt bloß an Arbeitern, um sie urbar zu machen, denn die ganze Provinz hat nicht mehr als 100,000 Einwohner. a) Maracaibo, die Hauptstadt, am linken Ufer des Sees, 3 Meilen vom Meere, mit 24,000 Bewohnern, die geschickte Kaufleute und erfahrene Schiffer sind, und einen einträglichen Handel mit Indigo, Zucker, Baumwolle, Cacao, Häuten, Tabak ꝛc. treiben, auch alle Arten von Handwerkern, als Tischler, Schneider, Schuhmacher, Maurer, Schmiede, Zimmerleute ꝛc. unter sich haben. Das Klima ist überaus heiß und die Luft im Julius und August so glühend und erstickend, als wenn sie aus einem Backofen käme. Dennoch sind die Menschen gesund und kennen keine ansteckenden Krankheiten, vermuthlich, weil sie sich fleißig im See baden. Die Gewitter sind häufig und fürchterlich und der Blitz zündet oft. Die damit verbun-

denen ſtarken Platzregen verurſachen reißende Ströme und richten große Verheerungen an. Von Erdbeben und Orkanen hört man indeſſen hier nichts. Die meiſten Häuſer ſind von Sand und Kalk aufgemauert und ziemlich geſchmackvoll erbaut, viele aber auch mit Schilf gedeckt, ja von Schilf und Schlingpflanzen, wie von Matten, errichtet, welche in Feuersbrünſten höchſt gefährlich ſind und der Stadt ein buntſcheckiges Anſehen geben. — Die weißen Einwohner beſtehen aus Europäern und Creolen; der Sclaven ſind etwa 5000. Jene ſind fleißig und wohlhabend, beſchäftigen ſich auch zum Theil mit den Wiſſenſchaften, wozu ſie viele Anlage zeigen. Es iſt hier auch ein Gouverneur, 1 Pfarrkirche und 1 Franziſcanerkloſter. b) Merida, (8 Gr., 10 Min. n. Br.) liegt 40 Meilen von Maracaibo, ſüdlich unter dem gleichnamigen See, in einem angenehmen Thale und iſt von 3 Flüſſen umgeben, welche die fruchtbaren Gefilde um die Stadt bewäſſern. Die fleißigen Einwohner, an der Zahl 12.000, von allen Farben und Claſſen, bauen den ſchönen Boden mit ſeltenem Fleiße an, und überall ſiehet man Zucker-, Cacao-, Kaffee-, Getraide-, Obſt- und andere Pflanzungen, ſo daß die Felder in den Umgebungen der Stadt mit Mais, Bohnen, Erbſen, Waizen, Gerſte, Erdäpfeln, Maniokwurzeln u. ſ. w. bedeckt ſind und ſelbſt die ärmſten Einwohner keine Noth leiden. Das Klima iſt ſehr veränderlich und in einem Tage wechſeln oft alle 4 Jahreszeiten. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs und Domcapitels; auch iſt hier ein Collegium und ein Seminar für junge Leute, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen. Nächſtdem werden auch andere Zöglinge im Leſen, Rechnen und Schreiben, in der Philoſophie, Moral und der Rechtskunde unterrichtet. 5 Kirchen und 4 Klöſter werden gut unterhalten. c) Truxillo, (8 Gr., 40 Min. n. Br.), 10 Meilen ſüdlich von Merida (daher es von Manchen noch zu Vene-

zuela gerechnet wird), mit 7,600 Einwohnern und den Trümmern einer Zerstörung durch einen Französischen Abenteurer und Flibustier Grammont, im Jahre 1678, von welcher sich die vormals schöne Stadt noch bis jetzt nicht wieder erhohlt hat. Außer dem Feldbau (Waizen, Cacao, Indigo, Kaffee) treiben die fleißigen und betriebsamen Einwohner auch Ziegen- und Schaafzucht und mit Maracaibo und Carora einen guten Handelsverkehr mit ihren Producten, besonders Schaaf- und Ziegenfellen. Die Stadt hat 2 Kirchen und 3 Klöster.

5. Varinas. Dieses Gouvernement, (das nicht zu Venezuela gehört, wie von einigen Geographen angeführt wird) wurde 1787 von Maracaibo, wozu es ehehin gehörte, getrennt und zu einem eignen Bezirk erhoben. Es ist in Europa vornämlich durch seinen Tabak (Varinasknaster) bekannt, (der aber in mehrerer Hinsicht schlechter ist, als der Cumanische), und ganz dazu geeignet, einen sehr ausgebreiteten Handel zu treiben. Zucker, Kaffee, Indigo, Tabak, mehrere vortreffliche Obstarten und Südfrüchte gedeihen hier ganz vorzüglich. Die Waaren gehen meistens zu Wasser nach Guiana auf dem Portugiesenflusse. Auf den weit ausgedehnten Viehweiden grasen eine Menge Ochsen, Kühe und Mauleſel. Was die Einwohner davon nicht selbst verbrauchen, senden sie auf dem Orinoco in andere Gegenden. Das Klima ist gesund, die Luft rein und man findet sehr alte Leute. a) Varinas (7 Gr, 40 Min.), 50 Meilen von Caracas südwestlich, mit 10,000 Bewohnern, Sitz eines Commandanten mit einer Compagnie Linientruppen. Handel mit den vorhin genannten Landesproducten. b) San-Jayme (7 Gr., 50 Min. Br.). 38 Meilen südlich von Caraccas, in einer anmuthigen Gegend, zwischen mehreren Flüssen, daher die Einwohner, wenn jene sich er-

gießen, 3 — 4 Monate im Jahre nicht anders als in Kähnen zu einander kommen können. c) San Fernando d'Apure mit etwa 6000 Einwohnern, welche wie die in St. Jayme, bloß von der Viehzucht leben, da der Boden zum Ackerbau zu sandig ist. Die Stadt ist nicht groß, aber gut gebaut.

6. Spanisch-Guiana *). Unter Guiana überhaupt versteht man den ganzen großen Landstrich, oder das weite nordöstliche Küstenland von Südamerica, welches zwischen den beiden großen Strömen, dem Orinoco und Maranhon oder Amazonenflusse liegt, wo von der Mündung des letztern an, der Aequator die Gränze nach Süden zu ziehet. Die eigentlichen Gränzen und das Innere dieses weitläuftigen Landes kennt man noch wenig. Es liegt ungefähr zwischen den 34. — 42. Gr. westlicher Länge von Ferro, so daß eine Parallellinie, etwas östlich vom Parimasee mit der Küste zwischen dem Orinoco und Amazonenstrome gezogen, ziemlich die südwestliche **), und das Atlantische Meer die östliche Gränze bestimmt. Hohe Gebirge, die das Land von Südwest nach Nordost durchstreichen, wechseln im Inneren mit großen Ebenen ab und geben mehreren Flüssen den Ursprung, z. B. dem Kachipur, dem Paryma, Benituari, Oyapok, Kamopi, Essequebo, (im Holländischen Guiana, mit vielen Nebenflüssen und 40 Wasserfällen in den oberen Gegenden) dem Yumaron, Maroni, Cuyari, ja selbst, wie man behauptet, dem Orinoco, dem Kaura, Para-

*) Es heißt so, weil außer den Spaniern auch die Franzosen, Holländer, Portugiesen, die freien Indianer und Neger Antheil an dieser großen Provinz haben.

**) Andere Geographen setzen die westliche Gränze an den Cassiquiari und Rio Negro.

gua, Karoni, Kuyuni, Arrai, Mayo, Mazurani, Berbiz, Aprorak, Anaurapura, u. a. m. Unter den Seen zeichnet sich besonders der Parima aus. Das Klima ist heiß und ungesund. Doch ist durch die noch fortdauernde Ausrottung der Wälder und Austrocknung der Moräste, die Luft viel gesunder geworden, als sie vor 50 Jahren war. Zugleich hat sich dadurch die Hitze und Feuchtigkeit vermindert und der Stoff zu manchen Krankheiten verloren. Sonst erreichte hier selten Jemand ein Alter von 50 Jahren: doch sollen die inneren Gegenden gesunder seyn. Der Regensommer dauert hier vom November bis in den Mai; dann ist die Hitze gemäßigter, in den übrigen Monaten ist sie dem nicht daran Gewöhnten unerträglich. In Surinam aber regnet es im Junius und Julius an einem weg, in andern Monaten wieder gar nicht; in einigen wechseln Regen und Sonnenschein, und diese sind die fruchtbarsten und angenehmsten.

Guiana ist unter die Spanier, Franzosen, Portugiesen und Holländer getheilt. Von dem Spanischen Guiana bildet gegen Osten hin vom Cap Nassau bis zu den Mündungen des Orinoco das Meer, hernach südlicher der Essequebo, und gegen Norden und Westen der Orinoco, welcher Guiana in einer Länge von mehr als 250 Meilen durchströmt, die Gränze. Gegen Süden ist der Fluß Parima am südl. Ende des gleichnamigen Sees und die Sierra Paraguana die Gränzscheide. Das ehemalige Französische Guiana (dermalen unter Großbritannischer Oberherrschaft) begreift denjenigen Theil von Guiana, der zwischen dem Fluß Maroni, Araurari und Rio Blanco liegt, und besteht aus der Insel Cayenne und dem Küstenlande. Der Maroni macht die Gränze im Norden und scheidet Surinam davon, der Catapana, der sich in den Ama-

zonenstrom ergießt, im Süden, das Meer gegen Osten und die Besitzungen der Spanier gegen Westen. Das Holländische Guiana (zwischen dem 3. — 7. Gr. der Nordbreite und jetzt im Besitze der Engländer) besteht aus den Bezirken von Surinam, Essequebo, Demerari und Berbice. Diese Besitzungen stoßen gegen Osten an das Meer, gegen Süden an den Maroni, gegen Norden an den Essequebo und gegen Westen an das Spanische Guiana. Das Portugiesische Guiana liegt folglich ganz auf dem linken Ufer des Amazonenstroms und wird durch den Araurari vom Französischen Guiana getrennt. Es gränzt im Norden bis zum 55. Gr. der Länge an die Französischen Besitzungen, weiter gegen Westen an die der Spanier. Nach den Tractaten soll der Aequator die Gränze machen; allein die Portugiesen sind auf 30 Meilen über jene Linie in das Spanische Gebiet hineingegangen und haben da mehrere Niederlassungen angelegt, welches die Spanier bis jetzt auch nicht gehindert haben. Von dieser südl. Gränze des Portugiesischen Guiana (das jetzt einen Theil des großen Brasiliens mit ausmacht), nämlich dem linken Ufer und der Mündung des Amazonenstroms bis an den Orinoco hinauf, hat die Meeresküste eine Ausdehnung von 120 Meilen, welche die genannten 4 verschiedenen Mächte unter sich getheilt haben, die also vermittelst der vielen Flüsse und deren Verbindung mit dem Meere ihre Südamericanischen Colonialproducte auf diesem Wege äußerst bequem und vortheilhaft in alle Welt versenden können, was aber jetzt freilich größtentheils den Engländern zu Gute kommt. Außer diesen eben bemerkten Oberherrn des weitläuftigen Guiana, besitzen mehrere eingeborne Indianische Völkerstämme sehr große und weite Striche, ja noch den größten Theil desselben. Hierher gehören vornämlich die Karaiben, Ottomachier, Saliven, Guajariber, Galibyer, (ein zahlreicher

Stamm auf der Küste, von Cayenne an im Osten bis an den Orinoco im Westen), die Ytarauren, Guaikaer, Tarnupiçr (zahlreich im östlichen Guiana) Apuakaer, Purugotoer, Maquiritaren, Makusiaer (am Parimasee) Majanaer, Attarayer, Kalipurnier (im südlichen Guiana), die Tamanachier, Akuriaer, Norokuer, Harritraer, Amikobanen, Karpinaer (im Portugiesischen Guiana) u. a. m. *)

Alle diese verschiedenen Völkerschaften (die Karaiben und Ottomachier etwa ausgenommen) sind den Europäern zur Zeit noch wenig bekannt, weil sie nichts mit ihnen zu thun haben mögen. Die Ottomachier sind groß und stark gebaut und ihre Weiber haben männliche Stimmen: nur die Weiber der Saliven (am mittleren Orinoco) sollen eine Weiberstimme haben. Gebrechliche, Lahme, Buckliche, erregen Erstaunen, Spott und Gelächter, wie bei vielen Wilden. Alle Haare werden ausgerupft, nur auf dem geschornen Kopfe bleibt ein kleiner Büschel, damit sie kein Feind so leicht bei den Haaren fassen könne. Federn um den Kopf, Halsbänder von Thierzähnen, Ohren, bis auf die Schultern herab gezogen, durch deren Löcher eine Wallnuß gienge, und mancherlei anderer Putz ist auch hier, zumal beim weiblichen Geschlechte, im Gebrauche. Man trägt Schürzen, die Bekehrten auch Hosen, ein grobes Gewand und einen aus Blättern geflochtenen Hut. — Sie bemalen sich meistens nur mit einer rothen Farbe (Roucou), bei Feierlichkeiten aber sehr verschieden, die eine Hälfte des Gesichts roth, die andere gelb, die Beine schwarz u. s. f.

*) Die Anzahl aller Einwohner in ganz Guiana (das man auf 15,000 Quadratmeilen schätzt) an weißen, schwarzen, farbigen Menschen und Indiern, beträgt keine volle 700,000.

Mit Formen drückt man sogar allerlei seltsame und sehr künstliche Figuren auf Brust und Lenden. Bei den Galibiern wird durch Aufritzen die Haut so dicht und stark, daß auf Wegen durch Dorn- und Stachelgesträuch dem Europäer schon die Kleider zerrissen sind, ehe der Wilde nur etwas fühlt. Manche dieser Stämme sind gastfreie und gutmüthige Naturmenschen, aber gereizt schreckliche Unmenschen, die alsdann nicht nur Bogen und Pfeile und ihre kleine Keule (Butu), sondern selbst Gifte anwenden, um ihren Feinden zu schaden. — Wie bei mehreren Völkern muß hier der Mann die Wochen halten, wenn eine Frau entbunden worden ist, einen ganzen Monat in der Hängematte in der Hütte (Karbet) zubringen, sehr schmale Kost nehmen und sich allerhand Mißhandlungen gefallen lassen. Was der Knabe zu lernen hat, lernt er vom Zusehen, und will der Jüngling in die Zahl der Krieger, oder unter die Aerzte und Zauberer aufgenommen seyn, muß er erst mancherlei körperliche Schmerzen erdulden. Selbst Bräute werden erst gepeitscht, ehe sie in den Frauenstand treten. —

Manche dieser Wilden machen gute Töpfe und niedlich geflochtene Körbe, mit welchen sie Tauschhandel treiben. Mit manchen Kräutern reiben sie sich selbst, auch wohl die Hunde ein, ehe sie auf die Jagd gehen, um die Witterung des Wildes zu verwirren; mit anderen Kräutern, die sie aufs Wasser streuen, betäuben sie die Fische, und mit noch anderen halten sie die Wuth giftiger Schlangen ab. — Manche glauben ein gutes und ein böses Urwesen. An Aberglauben aller Art fehlt es nicht und mit ihren Begriffen sieht es sehr dürftig aus. Die Meisten können kaum bis 100 zählen. Ackerbau und Viehzucht, vornämlich der Anbau des Manioks und das Halten von Schaafen, Ziegen, Schweinen, Pferden und

Kühen, wird bei den Meisten angetroffen. Ihre Oberhäupter scheinen bei Vielen große Gewalt zu haben. Bei den Ottomachiern wird Alles verwüstet, was einem geliebten Verstorbenen gehört hat. Die Todten werden meistens verbrannt, ihre Gebeine zu Asche pulverisirt und so getrunken. Andere hängen die Leichname mit den Waffen in der Hütte auf und halten ein Trinkgelag; Andere legen sie in einen Fluß, wo die Fische das Fleisch von den Knochen abnagen; noch Andere bringen sie so lange in Höhlen, bis das Fleisch verwesét ist. Die Knochen werden dann in Körben oder Töpfen in der Hütte oder in einer Grotte aufgehoben. Man setzt auch wohl Speisen neben den mit Blumen bekränzten Leichnam und tanzt um ihn herum. Zur Trauer läßt man die Haare lang wachsen, oder schneidet sie ganz ab: überall aber giebt es bei einer Leiche Tanz, Gesang und Trinkgelage, die sie leidenschaftlich lieben. —

Trägheit und Gleichgültigkeit gegen Schmerz, Lügenhaftigkeit und Betrug, zumal gegen Europäer, ist fast Allen eigen. Sie ahmen Alles nach, was sie sehen. Ein ganzer Schwarm Wilder am Orinoco kam zufällig aus den Wäldern, als eben die Kirche angieng. Was sie die bekehrten Indier thun sahen, thaten sie auch, besprengten sich mit Weihwasser, schlugen sich an die Brust, machten das Kreuz ꝛc. Sie sind sehr neugierig, und wenn ein Fremder kommt, so eilt Jeder zum Hause des Missionärs, beobachtet aufs Genaueste den Fremden und äfft ihm zu Hause Alles nach. Von einem Europäer fodern sie Alles, was sie sehen, und schlägt er's ab, so heißt's: „Du lügst, Du bist geizig"; — welches ihr größtes Schimpfwort ist, weil sie großentheils in Gemeinschaft der Güter leben. Unter den Spielen lieben sie besonders das Ballspiel. Ganze Dörfer, und selbst Weiber spielen zu bestimmten Stunden an gewis-

sen Tagen auf den bezeichneten Plätzen. In ihren Tänzen herrscht eine große Mannichfaltigkeit. Es giebt Kriegs-, Todten-, Schlangen- und Tigertänze. Letztere ahmen die Schrecken und Bewegungen eines vom Tiger Angefallenen nach. —

Der Boden ist in vielen Gegenden ungemein fett und wegen des öfteren Austretens der vielen Flüsse fruchtbar und bedarf selten der Düngung. Es giebt viele Ebenen, aber es fehlt auch nicht an Bergen, und bewässert ist das Erdreich hinlänglich durch die vielen dasselbe durchkreuzenden Bäche, Flüsse und Seen. Sechs bis sieben Monate lang ist es bis auf 20 und mehr Meilen vom Meere überschwemmt, in welcher Zeit es noch dazu beständig regnet, und dann ragen weiter nichts als einige erhabenere Theile des Landes über das Wasser hervor, die wie Inseln aussehen. Im Holländischen Guiana wird das Land der niedrigen Küste wegen, die beständigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, bloß tiefer im Inneren, an schiffbaren Flüssen hinauf, angebaut. Hier ist das Erdreich so fett, daß es nicht nur gar keines Düngers bedarf, sondern durch den Anbau von nahrhaften Wurzeln und Fruchtbäumen eines Theils seiner Ueppigkeit beraubt werden muß, wenn man eine Zucker- oder Kaffeepflanzung anlegen will. In den 4 Bezirken Essequebo, Demerari, Surinam und Berbice sind der Pflanzungen über 700. Hin und wieder giebt es auch Sandland, wo gutes Bauholz wächst. Bei der trocknen Jahreszeit muß man äußerst vorsichtig seyn, daß man auf das fette schwarze Torfland kein Feuer bringt, weil es schwer zu löschen ist, und wenn die Torferde ausgebrannt ist, wächst in langer Zeit weder Zuckerrohr noch Kaffeebaum darauf. Die Insel Cayenne ist voller Sümpfe und Moräste und nur auf Anhöhen des Anbaues fähig. Das Küstenland ist noch schlechter

und ungesunder, weil es außer den Moräſten noch voller Waldungen und langen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt iſt. Daher findet man bloß die inneren Gegenden weiter an den Flüſſen hinauf urbar gemacht; das übrige wird zu Weiden und Heuſchlägen benutzt.

Unter den Producten bemerken wir: Kaffee, Zucker, Hirſe, Maniok, Kaſſave- und andere Wurzeln, Franzoſenholz, Cacaobäume, Baumwollenſtauden, Quaſſia, Seringat- (von dem das elaſtiſche Gummi kommt), Zimmetbäume, Méracco- (der die delicate Avocadobirn ähnlich der großen Bon Chretien, trägt), Mammelbäume (mit einer gelblichen, geſunden und nahrhaften Frucht, die faſt wie eine Aprikoſe ausſieht und in Wein mit Zucker zerſchnitten gelegt, den bittern und gummiähnlichen Geſchmack verliert), den Acajoubaum (Elephantenlausbaum), der ſehr hoch wächſt und gutes, wohlriechendes Zimmerholz giebt, Vanille, Indigo, Ananas, Europäiſche Gartengewächſe, den Papajusbaum (mit Weinblättern ähnlichem Laube und einer großen gelben Frucht, die faſt wie ein Savoyerkohlkopf geſtaltet iſt), Citronen, Pomeranzen, Saſſaparille, Weintrauben, Feigen, Pimentopfeffer, Tamarinden, der Zuurſakbaum (von der Höhe eines Birnbaums mit geradem Stamme, rothen Blüten und einer herzförmigen, 8 — 9 Pfund ſchweren Frucht, in deren Schaale ein fleiſchiges Mark, ſo ſaftig wie eine Melone und von ſehr lieblichem Geſchmack iſt *); trägt jährlich zwei Mal Früchte), Obſt und allerlei Südfrüchte in Menge, Reiß, Mais, Orleans oder Rucu, Pitte (eine Art Ananas, welche einen guten Flachs giebt), Kannelapfelbäume, (mit einer gelb und grün getüpfelten

*) Die Sclaven zerquetſchen dieſe Frucht mit Waſſer, miſchen Zucker darunter und erkalten ſo ein angenehmes, kühlendes und erfriſchendes Getränk.

schuppigen Frucht in der Größe eines Gänseeies, oben breit und unten spitzig, die einen zimmetartigen Geruch und einen Geschmack wie von Gewürznelken hat, sehr erwärmend und heilsam für die Brust, auch zu Torten und Marmelade anwendbar), Kopaivabalsam, Brasilienholz, Cedern, Balsambäume, Pomeranzen und Sinaäpfel, den Bananas- oder Pisangbaum, Spanischen Pfeffer, Passionsblumen, Brotbäume, Ingwer, Taijer (eine Erdfrucht, die oben auf dem Acker liegt, 1 bis 2 Schuh lang und 6 bis 8 Zoll dick; sie wird gebraten, oder in Wasser gekocht und wie Erdäpfel gegessen) Anis, Sassaparille u. s. w. Unter den Thieren: Tiger, Bären, Pferde, Ochsen, Ziegen, Schweine, Schaafe, Hunde (die aber hier nicht wüthend werden), Affen, Indische Kaninchen, Hirsche, Vögel mit dem lebhaftesten, schönsten und prächtigsten Gefieder, Hühner, Haustauben, wilde und zahme Enten, Wachteln, Repphühner, Fasanen, Papagaien, Holztauben, Schwalben, Nachtigallen, eine Menge Wasservögel, als: Reiher, Kurlis, Wasserschnepfen, Aouaraous, Toyoupous (der größte Vogel der neuen Welt), Danten ꝛc. die blutdürstigen Fledermäuse oder Vampirs, Klapper- und andere Schlangen, Kröten, (die große Pipa) Muskiten, große, weiße und braune, sehr schädliche Ameisen, arge Stechfliegen, Haut- und Muskelwürmer, Krabben, Zitteraale u. a. m. Von den Vögeln ist dieß merkwürdig, daß sie bei dem einförmigen Klima nicht wandern: Schwalben, Wachteln und Nachtigallen bleiben hier das ganze Jahr. Ferner, bei aller ihrer Schönheit und buntfarbigen Pracht, womit die Natur die hiesigen Vögel ausgeschmückt hat, fehlt ihnen der Vorzug der Stimme und hellen Kehle. Nirgends hört man in den Guianischen Wäldern den lieblichen und melodischen Gesang, wie bei uns; überall ein widriges Geschnatter, Schnarren und Gekrächze. Auch

die Amerieaniſche Nachtigall kommt der unſrigen lange nicht bei.

Was nun insbeſondere das Spaniſche Guiana betrifft, ſo liegt daſſelbe größtentheils im Inneren an beiden Seiten des Orinoco, bis zum Eſſequebo hin, im Süden bis an den Parimafluß und die Sierra Paraguana, (alſo an den Braſiliſchen Gränzen) und im Weſten bis an den Orinoco, oder wie Andere wollen, bis an den Caſſiquiari; denn die wahren Gränzen und das Innere ſind noch nicht recht bekannt, ſo wie überhaupt das ganze Land erſt wenig bewohnt und bebaut iſt. Die Bevölkerung beläuft ſich höchſtens auf 35 — 40.000 Seelen. Der Orinoco iſt der Hauptfluß, der hier in einer Länge von 250 Meilen und drüber woget und eine Menge, zum Theil anſehnliche, Nebenflüſſe aufnimmt. Seine Verbindung mit dem Amazonenſtrome vermittelſt des Rio Negro iſt durch Herrn von Humboldt außer allen Zweifel geſetzt. Von ſeiner Quelle an in den Gebirgen von Maraguaco bis zu den Aturiſchen Waſſerfällen bewäſſert er einen ſehr fruchtbaren Landſtrich, der aber durchgängig von Wilden bewohnt und ſo weit von dem Meere entfernt iſt, daß noch Jahrhunderte vergehen werden, ehe er angebaut wird. Oberhalb der Aturen, und zwar bis an die Mündung des Fluſſes Meta, ſtrömt er nordwärts: dann wendet er ſich nach Nordoſten und gehet nun immer öſtlich weiter, bis er in's Meer fällt. Die Waſſerfälle des Orinoco (Saltos de Aturès) nennt man, wo ſich dieſer Strom, nachdem er den Guaviavi und Vichada in ſein Flußbette aufgenommen hat, mit unbeſchreiblicher Wuth und gräßlichem Getöſe über ſchroffe Felſen kühn hinabſtürzt. Kein Fahrzeug, es ſey ſo groß oder klein, als es wolle, kann über dieſe Waſſerfälle hinwegſchiffen. Es bleibt den Reiſenden nichts weiter übrig, als ihre Piroguen

(Canots) an's Land zu schaffen und sie bis zur fahrbaren Stelle auf den Schultern zu tragen oder hinter sich her zu schleppen. Der Meta, ein wichtiger Handelsfluß zwischen Spanisch Guiana und dem Königreiche Santa Fé, entspringt 75 Meilen südwestlich von den Mündungen des Orinoco, und vereiniget sich 15 Meilen unterhalb der Aturen und 63 Meilen von St. Thomas mit dem Orinoco. Außer ihm gehen noch 50 andere in den Orinoco, ehe sich dieser seiner Wassermasse im Meere entladet. Die Indianer um und an demselben sind zum Theil wild, doch ohne grausam zu seyn, so daß der Europäer bei ihnen keiner Gefahr ausgesetzt ist; zum Theil sind sie aber auch blutdürstig und schlagen jeden Fremden todt. Unter den Nebenflüssen des Orinoco ist noch die Apure zu bemerken, welche in den Gebirgen unweit St. Christoph, (einen vom Königreiche Santa Fé abhängigen Stücke Landes), entspringt. Ihr Lauf beträgt 85 Meilen. Es vereinigen sich eine Menge schiffbarer Flüsse mit ihr, die Alle nach und nach in den unermeßlichen Ebenen von Venezuela zusammen kommen. Unterhalb San-Jayme sind sie fast Alle vereiniget und strömen nun mit der Apure zusammen, 10 Meilen nordwärts vom Orinoco. Da aber die Apure eine solche ansehnliche Wassermasse von mehr denn 20 Flüssen nicht in ihrem Bette zu fassen vermag, so zertheilt sie sich in verschiedene Arme und ergießt sich bei Sancha Villa (8 Gr. n. Br.) durch mehrere Ausflüsse in den Orinoco, der hier 4632 Toisen breit ist. Sie scheint gleichsam mit ihm zu wetteifern, indem sie sich mit fürchterlichem Tosen in denselben hinabstürzt. Wirklich ist die dadurch verursachte Bewegung so heftig, daß sie sich bis weit in die Mitte des Orinoco erstreckt, und solche Wellenschläge, Strudel und Wirbel verursachet, daß die Schiffenden in die größte Gefahr gerathen. Von der Mündung der Apure strömt der Orinoco nordwärts

an der Provinz Venezuela, und sodann bis an das Meer an Cumana vorüber. An den Ufern beider Flüsse und ihren Nebenarmen weiden zahlreiche Heerden Ochsen, Pferde und Maulthiere, die zum Verkauf nach Guiana versendet werden. Eben dahin schicken auch die Bewohner von Varinas und Venezuela ihren Zucker, Indigo und ihre Baumwolle. Die Schifffarth auf dem oberen Theile des Orinoco ist gefährlich, indem sein Flußbette bald rechts, bald links durch Inseln verengt wird und voller Klippen und Untiefen ist, die desto gefährlicher sind, da die Schiffer oft von heftigen Windstößen überfallen werden. Und dieses geht so bis zu seinen Mündungen fort. Etwa 25 Meilen weit vom Meere bildet der Orinoco, wie der Nil, eine Art Fächer, der mit einer Menge kleiner Inseln besäet ist, die ihn in mehrere Arme und Canäle theilen, durch die er sich mühsam hindurch windet, bis er sich endlich durch unzählige Mündungen in einem Umfange von mehr als 30 Meilen in's Meer stürzt. Obgleich man über 50 dergleichen Ausflüsse zählt, so können doch nur 7 derselben befahren werden. Derjenige Schiffer, welcher es wagen würde, in einen jener Ausflüsse zu dringen, die nicht beschifft werden können, würde sich entweder in einen der großen Canäle verirren, welche die sogenannten Goaraunos bilden, und entweder verhungern, oder von den Wilden gefressen werden. Selbst diese, welche sich des Fischfangs wegen, beständig auf dem Strome umher treiben und fast jedes Flecke kennen, wissen sich nicht immer zurechte zu finden. —

Die Einfahrt in die Mündungen des Orinoco beginnt bei dem Vorgebirge Barima (8 Gr., 45 Min. n. Br.) und von der Insel Congrejos auf der Nordwestseite jener Spitze. Diese beiden Spitzen sind 3 Meilen von einander entfernt, der Canal aber, in welchen

man einläuft, ist kaum 1½ Meile breit, und das Wasser zur Zeit der Ebbe 17 — 18 Fuß tief. Bei der Fortsetzung der Fahrt in westlicher Richtung trifft man auf mehrere, in den Orinoco fallende Flüsse, bis man endlich den Arature, Ikamarka und den großen Caroni, der sich mit wildem Getöse in den Orinoco ergießet, zu Gesichte bekommt. Auf dieser ganzen Strecke ist der Orinoco 4 — 6 Meilen breit. Endlich kommt man an die Stelle, wo ehedem die Hauptstadt Guiana's stand, ehe sie nach Angostura verlegt ward, 26 Meilen, und von da bis nach St. Thomas sind noch 20. Auf dieser ganzen weiten Strecke, welche der majestätische, noch so wenig bekannte Strom in seinem Laufe zurücklegt, trifft man auf die schönsten und mannichfaltigsten Abwechselungen seiner Ufer, die bald mit himmelhohen Bäumen und den schönsten Gehölzen bedeckt sind, angefüllt mit den prächtigsten Vögeln, bald von seltenen Thieren, Affen, (von dem Geschlechte der Saguinen) Sakis, Maulesseln, Pferden und Rindern belebt werden; bald öffnen ungeheure Ebenen, welche die reizendsten Triften darstellen, dem Auge des Beobachters, das vorher von dichten Wäldern aufgehalten war, eine weite Aussicht über die üppigsten grünen Fluren und Blumenteppiche. Alles stimmt hier zusammen, um zur Bewunderung der Ordnung, Weisheit und Harmonie der Natur hinzureißen, und der Mensch erhebt sich bei dieser Betrachtung über sich selbst.

Der Orinoco stürzt sich mit solcher Heftigkeit und Gewalt in's Meer, daß sein Wasser noch mehr als 15 Meilen weit von seiner Mündung süß bleibt, und sich noch in einer Entfernung von 20 — 22 Meilen durch seine Farbe vom Meerwasser unterscheidet. Auch hat er, wie der Nil, ein jährlich periodisches Zunehmen. Sein Steigen beginnt im April und endigt sich mit dem An-

guſt. Den September hindurch bleibt ſeine Waſſermaſſe; dann ſtellt er einen wahrhaft bewundernswürdigen Anblick dar. Er übertritt ſeine natürlichen Gränzen und ſetzt bis auf 100 Meilen von Oſten bis Weſten Alles unter Waſſer, daß die Gegend ein Meer zu ſeyn ſcheint. Mit dem October fällt er wieder und allmählich tritt er in ſein natürliches Flußbett zurück. Zu Ende des Februars, im März und Anfange des April hat er ſeinen niedrigſten Waſſerſtand. Dann kommen die Schildkröten heraus und legen ihre Eier in den Sand, da denn auch die Indianer gleich bei der Hand ſind, um ſowohl die Schildkröten, als deren Eier zu nehmen und zu ihrer Nahrung zu gebrauchen. Aus den letzteren preſſen ſie Oel, das ſie theils ſelbſt benutzen, theils verkaufen. Dieſer Strom enthält eine zahlloſe Menge Fiſche, Amphibien und Säugethiere, als den Kaiman, (eine große Eidechſenart, aber viel größer als das Aegyptiſche Crocodill ja ſelbſt als der Alligator, denn er wird 15 bis 18 Fuß lang), der Leguan, (Iguana, Kropfeidechſe, deſſen Fleiſch und nußgroße Eier von Spaniern und Indiern gegeſſen werden), den Kapigua oder Quardatinajas (mit einer Schaafſchnauze und rothem Haar), den Lapa oder Tamenu (von der Größe eines Dachshundes und rothhaarig mit weißen Flecken), die Schlafratze (ähnlich dem Beutelthiere), Seekühe, Robben u. a. m.

Die Producte des Spaniſchen Guiana's ſind außer den eben angeführten: allerlei wilde Thiere, als Bären, Tiger, Löwen, Affen ꝛc. zahme und Hausthiere, Pferde, Rinder, Maulesel, Schaafe, Schweine u. ſ. f.; in den Waldungen vortreffliche Holzarten, zum Bauen, Färben und zu Tiſchlerarbeiten, Braſilienholz, Franzoſenholz, Akaju, Ceiba (ein großer Baum mit Stacheln, der einen giftigen Saft enthält), Cedern, Saſſaparille, Anis, Honig, Wachs, Zuckerrohr, Tabak,

Christpalmöl, Fieberrinde, Balsame, Arzeneipflanzen, Mais, Melonen, köstliche Obstarten, Pflaumen, Passion- und andere schöne Blumen; Alles ohne die geringste Cultur. Der Landbau wird, trotz des vortrefflichen Bodens, vernachlässiget; bloß bei der Hauptstadt erblickt man auf dem ergiebigsten Landstriche einige wenige, schlecht angelegte und übel unterhaltene Pflanzungen, auf welchen außer den gemeinen Lebensbedürfnissen, etwas weniges an Baumwolle und Zucker gewonnen wird. Der Tabaksbau wird noch am thätigsten betrieben. —

Guiana ist ein so herrliches, von der Natur begünstigtes, so vortheilhaft gelegenes, so schönes und reiches Land, daß es unbegreiflich ist, warum es von den Spaniern bisher so sehr ist vernachlässiget worden. Es nimmt von den Mündungen des Orinoco bis an die Portugiesischen Gränzen einen Raum von mehr als 200 Meilen ein, in einer Breite von 15 bis 75 Meilen, ist aber nur sehr schwach bevölkert. Indier, unter der Aufsicht von Missionaren leben hier 20,000, in der Hauptstadt 7000 Einwohner, in den Dörfern 8 — 9000, zusammen etwa 35 oder 36,000. Am stärksten ist es in einer Entfernung von 25 Meilen vom Meere bis auf 60 Meilen den Orinoko aufwärts bevölkert. Es wird in Nieder- und Ober-Guiana abgetheilt; der Caroni macht die natürliche Gränzscheide, ob man gleich die Hauptstadt als Scheidepunkt angenommen hat. Auf der Ostseite dieses Flusses sind 27 Dörfer bekehrter Indianer: bis auf 15 Meilen dürfen sich aber die Missionare der Küste nicht nähern, weil diese von den rohesten Karaiben bewohnt ist, die von jeher die Bekehrer zu Märtyrern gemacht haben. Diese wilden und muthigen Menschenfresser wurden noch vor 15 — 20 Jahren von den Holländern in vorzüglichen Schutz genommen und aus Eigennutz gegen die Spanier aufgeregt, welches ih-

nen um so leichter gelang, da sie diesen Barbaren nicht die lästige Moral der Spanier predigten, sondern sie bei ihren Sitten und Gewohnheiten ließen, und diese lobten. Dafür durften auch die Holländer an ihren Küsten eine Niederlassung errichten und nach Herzenslust Waarenverkehr, Tausch- und vornämlich — den so einträglichen Schleichhandel treiben. Eine natürliche Folge dieses Benehmens war, daß die Spanier und Holländer hier nie als gute Nachbaren lebten, obgleich die Mutterländer im besten Vernehmen mit einander standen. Dieser Theil des Spanischen Guiana ist der fruchtbarste. Die Hauptstadt ist St. Thomas, (8 Gr. 8½ Min. n. Br. und 66 Gr. 26 Min. w. L.) am rechten Ufer des Orinoco, 20 Meilen von dessen Mündungen, mit 7000 Einwohnern; der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, der jedoch keine Kirche hat, die es im ganzen Lande nicht giebt, weil die Gottesverehrungen in elenden Steinhaufen gehalten werden, die den Namen der Kirchen gar nicht verdienen. Die Straßen der Stadt sind gerade und gut gepflastert; die meisten Häuser, wie zu Caraccas von Kalk und Sand erbaut und haben oben Terrassen, auf welchen man zur Zeit großer Hitze schläft, ohne einen Nachtheil für die Gesundheit von der kühlen Nachtluft zu befürchten. Die Luft ist hier gesund: im August, September und October wehen heftige Stürme. Von Erdbeben weiß man noch kein Beispiel. Der Handel mit Tabak, Vieh, Häuten ꝛc. war sonst bedeutend; jetzt ist er um die Hälfte herabgesunken. Angostura (8 Gr. 6 Min. n. Br.) am rechten Ufer des Orinoco, die jetzige Hauptstadt, ist erst im Werden begriffen. Die übrigen Oerter, Alcado, Caricana, Javita ꝛc, sind unbedeutend.

C. Das ehemalige Königreich, jetzt die Provinz Quito, als der dritte Haupttheil vom Vicekönigreich Neu-Gra-

nada, liegt ganz längs der Küste des Südmeers, vom 6ten Grad der Südbreite bis zu 1½ Grad der Nordbr. und bildet demnach den nordwestlichen Theil von Südamerica über und unter dem Aequator, so wie Guiana die nordöstliche Küste, ebenfalls auf beiden Seiten des Aequators, ausmachte. Es ist eins der interessantesten, sonderbarsten und merkwürdigsten Länder der Erde. Der Boden des Thales von Quito ist 1460 Toisen, d. i. mehr als der Canigou und der Pic de Midi, die höchsten Spitzen der Pyrenäen, über den Meeresspiegel erhaben. Eine doppelte Gebirgskette umgiebt dieses reizende Thal Ungeachtet es unter dem Aequator liegt, herrscht hier dennoch ein ewiger Frühling und die Bäume sind zu allen Jahrszeiten mit Blättern, Blüten und Früchten aller Art bedeckt *). Es hat einen Ueberfluß an Thieren, deren Wolle zur Verfertigung der nützlichsten Zeuche dient, und die auch der Hauptgegenstand des Handels nach Peru sind. Es verfertigt auch sehr feine Kattune und andere baumwollene Waaren, die den Englischen gleich kommen. Es giebt Gold-, Silber-, Kupferminen und andere Metalle, Queckfilber, Smaragde, Rubinen, Amethyste, Krystall, Marmor von den schönsten Farben u. s. w. Kurz, es ist ein herrliches, fruchtbares und gesegnetes Land. Die Gränzen desselben sind: auf der Westseite das große Weltmeer, in welchem auf beiden Seiten des Aequators die unbewohnten Gallopagos- oder Schildkröteninseln liegen. Auf der Nordostseite Popayan; auf der Ostseite das sogenannte Amazonenland, richtiger Brasilien; auf der Südostseite die Provinz Maynas, und auf der Südwestseite Peru.

*) Man sehe Kutscher's America, dritter Bd., S. 196 und folg., ingleichen *Malte-brun* und *Mentelle* géographie XV. Vol. p. 205.

Da das Land mitten unter der heißen Zone, also gerade unter dem Aequator liegt, so würde die Hitze unerträglich seyn, wenn es nicht so ungewöhnlich hoch läge und sehr gebirgig wäre. Dieser Umstand mildert die Sonnenhitze und macht die ganze Provinz zu einem Paradiese. Seine Annehmlichkeiten würden noch weit größer seyn, wenn es nicht häufigen Erdbeben, Orkanen und Ueberschwemmungen ausgesetzt wäre. In den minder hohen Gegenden, z. B. zwischen den Flüssen Yupura im Norden und dem Maranhon im Süden ist das Klima schon viel drückender, die Luft heißfeucht und ungesund, und besonders für Europäer nachtheilig. Die nördlichen Striche haben vielen, die südlichen wenigen, oder gar keinen Regen. Der Meerbusen von Guajaquil macht eine merkwürdige Wetterscheidung zwischen dem nördlichen und südlichen Theil von Quito. Der Boden ist fast überall fruchtbar, so gebirgig das Land auch ist. Vorzüglich lachend und gesegnet sind die herrlichen Thäler. Die Gegend um die Hauptstadt Quito ist die schönste und zugleich die höchste Ebene, so wie die Stadt die höchste des Erdbodens. Die nördliche Küste ist noch sehr waldig, die südliche hingegen meistens kahl und sandig. Die Cordilleras ziehen auch hier von Süden nach Norden, und zwar in einer gedoppelten Reihe, und theilen die ganze Provinz in die beiden Landschaften Quito, den westlichen Theil und Maynas, den östlichen Theil. Hier sind die höchsten Berge der Erde, von denen manche auch Vulkane sind, z. B. der Tschimborasso, der König der Berge, weit über eine Meile hoch, nämlich 20,138 Fuß über den Meeresspiegel erhaben, also der höchste aller bisher bekannten Berggipfel der Erde; der Schneeberg Pichincha, an dessen östlichem Abhange die Stadt Quito liegt, 18 Meilen vom Meere und beinahe 15,000 Fuß über die Oberfläche desselben erhaben, einer der größten Vul-

kane, dessen letzter Ausbruch 1660 war; der Kotopaxi, auch ein schrecklicher Feuerschlund, 17,800 Fuß, hoch über dem Meere, der 1743, 1744, 1750 und 1753 fürchterlich wüthete; 1753 stieg die Flamme 500 Klafter hoch über den Gipfel des Kraters, und 1743 hörte man das Toben und Krachen 30 Meilen weit, wobei er Felsenstücken von der Größe bis zu 12 und 15 Cubikklaftern um sich weit und breit herumschleuderte. Der Kayambe-Oreou, 18,200 Fuß hoch, unmittelbar unter dem Aequator; der Antisana, 18.120 Fuß über der Meeresfläche; der Sangay, 16,102 Fuß hoch; der Tunguragua, 15,180 Fuß hoch, u. a. m. Unter die entsetzlichsten Erdbeben gehört das am 7. Februar 1797, wo 40.000 Menschen das Leben verloren, die Thäler sich spalteten und Ströme von Schwefel und Wasser hervorschossen.

Aber auch an Gewässern fehlt es in Quito nicht. Außer dem großen Südmeere, welches hier den Meerbusen von Guajaquil bildet, giebt es, zumal in der östlichen Hälfte der Provinz Maynas, sowohl Seen, als Flüsse. Der westliche Theil, das eigentliche Quito, hat meistens Küstenflüsse, als: den Rio de Patia, Rio de Mira auf der Nordgränze, Rio de Esmeraldas, Tossaguas oder Chones, de Guajaquil (von Norden nach Süden in die Bai gleiches Namens), Rio de Colan im Süden des Capo Blanco, de Piura, de la Chira u. a. m. Der östliche Theil enthält größere Flüsse und Flußgebiete, als: einen Theil vom Flußgebiete des Maranhon und den Maranhon selbst, welcher sich an der Südgränze von Peru, wo er heraufkommt, auf einmal östlich wendet, und theils im Lande, theils auf der Gränze sowohl nördliche als südliche, mitunter schon beträchtliche Nebenflüsse, aufnimmt, als, im Norden: den Rio Morõna, Pa-

ſiaza, Tigre, Napo, Putumajo oder Iſſa, Yupura auf der Gränze; im Süden aber den Huallaga, Ukayal, Manua und Yahuari auf der Gränze. — Die hauptſächlichſten Producte ſind: Gold, Silber, Cacao, Vanille, Reiß, Mais, Indigo, Färbehölzer, Tabak, Apothekerwaaren, Maniok (Yucca), Zuckerrohr, Ananas, Baumwollenſtauden, Bataten, Bauholz, Chinarinde, elaſtiſches Gummi (an den Ufern des Maranhon ſehr gemein), aus dem man unzerbrechliche Flaſchen, hohle Kugeln verfertigt, die ſich ganz platt zuſammendrücken laſſen, und gleich wieder ihre Geſtalt annehmen, ſobald der Druck nachläßt; die ſonderbare Winde oder Flechtpflanze Bajuco, welche ohne Zubereitung die feſteſten natürlichen Stricke giebt, Cedern, aus denen die Indianer Canote machen; Citronen, Feigen, Pomeranzen, Giftkräuter, z. B. die Muzuna, womit vieles Unheil angerichtet wird; Europäiſche Gartengewächſe kommen theils nicht fort, theils tragen ſie keinen Saamen; die meiſten Europäiſchen Hausthiere, Meerſchweinchen (Cuyes), Affen, Papageien, Vicunnas, blutſaugende Fledermäuſe, Leguaneidechſen, Füchſe, Tiger, wilde Katzen, wilde Stiere, Punchana's (eine Art Dammhirſche); in den Seen und Flüſſen Manati's (Seekälber), Schildkröten (oft 1 Centner ſchwer), Fiſche in Hülle und Fülle, aber auch Schlangen, Muskiten und andere ſchädliche Inſecten. An Mineralien hat das Land Mangel, ſelbſt die Kieſel ſind ſelten. Das einzige unerſchöpfliche Mineral iſt das Salz.

Die Bewohner ſind theils Spanier, theils bekehrte Indianer, theils herumziehende Horden, oder ſogenannte Wilde. Das Land iſt, gegen andere ſüdamericaniſche Provinzen, ziemlich ſtark bevölkert. Die Ureinwohner ſind an Farbe ſehr verſchieden, und manche

kane, dessen letzter Ausbruch 1660 war; [illegible]
xi, auch ein schrecklicher Feuerschlund, [illegible]
über dem Meere, der 1743, 1744, [illegible]
fürchterlich wüthete: 1753 stieg die [illegible]
ter hoch über den Gipfel des Krate[illegible]
man das Toben und Krachen 30 [illegible]
Felsenstücken von der Größe bis [illegible]
klaftern um sich weit und brei[illegible]
Kayambe-Oreou, 18,20[illegible]
unter dem Aequator; der A[illegible]
der Meeresfläche; der Sa[illegible]
Tunguragua, 15,180 [illegible]
entsetzlichsten Erdbeben [illegible] Die
wo 40.000 Menschen [illegible] zum Chri-
spalteten und Ström[illegible] [illegible]nmolzen, wie
vorschossen. [illegible] [illegible]den, und zu wel-
[illegible] [illegible]ucht die Kinderpocken.

Aber auch [illegible] [illegible]en und ihre verkünstelte
Außer dem größ[illegible] [illegible] leben nur noch in kleinen
busen von Gu[illegible] [illegible] den Waldungen. Diese wohl-
östlichen Hälft[illegible] [illegible] Leute haben einen sackähnlichen
als Flüsse[illegible] [illegible] dem Bast der Palmen und verschie-
to, hat m[illegible] [illegible] Frauen dürfen bloß ein Tuch um die
tia, Ri[illegible] Sie verfertigen sehr nette, wasserdichte
meral[illegible] [illegible]e von den Spaniern geschätzt werden, leichte
quil[illegible] [illegible]afte Hamaks und Bettumhänge gegen die
mens[illegible] [illegible], schießen das Wild mit Pfeilen, die stark
de[illegible] [illegible] sind, so daß es in wenigen Minuten stirbt. —
er[illegible] [illegible]eberaer, deren etwa 2000 sind, verfertigen gute
r[illegible] [illegible]röhre, aus denen sie kleine vergiftete Bolzen mit
[illegible] Gewißheit schießen, und die ihnen lieber als Flin-
[illegible] sind. Obgleich sie bekehrt sind, hegen sie dennoch
einen tödtlichen Haß gegen die Spanier und vermeiden,
so viel als möglich, die Gemeinschaft mit ihnen. Die
Andraer, aus zwei Stämmen und etwa 500 Köpfen

am Fuße der Anden westwärts fast so weiß wie Europäer. Auch in der Gemüthsart herrscht viele Verschiedenheit. Es giebt unter ihnen stille, fleißige und ehrliche Leute; andere sind faul, dumm und unwissend, äußerst roh und gleichgültig gegen alles, was sie umgiebt, welches wohl von ihrer dicken Haut, groben Fasern und starkem Knochenbau herrühren mag. Sie erdulden sogar die Todesstrafe mit der größten Gleichgültigkeit, ertragen bei der leichtesten Bedeckung des Körpers die größte Eiskälte und mit bloßem Kopfe eine Hitze, die uns wahnsinnig machen würde. Sich zu betrinken, ist das Vorrecht der Männer; die Weiber müssen nüchtern bleiben, um ihre Männer aus den Gelagen nach Hause zu bringen. Die sonst zahlreichen Maynaer sind jetzt meistens zum Christenthum bekehrt, aber sehr zusammengeschmolzen, wie alle Nationen, die einander ewig befehden, und zu welchen die Europäer mit ihrer Herrschsucht die Kinderpocken, den Branntewein, Fieber, Ruhren und ihre verkünstelte Lebensart gebracht haben, und leben nur noch in kleinen vereinzelten Stämmen in den Waldungen. Diese wohlgewachsenen hellfarbigen Leute haben einen sackähnlichen Rock, geflochten aus dem Bast der Palmen und verschieden gefärbt. Die Frauen dürfen bloß ein Tuch um die Hüfte tragen. Sie verfertigen sehr nette, wasserdichte Körbe, welche von den Spaniern geschätzt werden, leichte und dauerhafte Hamaks und Bettumhänge gegen die Muskiten, schießen das Wild mit Pfeilen, die stark vergiftet sind, so daß es in wenigen Minuten stirbt. — Die Xeberaer, deren etwa 2000 sind, verfertigen gute Blasröhre, aus denen sie kleine vergiftete Bolzen mit vieler Gewißheit schießen, und die ihnen lieber als Flinten sind. Obgleich sie bekehrt sind, hegen sie dennoch einen tödtlichen Haß gegen die Spanier und vermeiden, so viel als möglich, die Gemeinschaft mit ihnen. Die Andraer, aus zwei Stämmen und etwa 500 Köpfen

bestehend, so wie die Muraten, wohnen auf der Nordseite des Maranhon, und verfertigen ein Zeuch, das zu Zeltbetten gesucht wird. Auf der Südseite des Maranhon wohnen die Yurimaguaer und Aissuatier in einem Dorfe, werden aber durch die Portugiesen von Brasilien aus unaufhörlich beunruhigt und vertrieben. Ihre Weiber wissen an ihren, aus Kürbissen gemachten Trinkgeschirren allerlei hübsche Malereien anzubringen. Die Yamoer lösen den neugeborenen Kindern den Nasenknorpel aus und verfertigen sehr gute Hamaks. Sie bewohnen nur die dicksten Wälder, nähren sich von der Jagd, wozu sie wie die Xeberaer Blaseröhre mit vergifteten Pfeilen gebrauchen, haben aber eine schwer zu erlernende Sprache. Die Urarinaer, etwa noch 600 Köpfe stark, eine gutmüthige, aber träge Völkerschaft, die sich selten aus ihrem Dorfe entfernt. Sie handeln ebenfalls mit Matten und Zelttüchern, die in diesem Lande, der vielen Mücken und Vampyre wegen, Jedem so unentbehrlich sind. Die Omaguaer, ehedem ein zahlreiches Volk, das bis tief in Brasilien hinein wohnte, drücken den kleinen Kindern den Kopf zwischen 2 Brettern so zusammen, daß er oben spitzig wird, und doch sind diese Menschen keinesweges dumm; sie verstehen besonders geschickt in elastischem Gummi zu arbeiten, dessen Gebrauch wir ihnen verdanken. Sie machen nämlich daraus kleine Pumpen oder Spritzen, womit jedem Gaste am Ende des Schmauses, auch wohl vor der Mahlzeit, das Gesicht bespritzt wird. Auch eine Röhre, wie ein Y gestaltet, machen sie daraus, um einen Schnupftabak aus Baumblättern hinein zu thun, und durch einen Druck in die Nase zu treiben; um, wie sie sagen, tüchtig zu niesen und — den Geist aufzuheitern. Die Peraer sind sehr geschickte Giftmischer. Sie bedienen sich aber des Giftes bloß auf der Jagd, nie gegen ihre Feinde. Es tödtet das Thier bei der kleinsten

Verwundung auf der Stelle, ohne daß jedoch das Fleisch dadurch vergiftet würde, denn dieses Gift wird nur, wie mehrere Gifte, dann tödtlich, wenn es unmittelbar in's Blut dringet. Sonst haben sie noch allerlei seltsame Gebräuche. Sie durchstechen sich Nase und Lippen und hängen Thierknochen hinein. Ihre Backen sind voll durchbohrter Löcher, in welche sie bunte Vögelfedern stecken. Auch ihre Ohren sind durchstochen und durch schwere Gehänge bis auf die Schultern herabgezogen. Ihr größter Schmuck ist, daß sie diese Oeffnungen mit einem großen Blumenstrauße oder Federbusche statt der Ohrenringe ausfüllen.

Außer diesen so eben genannten Volksstämmen giebt es im Innern, besonders auf der Südseite des Maranhon, noch mehrere wilde Horden, bis zu welchen noch kein Europäer gedrungen ist, die man also theils noch gar nicht, theils zu wenig kennt, um von ihnen Nachrichten geben zu können. Viele leben noch in ihrer Freiheit, unabhängig von Spanischer Herrschaft. Die meisten sind schön gebaute Menschen beiderlei Geschlechts und gehen fast ganz nackend. Einige hüllen sich bloß in ein grobes Tuch oder in eine Matte, Andere bemalen sich statt der Kleidung über und über schwarz oder roth; noch Andere haben eine fleckige Haut, auf olivenfarbenem Grunde weiße Tüpfeln. Manche zeigen vortreffliche Anlagen und Fähigkeiten, besonders zu mechanischen Künsten, und es fehlt ihnen bloß an Ausbildung, um gute und nützliche Menschen zu werden. Würden die Missionare zweckdienlichere Mittel zu ihrer Vervollkommnung und Veredlung anwenden, und zum Theil selbst bessere Menschen seyn, so würden diese sogenannten Wilden bald beweisen, daß auch in ihnen ein göttlicher Funke, ein Keim zu vielen Tugenden liegt, der

nur entwickelt zu werden braucht, um herrliche Früchte reifen zu lassen. —

Beide Provinzen enthalten etwas über 600,000 Einwohner.

1. Der westliche Theil, oder das eigentliche Quito, durch die Cordilleras der Anden vom östlichen Theile Maynas getrennt, enthält folgende Oerter und Städte: a) Quito, die Hauptstadt des ganzen Landes, in einem reizenden Thale, am Fuße des Pichincha und in der Nähe des Tschimboraſſo, fast gerade unter dem Aequator, 8772 Fuß über dem Meeresspiegel, folglich die höchste Stadt auf der Erde, mit 60,000 sehr gewerbfleißigen Einwohnern, die alle Arten von Künsten und Handwerken treiben, zwei Universitäten, vielen Fabriken und Manufacturen für das Spanische Südamerica, mehreren schönen Kirchen und reichen Klöstern und einem ausgebreiteten Handel. Fast ganz Peru wird von hier aus mit Tüchern und baumwollenen Zeuchen versehen. Unter den Einwohnern sind viele Mestizen. Die Stadt ist der Sitz eines Präsidenten, einer Audienza, auch eines Bischofs. Die Straßen sind sehr abschüssig und uneben, so, daß man einige gar nicht befahren kann. Die Häuser sind meistens von ungebrannten Ziegeln, oder aus Lehm gebaut und selten höher als 2 Geschoß. Ein schöner Markt, mit zum Theil prächtigen Gebäuden, wie z. B. der Palast der Audienza, die Hauptkirche, das Rathhaus und der bischöfliche Palast, gereichen der Stadt zu großen Zierden. Das Klima ist überaus angenehm und die Umgebungen romantisch schön. Der Reichthum erzeugt einen großen Luxus und Aufwand. In der Nähe der Stadt sieht man die schönsten Landgüter und Spaziergänge. b) San Miguel d'Ibarra, die auch der Provinz, worin sie liegt, den Namen

gegeben hat, in einer großen und schönen Ebene, die durch zwei Flüsse bewässert wird, mit 10,000 Bewohnern und mehreren Kirchen und Klöstern. Der Boden, auf welchem die Stadt liegt, ist morastig und so weich, daß viele Häuser nach und nach tiefer einsinken. In der umliegenden Gegend giebt es viele wilde Esel. c) Otabalo, eine ansehnliche Stadt mit 20,000 Einwohnern, die meistens aus Creolen und Indianern bestehen, in einer äußerst angenehmen Gegend und gut angebauten Aue. Wegen der vielen Tuch- und Zeuchfabriken, Damast- und Baumwollenmanufacturen ist auch die Umgegend stark bevölkert. d) Takunga, die Hauptstadt in dem Distrikte gleiches Namens, mit fleißigen und gewerbsamen Einwohnern, welche Tücher und Zeuche verfertigen und damit, so wie mit eingesalzenem Fleische, einen einträglichen Handel treiben. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts wurde die Stadt durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört. e) Riobamba, am Fuße des Tschimboraſſo, mit Fabriken und Manufacturen. f) Cuenza, nicht weit vom Meerbusen Guajaquil, mit 30,000 Einwohnern, in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend und unter einem stets heiteren Himmel. Die Männer verträumen hier die meiste Zeit ihres Lebens in einer trägen Unthätigkeit. g) Loxa (4 Gr. Südbr., 81 Gr., 12 Min. westl. Länge), südlich von Quito, und 2100 Fuß niedriger, als diese Stadt, mit 10,000 Einwohnern, und berühmt wegen der Fieberrinde, die hier am besten ist. Man sammelt auch Cochenille und treibt einen starken Handel mit Teppichen, wollenen und baumwollenen Zeuchen. h) San Juan de Pasto, mit 8000 Bewohnern, die einen Baumwollen- und Tabakhandel treiben, auch allerlei Zeuche verfertigen. i) Guajaquil, wonach die gleichnamige Provinz und der Meerbusen benannt worden sind, ein wichtiger Handelsort, hat gut gebaute Häuser, Schiffswerfte und

große Waarenmagazine, einige Hospitäler, Kirchen und Klöster, 3 Forts und 20,000 Einwohner. Die Gegend umher ist meistens eben und flach, daher öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Stadt selbst ist eine der ältesten in America, welche die Spanier angelegt haben und wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt, die beide vermittelst eines Dammes Verbindung mit einander haben. Sie ist der Hauptstapelplatz des Handels zwischen Peru, Terra-Firma und den Gebirgsländern, mit Hornvieh, Fischen, Reis, Tabak, Salz, Bauholz, Baumwolle, Wein, Honig, Wachs, Branntwein, Kaffee, Cacao, Zucker u. s. w. Die Ufer des die Stadt bewässernden, fischreichen und schiffbaren Flusses Guajaquil, in dem es von den größten Caimans oder Crocodillen bis zu 18 Fuß lang wimmelt, die von den Indianern leicht gefangen werden, sind auf beiden Seiten mit den anmuthigsten Landgütern, und mit größeren und kleineren Bauernhütten und Pflanzungen besetzt.

Anmerkung. Die Insel Puna, welche in dem Golf von Guajaquil und im Gebiete der Stadt liegt, ist wegen des Grabes der schönen Capillana, der Geliebten des Pizarro, und nachher des famösen Mönchs Valverda, welcher späterhin erster Bischof von Peru ward, bekannt. Der Mönch flüchtete auf diese Insel, um der Rache des Allmagro, (eines der ersten Eroberer von Peru und Nachfolger des Pizarro) dem er mißfallen hatte, zu entgehen. Allein er wurde auch hier entdeckt und ermordet. Die schöne Capillana war über den Tod ihres zweiten Geliebten, durch den sie eine Christin geworden war, untröstlich und starb aus Gram am Grabe ihres Lehrers, der ihrem Herzen auch als Geliebter theuer geworden war. Noch jetzt zeigt man nahe am Ufer eine Grotte, wo sie gestorben und begraben ist.

2. Der östliche Theil, oder die Provinz Maynas. Die Gränzen dieser großen Landschaft, die wegen ihrer

vielen Wüsten und Wildnisse bis jetzt nur sehr wenig bekannt ist, lassen sich nicht genau bestimmen. Sie liegt zwischen dem 1—9 Gr. südl. Br., und zwischen dem 50—60 Gr. westl. Länge von Ferro. Im Westen sind die Andengebirge, gegen Norden flutet der große Fluß Putmayo oder Iga-Parana, welchen die Portugiesen bei seiner Mündung Yssa nennen, im Osten gegen Brasilien zu der Yahuari oder Havari, und im Süden die Länder bisher noch unbezwungener und unbekannter Völkerschaften, bis etwa zum 9ten Grade der Südbreite. Die Brasilianer oder Portugiesischen Colonien dehnen sich immer weiter nach Maynas zu aus, obschon die Spanier sich das Recht anmaßen, die Gränzlinie bis an den berühmten Meridian oder die Demarcationslinie, welche Papst Alexander VI. zwischen den Besitzungen des Königs von Spanien und Portugal zog, setzen zu können. Die ganze Landschaft liegt zwar im heißen Erdstriche, aber die hohen und dicken Wälder, womit das Land viele 100 Meilen weit bedeckt ist, so wie die vielen Flüsse und Seen darin, welche durch die häufigen Regen entstehen und eine große Menge feuchter Dünste aufsteigen lassen, verursachen eine kühle Witterung. Stürme und Gewitter sind indeß häufig, Hagel und Schloßen aber selten. Auch weiß man äußerst wenige Beispiele, daß der Blitz Schaden gethan hätte, wahrscheinlich weil die hohen Bäume in den unermeßlichen Wäldern eben so viele Blitzableiter sind; daher man auch dort vor Gewittern nicht bange ist. Die Regenzeit, oder die Zeit der Ueberschwemmungen vom Januar bis zu Ende des Mai, nennt man den Winter. Er wird durch einen heftigen, anhaltenden und trockenen Ostwind zu Anfange des Junius vertrieben. Dieser treibt zugleich eine erstaunliche Menge Fische den Maranhon hinauf. Die übrige Zeit heißt der Sommer. Wegen der benachbarten Vulkane Cotopaxi, Pichincha,

Antisana, Tunguragua, Cayanibe, Tschimboraſſo ꝛc. leidet das Land oft durch Erdbeben. In der Regenzeit iſt es faſt ganz überſchwemmt, daher die Einwohner bloß erhabene Gegenden zu ihren Wohnplätzen wählen. Auch die Miſſionen legt man größtentheils auf Anhöhen an *).

Der größte Strom unſerer Erde, der Maranhon durchſtrömt auch dieſes Land mehrere 100 Meilen weit. Aber auch außer ihm giebt es noch eine faſt unzählige Menge Flüſſe und Seen, ſo daß man weit und breit immer faſt nichts als Waſſer und Wälder ſieht. Wir haben ſie vorhin ſchon großentheils angeführt, nämlich den Napo, Tigre, Putumayo, Chambira, Huallega, Ukayal, Caſſiquini, Yahuari, Sataba, Pachitea, Putai, Purba, Araza, oder weiter hin nach Braſilien Chivara, Pirauri, Mandaro, Vilcomayo, Ynamburi, den Gränzfluß Yupura u. a. m. Durch dieſe vielen Flüſſe und großen Niedrigungen wird das heiße Klima ſehr gemildert. — Außer den Cordilleras im Weſten giebt es hier keine Gebirge, vielmehr iſt das Land niedrig und flach, und, beſonders nach Braſilien zu, eine große Ebene. Der Boden iſt größtentheils ſehr fruchtbar und faſt ohne Steine, nur etwas thonig und ſchwer; daher darf auch das Unkraut nicht ausgeriſſen werden, weil er ſonſt den Sonnenſtrahlen zu ſehr ausgeſetzt, zu feſt und unfruchtbar werden würde. Aber faſt nirgends ſieht man ordentlich angebaute Wieſen oder Felder, ſondern überall nur Waſſer und Wälder, und die Dörfer der bekehrten Indier liegen ſämmtlich an Flüſſen und haben hinter ſich Wälder. An Fluren, die wie bei uns in Aecker, Wieſen, Thäler und Hügel abgetheilt wären, iſt

*) America von Rutſcher, 3ter Bd., S. 208 und folg.

nicht zu denken. — Die Naturerzeugnisse (die wir zum Theil schon bei Quito erwähnten) sind gleichwohl sehr mannichfaltig und gar nicht stiefmütterlich ausgetheilt. Die unermeßlichen Waldungen liefern das brauchbarste Holz; fast überall wächst das Lancetakraut (ein herrliches Fiebermittel), Maniok (oder Yucca), Mais, Indigo, Zuckerrohr, Ananas, Bataten, Platanen, Baumwolle, Cacao, Südfrüchte ꝛc. Es giebt Tieger, wilde Katzen, wilde Stiere, Leguane Meerschweinchen, Vampyre, Hunde, Affen, Federvieh, Papageien, Füchse, Schildkröten, Manati's, fliegende Fische, Delphine, Rochen, Zitteraale, Crocodille, blutbegierige Panias (die den Schwimmenden ganze Stücken Fleisch abbeißen). Caneros (die auch in den Leib eindringen und tiefe Wunden verursachen), Bienen u. a. m.

Die vornehmsten eingeborenen Völkerschaften sind die bei Quito schon gedachten Maynaer, Omaguaer, Xeberer, Apdraer, Muraten, Yurimaguaer, Aissuarier, Urarinaer, Yamnoer, Peraer, Yquitoer u. a. m., die meistens (bis auf eine kleine Anzahl Neubekehrter) noch in Wäldern und fast nackend herum irren, und von der Jagd und dem Fischfange leben. Von Allen nur noch schwache Ueberreste! —

Die Hauptstadt und Residenz des Statthalters von Maynas ist Borja, am linken Ufer des oberen Maranhon (5 Gr., 40 M. s. Br.), wo er schon 25 Klaftern breit ist, mit 4000 Einwohnern. Laguna St. Jago de los Montanos, St. Miguel de Yarupa und einige Andere sind unbedeutend und bloße Missionsniederlassungen oder Militärposten.

Anmerkung. Zum Vicekönigreich Neu-Granada gehören auch die unbewohnten Gallopagos- oder Schildkröteninseln im Westen von Quito, außen im großen

Südmeere, auf beiden Seiten des Aequators, von 3 Gr. s. Br. bis 2 Gr. n. Br., deren Anzahl verschiedentlich angegeben wird.

2.

Das Vice-Königreich Peru *).

I.

Dessen Name, Lage, Gränzen, Größe, Eintheilung, Volksmenge.

Als die Spanier bei ihrer Ankunft in Peru die ersten Eingeborenen ansichtig wurden und selbige fragten: „Wie heißt euer Land?" — antworteten diese „Peru" — Es war aber dieß nicht die rechte Antwort auf diese Frage; denn die Einwohner, welche die Frage nicht recht verstanden hatten, glaubten, die Spanier hätten gefragt: „Wer seyd ihr?" — Darauf antworteten sie mit „Peru", d. h. „wir sind Fischer". Von der Zeit an behielt das Land den Namen Peru. —

*) Man vergleiche hierbei vorzüglich Skinner's Peru, nach seinem gegenwärtigen Zustande, bearbeitet von Weyland und herausgegeben von Bertuch, 2 Bände, Weimar, 1807 und 1808. — Geschichte des Königreichs Chile, vom Abt Vidaure, aus dem Italienischen von C. J. J. Hamburg, 1782. — Kutscher's America, 3ter Band. Schleswig, 1804. *Mentelle* et *Malte-Brun* Géographie. Tom. XV. — Fischer's Beiträge ꝛc. Dresden, 1802. — Ulloa von Dietze, Leipz 1781. — Beyer's Reise nach Peru, herausgeg. von Murr, Nürnb. 1776. — Robertsons Geschichte von America, 2ter Band, u. a. m.

Als die Europäer dieſes große Reich betraten und eroberten, war es viel größer als jetzt. Seine urſprüngliche Geſchichte und Gründung durch die Inkas iſt in ein Gewebe von Fabeln und dunkeln ſchwankenden Traditionen eingehüllt. Im vorigen Jahrhundert verlor es durch eine neue Eintheilung ſehr viel von ſeiner Areal-Intenſion, denn 1718 wurde es gegen Norden aller der Provinzen, welche das Königreich Quito ausmachen, beraubt, und 1778 auch noch der öſtlichen Landſchaften, die jetzt das Vicekönigreich de la Plata mit Tukuman, Paraguay und Buenos Ayres bilden. Dagegen kam das vormalige Vicekönigreich Chile dazu, ſo daß es gegenwärtig mit dem letzteren zuſammen längs der Weſtküſte eine Länge von mehr als 42 Breitengraden einnimmt, indem es ſich vom 2ten Grade, 32 Min. der ſ. Br. bis zum 45ſten Gr. ſüdl. Breite in einer Ausdehnung von 625 geographiſchen Meilen erſtreckt. Es iſt ein großes Küſtenland am ſtillen Meere, deſſen größte Breite von Weſten nach Oſten 230, und die geringſte 10 geographiſche Meilen beträgt. Gegen Norden gränzt es an Quito und Maynas, und wird durch den Fluß Guajaquil von dem Vicekönigreiche Neu-Granada abgeſondert, gegen Oſten an Braſilien, das Vicekönigreich de la Plata und die Länder der noch unabhängigen Indier, gegen Süden an das Vicekönigreich de la Plata, und gegen Weſten endlich werden ſeine Küſten von dem großen Weltmeere beſpült. Seine Größe beträgt 68,447½ Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 1,740,000 Seelen. Der Haupteintheilung nach zerfällt es: a) in die Audienzia de Lima und b) in die Audienzia de Chile, deren jede wieder ihre beſondern Provinzen unter ſich hat, nebſt den dazu gehörigen Inſeln. Es hat 11 Erzbisthümer und Bisthümer und 64 Provinzialgerichte (Corregimientes).

2.

Kurze Geschichte. Oberherrschaft und Verfassung.

Das Vicekönigreich Peru ist eins der merkwürdigsten und wichtigsten Länder der Erde und lange noch nicht so bekannt und hinlänglich untersucht, als es beides verdient. Es giebt sogar im Innern noch ganze große Strecken, welche selbst den Eingebornen nur wenig, oder gar nicht bekannt sind. Höchst interessant ist dieses Land auch in geschichtlicher Hinsicht, indem es schon lange vor der Entdeckung von America eine ordentliche bürgerliche Verfassung, ein Religionssystem und einen bedeutenden Grad von Cultur hatte. Die Geschichte der alten Regenten von Peru, der Inkas, bleibt uns indessen dunkel. Aber ein trauriges, die Menschheit entehrendes Gemälde stellt uns die Geschichte der Eroberung dieses Reichs durch die goldburstigen Spanier vor, welche friedliche und glücklich lebende Völker unterjochten, ausplünderten und ermordeten. Mit Strömen von Menschenblut erkaufte Spanien den Besitz dieses reichen Landes; aber es war nicht Spanisches, es war Peruanisches Blut, das hier in Strömen floß. Doch auch dieser Theil der Geschichte ist noch nicht ganz aufgehellt. Was wir davon mit Gewißheit wissen, ist in der Kürze Folgendes:

Zwei Spanische Abenteurer, Pizarro und Almagro, errichteten im Jahr 1524 unter sich ein Bündniß, von Panama aus auf die Entdeckung südlich liegender Länder in See zu gehen. Nach mancherlei mißlungenen Versuchen und erlittenen Drangsalen und Widerwärtigkeiten, entdeckten sie endlich am 20sten Tage nach ihrer letzten Abfahrt von Gorgona 1525 die Peruanische Küste und landeten zu Tumbez. Sie wurden von den

Einwohnern gut aufgenommen, vergalten ihnen aber ihre Gastfreundschaft in der Folge mit der schändlichsten Treulosigkeit, Verrätherei, Tücke und Grausamkeit. Denn nachdem sich Pizarro die Oberbefehlshaberstelle zu verschaffen gewußt hatte, kehrte er 1531 mit verstärkter Macht nach Peru zurück und landete den 14ten April in der Provinz Coaque, wo er mit seinen Spießgesellen auch sogleich den Hauptort überfiel, alle goldene und silberne Gefäße raubte und andere kostbare Beute machte. Er bekam neue Verstärkung, rückte bald weiter vor und ließ den Peruanern keinen Zweifel mehr über seine Absichten übrig. Er faßte den treulosen Anschlag, sich der Person des Kaisers Atahualpa zu bemächtigen, den er auch nur allzubald mit hinterlistiger Tücke ausführte, den Inka gefangen setzte, ihm, dem Unschuldigen, der nichts verübt und ihn nie beleidigt hatte, den Prozeß machen, ihn verurtheilen, und, nachdem derselbe sich vorher hatte müssen taufen lassen, erdrosseln ließ. Jetzt waren die Spanier Herren der Schätze und mehrerer Provinzen des Landes, drangen immer weiter und eroberten einen Platz, eine Landschaft nach der andern, bis sie nicht nur ganz Peru, sondern auch Chile in ihre Gewalt bekommen hatten. 1543 wurde der erste Unterkönig in Peru von Spanien aus ernannt. Seit dieser ewig denkwürdigen Periode sind die Spanier unausgesetzt die alleinigen Herren aller dieser reichen, großen und weitläuftigen Länder bis auf unsere Zeiten geblieben, wo aber eine wichtige Katastrophe ihnen und der neuen Welt bevorzustehen scheint *).

*) Den neuesten Nachrichten aus Jamaica zufolge, machen die Insurgenten auch in Peru wichtige Fortschritte, und die Macht des Vicekönigs ist überall zu schwach, ihnen nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Die ganze Provinz Peru befindet sich gegenwärtig im Stande der Unabhängigkeit und des Aufruhrs, nachdem die königlichen Truppen durch ein Heer von Buenos-Ayres angegriffen, geschlagen und

Die Regierungsverfassung ist ziemlich der Spanischen nachgemodelt. Noch jetzt wird Peru und Chile durch einen Vicekönig regiert, welcher zu Lima seinen Sitz hat. Seine Verwaltung soll alle 3 Jahre wechseln; er bleibt aber vielmals länger in derselben Würde. Er hat eine unumschränkte Gewalt in Civil- und Militärsachen, und führt einen königlichen Staat, daher er auch immer ein Grand d'Espagne zu seyn pflegt. Die verschiedenen Gerichtsstühle sind: der Kriegs- und Finanzrath, die Expedition der Güterverwaltung, die königl. Audienzias, die Rechenkammer, der Münzhof ꝛc. Die bewaffnete Macht besteht größtentheils aus Landmiliz, deren Befehlshaber vom Könige besoldet werden. In kirchlichen Angelegenheiten ist der Erzbischof zu Lima das höchste Forum, ohne daß von ihm appellirt wird.

3.

Klima und Boden. Berge. Flüsse. Seen. Der Wasserfall von Tequendama.

Da Peru völlig in der heißen Südzone liegt, so sollte man vermuthen, daß hier die Hitze außerordentlich groß, ja unerträglich seyn müßte; allein das ist nicht der Fall.

zerstreut worden sind. Der Congreß von Neu-Granada gewinnt täglich an Macht, Festigkeit und Umfang: nur die Provinz Santa-Martha ist bis jetzt dem Könige treu geblieben. Auch das Königreich Mexico befindet sich in der bedenklichsten Lage, und wenn nicht bald aus Cadix eine Flotte mit einer starken Truppenmacht im Spanischen America anlangt, so scheint dieses, wo nicht verloren, doch sehr problematisch für Spanien zu seyn, denn von freundschaftlichen Unterhandlungen will man gar nichts wissen.

Die zum Theil sehr hohen Gebirge und die hohe Lage des Landes selbst, zum Theil auch die unaufhörlich wehenden Süd- und Südwestwinde, so wie die kalten Winde von der Seite der Anden her, und der alle Nächte reichlich fallende Thau, mäßigen die Hitze so sehr, daß die Luft an vielen Orten eher kühl als heiß ist. In den niederen Gegenden der Küste entlang (die man hier Valles, Thäler, Niedrigungen nennt), ist die Luft äußerst angenehm; in den gebirgigen Gegenden (Sierras) wird das Klima schon rauher und kälter, aber auch ungleich gesünder, als in den Valles. Donner und Blitz sind in den Ebenen, besonders an der Westküste hin, selten, in den Gebirgen aber desto häufiger; auch heftige Erdbeben sind nicht selten, wie denn ein solches im Jahre 1746 die Hauptstadt Lima beinahe gänzlich verwüstete. Einige Gegenden von Peru, z. B. um Piura, blieben zuweilen mehrere Jahre ganz ohne Regen*); bei eintretendem Regen aber fließt alsdann das Wasser dafür auch in desto reichlicheren Strömen. Die hohen Bergrücken sind gewöhnlich in Wolken gehüllt, nur im Januar, Februar und März verschwinden diese oft plötzlich, da denn die mit Schnee bedeckten Bergspitzen zu sehen sind. Außerdem schweben sie immer unterhalb der Gebirge, und lösen sich daselbst in Regen und Nebel auf, die oft von schrecklichen Gewittern begleitet sind. In denjenigen Strichen, wo ein gänzlicher Mangel an Regen herrscht, ist die Atmosphäre beständig mit dicken Nebeln angefüllt, die sich in einem starken Thau auflösen, welcher die Stelle des Regens vertritt, ohne jemals, wie es in den Ländern, wo es regnet, geschieht, Gewitter nach sich zu ziehen. —

*) Skinner sagt sogar (Peru nach s. gegenwärt. Zustande, Thl. 1. S. 36.), daß in den Thälern von Tumbez in Nieder-Peru an der Westküste von 5 — 15 Gr. S. Br. durchaus kein Beispiel bekannt wäre, daß es jemals geregnet hätte.

Der Boden ist theils niedrig, theils gebirgig. Nach der Südsee zu, besonders längs der Küsten (Valles), besteht er meistens in sandigem Erdreich, ist flach und eben, aber dennoch fruchtbar. Je weiter man aber nach Osten kommt, desto höher und gebirgiger, zum Theil auch waldiger, wird das Land. Die hohen Bergreihen (Sierras) ziehen sich dann der Küste entlang in einer Entfernung von 6—17 Meilen in Osten hin und steigen allmählich zu den Anden empor, deren niedrige Absätze sie sind. Doch auch selbst zwischen den Anden, die sich auch hier in 2 Reihen theilen, giebt es größere und kleinere Thäler, die überaus fruchtbar und reizend sind und dem westlichen Landstriche nichts nachgeben. In Chile sind 14 Vulkane und an der nördlichen Gränze ist die große Wüste Atacama. Nach dem Aequator zu erhebt sich das Kettengebirge immer mehr und hier giebt es auch nach der Küste hin einige brennende Ebenen, die ohne Regen, Schnee, Donner und Hagel durch den bloßen Thau befruchtet werden; auf dem höheren Gebirge hingegen regnet es häufig. Die Cordilleras der Anden sind hier 15—20,000 Fuß hoch, und auf ihnen und in ihren Thälern ist die Temperatur der Luft begreiflich sehr verschieden. Nach Brasilien hin sind ungeheure Wälder und Einöden, mehrere Sandebenen und verschiedene Seen, die einige Meilen im Umkreise haben, wovon auch etliche auf den Gipfeln der eben angeführten Gebirge liegen. Abgründe und Schluchten, welche den sie besuchenden Wanderer schwindeln machen, wechseln mit rauschenden Gießbächen, Waldströmen und wohlangebauten Thälern ab. Die Oeffnungen zwischen den Bergen und die Thäler selbst, welche hinlänglich bewässert sind, bieten überall dem Auge eine unabsehbare Reihe der reizendsten Ebenen dar, die mit Städten und Dörfern dicht besäet sind, und worin das Klima in einem vorzüglichen Grade gesund ist. Auf den höchsten Punkten der Gebirge ruhet ewiger Schnee, daher es auch hier außerordentlich kalt ist,

und ihre Vulkane, die in der Region des Eises und der Kälte ewig Feuer auswerfen, stellen dem denkenden Beobachter ein schrecklich schönes Schauspiel dar. —

An Flüssen hat das Land, nach Verhältniß seiner Größe, eine beträchtliche Anzahl. Die wichtigsten darunter sind folgende:

1) Oben an der nördlichen Gränze, am Fuße der Anden, entspringt der Rio grande de la Madalena (der große Magdalenenfluß, den die Einwohner den großen Fluß nennen). Er nimmt seinen Lauf nach Norden und fällt zwischen Carthagena und St. Martha in's Karaibische Meer. Seine Mündung ist bei'm Ausflusse gegen 8 Meilen breit, und die reißende Schnelligkeit seines Stroms macht, daß er noch 10—12 Meilen im Meere fortströmt, ehe sich sein Wasser mit dem Meerwasser vereiniget.

2) Der Rio Madeira, der an der südöstlichen Gränze des Landes hinströmt, und nordostwärts in den Amazonenstrom fällt, entspringt im Westen von Süd-Peru aus mehreren kleineren Flüssen, die da, wo sie sich zu einem Flusse vereinigen, Mamore heißen. Den Namen Madeira bekommt er von da an, wo er sich mit dem Guapore oder Itenes, der aus Südost herauf kommt, vereiniget. So groß dieser Fluß auch ist, so kann er seiner vielen Klippen und Untiefen wegen nur mit kleinen Schiffen befahren werden.

3) Der Maranhon oder Amazonenstrom selbst, der in Nord-Peru aus dem See Lauricocha (10 Gr., 14 Min. s. Br.) entspringt, nordwärts zwischen zwei Ketten der Anden hinaufstießt, dann den Mamore (Madeira nach Aufnahme mehrerer Flüsse genannt), Ukayal, Guallaye, Amarumayu u. a. m. aufnimmt,

und sich endlich oberhalb Brasilien in den Atlantischen Ocean ergießt.

4) Der Ukayal, der aus dem See Chiquiacoba (10 Gr., 57 Min. s. Br.) entspringt, nach Aufnahme mehrerer Flüsse unter 4 Gr., 45 Min. s. Br. sich mit dem Maranhon vereiniget, und bei seinem Einflusse in denselben weit breiter und mächtiger ist, als der Maranhon selbst.

5) Der Huallaga, aus demselben See entspringend, ergießt sich unter'm 5. Gr., 4 Min. der s. Br. gleichfalls in den Maranhon. Beide Flüsse umschließen im Osten von Peru die zwischen dem 7—9. Gr. der s. Br. liegende große und schöne Ebene Pampa del Sacramento, welche die angenehmsten Waldungen, mit den dunkfarbigsten und duftendsten Blumen und den herrlichsten Früchten prangend, enthalten.

6) Der Yavari, welcher sich auf der Gränze zwischen Peru und Brasilien ergießt, Mapocho, Amarumayu, dessen Lauf sich noch nicht zuverlässig bestimmen läßt, Lima, Guallaye (Guyabamba), Yutai, dessen südlichen Ursprung man noch nicht genau weiß, der Pari, aus dem See Chinchaykocho entspringend, Jaupa, weiter nordwärts Mantaro genannt, der Vilcomayo, in jenen fließend, Ynambari, an der östlichen Gränze bei Pancartambo vorbeigehend, Aparimak, in den Vilcomayo fallend, u. a. m.

7) Mehrere Küstenflüsse, von denen der größte Rio Loro heißt, Bagota, de la Chira, Junval, Limari, nebst einigen anderen unbedeutenderen.

Die bemerkenswerthesten Landseen sind:

1) Der große Steppensee Titicaca, in den südlichen Gebirgen von Nord-Peru, zwischen dem 16 u. 18 Gr. der Südbr., 40 Meilen im Umfange und 100 Klafter

in der Tiefe, mit dem Steppenflusse Desaguadero, der sich von Süden her in denselben ergießt.

2) Der Lauricocha (10 Gr., 14 Min. s. Br.), Chinchaicocha, unter jenem, Gran, Cocama, Chiquiacoba, die Guanacache-Seen (in Chile), bei Limite-See, Tehuel-See (beide in Chile), u. a. m.

Hier ist auch der schicklichste Ort, des berühmten Wasserfalls von Tequendama zu erwähnen *). Dieses Wunder der Natur ist bei weitem noch nicht so bekannt, als es verdient. Er hat den Namen von einem Landgute, zu dem er gehört, nicht weit von der Hauptstadt Lima. Auf dem ganzen Wege dahin genießt man der schönsten Aussicht, des köstlichen Wohlgeruchs der Pflanzen und Kräuter, des melodischen Gesangs der Vögel (hier in großer Menge und Mannichfaltigkeit), einer sanften und lieblichen Witterung; kurz Alles findet sich hier vereint, was eine solche Reise angenehm machen kann. Die Entfernung von dem Landgute bis zum Wasserfalle beträgt etwa eine halbe Meile. Nahe bei dem letzteren betritt man eine reizende Ebene, die rings mit Bäumen umgeben ist, unter deren Schatten und dichten Wipfeln man vor der Sonne und dem Regen sicher ist. Von hier geht man zwischen den Bäumen zu dem Falle selbst und nach wenigen Schritten tritt man plötzlich in eine blendende Helle, die von den kleinen Wassertheilchen entsteht, welche der wilde Sturz und das Anprallen an den Felsen in Dunst auflöset. Der Wasserfall kommt dem Sturze des Niagara in Canada ganz bei, denn dieser hat eine senkrechte Höhe von 164 Fuß, und der bei Tequendama stürzt sich

*) Skinner, gegenwärt. Zustand von Peru ꝛc. 2ter Band, S. 153 f.

nicht minder als 160—162 Fuß hoch in die Tiefe herab. Er hat die Gestalt eines Hufeisens und ungefähr 466 Fuß im Umfange. In seiner Mitte ist er durch ein schmales Inselchen in 2 Hälften getheilt, das bis nahe zum Sturze reicht, in dessen Nähe sich die Arme des Flusses Bagota (der diesen Fall bildet) wieder vereinigen. Mit Ungestüm stürzt das eingeengte Wasser dieses Flusses herab, bricht durch unzählige Klippen, schwere Felsstücke mit sich fortreißend, eilt fort, bis der große Fall erfolgt, macht einen Bogen, der 120 Klafter Höhe haben soll, und stürzt mit einem so erschrecklichen Getöse herab, wie man von den Katarakten des Nils erzählt. Er fällt in einen schönen Kessel, der 400 Schritte im Umfange haben soll. Am späten Abend kann man ihn nicht wohl sehen, weil durch die ungeheuere Masse und den gewaltigen Sturz des Wassers Dunstnebel entstehen, die den Anblick desselben verwehren. Aber des Morgens thut seine Ansicht eine herrliche, erhabene Wirkung; denn indem das Wasser in kleinen Tropfen herabfällt, so bilden sich durch die Sonnenstrahlen mehrere Regenbogen mit den verschiedenen Farben, die im Kessel ihre Schönheit noch erhöhen. Die Bewunderung wächst durch die erstaunliche Schicht von Felsquadern, die durch Kunst nicht schöner bearbeitet seyn könnten. Die Berggipfel um den Wasserfall her sind mit hohen, dicht belaubten Bäumen, voll schöner und mannichfaltiger Blüten, bekränzt. In der Ferne erscheint er, wegen des starken Nebels, den er verursacht, bloß wie ein silberner Streif, der in verschiedenen Krümmungen sich schlängelnd, sich zwischen Felsenklippen und dem Gebirge nach und nach aus dem Gesichte verliert.

4.

Küsten und Vorgebirge. Inseln, Buchten, Baien u. s. f.

Die Seegestade von Peru und Chile haben keine sehr großen Ausbeugungen in's Meer und sind bis an die Gebirge hin meistens eben und flach, hin und wieder sandig, und von der Abdachung der Anden an mit großen Waldungen besetzt, die den Küsten entlang fortlaufen. Diese abschüssigen Gebirgsflächen sind häufig durch Thäler von einander getrennt, die an der Meeresküste ihren Anfang nehmen, sich in einer Breite von 2—6 Meilen gegen Osten hin erstrecken und gegen Norden und Süden durch eine Reihe von Anhöhen eingeschlossen sind. In mehreren Gegenden sind die Ufer durch Erderschütterungen zerrissen. — Die bekanntesten Vorgebirge sind: Cap Tumbez, im Meerbusen von Guajaquil, Blanco, darunter, Aguja, de la Galera (11 Gr., 15 Min. s. Br.), Malabrig, Huarmey, St. Nicolas, Las Vetas, Vetas, Chinival, Torel, Totoral, Ballena, Governador, Lengua de Baca, Caramona, Topocalmo, Humos, Huinos, Concepcion, Rumena, de la Galera, Lundal, Quilan, de tres Montanas ꝛc. — Inseln: Farellones de Guanapo, auf der Höhe von Truxillo, Carato (14 Gr. s. Br.), Iquique (20 Gr., 20 Min.), del Totoral, Mexillones, de Pajaras, Santa Maria, Mocha, Juan Fernandez, Massafuero, die Chiloe-Inseln, zum Theil bloße Felsenberge, an der Zahl 3000, Juan Fernandez, Gallopagos u. s. w. — Baien und Buchten: Mexillonesbai (22½ Gr. s. Br.), Coquieco, Valparaiso, Concepcion, Valdivia, Cumberlandsbai, der Haven Juan Fernandez bei den gleichnamigen Inseln u. a. m.

5.

Ackerbau, Producte, Handel, Industrie, Bergwerke. Ueberreste von Denkmälern aus dem alten Peru.

Der Feldbau, der sowohl in Peru als Chile in mehreren Gegenden fleißig getrieben wird, ist, so wie alle häuslichen Geschäfte, ganz allein den Negern überlassen. Seit 10—12 Jahren haben zwar auch mehrere Weiße angefangen, sich damit zu beschäftigen, allein das Vorurtheil, oder vielmehr der Stolz, gehen hierin so weit, daß jeder Weiße, ja sogar fast jeder Mulatte, der sich als Bedienter oder Tagelöhner vermiethet, überall verachtet und beinahe für ehrlos gehalten wird. Dieß ist ein großes Hinderniß in der emsigen Betreibung dieses so ehrenvollen Geschäftes, und der Unterhalt in diesen Ländern bleibt sonach immerfort von fremder Hülfe abhängig. In den, in der Nähe der Hauptstadt befindlichen, fruchtbaren Thälern könnte mit dem besten Erfolge Waizen gebauet werden; allein die schlechten Wege und die daher entstehende Langsamkeit und Kostbarkeit des Transports hemmen den Verkehr im Innern des Reichs und sind dem Ackerbau überaus hinderlich. Den Beweis davon liefert das Thal Jauja. Es hat nicht mehr als 56 Meilen im Umkreise: da es aber seinen Mais und seine übrigen Producte mit Leichtigkeit in die Bergwerke nach Pasco schicken kann, so befindet sich dasselbe in einem sehr blühenden Zustande und ist außerordentlich bevölkert. In der Provinz Truxillo ist der Mais- und Reißbau sehr stark; die Gerste selten. Wälsche Bohnen, Erbsen, Zuckerrohr, Zuckerwurzeln, Yucas, Mani oder Erdeicheln und andere Küchenkräuter, werden mit vieler Sorgfalt cultivirt. Die Olivenbäume und Weinstöcke aber wollen nicht recht gedeihen und es vergehen 2—3 Jahre, ehe man reife Früchte von ihnen

Felder keiner Düng-
.n, keiner Egge, Hacke
Küsten und Vorgebirge. Inseln, .werkzeuge sind der Pflug
arbeitsame Ackersleute und
Die Seegestade v .eißigsten, sind die Bewohner
sehr großen Ausbeugun und Lambeyeque, vorzüglich
Gebirge hin meistens .auen etwas Waizen, aber vornämlich
dig, und von der Mais, Küchengewächse und Zugemüse,
Waldungen bese Erbsen u. dergl., auch pflanzen sie vielen
Diese abschüs Zuckerrohr. In dem fruchtbaren Landstriche
von einand Waizen, Gerste, Mais, Reiß, Erbsen,
fang neh Pallaren und Wicken allgemein gebaut; auch
Osten Wolfsbohnen, die Numia (eine Art wälsche
eine und die rothe und weiße Quinua sind häufig.
Ge Wurzeln und Gartengewächsen, als Papas, Arranca-
Ollocos, Ocas, Camotes, Yucas und Achiras, Kohl,
grünem und trockenem Pfeffer, Reiß, wildem Saffran und
Knoblauch ist gleichfalls ein Ueberfluß. Hier wird auch
zum Abmähen des Waizens, der Gerste, der Quinua
u. s. w. die Sense gebraucht. An einigen Orten bedient
man sich zum Ausgraben der Wurzeln des Caluks, einer
Art Jäthaue, und zum Abschneiden des Klees selbst der
Sichel. —

Die Natur ist in Peru eine sehr reiche Vorrathskammer der nützlichsten und edelsten Producte; es ist ein wahres Mineralland, ein natürliches Magazin der kostbarsten Metalle und Edelsteine, so wie der nutzbarsten Thiere und vortrefflichsten Vegetabilien. Man findet hier die reichsten Gold- und Silberbergwerke der Erde, und die sonst unfruchtbare Gegend von Potosi war von jeher ein Schatz von Silber, der unerschöpflich schien, und noch jetzt gute Ausbeute liefert. Spanien allein kann hinlänglich zeigen, wie groß die Menge von Gold und Silber ist, die aus Peru kommt. In ganz Peru giebt es Gold, doch

•n Bezirken mehr als in anderen. Man trifft es allgemein in Bergen, sondern auch häufig in Bächen an, so daß die Mühe derer, welche verwaschen, reichlich belohnt wird. Vieles wie Sand und heißt Goldstaub, vieles Größe von Saamenkörnern, und wird Gold- ,nannt. Die Golderze in den Bergwerken sind so ,altig, daß das Gold ohne viele Mühe gewonnen wird, ja man hat sogar gediegenes Gold gefunden. Ueberhaupt wird das Gold häufiger und weniger mühsam gewonnen, als das Silber. Es giebt zwar viele Silberbergwerke, allein theils sind die Silbererze nicht so reichhaltig, als die Golderze, theils ist das Silber zu fest mit unedlen Metallen und Steinarten verbunden, daß dadurch die Scheidung mühsamer und kostbarer wird. Das reichste Silberbergwerk in Peru, ja auf der ganzen Erde, ist das zu Potosi.

Außer diesen beiden edeln Metallen liefert das Peruanische Mineralreich noch folgende Erzeugnisse: Platina, Kupfer, Zinn, Quecksilber, nebst allen andern Arten von Metallen, Edelsteine aller Art in Menge, besonders Türkisse und Smaragde, Amethyste, Lapis Lazuli, Marmor, Mühl- und Bausteine, Lavezsteine, Amiant, Marienglas, Salpeter, Stein- und Seesalz, Schwefel, Alaun, Vitriol, Steinkohlen, Thon- und Farbenerden, mineralische Wasser ꝛc. — Das Pflanzenreich: Mais, Reiß, Tabak, Papas und andere Brodfrüchte, Ahorn, Cedern, Chinabäume, Cacao-, Fichten- und Pfefferbäume, elastisches Gummi, Färbehölzer, Baumwollensträuche, Oelbäume, Vanille, Arzeneikräuter, Cascarille, Copalsumach, Zuckerrohr, Kaffee, Flachs, Hanf, Ingber, Zimmet, Pfeffer, Patalen, Wein (Alles von noch weit größerer Güte und Vollkommenheit, als in Mexico), Europäisches Getraide und Südfrüchte, die von den Spaniern hierher ge-

erlanget. Uebrigens bedürfen hier die Felder keiner Düngung, keines Zerstoßens der Erdschollen, keiner Egge, Hacke oder Jäthaue. Die einzigen Ackerwerkzeuge sind der Pflug und der Spaten. Besonders arbeitsame Ackersleute und unter allen Peruanern die fleißigsten, sind die Bewohner der Provinzen Sanna und Lambeyeque, vorzüglich die Indianer. Sie bauen etwas Waizen, aber vornämlich vielen Reiß und Mais, Küchengewächse und Zugemüse, als Bohnen, Erbsen u. dergl., auch pflanzen sie vielen Wein und Zuckerrohr. In dem fruchtbaren Landstriche Piura werden Waizen, Gerste, Mais, Reiß, Erbsen, Bohnen, Pallaren und Wicken allgemein gebaut; auch Linsen, Wolfsbohnen, die Numia (eine Art wälsche Bohnen), und die rothe und weiße Quinua sind häufig. An Wurzeln und Gartengewächsen, als Papas, Arranchas, Ollocos, Ocas, Camotes, Yucas und Achiras, Kohl, grünem und trockenem Pfeffer, Reiß, wildem Saffran und Knoblauch ist gleichfalls ein Ueberfluß. Hier wird auch zum Abmähen des Waizens, der Gerste, der Quinua u. s. w. die Sense gebraucht. An einigen Orten bedient man sich zum Ausgraben der Wurzeln des Caluks, einer Art Jäthaue, und zum Abschneiden des Klees selbst der Sichel. —

Die Natur ist in Peru eine sehr reiche Vorrathskammer der nützlichsten und edelsten Producte; es ist ein wahres Mineralland, ein natürliches Magazin der kostbarsten Metalle und Edelsteine, so wie der nutzbarsten Thiere und vortrefflichsten Vegetabilien. Man findet hier die reichsten Gold- und Silberbergwerke der Erde, und die sonst unfruchtbare Gegend von Potosi war von jeher ein Schatz von Silber, der unerschöpflich schien, und noch jetzt gute Ausbeute liefert. Spanien allein kann hinlänglich zeigen, wie groß die Menge von Gold und Silber ist, die aus Peru kommt. In ganz Peru giebt es Gold, doch

in einigen Bezirken mehr als in anderen. Man trifft es nicht nur allgemein in Bergen, sondern auch häufig in Flüssen und Bächen an, so daß die Mühe derer, welche den Schlamm verwaschen, reichlich belohnt wird. Vieles davon sieht aus wie Sand und heißt Goldstaub, vieles aber hat die Größe von Saamenkörnern, und wird Goldkorn genannt. Die Golderze in den Bergwerken sind so reichhaltig, daß das Gold ohne viele Mühe gewonnen wird, ja man hat sogar gediegenes Gold gefunden. Ueberhaupt wird das Gold häufiger und weniger mühsam gewonnen, als das Silber. Es giebt zwar viele Silberbergwerke, allein theils sind die Silbererze nicht so reichhaltig, als die Golderze, theils ist das Silber zu fest mit unedlen Metallen und Steinarten verbunden, daß dadurch die Scheidung mühsamer und kostbarer wird. Das reichste Silberbergwerk in Peru, ja auf der ganzen Erde, ist das zu Potosi.

Außer diesen beiden edeln Metallen liefert das Peruanische Mineralreich noch folgende Erzeugnisse: Platina, Kupfer, Zinn, Quecksilber, nebst allen andern Arten von Metallen, Edelsteine aller Art in Menge, besonders Türkisse und Smaragde, Amethyste, Lapis Lazuli, Marmor, Mühl- und Bausteine, Lavezsteine, Amiant, Marienglas, Salpeter, Stein- und Seesalz, Schwefel, Alaun, Vitriol, Steinkohlen, Thon- und Farbenerden, mineralische Wasser ꝛc. — Das Pflanzenreich: Mais, Reiß, Tabak, Papas und andere Brodfrüchte, Ahorn, Cedern, Chinabäume, Cacao-, Fichten- und Pfefferbäume, elastisches Gummi, Färbehölzer, Baumwollensträuche, Oelbäume, Vanille, Arzeneikräuter, Cascarille, Copalsumach, Zuckerrohr, Kaffee, Flachs, Hanf, Ingber, Zimmet, Pfeffer, Pataten, Wein (Alles von noch weit größerer Güte und Vollkommenheit, als in Mexico), Europäisches Getraide und Südfrüchte, die von den Spaniern hierher ge-

bracht worden sind; nur ist hier und da ein Mangel an gutem Bau- und Brennholz. Außer diesen im ganzen Spanischen America gedeihenden Früchten und Gewächsen hat Peru noch verschiedene, ihm eigenthümliche Vegetabilien, als: Frutillas (Peruanische Erdbeeren), Peruanisches Rohr, bergl. Balsam, den Strauch Coca, ein Stärkungsmittel für die Nerven und den Magen, dessen Blätter getrocknet, dann in's Wasser geweicht, damit sich der widerliche Geruch verliere, und wie der Betel bei den Ostindiern gekaut werden, ohne daß man jedoch den Saft hinunter schluckt, der Baum Mopamopa, aus dem ein Gummi tröpfelt, welches einen dauerhaften und vortrefflichen Lackfirniß giebt, der Leibo, ein hoher buschichter Baum, der eine Art Wolle trägt, die weit feiner und weicher ist als Baumwolle, welche aber die Indier nicht zu spinnen wissen, sondern sie bloß zum Ausstopfen der Matrazzen brauchen; der sonderbare Baum Matapolo, Anfangs eine Schmarotzerpflanze, dann zu der Höhe und Stärke eines Baums wachsend, aus dem man große Kähne machen kann; das berühmte Mittel gegen das Fieber, die Chinarinde, welches vorzüglich bei Lima und Loxa im Ueberfluß wächst, aber immer schlechter wird, weil die Eingebornen die Bäume abschälen, die dann ganz natürlich absterben, ohne sich um neue Anpflanzungen zu bekümmern; die kostbare Frucht Chirimoya, noch leckerer und gewürzreicher als die Ananas, Kachau, wie eine Gurke gestaltet, aber einen ganz andern Geschmack habend, Savintu, bei den Spaniern Cuanyanas, wie ein Apfel gestaltet, mit rothem oder weißem Fleische und lieblich süßem Geschmacke. Pacay, Spanisch Guavas, wächst auf grünen, ellenlangen Stängeln, hat einen sehr delicaten Geschmack und hält sich, an der Sonne getrocknet, sehr lange; eine rothe, sehr schmackhafte Art Pflaumen, Ussun genannt, u. a. m.

Das Thierreich ist ebenfalls überaus mannichfaltig an wilden und zahmen Quadrupeden, Vögeln, Fischen und Amphibien ꝛc. Durch die Spanische Eroberung von Peru sind beinahe alle Europäische Hausthiere daselbst einheimisch geworden. Das Vieh, zumal das lasttragende, ist in diesem Lande so zahm und lenkbar, daß es von jedem Kinde regiert werden kann. Die Indier unterscheiden die größere und kleinere Art; jene nennen sie Huanacullama, diese Pacollama. Man findet hier Pferde, Maulthiere, Ochsen und Kühe, Schweine, Schaafe (die das ganze Jahr hindurch im Freien leben und wenig Wartung bedürfen), Lama's oder Kameelziegen (Antas, Guanacos), Vicugna's oder Schaafkameele, die eine vortreffliche Wolle geben, eine kleine Gattung Peruanischen Wildprets, Pacollama, Hirsche, Tiger, Bären, Wölfe, Dantes, Meerkatzen, wilde Katzen, Affen, Hunde, (die einen rasenden Widerwillen gegen Spanier und Mestizen haben, wenn sie von Indianern aufgezogen werden, und umgekehrt die Wilden anfallen, wenn Spanier ihre Herren sind), Acoramas (so groß wie der größte Hund, mit rothen Haaren und scharfen Zähnen; sie fallen, nicht selten in Gesellschaft eines oder mehrerer Tieger, Menschen an), Hasen, Alligatoren, Armadillen, Aufkern, Schildkröten, Purpur- und Perlenmuscheln (die Peruanischen Perlen stehen in höherem Werthe, als die bei den Perleninseln gefischten), Tintenfische, Krebse, 6, 8 bis 10 Pfund schwer, Seelöwen, Seekälber, Meerschweine, Fische, jedoch meistens von einerlei Art, außer denen in dem See Titicaca, wo sie nicht nur in Menge, sondern auch in großer Mannichfaltigkeit sind, und von denen die wenigsten mit den unsrigen einige Aehnlichkeit haben; Cochenille, prächtige Schmetterlinge, Bienen, deren Honig und Wachs siebenfach verschieden ist, Spinnen, darunter eine Art von der höchsten Carminfarbe, die zu Uhr-Breloques und von den Damen als Zitternadeln ge-

braucht werden; viele und mit den schönsten Farben prangende Vögel, als Adler, Falken (von denen die größten Nebliés heißen), den Peruanischen Contur (mit ausgebreiteten Flügeln 16 Fuß groß), Colibri's, Baumläufer, den Chilischen Pelikan, sehr schöne Reiher, den Felsenhahn (von der schönsten safrangelben Farbe), Spechte, wilde Tauben, Curlis (eine Art Wasservögel, die im ersten Jahre kastanienbraun, blaßroth im zweiten und hochroth im dritten Jahre sind), wilde Tauben, Repphühner, den Saynutu (ein kleiner aasfressender Vogel in der Größe einer Ente), Papagaien, Americanische Strauße, Pinguins, Flamingos, Schwäne, Gänse, Hühner und anderes Europäisches zahmes Federvieh, Seevögel von vielen Arten und in unzähligen Schaaren; America's sonst einheimische giftige Thiere sind hier selten.

Aus dieser Menge von Producten kann man leicht auf die Wichtigkeit und den Reichthum des Peruanischen Handels schließen. Zwar ist derselbe seit ungefähr 20 Jahren — der Periode der Revolution in Frankreich — in Verfall gerathen, aber dennoch bis jetzt immer sehr ausgebreitet. Im Jahre 1789 betrug die Ausfuhr (ohne Gold, Silber und Platina) beinahe 3 Millionen, und die Einfuhr nahe an 2 Millionen Piaster; 12 Jahre später hatte er sich um $\frac{1}{3}$ verringert. Der innere Handel, durch welchen die Producte von Cusco und Arequipa nach Buenos-Ayres gebracht wurden, belief sich im Jahre 1798 auf 2.034,980 Piaster, für Wein, Branntwein, Mais, Mehl, Baumwolle, Oel, Pimente, Zucker, Boye, Getraide u. dgl. Dagegen erhielten jene Provinzen von Buenos-Ayres für 860,530 Piaster Rindvieh, getrocknete Fische, Talg, Cocosnüsse, Kupfer, Zinn, Maulthiere, Schaafe, Häute, Wachs, Seife, wollene Zeuche u. s. w., und gewannen dabei 1 Million, 260.000 Piaster. Durch diesen Verkehr kommen jährlich über

ne Million Piaſter, die in der Münze zu Potoſi ge-
ägt werden, nach Lima, und werden von da aus in
irculation geſetzt. Mit anderen Provinzen wird der Han-
l zur See getrieben, und zwar aus dem Haven von
allao, in Schiffen von verſchiedener Größe, die mei-
ens Einwohnern von Lima zugehören. Es kommen in
eſem Haven jährlich ſo viele Schiffe zuſammen, daß ihre
ıdungen eine Laſt von 16 bis 17,000 Tonnen ausmachen.
ıervon ſind 5000 Tonnen ausſchließend für dieſen Han-
l, d. h. auf der Südſee, mit Inbegriff von Guate-
ıala und Panama beſchäftiget. Die Bilanz iſt aber
mmer zum Nachtheile Lima's, weil ein großer Theil des
ı dieſem Reiche circulirenden baaren Geldes durch dieſen
ıandel verſchlungen wird. Vorzüglich wird derſelbe in
hili durch ſeine drei Häven Conception, Valparayſo
nd Coquimbo geführt. Die aus Lima ausgeführten
Baaren beſtehen in Zeuchen, Zucker, Salz und Reiß.
Dagegen erhält es eine Menge Getraide, Talg, Kupfer,
Häute, Tauwerk. Der Vortheil dabei iſt immer auf der
Seite von Chili. Auch zwiſchen Lima und Santa Fé
eſteht ein lebhafter Handel, allein die Bilanz iſt eben-
alls zum Nachtheile Peru's, und aus dem Ganzen gehet
ervor, daß dieſes Reich ſeinen eigentlichen Reichthum in
em Schooſe der Erde, in den Bergwerken, und nicht auf
er Oberfläche derſelben zu ſuchen habe. — Der aus-
wärtige Handel von Peru ward ſonſt durch Gallionen,
etzt wird er durch Kauffarthei- und Regiſterſchiffe getrie-
en, iſt aber, trotz aller Aufmerkſamkeit, mit vielem
Schleichhandel verbunden, und man kann annehmen, daß
wenigſtens ⅓ der Waaren eingeſchwärzt wird. Nach jenem,
ſeit 1748 beſtehenden Gallionen- und Regiſterſchiff-Sy-
ſtem und durch die zahlreichen Kauffahrer, iſt alles, was
Europa an Producten des Geſchmacks, der Bequemlichkeit,
des Nutzens, der Mode und des Luxus hervorbringt, in
Menge nach Peru geliefert worden, und die Preiſe aller

dieſer Waaren ſind ſo ſehr gefallen, daß man ſich jetzt für eine Summe, wofür man ſich zuvor nicht die allergröbſten inländiſchen Fabricate hätte anſchaffen können, in die feinſten Europäiſchen Tücher und Zeuche kleiden kann. Die gegenwärtigen Unruhen aber, ſowohl in Europa, als im Spaniſchen America und noch vor Kurzem im Freiſtaate, haben eine bedeutende Stockung im Handel verurſacht. —

Die alten Ureinwohner in Peru vor der Ankunft der Spanier, waren in Künſten und Handwerken nicht unerfahren und kannten mehrere Induſtriezweige. Sie verſtanden von Mais Mehl und Brod zu machen, von verſchiedenen Wurzeln und Chica Getränke zu verfertigen, Häuſer zu bauen und ſich Kleider aus der Wolle des Lama und des Paco zu bereiten. Durch die Europäer lernten ſie mehrere Künſte kennen, und es blühen jetzt ſowohl unter dieſen, als unter den Eingebornen mehrere Fabriken und Manufacturen. Man findet die meiſten Handwerke, Gold- und Silberarbeiter, Leder-, Linnen-, Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Maler, Bildhauer, Drechsler, Zuckermühlen, Honig- und Zuckerbäcker; die Indianer beſchäftigen ſich ſehr mit der Fiſcherei, welche ein Hauptzweig ihres Erwerbs iſt, mit dem Fuhrweſen, daher ſie viele Zugpferde zum Fortſchaffen und Verführen der Waaren halten; die Indianerinnen ſpinnen und weben Baumwolle, verfertigen gewöhnliche und feine Bettdecken, die ſehr geſchätzt werden, Kleider für ſich, ihre Männer und Kinder, grobe Leinwand zu Säcken, Tiſch- und Tellertüchern, Mantelſäcken, Segeltuch ꝛc., Binden und andere grobe Zeuche, die ſie theuer verkaufen; die Männer machen Binſenmatten, Schuhe und Hüte, welche ſtarken Abſatz finden. In Truxillo werden viele Strümpfe, Tücher und Bänder gemacht, in Cuſco eine Menge ausgelegte Waaren und Schnitzwerk aus Elfenbein und Holz; in den 18 Fabriken, welche Lambayeque hat, wird Seife

und Corduan, Wein und Zucker in Ueberfluß verfertigt, in andern Gegenden Kattun, Glaswerk, Indigo, Wachs, Holzarbeiten, Hausgeräthe, Kutschen und Caleschen, besonders aber vieler Fries u. s. w. Dennoch aber reicht Alles nicht zu, um das einheimische Bedürfniß zu befriedigen, und es kommen beständig ganze Schiffsladungen auswärtiger, besonders Englischer und Spanischer Manufacturwaaren und Fabricate, in den Peruanischen und Chilischen Häven an.

Der Berg- und Hüttenbau ist die vornehmste, ja man kann sagen, die einzige Quelle des Reichthums, und der hauptsächlichste Industriezweig von Peru. Von der Zeit seiner Bekanntwerdung und Eroberung an, und schon vorher hat sich dieses Land ganz entschieden und ausschließend mit der Bearbeitung seiner Bergwerke beschäftigt und den Handel und das Fabrikwesen für keinen so würdigen Gegenstand des Nachdenkens gehalten. Ungeachtet sie aber mit äußerst weniger Sachkenntniß bearbeitet werden, so sind doch 1790 allein in der königlichen Münze zu Lima 534,000 Mark Silber, und 6380 Mark Gold eingeschmolzen, und 5,206,906 Piaster geprägt worden. Etwa die Hälfte von dem jährlich gewonnenen und ausgeprägten Silber kommt theils aus den Bergwerken von Gualjacoc in der Provinz Truxillo, theils aus denen von Pasco, 34 Meilen von Lima. Die Bergwerke zu Guantajapa sind sehr reich an Erzen und Metalladern, tragen aber weniger ein, als die vorhergehenden. Die Bergwerke zu Guarachiri sind nicht so blühend, als sie es nach der Reichhaltigkeit ihrer Erze und Metalladern seyn könnten. Der erheblichsten Goldbergwerke sind 12, aus denen jährlich über eine Million Piaster gewonnen wird. Ueberhaupt aber waren im Jahre 1790 in ganz Peru und Chile 70 Gold-, 784 Silber-, 4 Quecksilber-, 4 Kupfer- und 19 Bleibergwerke im Gange. Vom Kupfer werden nur

die Minen bearbeitet, welche aus 50 Centnern Erz die Hälfte reines Kupfer geben, das überdieß sehr goldhaltig ist. Jährlich laden 6 Spanische Schiffe, jedes an 20,000 Centner Kupfer. Von den Gold- und Silberbergwerken war der Ertrag von 1780—1790, also in 10 Jahren, — 35,369 Mark Gold zu 22 Karat, und 3,739,763 Mark Silber. Die Mark Gold zu 125 Piastern (à 1 Rthlr. 8 Gr. Sächs.), und die Mark Silber zu 8 Piastern gerechnet, giebt eine Summe von 7,700,545 Pfund-Sterling oder 48 Millionen Thalern. Seit der Eroberung dieser reichen Länder bis 1740, also in 248 Jahren zog Spanien 9000 Millionen Piaster allein aus Peru, ohne noch den großen Gewinn von dem Bergbaue in Mexico hier mit in Anschlag zu bringen. In Mexico haben sich aber die Bergwerke von jeher in dem blühendsten Zustande befunden; dagegen Peru die seinigen, die doch weit reicher und zahlreicher sind, mit Schläfrigkeit betreibt, wovon der Grund theils in der schlechten Behandlung der Bergleute, in dem Geize, der Grausamkeit und den Erpressungen der Unternehmer und Aufseher, vornämlich aber in dem Mangel an Arbeitern liegt. Die Neger sind wegen des rauhen Klima's in den Gebirgsländern schlechterdings zum Bergbau untauglich, ihr Tod ist die unausbleibliche Folge dieser Arbeiten, und die Spanier sind eben so wenig dazu geeignet, weil sie gleichfalls nach 4—5 Monaten anfangen zu kränkeln und hinzusterben. Die Mulatten, Creolen und Mestizen geben sich, entweder aus Stolz oder aus physischem Unvermögen, mit dieser sauren Arbeit gar nicht ab. Es bleibt daher Niemand mehr übrig, als die Indianer allein; auf ihren Armen beruht der ganze Erfolg des Bergbaues; diese reichen aber zu den vielen Bergarbeiten nicht hin, daher es kein Wunder ist, wenn diese so saumselig betrieben werden. Würde man sie, die von Natur träge und langsam sind, mit weniger Grausamkeit, und mit mehr Schonung, Mitleid und Menschenliebe behan-

deln, so könnten und würden sie zuverlässig thätiger seyn und mehr leisten. —

Was Mexico und Peru vor der Unterjochung durch die Spanier waren, das sprechen noch die vorhandenen Ueberreste von Denkmälern, Alterthümern und Seltenheiten bis jetzt laut aus. Es würden derselben noch mehrere übrig seyn, wenn die Habsucht und der Geiz sich damit begnügt hätten, bloß die Eingeweide der Erde zu durchwühlen, und nicht auch auf ihrer Oberfläche und selbst in den Gräbern Alles aufzusuchen und zu zerstören, um den Golddurst zu befriedigen. Wo man in diesen gesegneten, ehemals so blühenden Ländern hinkommt, sieht man Ruinen aus den Zeiten der Incas, und trotz der Zerstörung, die sie erlitten haben, sind doch Spuren und Ueberbleibsel noch genug vorhanden, aus denen man auf die Künste, Wissenschaften und Regierungsform der unglücklichen Völker, welche diese Werke erbauet haben, schließen kann. Die Trümmer des berühmten Sonnentempels, in welchem bei der Ankunft der Spanier das Bild der Sonne von gediegenem Golde kolossalisch stand und verehrt wurde, die berühmten Obelisken und Bildsäulen von Tiahuanacu, die daselbst befindliche ungeheure Pyramide, die kolossalen Abdrücke menschlicher Gestalten, Riesenfiguren in Form und Umriß, die Mausoleen von Chachapoyas, die Ueberreste von großen steinernen Gebäuden, die eine kegelförmige Gestalt haben, und auf ihnen schwere Brustbilder von Stein errichtet (wahrscheinlich Mausoleen mehrerer Caziken), Werke, die nicht nur durch die Dauerhaftigkeit ihrer Materialien, sondern auch durch die Orte, wo sie erbaut waren, für eine ewige Dauer bestimmt schienen, einbalsamirte Leichname (Mumien), die noch heut zu Tage, nach einer so langen Reihe von Jahrhunderten, unversehrt in den Katakomben gefunden werden; ferner die Ruinen von Pachacamac, die Gebäude

in Quito und Cuzco, die Festungen Herbay und Carahuana. die großen Straßen, welche mitten über die Cordilleras gebauen sind, die tiefen Schachten in den Gebirgen von Escamora, von Chilles und Abitanis (wo noch jetzt reiche Goldminen sind), die zu Pozco, wo auch Silber, zu Cuahurasa, wo Kupfer, und die zu Carabuco. wo Blei gearbeitet wird, alle noch von den Zeiten der Incas herrührend, und eine Menge anderer prächtiger und bewundernswürdiger Arbeiten dieser Art, die uns einen Begriff von den bergmännischen und metallurgischen Kenntnissen dieser Nationen geben; ferner die Reste der großen Wasserleitungen von Lucanas, von Coudesuyos, die vielen, mit Erde ausgefüllten Bergklüfte, die zahllosen Grabmäler mit dem reichsten Schmucke und den Effecten der Verstorbenen. Kostbarkeiten aller Art, Gemälden, Manufacturproducten, mechanischen und kriegerischen Instrumenten, Geräthschaften ꝛc., die Ueberreste ihrer Poesie und Musik. Arzeneikunde und Astronomie, z. B. Säulen mit Sonnenzeigern, Bestimmung der Nachtgleichen und Sonnenwenden ꝛc., weite unterirdische Gänge, Grüfte und Höhlen, in denen man verhärtete Körper noch mit den Zeuchen ihres Putzes, sogar mit deren Glanze und lebhaften Malerei (nach 300 Jahren! —), unversehrt siehet; die unterirdischen gemauerten Behälter für die Schätze der Regenten und ihrer Vasallen, der Caziken, Labyrinthe, die Seltenheiten und Gefäße von Gold, Silber, Kupfer, Erz, Elfenbein. Knochen ꝛc, die zur gottesdienstlichen Verehrung oder Zierde in den Tempeln und der Begrabenen dienten, die gefundenen metallenen Götzenbilder mit der kostbarsten Bekleidung, Statüen von Thon, Porzellanerde, buntgemalt, verschiedene Münzen in Gold, Silber und Kupfer, die Abbildungen vierfüßiger, geflügelter und kriechender Thiere, goldene, sehr künstlich gearbeitete Kronen, Thronsessel mit ausgelegter Arbeit, künstliche Kästchen mit Schellen, Glöckchen und Klingeln, metallene

steinerne und thönerne Platten mit Figuren oder Hieroglyphen, welche die Schrift ersetzten, und viele andere kunstvolle Arbeiten, Werkzeuge und Geräthschaften von Gold, Silber, Kupfer, künstlich gearbeitetem Holze ꝛc., deren Aufzählung der Raum nicht verstattet, und zu langweilig seyn würde; — Alles dieses sind noch jetzt laut redende Zeugen der vormaligen Größe, Cultur und Einsicht dieses Volks *). —

6.

Ethnographie.

Sitten, Lebensart und Beschäftigungen der Einwohner, ihre Religion, Eigenheiten, Gebräuche, geistige Cultur, Künste und Wissenschaften, Schulen und andere Lehr- und Bildungsanstalten, Cultus ꝛc.

Wir kennen aus dem vorhin entworfenen kurzem Abrisse die Stufe der Ausbildung, auf welcher die alten Peruaner standen. Sie, Opfer der Raubgier, der Barbarei und des Despotismus der Spanier, sind von ihrer Höhe herabgesunken, großentheils zusammengeschmolzen, zum Theil verschwunden. So gebildet die Vorfahren der jetzigen Bewohner Peru's waren, so roh, träge und unwissend sind ihre Nachkommen **). Gleichgültig gegen alle Zufälle des

*) Wer sich ausführlicher und genauer davon zu belehren begehrt, der lese Skinner's Peru nach seinem gegenwärtigen Zustande, 1r u. 2r Theil.

**) Die Trägheit und Schlaffheit, welche man fast an allen Peruanern bemerkt, wird von einigen Reisenden dem allzuhäufigen Genusse der Kartoffeln zugeschrieben.

Lebens, lassen sie sich durch nichts in ihrer Unthätigkeit stören. Sie scheinen fast gar keine Begierden und Verlangen nach etwas zu haben, und nichts in der Welt vermag sie aus ihrer Behaglichkeit aufzuregen. Bloß die Liebe zur Freiheit scheint sie noch etwas zu beseelen, welche jetzt als eine schwache Flamme wieder einigermaßen in ihnen aufzulodern scheint, eingedenk dessen, was sie vormals waren. So groß ihr Hang zum Nichtsthun ist, eben so wenig sind sie geneigt, Jemanden den kleinsten Dienst zu erweisen. Ihre Unbiegsamkeit ist unüberwindlich, ihr Trotz und Starrsinn unerträglich, und ihre rohe Unwissenheit wollen sie durchaus nicht ablegen. Langsam von Natur oder Gewöhnung haben sie viele Geduld und können Tage lang mit einer Sache zubringen, welches die langwierigen und mühsamen Arbeiten beweisen, die sie unternehmen. Ihre Hauptnahrung ist gerösteter Mais, Kartoffeln und der Ertrag der Jagd. Sie bereiten sich selbst starke Getränke, theils aus Mais (welches dann Chica heißt), theils aus Wurzeln. Von den Europäern lernten sie den Branntwein kennen, den sie nun über Alles lieben, und worin sich manche Hausväter tüchtig berauschen.

Die in Städten Lebenden sind weniger roh und stumpfsinnig, lernen bald das Spanische und können zu allerlei Geschäften angestellt werden. Man nennt sie daher auch die klugen Indianer. Von ihrer uralten sanften Gemüthsart rühret noch die Liebe zu ihren zahmen Thieren her, namentlich zum Lama, ihrem einzigen einheimischen Lastthiere, denn die Maulesel haben sie erst durch die Europäer erhalten. Man stellt ihnen zu Ehren Feste an, das Thier wird mit Bändern und Büschen geputzt, man schmauset und trinkt und tanzt zu kleinen Trommeln und Pfeifen. Während dessen geht immer einer zu den geliebten Thieren hin, umarmt sie, liebkoset sie, hält ihnen zu trinken vor u. dgl. Wenn sie von der Mutter abgesetzt und zum

Tragen gebraucht werden, wird eine besondere Festlichkeit gehalten. Auch die Hunde führen sie beständig, nicht nur in ihren Hütten, sondern auch bei'm Ausgehen und auf ihren Reisen, als ihre treuen Gefährten, bei sich. Die Weiber hingegen haben die Hühner zu ihren Lieblingen erkohren und eine solche Neigung zu ihnen gefaßt, daß es ihnen wehe thut, eine zu schlachten oder zu verkaufen. Wird ein Reisender durch die Noth gezwungen, über Nacht in einer Peruanischen Wohnung zu bleiben, so wird man ihm ungern, selbst nicht für Bezahlung, ein Huhn überlassen. Bekommt er endlich mit Mühe ja eins, so muß er es selbst abschlachten. Dann fängt die Indianerin an zu heulen und zu schreien, als ob ihr ein großes Unglück begegnet wäre.

Ihre Wohnungen sind klein und armselig, mehr einer Hütte, als einem Hause ähnlich. In der Mitte ist eine Vertiefung, worin Feuer angemacht wird. Hier wohnen Menschen und Vieh ohne Unterschied zusammen, hier weben sie ihre Teppiche, Decken und Bettvorhänge, kochen, spinnen u. s. w. Auf den Weibern lastet die meiste Hausarbeit. Sie müssen Gerste mahlen, Mais rösten, das Essen bereiten und Hemden und Beinkleider für ihre Männer machen, denn hierin besteht die ganze Kleidung derselben. Der Mann liegt indessen auf der Erde gekauert und sieht seinem Weibe unbeweglich zu. Nur die Noth treibt ihn fort, d. h. die Sorge für die Nahrung. Das Pflügen des Feldes besorgt er, das Säen und Aerndten aber bleibt der Frau überlassen. In Truxillo legen sie sich fleißig auf den Ackerbau und treiben dabei die Jagd und den Fischfang, sind aber mäßiger im Essen und Trinken als anderwärts.

Sie haben beinahe alle gleichen Charakter, was in der That sonderbar ist. Ungläubig und mißtrauisch argwohnen sie immer Betrug, sind grausam in der Vergeltung des erlittenen Unrechts, der Trunkenheit, dem Aberglauben und

hier und da der Unzucht ergeben. Aus begreiflichen Ursachen trauen sie am wenigsten den Spaniern und Creolen, unter sich und gegen einander selbst sind sie weniger argwöhnisch. Wollen sie verreisen, so nehmen sie ihr ganzes Hausgeräthe mit, das zu Fuße nebenher geht, die kleinen Kinder werden von den Müttern auf dem Rücken getragen. Die Hütte bleibt indessen zu, und weil sie vor Diebereien ganz unbesorgt seyn können, da nicht viel zu stehlen da ist, brauchen sie nicht sehr für deren Verwahrung zu sorgen. Wollen sie nur auf einige Tage verreisen, so lassen sie die Hunde zu Hause; müssen sie sich aber auf Wochen und Monate von ihrer Heimath entfernen, so übergeben sie dem nächsten Nachbar ihr Vieh zur Besorgung und nehmen die Hunde zur Gesellschaft mit.

Die in der Pampa (Ebene) del Sacramento wohnenden sind stark und wohlgebaut und stehen unter eigenen Caziken. Alle einzelne kleine Stämme halten sich für eben so viele besondere Nationen und sind gegen alle übrigen feindlich gesinnt. Um ihren großen und kriegerischen Schlag zu erhalten, pflegen sie krüppelhaft geborne Kinder sogleich um's Leben zu bringen. Die Farbe ihrer Haut ist heller, als bei der eigentlichen Peruaner, und sie würden hierin den Europäern fast gleich kommen, wenn sie nicht durch ihr schmutziges und herumirrendes Leben in den Gebirgen, durch die mancherlei Salben, womit sie sich bestreichen, und durch die zahllosen Stiche der Muskiten und Sandfliegen eine dunklere Farbe erhielten. Mit der Kleidung machen sie nicht viel Umstände, denn sie gehen größtentheils nackend, oder doch nur sehr leicht bekleidet. Die Männer tragen nämlich ein kurzes baumwollenes Hemde mit halben Aermeln und auf mannichfaltige Art gefärbt. Die verheiratheten Weiber sind ohne Ausnahme in die sogenannte Pampanilla gekleidet, eine Art von kurzem Unterrocke, aus Baumwolle verfertiget, der auf beiden Seiten offen ist und von den Hüften bis an's

ie reicht. Die unverheiratheten Frauenzimmer hingegen
en (sonderbar genug!) sämmtlich so nackend wie Eva im
radiese. Die Männer tragen das Haar kurz abgeschnitten,
n auf dem Scheitel aber wird es in eine Flechte zusammen
unden, die mit schönen Federn besteckt ist. Die kriegeri-
n Yurimaguais tragen Goldschmuck in der Nase,
Kinn und um die Arme, und führen Bogen, Pfeil und
pieß. Die Weibspersonen schneiden sich ebenfalls auf dem
orderkopfe die Haare ab, daß sie bis auf die Stirn herab-
len, ein langes, frei über die Schultern herabwallendes
nterhaar aber halten sie für einen großen Schmuck. Die
ren behängen sie mit allerlei schönem Putzwerk. Beide
schlechter malen sich die Zähne und Lippen schwarz und
n Körper mit mancherlei anderen Farben.

Die Vielweiberei verabscheuen sie, so wie sie überhaupt
Punkte der physischen Liebe sehr enthaltsam sind. Bloß
Caziken heirathen zuweilen 2 Weiber. Die Ehe ist aber
ihnen keineswegs unauflöslich; denn sobald zwei Eheleute
uben, nicht mehr mit einander leben zu können, so stehet
beiden Theilen frei, sich zu verlassen und anderweitig zu
heirathen.

Die Religion dieser Indianer besteht darin, daß sie
ar einen Gott glauben und ihn für den Schöpfer Himmels
d der Erde halten, sich ihn aber unter menschlicher Gestalt
rstellen. Sie nehmen auch ein böses Wesen an, das im
ittelpunkte der Erde wohnt und der Ueheber alles Bösen
d Unglücks ist, bei dessen Namen sie schon zittern. Auch
n einem Leben nach dem Tode haben sie einige Begriffe,
gn nach ihrer Meinung essen die Verstorbenen in der künf-
gen Welt mit ihren Verwandten, Maniok-Brodt, Pla-
nen und halten Tänze und Schlachten. Donner und Blitz
d die Angriffe und das Stürmen auf die Feinde im Him-
lz; die Milchstraße ist der Wandelplatz der Seelen. Eini-

ge glauben eine Seelenwanderung; erschlagene Feinde gehen in bösartige Thiere, Caziken in Krieger, treue Weiber in Affen über, daher sie dieses Thier mit den lächerlichsten Ehrenbezeigungen überhäufen. Von einem Orte der Qual aber haben sie keine Vorstellung. Sobald ein Sterbender wirklich todt ist, so nimmt ihn ein Indianer in den Arm und stößt einen lauten Schrei aus, der sogleich durch das jämmerlichste Wehklagen der nächsten Verwandten und das Heulen und Schreien von alten Weibern beantwortet wird. Dieses Klaggeschrei wird mit dem Zechen des Mafáto (eines Getränkes aus der Yuccawurzel) beschlossen, und dann fängt die Gesellschaft an, unter den Geräthschaften des Verstorbenen eine schreckliche Niederlage anzurichten. Einige zerbrechen seine Kessel, Andere die Töpfe, Andere verbrennen die Kleidungsstücke u. s. w. War der Verstorbene ein Cazike oder tapferer Krieger, so dauert die Feier des Leichenbegängnisses mehrere Tage lang, es wird Trauermusik angestimmt und die Tapferkeit des Verstorbenen in Liedern besungen. Der Schluß der ganzen Ceremonie wird damit gemacht, daß man die Hütte des Verstorbenen von Grund aus abbrennt, um sein Andenken desto schneller zu verlöschen. Bei einigen Stämmen schneiden sich auch die nächsten Verwandten zum Zeichen des Schmerzes die Haare ab. —

Noch an demselben Tage, da der Mensch gestorben ist, wird der Leichnam unter allerlei Ehrenbezeigungen in ein großes irdenes Gefäß, welches die Stelle des Sarges vertritt gelegt, mit einer Lage von Thon zugedeckt, in einem entlegenen Orte begraben und auf die Grube so lange Erde geworfen, bis sie mit dem Boden gleich ist. Die vom Stamme Roamaynas graben die Leichen nach einem Jahre wieder aus, waschen die Knochen sauber ab und legen das Gerippe in einen thönernen Sarg, der mit mehreren Hieroglyphen und Symbolen des Todes verziert ist. Er wird hierauf nach Hause getragen, wo die Hinterlassenen dem Erblaßten noch

mal ein feierliches Andenken weihen. Nach einiger Zeit ird dieses Gerippe nochmals beerdiget und der Verstorbene nn auf ewig vergessen.

Jagd, Fischfang und Krieg sind, wie gesagt, ihre vorhmsten Beschäftigungen. Ihre Waffen große Spieße, ulen, Chinganas (eine Art gefährlicher Lanzen), Dolhe, Wurfspieße, Bogen und Pfeile. Manche lernen auch on mit Säbel und Feuergewehre umgehen. Die Spitzen r Pfeile und Speere bestreichen sie auf die Jagd mit einem ußerst wirksamen Gifte. Der ewigen Kriege wegen haben anche Stämme ihre Dörfer wie Festungen, in Form eines albmondes, angelegt und nur 2 Eingänge gelassen. In r Mitte sind tiefe Gräben gemacht und hin und wieder ornen und Steine aufgehäuft, mit Erde und Palmblätern leicht bedeckt, um die Feinde darin zu verwickeln und fangen. Wie in Nordamerica beschleicht man auch hier n Feind und braucht sonst noch allerlei List, seiner habhaft werden. Der förmliche Angriff geschieht mit einem wilen Kriegsgeschrei. Gelingt er, so stoßen sie Alles, was ihm vorkommt, nieder, ausgenommen die Kinder, welche gefangen mit sich fortführen. Den Erschlagenen wird die opfhaut abgezogen, ausgestopft und geräuchert, als Siegszeichen an die Wand gehängt. So viel Köpfe man abgenitten hat, so vielmal wird die Nasenhaut aufgeschlitzt und gend etwas hineingesteckt, wodurch Warzen entstehen, dadurch erhalten sie ein fürchterliches Ansehen, und ein tüchiger Krieger ist von den Augen bis zur Nasenspitze schrecklich rd bis zum Entsetzen bewarzt. — Im Steinewerfen mit r Hand und im Schleudern sind sie sehr geübt. Wenn sie f ihren Zügen oder Reisen in den Sandwüsten ungewiß id, welchen Weg sie nehmen wollen, so greifen sie eine and voll Sand auf und riechen, ob nicht Maulthiere darher gegangen sind. Die Siegesfeste werden in dem ause des Anführers oder Caziken auf das feierlichste began-

gen, dabei gesungen, getanzt, falsche Angriffe gemacht, gegessen und getrunken, bis sie liegen bleiben.

Bemerkenswerth ist es, daß diese sonst so rohen Barbaren sich im Kriege keiner vergifteten Pfeile, wie auf der Jagd bedienen, und auch ihre Gefangenen mit vieler Menschlichkeit, als wenn sie ihre Brüder wären, behandeln; und als solche betragen sie sich auch unter einander selbst, und bitten es sich gegenseitig gleich ab, wenn sie einander beleidigt zu haben glauben. Bekommen sie Besuche von Fremden, so geben sie sich alle Mühe, ihnen freundlich zu begegnen und sie recht gut zu bewirthen. — Ihre Art zu grüßen besteht darin, daß sie die Fingerspitzen küssen, hierauf mit denselben das Kinn berühren, und dann nach der Sitte cultivirter Nationen, dem Fremden die Hand reichen. — Unter die noch am meisten civilisirten gehören besonders die Tschiquitoer im östlichen Theile von Südperu, die Cumbasaer, Pixoer und ganz vorzüglich die Indianer in Caxamarca und Truxillo. —

Die Spanier in Peru machen mit den Creolen ungefähr den vierten Theil der Einwohner aus, und sind die angesehensten, welche alle Vorzüge und Macht, die wichtigsten Staatswürden und meisten Reichthümer besitzen. Die im Lande Gebornen zeichnen sich durch Schlauheit und Vorsichtigkeit aus. Sie äußern wenig Neigung zu den Wissenschaften, wozu auch nicht überall Gelegenheit ist; doch werden sie gern Geistliche, weil dazu weniger Kenntnisse und Studien erfordert werden, obgleich es ihnen sonst gar nicht an Talenten und natürlichen Anlagen fehlt. Sie leben größtentheils von dem Ertrage eigener oder gepachteter Güter, von Manufacturen und Handel. Auch die Weiber sind in mehreren Distrikten (nur nicht immer in den Städten) sehr fleißig, arbeitsam, freundlich und gegen Fremde höflich und gefällig. Ihre Sprache ist durchgehends die Spanische. In

Lima lieben beide Geschlechter den Luxus, die Gemächlichkeit, Kleiderpracht und die Befriedigung der sinnlichen Triebe. Man ist sehr eifersüchtig auf den, von den Vorfahren anestammten Rang und leitet seine Abkunft gern von den ersten Eroberern des Reichs her. Sie glauben auch, mehr Verstand als die Europäischen Spanier zu haben, welche sie für Dummköpfe halten. Der Aufwand in Kutschen und Bedienung ist unter Adelichen sowohl, als unter Bürgerlichen übermäßig. Es ist kein Bürger in Lima, der nicht seine Caleschе hätte, die von einem Maulthiere gezogen wird. Auch in den Hausgeräthen und in der Kleidung herrscht große Pracht; die Zimmer sind mit Fußdecken und sammetnen Kissen belegt, die Wände mit den schönsten Gemälden geziert und die Betten von den feinsten Zeuchen und Stoffen. Fast Alles trägt Seide und die feinsten Tücher, selbst die Mulatten, Creolen und Mestizen sind sehr gut gekleidet: daher erfindet man alle Tage neue Stoffe, neue Moden, die, welche aus Europa kommen, sind bald verkauft und bald vergessen. Der Preis ist kein Hinderniß, Jeder will die neuesten, die schönsten haben. — Bei der Tafel wird verhältnißmäßig ein geringer Aufwand gemacht und an der Abwechslung und Menge der Gerichte, die in Europa Statt findet, scheint man hier gar keinen Gefallen zu haben. Bei großen Gastereien werden einige der aufgesetzten Schüsseln für die Bedienten wieder getragen. Zur Mittagsmahlzeit geht man 10 Uhr Vormittags, zum Abendessen 4 Uhr Nachmittags, und gegen 9 Uhr nimmt man noch ein leichtes Nachtessen zu sich. Da man nicht gewohnt ist, die Bissen mit den Gabeln, sondern mit den Fingern zum Munde zu führen, so giebt dieß zu vieler Unsauberkeit Veranlassung; daher man sich auch nach dem Essen gemeinschaftlich die Hände in einem Becken wäscht. Den Tag über trinkt man viel Paraguay, ein Kraut, das wie Thee genommen wird.

Außer den liegenden Gründen und Aemtern, welche den

vielen adelichen Familien in Peru zum Unterhalte dienen, fühlet kein Spanischer Edelmann seinen Stand durch Handelsgeschäfte entehrt, die er neben seinen übrigen Aemtern als ein sehr einträgliches Erwerbsmittel treibt. Da dieser Weg, reich zu werden, Jedem offen steht, und Lima der Mittelpunkt des Peruanischen Handels ist, so vermehrt sich die Zahl der handeltreibenden Familien fast täglich. Eine Menge Europäer kommen dahin, welche, entzückt über die Annehmlichkeiten des Klima und die reizende Lage der Stadt und ihres Gebiets, sich sehr gern hier niederlassen und heirathen. Ueberdieß sind die hiesigen Weiber so schön, reizend und liebenswürdig, daß Mancher schon durch diese Zauberinnen gelockt wird, sich hier anzusiedeln, wenn auch die Vortrefflichkeit des Klima und die Begierde nach Gewinn sie nicht spornte. Sie kleiden sich durchgehends mit Geschmack, Pracht und Eleganz, und schimmern von Brillanten und Perlen wie die Sonnen. Ein kleiner, niedlicher Fuß wird bei ihnen für ein Hauptstück der Schönheit gehalten. Ihre Kleider duften schon von weitem Ambra und Bisam, und ohne diese Parfümerien geht kein Spanisches Frauenzimmer in Peru aus. In ihren Häusern sitzen sie fast beständig auf mehr oder weniger kostbaren Kissen und lassen sich von ihren Sclavinnen bedienen, ohne aufzustehen, selbst nicht, wenn es Essenszeit ist; denn alsdann werden ihnen die Gerichte auf einem besonderen kleinen Tische, der stets neben ihnen steht, aufgetragen. In dieser Stellung nehmen sie auch alle Besuche, selbst von Herren, an, welche sie auf eine ungezwungene, geistreiche und angenehme Art zu unterhalten wissen, wobei sie gewöhnlich mit Spiel auf der Harfe oder Guitarre, mit Gesang begleitet, die Unterhaltung würzen. Die Musik ist eine allgemeine Liebhaberei der Frauenzimmer in allen Ständen. Ueberall hört man nichts als Conzerte oder muntere und lustige Lieder. Die Tanzlust ist eben so groß, daher fast täglich Bälle und andere Tanzparthien. — Unter den übrigen Moden der Spanierinnen in Lima ist keine

so allgemein, als das beständige Kauen an kleinen Zäpfchen Tabak, weil sie glauben, daß dadurch die Zähne gesunder, weißer und fester werden. Diese Gewohnheit, so wie das häufige Tabaksrauchen unter Männern und Frauen, verursacht einen überaus starken Absatz des Tabaks, der zu dem Ende in dieser ganzen Gegend in Menge gebaut wird und von ganz vorzüglicher Güte ist.

Der Standpunkt der Geistescultur, der wissenschaftlichen Anstalten, der Künste, der Schulen, der Literatur, Bibliotheken u. s. w., läßt sich aus dem Gesagten so ziemlich bestimmen. Es fehlt nicht an Lehr- und Bildungsgelegenheiten, es wird in vielen Fächern des menschlichen Wissens Unterricht ertheilt, aber meistens nur oberflächlich und die Erziehungsmethode ist im Ganzen, so wie auch in mehreren Orten Europens, sehr verwerflich. Man giebt der Jugend mehr Politur und Schminke, als tiefe, gründliche Kenntnisse. Die Universität zu Lima entspricht weder dem Geiste und den Einsichten, noch den Bedürfnissen des Zeitalters, und sowohl ihr Verfall, als der schlechte Studienplan, liegt in ihrem hohen Alter, dem man nicht nachgeholfen hat. Indessen wirkt diese einst so berühmte hohe Schule dennoch immer sehr viel Gutes und hat mehrere vortreffliche Lehrer, obgleich manche vorzügliche Geistesproducte von Americanischen Gelehrten, aus Mangel an Druckereien und Verlegern, in Vergessenheit begraben werden. In den meisten Städten sind Schulen, hin und wieder Waisenhäuser, auch Findlingshäuser, Kranken- und Armenanstalten. In Lima wird fast in allen Künsten, in den schönen Wissenschaften, in fremden, sowohl alten, als neuen Sprachen, in der Schifffarthskunde, Mathematik u. s. w. Unterricht ertheilt. In den niederen öffentlichen Schulen wird bloß zum Lesen, Rechnen und Schreiben Anweisung gegeben, und aller Aufwand, so wie die Besoldungen der Lehrer, durch milde Beiträge des Publicums bestritten.

Der öffentliche Religionscultus ist der katholische. In den Städten sieht man ihn mit allem Pomp, der dieser Kirche eigen ist, begehen. Die große Achtung gegen die Geistlichkeit hat in Lima einen besonderen Gebrauch eingeführt. Wenn der Priester das Venerabile zu einem Kranken trägt und einer Kutsche begegnet, so hält diese an, er setzt sich hinein, fährt zu dem Kranken und bringt auch so die Monstranz in die Kirche in's Tabernakel zurück. Der Eigenthümer, sey er auch der vornehmste, wartet indessen im nächsten Hause, bis der Priester seine Fahrt geendigt hat. Jeder läßt gerne zu diesem Gebrauche seine Kutsche hergeben, da gewisse Ablässe und großes Glück und Segen mit dieser Weihe des Wagens durch einen heiligen Mann verbunden sind. — Die Neger, Mulatten, Creolen, Terzeronen, Quarteronen ꝛc., so wie die bekehrten Indier, haben ihre besonderen Capellen, Klöster und Congregationen oder Versammlungsplätze, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen. Der Neger größtes Fest, wobei sie sich in aller ihrer Pracht zu zeigen suchen, ist der 2te Sonntag nach dem Fronleichnamsfeste, da große Prozessionen gehalten werden, mit vielen lärmenden Instrumenten begleitet. Dabei erscheinen sie in Putz, aber auch in den abscheulichsten Larven, als Teufel, Thiere, Ungeheuer mit Hörnern, Löwenklauen, Schlangenschwänzen ꝛc. verkleidet, das Gesicht roth oder blau bemalt, und sämmtlich mit Bogen, Pfeilen, Keulen und Schilden bewaffnet. Der Vorwand zu diesem lächerlichen Feste ist eine religiöse Absicht, der Hauptzweck aber Vergnügen und Belustigung.

Die Neger in Peru sind theils Freie, theils Sclaven. Sie dienen vielfältig als Knechte auf den Maierhöfen und Pächtereien, versehen aber auch alle Hausdienste. Sie sind in den inneren Provinzen weniger widerspenstig und zügellos, als an den Seeküsten. In Truxillo z. B. bilden sie einen Haufen von Unruhestiftern und sind gemeiniglich

die Urheber der Meuchelmorde, der Diebstähle und der straf-barsten Verbrechen. Dennoch bedauert man sie mehr als die Indianer, und selten stirbt Jemand, ohne einem seiner Negersclaven die Freiheit geschenkt zu haben. Weil sie zu häuslichen Diensten erzogen werden, gewinnen die Spanier sie lieb und belohnen sie mehr um ihrer selbst willen, als wegen der geleisteten Dienste, da man hingegen die Indianer verachtet. Sonderbar genug findet man daher in Truxillo nicht selten Sclavenbesitzer, welche für die Neger Allmosen erbetteln. Besonders thun dieses die Weiber, die lieber darben, als daß sie ihre Sclaven verkaufen oder Hunger leiden lassen sollten, zumal die, welche in ihrem Hause geboren sind. Ueberall siehet man hier die Neger mit nützlichen Handarbeiten beschäftiget; hauptsächlich in den Zuckerpflanzungen und Getraidefeldern. Aber aus Mangel an solchen Arbeitern sind beide in Verfall gerathen und man sieht jetzt weite Strecken ganz unangebaut oder verwildert liegen.

Die Mestizen sind auch ziemlich zahlreich, vornämlich in der Provinz Caxamarca. Eine arbeitsame Menschenclasse, obgleich wenig cultivirt. Sie ahmen fast in Allem die Indianer nach, halten sich aber übrigens lieber zu den Spaniern, und suchen durch diese allerlei Stellen und kleine Aemter zu erhalten, die sie nähren und etwas in Ansehen setzen. Die Meisten stammen auch von Spaniern, mit Indianern gezeugt, her. An einem Quarteron oder Quinteron unterscheidet man kaum mehr die rothe oder Kupferfarbe des Indianers, und er kann leicht für einen Europäer oder Americanischen Spanier gehalten werden. Sie beschäftigen sich mit Allem, was ihnen ansteht, mit dem Handel, den Handwerken, Künsten und Wissenschaften. Sie machen keine besondere Volksclasse aus, und lieben die Spanier mehr als die Indianer, welche sie meiden und tödtlich hassen. Nach den Indianern sind sie die zahlreichste Classe der Bewohner in Peru und Chile.

Die Mulatten endlich, welche jedoch nicht überall gleich zahlreich sind, dienen theils auf Maierhöfen und bei Pachtern als Knechte, theils als Hausbedienten. Sie sind die wahren Zigeuner in America und theilen sich, wie die Neger, in Freie und Sclaven. Jene wollen den Spaniern gleich geachtet seyn, sind auch wirklich, da die Farbe gleich ist, schwer von ihnen zu unterscheiden. Sie wissen mit vieler Schlauheit ihre Fehler zu verbergen und gelten bei den Spaniern viel. Die Sclaven, welche weiß geboren werden, läßt man gemeiniglich frei, und es giebt wenige Familien, die in ihrem Hause nicht eine Mulattin zur Hand haben sollten. Sie verrichten das Amt der Duennas oder Schließerinnen, und sind wegen des in sie gesetzten Vertrauens gewöhnlich sehr dreist, keck und übermüthig. Die Freien führen übrigens eine ziemlich unabhängige Lebensart, theils wegen des Schutzes, den ihnen ihre ehemaligen Herren angedeihen lassen, theils weil sie sich auf verschiedene Handwerke legen, die ihr Auskommen hinlänglich sichern.

7.

Topographie.

Das jetzige Peru ist nicht mehr das ehemalige, denn seine Oberherren, die Spanier, haben eine große Veränderung damit vorgenommen, sowohl in Hinsicht der bürgerlichen Verfassung des Landes, als der Eintheilung der Provinzen, aus welchen es bestand. Das heutige Peru ist bedeutend kleiner, als das ursprüngliche; denn im Norden wurde, wie wir gesehen haben, schon 1739 die Provinz Quito zum Vicekönigreich Neu-Granada geschlagen, und im Süden ward 1776 die Provinz oder Audienzia de Charcas

mit Ausnahme der Provinz la Paz) zu dem neu errichteten Vicekönigreich Rio de la Plata gezogen. Endlich wurde 1777 bei der Theilung mit Portugal ein großes Stück Landes in Südosten an Portugal abgetreten, so daß das jetzige Vicekönigreich Peru noch aus 2 großen Theilen oder Provinzen besteht, a) der Audienzia de Lima, und b) der Audienzia de Chile.

I. Die Audienzia de Lima, oder das eigentliche Peru, ein langes und größtentheils schmales Küstenland am Süd-Ozean, mit einem Flächeninhalte von 44,650 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 1,500,000 Menschen. Es gehört fast ganz zur heißen Südzone und wird durch die Cordilleras in zwei sehr ungleiche Theile geschieden, in den westlichen und östlichen. Der westliche Theil leidet Mangel an Regen und ist der kleinere; der größere östliche erstreckt sich mit mehreren ungleichen Ausbiegungen an das Vicekönigreich Rio de la Plata, an das Scheidungsgebirge und zum Theil an die südlichen Nebenflüsse des Maranhon. Die Audienzia Lima hat 1 Erzbisthum, 4 Bisthümer und 45 Corregimenter oder Kreisgerichte in ihrem Bezirke, und ist der Hauptsitz der Regierung des ganzen Reichs. Sie enthält folgende 6 Provinzen:

1. Lima, eine der fruchtbarsten Landschaften der Erde, längs dem stillen Meere, welche unmittelbar unter dem Vicekönige und Erzbischofe steht, die beide hier ihre Gerichtsbarkeit in weltlichen und geistlichen Sachen persönlich ausüben. Hier ist a) Lima, (12 Gr., 1½ M. s. Br.) die Hauptstadt des ganzen Landes, am Flusse gleiches Namens, der Wohnsitz des Vicekönigs und Erzbischofs, in einer sehr schönen und fruchtbaren Ebene, 2 Stunden vom Meere, in einem Dreieck gebaut, mit 355 Gassen, 3,800 meistens hölzernen, aber geräumig und hübsch gebauten Häusern und 55,000 Einwohnern, unter denen ⅓ Wohlhabende,

und ⅔ Bettler oder Sclaven sind, 17,340 Spanier, 9000 Neger, 4000 Indier, 5000 Creolen, Mestizen und Mulatten u. a. m. Es ist hier eine Universität, ein Inquisitionstribunal, 1 Waisen-, 1 Findlingshaus, 40 Klöster und Kirchen, ein medizinisch-chirurgisches Collegium, eine Navigationsschule, ein Münzhof, die vornehmsten Gerichtsbehörden des Reichs, mehrere Hospitäler, einige schöne Paläste, z. B. des Vicekönigs und Erzbischofs, der 2½ Stunde entfernte Haven, Callao oder Bon-Vista, viele Fabriken in Gold und Silber, Manufacturen in Leder, Baumwolle und andere Gewerbe, auch ein starker Handel nach Süd- und Nordamerica, Westindien und anderen Gegenden, welchen der vortreffliche Haven sehr begünstigt. Luxus und Verschwendung sind hier auf's höchste gestiegen, und Staat, Glanz und Wohlleben an der Ordnung des Tages. Der Vicekönig macht einen königlichen Aufwand und hat unumschränkte Gewalt, seine Garde zu Fuß und zu Pferde, mit der prächtigsten Uniform. Seine Einkünfte belaufen sich über 300,000 Piaster. Er hat die Besetzung von mehr als 100 Unterstatthalterschaften und von allen Civil- und Militärstellen, welche ihm erstaunliche Summen eintragen. Wie man sagt, kann er mehr als 8000 Mann Infanterie und Reiterei von seinen Einkünften unterhalten. Vor dem schrecklichen Erdbeben 1746 war Lima die Königin aller Städte in Südamerica und stand auf dem höchsten Gipfel der Pracht, des Reichthums und Ansehens. Das Stadtgebiet enthält 10,600 Einwohner und die ganze Gegend in der Nähe und Ferne der Stadt ist vortrefflich angebaut. b) Huarochiri, 4 Meilen von Lima, eine hübsch gebaute Stadt in der Corregidorie gleiches Namens. c) Huari de Ras. d) Huallanca mit 5,700 Einwohnern. e) Caxatambo, mit 6000 Einwohnern, die stark mit Soda handeln. In der Gegend

viele Silbergruben. f) Tarma, in der gleichnamigen Corregidorie, mit 5,680 Einwohnern, die mit Schafen und Cascarille handeln. g) Guanuco, mit 18,000 Einwohnern, die einen ansehnlichen Handel mit Landesproducten treiben.

2) Truxillo, das erste Bisthum der Audienz Lima, wovon aber ein Theil noch zu Quito gehört. Es hat einen Ueberfluß an Getraide, köstlichem Obst, Hülsenfrüchten, Vieh, besonders Schweinen, an edlen Metallen, Edelsteinen u. s. w. Die Einwohner, deren etwa 13,000 sind, liefern viele Tapeten und baumwollene Zeuche und treiben beträchtlichen Handel damit. a) Truxillo, die Hauptstadt der Provinz, von Pizarro erbaut und nach seiner Vaterstadt in Spanien so benennt, in einer reizenden Gegend, nebst Lima die einzige ummauerte Stadt in Peru, mit 10,000 Einwohnern und von ansehnlicher Größe, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Südsee. Sie hat selbst keinen Haven, 1 Meile davon aber liegt der Haven Guanchaco, vermittelst dessen die Stadt einen guten Seehandel mit Zucker, Kaffee, Honig, Raspadura (eine Zuckerwaare), Reiß, Mehl, Bändern, Strümpfen, Vieh ꝛc. treibt. Die Häuser haben ein gutes Ansehen, sind theils von Steinen, theils von Holz, mit Portalen und Balcons geziert, aber, aus Furcht vor Erdbeben, nur ein Stockwerk hoch gebaut. Die Straßen sind schnurgerade, sehr lang und breit und gut gepflastert. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat 7 Klöster und eine große Menge von Ordensgeistlichen, welche unter dem Schein der Frömmigkeit und Religiosität das zügellosefte Leben führen. In und nahe bei der Stadt sieht man noch eine Menge Ruinen von alten prächtigen Grabmälern, Palästen, Schlössern, Forts und Wasserleitungen aus den Zeiten der Incas. In ihren Umgebungen hat sie

die angenehmsten schattigen Spaziergänge, indem sie ganz mit Bäumen und Gebüsch umgeben ist. Auch findet man wohl angelegte und gut unterhaltene Gärten, Lusthäuser und einen angenehmen Fluß mit vielen Canälen. b) San Michael de Piura (5 Gr., 12 Min. s. Br.), in einer sehr gesunden Gegend, daher Kranke fast aus ganz Peru hierher kommen, um zu genesen. Sie ist die erste und älteste Stadt in Peru, von Pizarro erbaut, hat 7300 Einwohner, 3 Mönchsklöster, 4 Kirchen, 1 Hospital und sehr guten Handel. c) Caxamarca (6 Gr. 11 Min. s. Br.), groß und schön gebaut, mit vortrefflichen warmen Bädern, in denen man Eier sieden kann, reich und gewerbsam, am Fuße eines Hügels auf den Trümmern der alten heidnischen Stadt ganz neu erbaut, mit 7220 Bewohnern, den Ruinen eines alten Palastes des Atahualpa, mit nach der Schnur gezogenen Straßen, 3 Kirchen, 2 Klöstern, 1 Hospital und in ihrem Gebiete 14 Pfarreien. Die Luft ist hier überaus rein, trocken und gesund. In der Nähe ist das reiche Silberbergwerk von Gualgayoc. Der Handel ist nicht unbedeutend.

3) Guamanga. Diese Provinz, welche zugleich ein Bisthum ist, hat ein gemäßigtes und sehr angenehmes Klima, liegt größtentheils auf dem Rücken der Anden, bringt vieles Getraide und Vieh hervor, ist gut bevölkert, mit Silberbergwerken und Quecksilbergruben reichlich versehen und treibt einen ansehnlichen Handel. Die besten Städte sind: a) die Hauptstadt gleiches Namens, zwischen Lima und Cusco (12 Gr., 54 Min. s. Br.), von Pizarro 1539 angelegt, an der Stelle eines vormaligen gleichbenannten Indianischen Dorfes, auf einem hohen und gesunden Boden, am Ucapal, hat meistens hohe und ganz massive Häuser und einige recht schöne Gebäude, unter denen sich besonders die Haupt-

Kirche auszeichnet. An den meisten Häusern sind große Gärten. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat mehrere gute Manufacturen und treibt mit Lima und Cusco einen lebhaften Handel. Sie hat auch eine Universität, die zwar dieselben Vorrechte, wie die zu Lima, genießt, aber auch eben so wenig reellen Nutzen stiftet, obgleich ihre Einwohner gebildet, einsichtsvoll und Liebhaber der Wissenschaften sind. b) Guancavelica, (12 Gr. 40 Min. s. Br.) in der gleichnamigen Provinz, 25 Meilen von Lima, 5 Meilen von Guamanga und 20 vom Meere, mit reichhaltigen Queckſilbergruben. c) Huanta (11½ Gr. s. Br.), zwiſchen dem Apurimak und Jaujafluſſe, reich an Südfrüchten, Getraide, Zuckerrohr und Coca, Blei und Salz ꝛc., womit ein ziemlicher Handel getrieben wird. d) Panſa. e) Lucanas.

4) Cusco, zum Theil gebirgig und rauh, aber reich an Gold- und Silberbergwerken. Großes und kleines Vieh im Ueberfluſſe, Handel und Gewerbe ſehr blühend, nur in den Gegenden, die wegen ihrer hohen und gebirgigen Lage ein etwas kälteres Klima, als die niedriger gelegenen haben, iſt einiger Mangel an Feldfrüchten; welche dagegen in den wärmeren deſto reichlicher gebaut werden. Die Provinz iſt ein Erzbisthum und war der Mittelpunkt und die Wiege des alten Peruaniſchen Reichs. Die vielen Ruinen von alten Tempeln, Paläſten, Waſſerleitungen, unterirdiſchen Gewölben, Grabmälern, Canälen und großen, gut erhaltenen Heerſtraßen und mehrere andere Denkmäler bezeugen noch jetzt, bis zu welcher Stufe die Civiliſirung der alten Peruaner unter der väterlichen Regierung ihrer Beherrſcher, der Incas, gediehen war. a) Cusco, (13 Gr., 20 Min. s. Br.) 92 Meilen von Lima, die ehemalige Hauptſtadt von ganz Peru zu den Zeiten der

Incas und die Residenz derselben, weshalb sich noch über 12,000 Peruaner, die aufgeklärtesten und fleißigsten des ganzen Volks, hier aufhalten, an einem Arme des Maranhon, auf einem unebenen Boden, am Abhange etlicher Hügel, wo der berühmte und prächtige Sonnentempel stand, auf dessen Ruinen jetzt das Kloster und die Kirche der Dominicaner erbaut ist *). Die Stadt giebt an Größe und Schönheit weder Lima noch Quito etwas nach. Sie hat mehrere ansehnliche steinerne Häuser und Paläste, 30,000 Einwohner, unter denen sich, des Handels wegen, viele Fremde befinden, mehrere sehr reiche Klöster und Kirchen, besonders eine prächtige Domkirche, einen katholischen Bischof und 2 katholische Universitäten, ein Inquisitionsgericht, verschiedene wissenschaftliche Collegien, Gerichtshöfe u. s. w. Die Einwohner, Spanier, Creolen, Mulatten, Mestizen, Indianer, sind sehr sinnreich und arbeitsam, und unterhalten viele Wollen-, Baumwollen- und Lederfabriken, liefern eine große Menge Gemälde, treiben Bildhauerei, malen auf Europäische Leinewand, verfertigen allerlei ausgelegte Waaren und Schnitzwerk von Holz und Elfenbein ꝛc. Etwa 4 Stunden von der Stadt ist das reizende Thal Yucay, das schon zur Zeit der Incas berühmt war, und wo man noch jetzt viele Ruinen von den Landsitzen und Lusthäusern der vormaligen Peruanischen Monarchen sieht. b) Cotobamba, (14 Gr. s. Br.) in der gleichnamigen Intendantschaft, am Apurimac, reich an Pferden und Maulthieren. In der Gegend Gold- und Kupferminen. c) Pamartambo, in deren Gebiet viele Zitronen,

*) Das Heiligste der Priester, die Monstranz, steht, wie man sagt, auf derselben Stelle, wo die Peruaner ehedem das Bild der Sonne von gediegenem Golde, in ungeheurer Größe aufgestellt hatten.

Wassermelonen, Coca, Affen, Papagaien, Jaguars, aber auch viele giftige Thiere gefunden werden.

5) Arequipa, eine überaus fruchtbare Landschaft, längs der Küste des Ozeans, an und auf den Anden, in welcher der größte Landsee von Peru, Titicaca, ist. Die vornehmsten Producte sind vieles Gold und Silber, Edelsteine, Getraide, Früchte, Oel- (Oliven), daneben die herrlichsten Viehweiden, Weinberge, Wiesen, Fische im Ueberfluß u. s. f. Die vornehmsten Oerter sind: a) Arequipa, die Hauptstadt (17 Gr., 25 M. s. B.) von Pizarro 1539 gegründet, der Sitz des Bischofs, ein wichtiger See- und Stapelplatz des Handels, die Hauptniederlage von Europäischen und Americanischen Waaren, in dem überaus reizenden Thale Quiloa, welches aber durch einen benachbarten Vulkan oft beunruhiget wird, mit 40 — 50,000 Bewohnern und vielen Fabriken und Manufacturen für den inländischen Bedarf, z. B. in Gold und Silber, Steinschneiden und Schleifen, in groben wollenen und baumwollenen Zeuchen ꝛc. Man genießt hier eines beständigen Frühlings und die Felder und Wiesen sind das ganze Jahr hindurch mit den schönsten Blumen geschmückt. Es ist hier auch ein Inquisitionsgericht und mehrere ansehnliche Kirchen und Klöster, schöne Häuser, Canäle, welche die Straßen reinigen, angenehme Spaziergänge u. s. w. Kurz, sie ist eine der schönsten und größten Städte in Peru, und unter den hier wohnenden 600 Spanischen Familien befindet sich vieler und reicher Adel. b) Arica (18 Gr., 26 Min. s. Br.), ganz nahe am Südmeere, ein ehedem sehr wichtiger Haven und Rhede, und bedeutender Handelsplatz der Spanier. Er war die Niederlage aller Schätze aus Potosi, die jetzt in Lima ist, und von Natur und durch Kunst sehr befestiget. Jetzt wird der Haven nur noch wenig besucht und Stadt und

Handel sind im Abnehmen begriffen. c) Moquehua, in dem Bezirke gleiches Namens. In der Umgegend viele Vulkane, Weinwachs und einige Silberminen. d) Canames, in einer fruchtbaren und angenehmen, gleichnamigen Landschaft, welche vielen Pfeffer, Wein, Oel, Feigen, etwas Gold, buntfarbigen Felskrystall und Vitriol hervorbringt, womit die Einwohner Handel treiben.

6) La Paz, ebenfalls ein Bisthum mit 6 Corregimientern oder Gerichtsbezirken, die nach Verhältniß ihrer Lage an Klima und Fruchtbarkeit sehr verschieden sind. Es liegt größtentheils in den Cordilleras und hat daher meistens rauhe Luft, die Thäler ausgenommen. Gold, Bauholz, Getraide, Coca, Zimmet, Zuckerrohr, wilde Thiere, Lama's, Vicunna's und Guanaco's in ganzen Heerden, sind die Hauptproducte. Die Provinz ist nur schwach bevölkert und ganze Strecken sind wüste, menschenleer und unangebaut, besonders in der Gegend der Hauptstadt a) La Paz selbst. Sie liegt an der südlichen Spitze des Sees Titicaca, zwischen den Cordilleras, ist der Sitz eines Bischofs, hat 20,000 Einwohner, mehrere schöne öffentliche Gebäude, 4 Kirchen, einige Klöster, hübsche Straßen mit Springbrunnen geziert, und treibt ziemlich einträglichen Handel. Der nahe vorbeifließende Fluß enthält in seinem Sande Goldkörner. b) Huancana, in der Corregidorie Paucarcolla. c) Chicuito, am Titicacasee. d) Achaguachu, in der Corregidorie Amasuyos, mit schlechten Wollenzeuch-Manufacturen. e) Zorata, in der Corregidorie Larecaja, mit guter Viehzucht und einigen Goldminen.

Anmerkung. Noch erwähnen die Reisebeschreiber einiger Provinzen in Peru, z. B. Tinta, Tarma, Tarija,

Lambayeque oder Sanna, Manoa, Cumbasa, Chachapoyas, Capatombo, Comas, Guamalis u. a. m. Weil sie aber nicht auf allen Charten stehen, zum Theil auch den vorher angeführten einverleibt sind und wenig Interessantes enthalten, so übergehen wir sie, der Kürze halber, mit Stillschweigen, und verweisen deßhalb auf Skinner's Peru nach seinem gegenwärtigen Zustande, bearbeitet von Weyland und von Bertuch herausgegeben. Weimar, 1807. 2 Bände.

2. Die Audienzia de Chile oder Chili, (spr. Tschile *), welche die Leser zum Theil schon aus der allgemeinen Beschreibung des Vicekönigreichs Peru kennen, erstreckt sich vom 24 — 45 Gr. s. Br. und vom 304 — 308 Gr. westl. Länge von Ferro. Die Länge von Norden nach Süden beträgt 260 — 270 Meilen, und seine größte Breite von Osten nach Westen, mit Inbegriff der Anden, vom Vorgebirge Rumena im Südmeere bis zum Cap Corrientes im Atlantischen Ozean, 230 Meilen, die Arealintension 23,600 Quadratmeilen. Es liegt also von Peru südlich, zu beiden Seiten der Anden, und gränzt in Osten an das Vicekönigreich Rio de la Plata, namentlich an die Provinzen Tucuman, Cordoba, Buenos-Ayres und das Atlantische Meer, in Süden an Patagonien und in Westen an die Südsee. Es steht mit Peru unter einem Vicekönig und der östliche Theil des alten Chile ist zum Vicekönigreiche la Plata gezogen. Die Bevölkerung ist zwischen 240,000 und 250,000 Seelen. Es hat das angenehmste Klima von der Welt; Kälte, Schnee, Gewitter und Hagel sind hier unbekannt (außer in den höheren Gebirgsgegenden, wo Frost und Schnee nicht aufhören), desto häufiger aber Erdbeben. Die Wit-

*) Man sehe des Abt Vidaure kurzgefaßte Geschichte des Königreichs Chile, aus dem Italienischen in's Teutsche übers. von L. J. J. Hamburg, 1782. Mentelle und Malte-Brun Amérique, T. II. p. 267 u. a. m.

terung ist abwechselnd. Seine Flüsse sind größtentheils Küstenflüsse, die von den Cordilleras kommen und das Land reichlich bewässern. In Ostchili giebt es eine Menge Steppenflüsse, besonders der große Desaguadero. Außerdem noch 2 große Hauptflüsse von Norden nach Süden, a) der Mora-Lee-Leuvu*) oder Como Leuvu (d. ist rother Fluß) auch Desaguadero de Mendoza und Rio Colorado, der aus den Guanacachesseen kommt und durch das Land der Aucaer, Puelchen, Serraner, Chacheheter in das Atlantische Meer geht. b) Südlicher der Desaguadero Segunda, oder Cusu Leuvu, auch Rio de los Sauzes und Negro fließt zwischen den Seen del Limite, Pfennegusa und Thehuel ebenfalls in's Atlantische Meer. — 14 große Vulkane, die es vormals oft beunruhigten, scheinen jetzt von ihren schrecklichen Ausbrüchen nachgelassen zu haben. Südlichter (was wir auf unserer Halbkugel Nordlichter nennen) sind in Chile selten, auf den Chilischen Inseln aber, die weiter nach Süden liegen, giebt es schon mehrere. Auf den hohen Gipfeln der Anden sollen sie sich prächtig ausnehmen, zumal auf dem Descabesado, welcher ziemlich die Höhe des Tschimborasso erreicht, wo man auch Patellen, Hörner- und Kräuselschnecken findet, zum Theil calcinirt, zum Theil versteinert.

Der Boden ist in West-Chili wegen der Menge mineralischer Theile, womit er geschwängert ist, überaus fruchtbar, so daß man gar nicht zu düngen pflegt. Ost-Chili hingegen ist in der Nordhälfte morastig und voller Riedgras, in der Südhälfte waldig und gebirgig. Die westlichen Striche sind mit vielen großen und tiefen Höhlungen, Schluchten und Grotten durchschnitten und mit

*) Leuvu heißt im Peruanischen ein Fluß.

verhärteten Meeresproducten bedeckt, daß also höchst wahrscheinlich diese niedrigere Küste vor Alters Seegrund gewesen ist, das Meer sich von der Gebirgsseite allmählich zurückgezogen und dieß schmale Land freigelassen hat. — Die Einwohner sind theils ursprüngliche, theils Spanier, Creolen, Mestizen, Mulatten ꝛc., theils aus Afrika hierher versetzte Neger. Unter den Indianern, die zum Theil noch frei und der Spanischen Herrschaft bis jetzt nicht unterworfen sind, bemerken wir vornämlich die Puelchen, Pequenchen, Chiquillaner, Serraner, Checheheter, Arauker, ein sehr zahlreicher Stamm, Cuenchen, Guelchen, Aucaer, ein Stamm von vielen anderen Geschlechtern, Docueteker, Toelichner, Tehuelheter, Moluchen oder Molutschen, Chulilaucunier, Poyuer u. a. m. Die, in den westlichen Gegenden den Spaniern unterworfenen, sind größtentheils bekehrt und ziemlich civilisirt, die östlich Wohnenden aber noch sehr wild, roh, unwissend, unter Zelten lebend, nähren sich von Pferdefleisch und gehen fast ganz nackend. —

Chile erzeugt eine Menge kostbarer Producte, als Gold *), Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Quecksilber und andere Halbmetalle, Goldstaub, und darunter Stücken von 15 Unzen, im Sande der Flüsse Edel- und Bausteine, Marmor, Thon- und Farbenerden, Schwefel, Salz, Salpeter, Salmiak. Alaun, mineralische Wasser, Erdharze, Marienglas (Tafeln von 1 — 2 Fuß), Bergkrystalle; die schönsten Weiden, Orangenbäume, Zimmet, Wein, Getraide (das 60 — 70, ja 100 — 150fältig lohnt), Oliven, Kartoffeln (die auf allen Feldern wild wachsen), alle Arten von Bäumen, z. B. rothe Cedern

*) Das Chilesche Gold wird für das reinste in der Welt gehalten und davon jährl. für 4 Millionen Piaster gewonnen.

terung ist abwechselnd. Seine ganze Wälder voll der Küstenflüsse, die von den [illegible] wächse und Hülsenfrüchte Land reichlich bewässern. [illegible] die Gentiana, Cachanla Steppenflüsse, besonders [illegible] chstaude, die hier eigentlich Außerdem noch 2 große [illegible] das dem Basilicum gleicht und den, a) der Mor[illegible] mit Salzkügelchen bedecken, die vu (d. ist rother [illegible] des Salzes gebraucht werden), die doza und Rio [illegible] che eine schwarze Farbe giebt und auch seen kommt [illegible] nutzt wird), Madi (eine Oelpflanze) Zachen, Ser[illegible] [illegible], Kulli u. a. m. Die vorzüglichsten geht. b) [illegible] sind: Vicunna, Guanaco, Gürtelthiere, Gue- oder C[illegible] Chilihueque (sämmtlich aus dem Geschlechte der Ka- Neg[illegible] Löwen (hier Pagi's genannt), Esel, der ge- ner[illegible] Fuchs und der Culpey, welcher 2 — 3 Mal [illegible] ist als jener, Guigna (eine kleine Tigerart), wilde [illegible], Gemse, Hirsche, Hasen, Chinghe (eine Art Stinkthiere), Quiqui (eine braune Wiesel), Stachelschweine, schöne Pferde, sehr großes Rindvieh, Schafe, Schweine, Fischottern, Viscacha (wie ein Kaninchen), Chine (ein frommes Thierchen, das viel Aehnliches mit einem Schooshündchen hat), Piguchen (ein vierfüßiger Vogel, fast wie die Fledermaus, nur viel größer), Ziegen ꝛc. Unter den Vögeln zeichnen sich aus: der große Condor, Reiher, Flamingo, Pinguin (etwas größer als eine Gans), Strauße, (besonders am See Naguelguaxi), Pelikan oder Alcatraz, Paxaro-Ninho (sieht in der Ferne wie ein nacktes Kind aus und hat die Größe eines Truthahns), Treguel oder Keltreu (wie ein starker Tauber, nur mit zweimal längeren Füßen), Papagaien, Colibris, Trenca, (eine Art Krammetsvogel), der Piccaflor (ein kleiner, niedlicher und wegen der goldenen Farben seiner Federn prächtiger Vogel, aus dem Geschlechte der Colibris), Adler, Falken, Habichte, Eulen, Tauben, Störche, wilde Enten u. a. m., zusammen 102 verschiedene Gattungen. Ferner Wallfische, Seebäre, Seewölfe, Wall-

Meerkatzen, Guillins (ein Wasserthier, so groß wie Hund), Coipus, (etwas kleiner als der Guil- rebse, Schildkröten, Meerschweine, Austern Menge anderer Schaalthiere, Fische im Ue- verschiedensten Gattungen, als: Cabli- metterlinge, Insecten, Amphibien, u. a. m. ießt Chile den großen Vorzug, daß es frei ist allen schädlichen Thieren. Von giftigen Schlan- , Ottern, Tigern, Bären, Wölfen, wilden Schweinen und anderen giftigen und gefährlichen Thieren weiß man hier nichts.

Chile kann man in 3 Theile theilen: a) In das den Spaniern unterworfene Land. b) In die Länder der noch freien Indianer. c) In die dazu gehörigen Inseln. Da wir die Länder der freien Indianer aber noch besonders behandeln werden, so bleiben uns hier nur die Spanischen Besitzungen und die Inseln, welche ebenfalls den Spaniern gehören, zu betrachten übrig.

1) Die Spanischen Provinzen in Chile sind folgende:

a. Copiapo, im Norden, wo es an die Peruanischen Wüsten gränzt, im Osten die Anden, im Westen das Meer und im Süden die Provinz Coquimbo hat. Die Flüsse Salado, Copiapo, Castagno, Guasco und Tottoral bewässern es hinlänglich. Gold, Lasurstein, Schwefel und Krystallsalz sind die vornehmsten Naturerzeugnisse. Die gleichnamige Hauptstadt (26 Gr., 50 Min. s. Br.) liegt am Meere auf einer sehr reichen Goldmine, hat einen vortrefflichen Haven und außer den Bergleuten, etwa 700 Einwohner, eine Kloster- und eine Pfarrkirche.

bis zu einer erstaunlichen Höhe, ganze Wälder voll der herrlichsten Obstarten, Gartengewächse und Hülsenfrüchte von sehr mannichfaltiger Art, die Gentiana, Cachanlahuen (eine Art von Weihrauchstaude, die hier eigentlich zu Hause ist), Salzkraut, (das dem Basilicum gleicht und dessen Blätter sich täglich mit Salzkügelchen bedecken, die abgeschüttelt und statt des Salzes gebraucht werden), die Wurzel Panke (welche eine schwarze Farbe giebt und auch zum Gärben benutzt wird), Madi (eine Oelpflanze) Zapallo, Quinua, Kulli u. a. m. Die vorzüglichsten Thiere sind: Vicunna, Guanaco, Gürtelthiere, Guemul, Chilihueque (sämmtlich aus dem Geschlechte der Kameele), Löwen (hier Pagi's genannt), Esel, der gewöhnliche Fuchs und der Culpey, welcher 2 — 3 Mal größer ist als jener, Guigna (eine kleine Tigerart), wilde Katzen, Gemse, Hirsche, Hasen, Chinghe (eine Art Stinkthiere), Quiqui (eine braune Wiesel), Stachelschweine, schöne Pferde, sehr großes Rindvieh, Schafe, Schweine, Fischottern, Vicacha (wie ein Kaninchen), Chine (ein frommes Thierchen, das viel Aehnliches mit einem Schooshündchen hat), Piguchen (ein vierfüßiger Vogel, fast wie die Fledermaus, nur viel größer), Ziegen ꝛc. Unter den Vögeln zeichnen sich aus: der große Condor, Reiher, Flamingo, Pinguin (etwas größer als eine Gans), Strauße, (besonders am See Naguelguari), Pelikan oder Alcatraz, Parato-Ninho (sieht in der Ferne wie ein nacktes Kind aus und hat die Größe eines Truthahns), Treguel oder Keltreu (wie ein starker Tauber, nur mit zweimal längeren Füßen), Papagaien, Colibris, Trenca, (eine Art Krammetsvogel), der Piccaflor (ein kleiner, niedlicher und wegen der goldenen Farben seiner Federn prächtiger Vogel, aus dem Geschlechte der Colibris), Adler, Falken, Habichte, Eulen, Tauben, Störche, wilde Enten u. a. m., zusammen 102 verschiedene Gattungen. Ferner Wallfische, Seebäre, Seewölfe, Wall-

rosse, Meerkatzen, Guillins (ein Wasserthier, so groß wie der gemeine Hund), Coipus, (etwas kleiner als der Guillin), große Krebse, Schildkröten, Meerschweine, Austern und eine große Menge anderer Schaalthiere, Fische im Ueberfluß und in den verschiedensten Gattungen, als: Cabliau ꝛc., auch Schmetterlinge, Insecten, Amphibien, u. a. m. Dabei genießt Chile den großen Vorzug, daß es frei ist von fast allen schädlichen Thieren. Von giftigen Schlangen, Ottern, Tigern, Bären, Wölfen, wilden Schweinen und anderen giftigen und gefährlichen Thieren weiß man hier nichts.

Chile kann man in 3 Theile theilen: a) In das den Spaniern unterworfene Land. b) In die Länder der noch freien Indianer. c) In die dazu gehörigen Inseln. Da wir die Länder der freien Indianer aber noch besonders behandeln werden, so bleiben uns hier nur die Spanischen Besitzungen und die Inseln, welche ebenfalls den Spaniern gehören, zu betrachten übrig.

1) Die Spanischen Provinzen in Chile sind folgende:

a. Copiapo, im Norden, wo es an die Peruanischen Wüsten gränzt, im Osten die Anden, im Westen das Meer und im Süden die Provinz Coquimbo hat. Die Flüsse Salado, Copiapo, Castagno, Guasco und Tottoral bewässern es hinlänglich. Gold, Lasurstein, Schwefel und Krystallsalz sind die vornehmsten Naturerzeugnisse. Die gleichnamige Hauptstadt (26 Gr., 50 Min. s. Br.) liegt am Meere auf einer sehr reichen Goldmine, hat einen vortrefflichen Haven und außer den Bergleuten, etwa 700 Einwohner, eine Kloster- und eine Pfarrkirche.

b. Coquimbo, im Norden an die vorige gränzend, von den Flüssen Coquimbo, Tongoi, Li und Chuapa durchströmt. Sie ist reich an Silber, Queckſilber, Kupfer, Eiſen, Wein, und anderen Americaniſchen und Europäiſchen ten. Coquimbo, die Hauptſtadt und älteſte in le, (29 Gr., 50 Min. ſ. Br.) am gleichnamigen und nicht weit vom Meerbuſen gleiches Namen einer mäßigen Höhe, mit einem kleinen Haven ſchlecht gebaut, treibt aber einen ſtarken Hand Schwefel, Kupfer, Talg, Fiſchen ꝛc.

c. Quillota, im Süden der vorigen, eine der ſten Provinzen an Gold und Einwohnern; auch ihr herrliches Obſt, Waizen, Hanf und Leder ſeh ſchätzt. Ihre Flüſſe ſind Longotoma, Ligua, mache und Aconcagua. Der beſte Ort iſt paraiſo mit einem vortrefflichen Haven und Zitadelle, der Hauptſtapelplatz des Chileſchen H nach Spanien und Peru, beſonders mit Waizen, ſe, Obſt, Corduan, Tauwerk ꝛc., ſelbſt die Stad Jago muß ſich dieſes Havens bedienen, ob ſie 15 Meilen von ihm entfernt liegt. — Quil oder San Martino (32 Gr., 56 Min. ſ. B einem angenehmen Thale, mit 2 Kirchen und 4 ſtern.

d. Aconcagua, zwiſchen Coquimbo, Quill San Jago und dem Gebirge, mit den Flüſſ vorigen; fruchtbar an Getraide, Obſt, Melon Die reiche Silbergrube Uspallata und einige Kupf nen liegen in ihrer Mitte. Die vornehmſte glei nannte Stadt, mit 4 Klöſtern und einer Pfarrk hat eine angenehme Lage.

e. Melipilla, gränzt im Norden an Quillota, Oſten an San Jago, im Süden an den Fluß M und im Weſten an das Meer. Sie wird von den

stenflüssen Poangue und Mapocho, des ansehnlichsten Küstenflusses in Chile, der weiterhin Maipo heißt, durchströmt und ist ergiebig an Wein, Getraide und Südfrüchten. Die nicht stark bevölkerte Hauptstadt gleiches Namens liegt in einer schönen, fruchtbaren Gegend, hat eine Kirche und 2 Klöster.

f. San Jago, die vornehmste Provinz, südlich unter Aconcagua und westlich von Melipilla. Neben den Flüssen Mapocho, Colina und Lampa hat sie auch einen 2 Meilen langen See, Pudaguel, und ist der schönste und fruchtbarste Theil von ganz Chile, denn sie bringt Wein, Obst, Waizen, Gold, Silber und andere Geschenke der Natur im Ueberflusse hervor. In der großen und schönen Ebene von Mapocho (an dem Flusse dieses Namens) $4\frac{1}{2}$ Meilen vom Meere, in einer höchst reizenden Gegend, am Thale Chile (von welchem das Land den Namen hat), sieht man die Hauptstadt des ganzen Landes, San Jago (St. Jacob) liegen, (unter 33 Gr., 31 Min. s. Br). Sie ist der Sitz des Generalcapitäns, der Regierung, einer Audienz, des Bischofs und mehrerer Gerichtshöfe, hat nahe an 50,000 Einwohner, welche vermittelst des Havens Valparaiso einen wichtigen Handel treiben, niedrige, meistens aus Backsteinen erbaute Häuser, mehrere Kirchen, unter denen die Kathedralkirche sich vorzüglich gut ausnimmt, 19 reiche Klöster, eine Universität, ein bischöfliches Seminarium, ein Waisenhaus, eine Münze, ein adeliches Collegium, einen prächtigen Marktplatz, in dessen Mitte ein schöner Springbrunnen von Kupfer steht. Durch eine große steinerne Brücke stehen die ansehnlichen Vorstädte mit der Stadt in Verbindung. Die Straßen sind schnurgerade, 36 Schuh breit und rechtwinkelig durchschnitten, und alle Häuser haben Gärten. Die großen und reichen Kaufläden sind unter Portico's.

In der ganzen Bauart gleicht San Jago faſt völlig der Stadt Lima.

g. Cuyo, liegt ganz im Weſten der Guanacache-Seen und gehört zu Oſt-Chile, hat aber einen fruchtbaren Boden und einträgliche Salzwerke. Von Einigen wird es ſchon zum Vicekönigreich la Plata gerechnet. Der Hauptort iſt Mendoza mit 6000 Einwohnern, dann Aſcenſion, San Juan und Punta.

h. Rancagua, eine, von den Flüſſen Maipo und Cachapol eingeſchloſſene, von den Anden bis an's Meer gehende, Provinz. Der Codegua und Chocalan durchſtrömen ſie: überdieß hat ſie noch 2 Seen Aculeu und Bucalemu, beide 4 — 5 Meilen im Umfange, und einen Salzſee, welcher vieles Salz liefert. Sie iſt fruchtbar an Getraide und hat reiche Goldgruben. Der beſte Ort iſt Rancagua oder San Cruz de Trianna (34 Gr. ſ. Br.), mit einer Kirche und zwei Klöſtern.

i. Colchagua, im Süden der vorigen, zwiſchen den Anden und dem Meere, von 3 Küſtenflüſſen und 2 großen Seen bewäſſert. Fruchtbar an Getraide, Wein, Obſt, Gold und anderen Mineralien. Der beſte Ort iſt San Ferdinandez, (34 Gr., 18 Min. ſ. Br.), erſt ſeit 1742 erbaut, nahe an dem ſchönen Fluſſe Linguiririca, mit einer Kirche, einem Kloſter und einem ehemaligen Jeſuiter-Collegium.

k. Maule, zwiſchen den Anden und dem Meere, gerade unter Colchagua von dem gleichbenannten Fluſſe durchſtrömt und reich an Getraide, Gold, Wein, Obſt, Salz, Vieh und Meer- ſowohl, als Flußfiſchen, da eine Menge kleiner Bäche ſie durchkreuzen. Die beſten Käſe in Chile werden hier gemacht, die weder dem Holländiſchen noch Parmeſankäſe etwas nachgeben. Die Hauptſtadt iſt Talca oder St. Auguſtin (34 Gr., 47 M. der

Br.), mit 3 Klöstern und einer Kirche. Die Provinz enthält noch 5 Flecken und 4 Indianische Dörfer.

l. Itata, längs der Südsee zwischen Maule, Chillan und Puchacai. Der gleichnamige Fluß durchströmt sie und ihr Boden bringt den besten Wein in Chile hervor; auch wird vieles Gold aus den Bergen und dem Flußsande gezogen. Der Hauptort ist Eulemou.

m. Chillan, südlich unter Maule, östlich hat sie die Alpen, westlich Itata. Sie wird von 5 Küstenflüssen reichlich bewässert, unterhält große Schafheerden und bringt Wein und Getraide im Ueberfluß hervor. Die beste Stadt ist S. Bartolomeo de Chillan (36 Gr. d. Br.), oft von den Araukern und noch 1751 von einem Erdbeben verwüstet: drei Mönchsklöster und ein gewesenes Collegium der Jesuiten.

n. Puchacai (findet sich nicht auf den Charten, sondern bloß die Hauptstadt Conception), am Meere nördlich von Itata. Ihr Boden, der von einigen kleinen Flüssen bewässert wird, ist reich an Goldstaub und sehr großen, köstlichen Erdbeeren, Wassermelonen und anderen Südfrüchten. Der vornehmste, erst 1754 erbaute Ort darin ist Gualqui unter 36 Gr., 44 Min. südlicher Breite.

o. Huilquilemou, zwischen Chillan, den Anden und Puchacai, von 4 Flüssen bewässert und reich an Goldstaub und köstlichem Muscatwein. Die Einwohner sind tapfer und in den Waffen geübt, wegen der Einfälle der benachbarten Arauker. Um die Streifereien dieses unruhigen Volks zu verhindern, haben die Spanier einige Gränzfesten gegen sie aufgeführt. Der Hauptort ist Estonchia del Re, oder San Aloysius Gonzaga, unterm 36. Gr., 45 Min. der Breite.

p. Die Präfectur la Conception, eigentlich noch zu Puchacai gehörig, aber das Prärogativ eines besonderen

Stadtgebiets genießend, weil in ihr die vormalige Hauptstadt von Chili, la Conception, (36 Gr., 42½ M. s. Br.) liegt. Jetzt hat sie freilich diese Ehre der Stadt San Jago überlassen, aber das Recht erhalten, daß der Präsident der Audienz 6 Monate hier bleibt, und die anderen 6 Monate in San Jago sich aufhält. Sie ist mithin dem Range nach die zweite Stadt in Chile, liegt in einem angenehmen Thale an einem schönen Meerbusen der Südsee und am Flusse Biobio, hat einen guten Haven, 14,000 Einwohner, einen katholischen Bischof, ziemlichen Handel mit Landesproducten, einen schönen Palast des Präsidenten, mehrere Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöster, ein bischöfliches Seminarium, eine adeliche Lehranstalt ꝛc. Die Häuser sind auch hier, wegen der häufigen Erdbeben, ganz niedrig und bloß einschoßig gebaut.

g. Valdivia, unter dem vorigen, dem Südmeere entlang, auf beiden Seiten des Flusses Valdivia, mitten unter den kriegerischen Araukern, etwa 12 Meilen lang und 6 Meilen breit. Sie ist reich an vortrefflichem Holze und Goldstaube, dem reinsten in ganz Chile. Der Hauptort ist die feste Stadt und Haven Valdivia am Südmeere (39 Gr., 58 Min. s. Br.), erbaut 1551 von dem Spanier Pedro Valdivia, mit 2900 Einwohnern, einem Bischofe und ziemlichem Handel mit Getraide, Häuten, gesalzenen Lebensmitteln ꝛc. wofür Sclaven, Zucker, Chocolade, Manufacturwaaren ꝛc. gegeben werden. Fast alle Verbrecher aus Peru und Chile werden zur Arbeit an den Festungswerken und anderen Gebäuden hierher geschickt. Der Haven wird von einem schönen Busen des Valdiviaflusses gebildet, und ist in der Südsee einer der sichersten, geräumigsten und befestigtsten.

2) Die zu Chile gehörigen Inseln sind folgende:

a. Die westlich von der Küste (unter 33 Gr., 42 Min. s. Br.) in der Südsee liegenden 2 Inseln Juan Fernandez. Sie haben den Namen von ihrem ersten Entdecker, der hier die ersten Ziegen an's Land setzte, welche sich nachher unendlich vermehrten. Es sind ihrer 2, die größere heißt de Tierra und ist ziemlich fruchtbar, hat ein vortreffliches Klima, Myrthenbäume von 40 Fuß, und Pimentobäume von 60 Fuß Höhe, Baumwollenbäume von seltener Größe und Stärke, schwarze, sehr gute Pflaumen, viele antiscorbutische Pflanzen, als Sauerampfer, Kresse, Portulak ꝛc., viele Ziegen und eine große Menge Fische, auch Europäische Obstarten und Küchengewächse, welche der Englische Commodore Anson 1741 hier anpflanzte. Die Cumberlandsbai ist ihr Haven. Hohe Berge wechseln mit angenehmen Thälern ab, die von kleinen Bächen bewässert werden, und keine Phantasie kann malerischere Gegenden darstellen, als die Natur hier gebildet hat. Die kleinere, de las Cabras, mehr westlich liegende Insel, hat nur eine Stunde im Umfange und ist ein bloßer, über das Meer hervorragender und unfruchtbarer Fels, ohne Gras und Bäume. Bewohnt sind diese Inseln nicht, sondern sie werden nur dann und wann von Schiffern besucht. Noch mehr westlich liegt die, ebenfalls unbewohnte, Insel Massafuero.

b. Die Chiloe-Inseln im Süden*), unfern der Küste (vom 44. Gr., 18 Min. bis 45 Gr., 55 Min. s. Br.), auch Archipelagus de los Huaytecas (von einer der größten dieser Inseln) oder de los Chonos (von den Indiern des festen Landes, welche hier vormals häufig Muscheln suchten, also benannt), eine Gruppe von wenigstens 3000 kleinen und größeren Inseln zum Theil bloße Felsenberge, von denen die größte Chiloe heißt. Sie betragen zusammen dennoch 173 Quadratmeilen und enthalten über 70,000 Bewohner. Man findet auf ihnen Rindvieh, Schweine, Leoparden,

*) Man sehe die beigefügte Charte davon.

Wölfe, wilde Gänse, Wallfische, Stockfische, Seeotter, Schwerdtfische, Bauholz, schöne Cypressen, wilde Obstbäume u. s. w., aber kein trinkbares Wasser. Der Boden ist mit Ausnahme von Chiloe, Icalao, Quisnaneo, Ajaupa und Jenquehuen, keines sonderlichen Anbaues fähig. Chiloe, die größte, hat rings um sich 48 kleinere, von denen 25 bevölkert sind. Sie ist über 20 Meilen lang und 5 — 6 Meilen breit und hat 25.000 Einwohner, die sich mit Rindvieh- und Schweinezucht, Jagd und Fischfang, und mit Verfertigung wollener Waaren und Holzhandel beschäftigen. Sie ist überaus fruchtbar, bringt Korn, Gerste, Flachs, Papas, wilde Schweine, deren Schinken so wohlschmeckend sind, daß sie weit und breit versendet werden, Pferde, Schafe, wilde Gänse und Enten, Fische, Krebse ꝛc. in Menge hervor, und hat ein sehr angenehmes Klima, nur daß sie öfteren Stürmen ausgesetzt ist. Der Hauptort Chacao, hat einen wohlbefestigten Haven und ist der Sitz eines Spanischen Gouverneurs. Hier wird auch ein kleiner Küstenhandel getrieben. 2 andere kleine Orte sind Castro und San Carlos.

Anmerkung. Das sonst hierher gezogene Ost-Chile, welches durch die Cordilleras von West-Chile getrennt wird und meistens aus großen, unfruchtbaren Ebenen, Steppen, morastigen, gebirgigen und waldigen Gegenden besteht, die vom Desaguadero, Huaranca Leru und Cusu Leru durchschnitten werden, wenig bevölkert ist, und wo der Hauptort Mendoza heißt, mit 6000 Bewohnern und reichen Silbergruben in der Nähe; so wie die Länder der Araucker, Puelchen, Tehuelten, Aucaer, Checheheter, Moluchen und anderer Indianerstämme, und die Ebenen der Pampa del Sacramento, die alle in Ost-Chile liegen und bis an den Rio de la Plata sich erstrecken, versparen wir bis zur Beschreibung des Vicekönigreichs de la Plata und der Länder der freien Indianer in der folgenden Abtheilung.

Süd-Amerika.

Dritte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Theile und Länder.

Süd-America.

Beschreibung der einzelnen Länder.

3.

Das Vice-Königreich Rio de la Plata *).

1.

Name, Lage, Gränzen, Eintheilung, Größe, Bevölkerung.

Das Spanische Vicekönigreich Rio de la Plata hat seinen Namen von dem dasselbe durchströmenden Hauptflusse Rio de la Plata erhalten, der von seinem Ursprunge an eigentlich Parana und erst bei seinem Ausflusse Rio de la Plata heißt. An demselben, und dem sich mit ihm vereinigenden, eben so großen Paraguay, zwischen Brasilien, dem Atlantischen Meere im Süden, Peru, Chile und Patagonien liegt das weite Reich de la Plata. Im Norden gränzt es an Peru, Brasilien und die Länder vieler, uns noch wenig bekannten Indianischen Völker-

*) Man hat noch wenig besondere Werke über diesen Theil von Süd-America. Die besten Nachrichten darüber findet man noch in Muratori Missions du Paraguay, nach der Franz. Uebers., Charlevoix Geschichte von Paraguay, 2 Theile, und Davies Briefe über Paraguay, auch zum Theil in den schon angeführten Schriften über Peru.

schaften, im Osten ebenfalls an Brasilien und das Atlantische Meer, im Süden an Patagonien (Magelhanien) und im Westen an Peru und Chile. Die Arealgröße beträgt nahe an 40.000 Quadratmeilen und die Bevölkerung etwas über 900,000 Köpfe. Die gegenwärtige Eintheilung besteht seit 1776. Nach derselben kann man es bequem unter 4 große Provinzen bringen: A. La Plata an sich, oder Südperu, auch Charcas genannt. B. Tucuman. C. Ostchile oder Cujo. D. Spanisch Paraguay. In dem bei weitem größten Theile dieses Vicekönigreichs werden die Unterabtheilungen beinahe alle Jahre geändert, je nachdem neue Anpflanzungen, Städte oder Colonien entstehen und ältere vergehen, oder verlassen werden. Es würde daher wenig interessant seyn, sich in kleinliche Untersuchungen über alle, von den Spaniern vorgenommene, Veränderungen in der Abtheilung der einzelnen Bezirke oder Intendantschaften einzulassen, und mit manchen neueren Geographen zu streiten über eine neu gemachte Einrichtung in dieser oder jener Provinz, die vielleicht morgen nicht mehr besteht.

2.

Klima und Naturbeschaffenheit. Boden, Berge und Gewässer.

Da das Vicekönigreich Rio de la Plata in der gemäßigten Südzone liegt, so ist das Klima weder zu kalt, noch zu warm, es herrscht, im Ganzen genommen, eine gesunde Luft, in einigen Gegenden ist es feucht, Gewitter sind ziemlich häufig. Bloß das nördliche Viertel hat große Hitze, und wenn bei uns Frühling ist, ist dort schon

voller Sommer. Südwinde wehen selten und die Westwinde werden durch die hohen Andengebirge abgehalten. Im Winter friert denn doch auch das Wasser bisweilen. Der Boden ist größtentheils, zumal in den Thälern und Ebenen, fruchtbar. Der westliche und nördliche Theil hat viele Berge, indem große Ketten der Anden an demselben hinziehen und mehrere Zweige weit in's Land hinein gehen. Der östliche Theil enthält unabsehbare Ebenen oder Flächen, (Pampas), Moräste, Wüsten, Wälder, viel trockenes, mit Holz bewachsenes Sandland, auch viele Salz- und Salpeterstriche, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß von Salpeter anschießt, und auch die Quellen und Bäche salzig werden. Die Wälder wimmeln von wilden Thieren und Ungeziefer, daher es die Spanier für einen Sammelplatz des Elendes, die Wilden aber, welche, zumal im Innern, noch ganze Strecken einnehmen, für ein Elysium ansehen. Die unfruchtbarste Gegend ist die um Potosi, welche aber zugleich den reichsten, jetzt schon sehr erschöpften Silberschatz (seit 1545 entdeckt und bearbeitet) auf dem Erdboden enthält.

Unter den Gewässern befinden sich mehrere große Seen und sehr ansehnliche Flüsse. Der größte See ist der de los Xarayes oder Oberoba in der Provinz de los Chiquitos, zwischen dem 17—22 Grad südlicher Breite, der durch periodische Ueberschwemmungen des Landes aus dem Zusammenfluß der, vom November bis in den Februar häufig fallenden, Regen und dem Austreten mehrerer Flüsse, dem Paraguay entlang, entsteht, 112—120 Meilen lang, 40—45 Meilen breit, wegen seiner seichten Tiefe aber nicht schiffbar, und den größten Theil des Jahrs mehr ein Sumpf und mit Moraspflanzen bedeckt ist, auch ein Paar Inseln, (hervorragende Hügel) hat. Ferner die Seen Pacipa und Andalgata, durch einen Fluß mit einander verbunden, unweit des Flusses Mamore, No-

gaguala, etwas mehr nach Westen (12 Gr., 15 Min. s. Br.), Ibera zwischen den Flüssen de la Plata, Parana und Uruguay, mit vielen Inseln, 30 Meilen lang, und 5—15 Meilen breit, in welchen der Fluß Mirmay fällt, zwei kleine Seen unweit des Guaporefluſſes (13 Gr., 40 Min. s. Br.), mehrere kleine Seen in der Provinz los Chiquitos, ein nicht unbeträchtlicher See unter dem Cochobambafluſſe (20 Gr. s. Br.), mehrere in der Provinz Chaco, die Seen de los Porongos (unter'm 31 Gr.) u. a. m. Viele darunter sind Salzseen. —

Die vornehmsten Flüsse sind:

1) Der Paraguay, bei seinem Ausflusse la Plata. Die Mündung dieses großen Stromes ist zwischen dem 34—35 Grade der Südbreite und dem Capo de Santa Maria im Norden und Capo de San Antonio im Süden an 20 Meilen breit. Von seiner Quelle an (13 Gr., 30 Min. s. Br.) in der Sierra del Paraguay bis zu seinem Ausflusse in's Atlantische Meer legt er einen Weg von wenigstens 500 Meilen zurück, ist vom 16ten Grade an für kleinere Fahrzeuge bis zum Meere, obgleich wegen der Menge der Klippen und Wasserfälle, so wie der vielen sich durchkreuzenden Ströme, nicht ohne Gefahr, schiffbar, nimmt mehr als 40 andere, zum Theil sehr bedeutende Flüsse auf und überschwemmt das Land jährlich mehrmals. Erst von der Vereinigung mit dem Uruguay an bekommt er den Namen Rio de la Plata oder Silberfluß, da er zuvor Rio Parana genannt wird, nach dem bei Corrientes (unter'm 27½ Gr.), in ihn fließenden Paranaſtrom. Sein ganzes weites Flußgebiet hängt von Norden her, also zusammen. Der Parana entspringt aus mehreren Armen im südlichen Brasilien, und läuft zuerst von Nordost

nach Südwest durch Ost-Paraguay. Darauf wendet er sich westwärts und vereinigt sich mit dem Paraguay, der aus der Laguna de los Xarayes von Norden herfließt, und bereits den Rio Pilcomayo, Vermejo oder Rio grande, von Nordwest herkommend, aufgenommen hat; läuft von hier an südwärts, wo sich, ebenfalls von Nordwesten her der Rio Salado mit ihm vereinigt; biegt sich endlich nach Südosten herum, wo von Nordosten her der Uruguay in ihn fließt, und heißt von nun an nicht mehr Parana, sondern Rio de la Plata, unter welchem Namen er bei Buenos-Ayres in's Meer fällt. Er hat eine unzählige Menge Inseln, Klippen und Wasserfälle, z. B. den Girapra (24 Gr., $4\frac{1}{2}$ M. s. Br.), der 2100 Klafter breit ist, eine Höhe von 60 Fuß hat und sich mit Ungestüm in einen kaum 40 Fuß breiten Kessel in einem Winkel von 50 Gr. herabstürzt, ist schon unter'm 20 Gr. über $\frac{1}{2}$ Meile, nach seiner Verbindung mit dem Parana, $1\frac{1}{2}$—2 Meilen, und weiter hin bis 4 Meilen breit. Sein Name Silberstrom hat lächerliche Hoffnungen veranlaßt, als würde man innerhalb seines Gebiets große Schätze von Silber finden, da doch weder Silber, noch Gold, noch Diamanten in ganz Paraguay und weiter hin, gefunden werden.

2) Der Parana, welcher aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche im südlichen Brasilien (zwischen 17 Gr., 30 Min. und 18 Gr., 30 Min. Südbr.) entsteht, ist tiefer als der de la Plata und Uruguay, wird bald $\frac{1}{2}$ Meile breit, und nimmt auf 20, zum Theil ansehnliche Flüsse auf, ehe er sich bei Corrientes mit dem Paraguay vereinigt. Er ist den Schiffenden weder durch so viele Sandbänke, als der la Plata, noch durch so viele Felsklippen, als der Uruguay gefährlich. Sein Lauf beträgt gegen 200 Meilen.

3) Der Urugnay hat seine Quelle unter'm 28. Gr. der Südbreite, in den Gebirgen unweit der Insel St. Catharina, innerhalb der Brasilischen Provinz Rio Janeiro, Distrikt del Rey, ist aber erst vom 31. Gr., 23 Min., wo die Rippenbank Salto del Chico unüberſteigliche Hinderniſſe macht, bis in den la Plata fahrbar, wird vor ſeiner Mündung 4 Meilen breit und vereinigt ſich unter 33½ Grad mit dem la Plata. Sein Lauf erſtreckt ſich auf 150 Meilen.

4) Rio Salado entſpringt im Thal Colchaqui in Südperu (24 Gr., 20 Min. ſ. Br.), fließt durch die Provinz Tucuman und geht bei Santa Fé (31 Gr., 20 Min. ſ. Br.), in den Parana oder de la Plata-Strom.

5) Amarumayu, nachher Beni, ganz oben im Norden des Vicekönigreichs, wo er gewiſſermaßen die Gränzſcheide zwiſchen demſelben und den Ländern der noch freien Indianer macht. Er entſpringt unweit des Titicacaſees, fließt an 100 Meilen nördlich hinauf und geht unter 9 Gr. ſ. Br. in den de la Madera.

6) Mamore, kommt aus Südweſten her, wo er unter dem 19. Gr, 30 Min. ſ. Br. in den Gebirgen bei Potoſi entſpringt, mit dem Piray und kleinen la Plata, oder Guapuir el Grande in den großen Ebenen der Moxos ſich vereinigt, in Braſilien den Namen de la Madera erhält und ſich unter 4 Gr., 27 Min. ſ. Br. in den Maranhon ergießt. Wegen der vielen Felsriffe iſt die Fahrt auf demſelben gefährlich, und es dürfen ſich nur kleine Fahrzeuge auf ihn wagen.

7) Der Itenes oder Guapore, kommt aus Südoſten herauf, fließt immer an der Gränze von Braſilien hin und geht bei Eſtacada (11 Gr. ſ. Br.) in den Mamore.

8) Der Ubai (de la Magdalena) auch San Miguel, zwiſchen dem Mamare, mit welchem er faſt parallel läuft, und dem Itenes, in welchen er bei San Joſeph fällt. Er entſpringt im Süden in der Sierra, unweit eines Sees, unter 20 Gr., 40 Min. ſ. Br., und fließt nordwärts hinauf dem Itenes zu.

9) Pilcomayo. Er hat ſeine Quelle in der Provinz Paria in Peru (20 Gr. 50 Min.), fließt Anfangs öſtlich, wendet ſich dann ſüdwärts, und fällt mit zwei ſtarken Armen in den Paraguay.

10) Vermejo, auch Rio grande, kommt ebenfalls aus den Anden von Weſten her, wendet ſich darauf ſüdoſtwärts und geht unter dem 27ſten Grade der Südbreite, oberhalb Corrientes, in den Paraguay.

11) Rio Salado, auf den Cordilleras entſpringend, geht Anfangs nach Oſten, dann biegt er ſich herab nach Süden, und fällt mit einer breiten Mündung unter 31 Gr., 30 Min. ſ. Br. in den Parana oder la Plata.

12) Rio dulce (der ſüße Fluß), iſt der größte unter den Steppenflüſſen. Er kommt aus den Gebirgen von Nordweſten und fließt in die Salzſeen von Porongos. Wenn dieſer Fluß nicht, wie der Nil in Aegypten, alle Jahre das Land überſchwemmte und dadurch befruchtete, ſo würde es völlig unfruchtbar ſeyn.

13) Negro, in der Provinz Montevideo, ein Nebenfluß des Uruguay, in welchen er unter 33 Gr., 40 Min. ſ. Br. fällt.

14) Desaguädero, Huaranca Levu, Cuſu Levu, Saladille (der ſich in's Atlantiſche Meer ergießt), Primero, Segundo, Tercero, Quarto, Quinto u. a. m., die zum Theil im Vorhergehenden ſchon da geweſen ſind.

3.

Küsten, Vorgebirge, Baien. Merkwürdige Versteinerungen.

Die Küsten des Vicekönigreichs Rio de la Plata am Atlantischen Meere sind in Montevideo meistens hoch und steinig, mit nur wenigem des Anbaues fähigem Lande; in der Provinz Buenos-Ayres hingegen sind sie mehr eben und fruchtbarer. An beiden Seiten des la Platastroms ist das Land ziemlich angebaut, und mit den schönsten Wiesen geschmückt. Die merkwürdigsten Vorgebirge sind: St. Maria, la Memoria, St. Antonio, de Medanos, Corrientes, St. Andreas und Lobos, das man aber eher zu Chile rechnen kann. Unter den Baien ist die von Barregan und der große Busen des la Platastroms selbst zu bemerken. An den Küsten findet man viele Versteinerungen, und auch an den Ufern des Flusses Tercero oder Carcaranca, 3—4 Meilen vor seinem Eintritt in den Parana, fand Falkner sehr große, Menschengebeinen ähnliche Knochen, unter andern Backenzähne 2—3 Zoll im Durchmesser. —

4.

Ackerbau, Viehzucht, Producte, Handel. Gewerbfleiß, Bergbau. Lehranstalten.

In Tucuman gedeihen die Früchte sehr gut, und da sowohl hier als in Paraguay und Buenos-Ayres, viel fruchtbarer Boden ist, so könnte der Anbau

desselben mit dem glücklichsten Erfolge getrieben werden, wenn es nicht an Menschenhänden fehlte. In Paraguay findet man bei den fleißigen Colonisten die Felder noch am besten cultivirt. Besonders baut man hier sehr häufig den Paraguayschen Thee, der von vorzüglich gutem Geschmacke ist, aber seine Kraft und Lieblichkeit verliert, ehe er nach Europa kommt, daher er bloß in America verbraucht wird. Eben so stark wird die Tabakspflanze gebaut, hier und da auch Mais, Getraide und Wein. Im Ganzen genommen aber ist der Ackerbau hier noch in seiner Kindheit. Besser steht es mit der Viehzucht, und der Gewinn, den die Colonisten daraus ziehen, ist sehr ansehnlich. Es giebt Meiereien, zumal in Paraguay, deren Besitzer 50—60, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben, deren Fleisch, Milch und Häute für sie eine sichere Quelle des reichlichsten Gewinns wird, und selten verläßt ein Schiff den Haven zu Montevideo am Ausflusse des la Plata, das nicht mit 20—30,000 Ochsenhäuten für Europa befrachtet wäre. Eben so ergiebig ist, vornämlich in Paraguay, die Pferdezucht. Die Pferde stammen alle von den 8—10 Pferden ab, welche die Spanier zuerst in's Land brachten. Diese haben sich binnen 300 Jahren so erstaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Meilen Flächeninhalt mit herumirrenden Pferden bedeckt sind, von denen Jeder sich so viele zueignen kann, als er will. Sie sind daher auch so niedrig im Preise, daß das stärkste zahmgemachte Arbeitspferd höchstens 5—6 Thaler kostet. Auch Maulthiere werden hier in Menge gezogen, von denen alle Jahre 70—80,000 Stück nach Peru geschickt werden. Eben so beträchtlich ist die Schafzucht; doch wird die Wolle, welche der Spanischen an Güte wenig nachgiebt, bloß für den einheimischen Bedarf und für Peru verarbeitet. Dieser überaus starken Viehzucht und dem großen Ueberflusse an wilden Ochsen und Pferden schreibt man es zum Theil zu, daß

die Spanier das Land nicht besser anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze geschmälert, und folglich die unzähligen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten. —

An nützlichen Naturerzeugnissen aller Art fehlt es dem Lande gar nicht. Im Mineralreiche findet man: Gold (besonders bei Maldonado und St. Louis), Silber, Blei, Kupfer, Eisen, oft in großen gediegenen Klumpen *), Salpeter (der aber wenig gesammelt wird), Salz, (auch Seesalz), Marienglas, das man auch zu Fenstern und Laternen benutzt, Marmor, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen, Gyps, Talkstein, Barrero (ein salziger Letten, den Schafe und Rinder mit heißer Begierde fressen), große Sandsteine, Bausteine u. s. w. — Im Pflanzenreiche: überaus große Waldungen voll der edelsten Holzarten, als Palmen, Cedern, Algarowa, ein diesen Gegenden eigenthümlicher, der Akazie ähnlicher Baum, von der Stärke einer mittelmäßigen Eiche, aus deren mehligen Früchten die Eingebornen Kuchen backen und ihr berauschendes Getränk Chica bereiten; der Caaci-Balsam von außerordentlichen Heilkräften, der theils durch Einschnitte in den Baum, theils durch Kochen der Zweige erhalten wird; Channar, ein immer grüner, dorniger Baum, von dem die Indianer ihre Steigbügel machen; der ebenfalls immer grünende Molia, dessen Blätter zum Garmachen der Ziegenfelle, und dessen schwarze, traubenähnliche Früchte zu noch stärker berauschenden Getränken, als die von der Algarowa sind, gebraucht werden; der weiße und rothe Quiabrabachobaum oder Axtbrecher, von der erstaunlichen

*) Man fand einst einen, der auf 300 Centner geschätzt wurde, in einer unermeßlichen, wenig bewohnten Ebene im Norden des Landes, in einer Gegend, die kaum einiges fließendes Wasser, und dieses noch dazu schlecht genug, hat.

Härte seines Holzes so genannt. Es ist blutroth und sieht wie rother Marmor aus. Es muß grün ausgehauen und zugeschnitten werden, wenn es das Arbeitsgeräthe nicht zerbrechen soll; Pfirsich- und Feigenbäume, die hier in Menge theils wild wachsen, theils von den Spaniern, die mit ihren getrockneten Früchten handeln, gezogen werden; viele andere vortreffliche Südfrüchte und Obstarten, Mais, Wein, Zuckerrohr, Waizen und andere Getraidearten, die Americanische Theepflanze (am Fuße der Gebirge Cordova), die, obgleich von der Chinesischen ganz verschieden, dennoch dem Thee aus China nichts nachgiebt; Maniok, Patäten, Erdmandeln, Rhicinus, Tabak, Vanille, Ipecacuanha, Flachs, Hanf, Rhabarber, der Paraguayische Thee, das Blatt des dem Apfelbaume ähnlichen Caabaums, dem man besondere Kräfte zuschreibt, z. B. daß er den Schlaflosen Schlaf mache, und die in Schlafsucht Verfallenen wieder ermuntere, der aber nicht nach Europa kommt, sondern bloß in America, (Peru, Chile, Quito, Mexico u. s. w.) jährlich etwa 50,000 Centner, verbraucht wird; der Guabyramiri, dessen geröstete Blätter dem feineren Paraguaythee zugesetzt werden, und auf dem die Ameisen ein eigenes weißes, balsamisches Wachs absetzen; der Ybaro, dessen Kernfrüchte mit einem klebrigen Fleische umgeben sind, das als Seife zur Wäsche gebraucht wird; Zimmerholz, Balsam, Weihrauch und andere Harze, Baumwolle, Giftkräuter, womit die Wilden ihre Pfeile vergiften; Johannisbrot- und Copaivbäume, Fieberrinde, Indigo, Färbehölzer u. dergl. Pflanzen, Medizinalkräuter, zum Schiffbau dienliche Bäume; die Bäume Vidoieras und Caranday (Palmarten) theilen dem Regenwasser, das auf sie fällt, eine Salzigkeit, und dadurch auch den Seen und Bächen mit, in die es fließt, so daß man in solchen Gegenden wirklich Mangel an süßem Wasser leidet; vieles Rohr (wovon eine Art die Höhe der größten Bäume erreicht, und ehedem von den Jesuiten in ihren Kriegen ge-

gen die Spanier und Portugiesen als Kanonen mit ziemlicher Wirkung gebraucht wurde); die schönsten Blumen, unter andern die Luftblume, deren Stängel keine Wurzel hat und nie die Erde berührt, sondern sich an die dürrsten Felsen und Bäume herumwindet, und, was das wunderbarste ist, wenn sie auch 100 Meilen weit verführt und an einen Nagel gehängt wird, doch jährlich zur bestimmten Zeit ihre Blumen hervorbringt, u. s. w. (Merkwürdig ist es, daß sich von Rio de la Plata an bis zur Magelhansstraße weder Baum noch Strauch findet: auch in Buenos-Ayres und Montevideo ist das Brennholz nicht im Ueberfluß, und man bedient sich der bloß zu diesem Gebrauche gepflanzten Pfirsich- und anderer Obstbäume, der Knochen, des Rindstalgs, des Stutenfettes ꝛc.) — Im Thierreiche giebt es einen Ueberfluß an Hornvieh, so daß der schönste Ochse von der Größe eines Polnischen oder Ungarischen mit 4—5 Piaster, (vormals gar nur mit 1 Gulden,) bezahlt wird, und die Spanier viele Tausende erlegten, bloß um die Häute zu bekommen, die Aeser abliegen ließen; Pferde in Menge, sowohl wilde als zahme, so daß ein schon zugerittenes für 4—6 Piaster zu bekommen ist, und ganze weite Steppen damit bedeckt sind; Maulthiere, ebenfalls in ganzen Heerden, aber aus Furcht vor den Tiegern äußerst scheu *), Esel, Schafe, schwarze, rothe und weiße, Ziegen, Lamas, Tiger (Jaguar), so grausam wie die Afrikanischen, Affen, Füchse (wo be-

*) Das Rauschen eines Baums, das Bewegen einer ihnen unbekannten Pflanze, das Zwitschern eines Vogels ꝛc. setzt sie in Schrecken und macht, daß sie unaufhaltsam mit dem Reiter fortrennen, der sie nie mehr zu fürchten hat, als wenn sie sich selbst fürchten. Zuweilen haben Tausende von ihnen, die nach Peru getrieben wurden, mit einem Male vor Schrecken die Flucht genommen und sich in die weiten Ebenen zerstreut. Bei allem dem besitzen sie viele gute Eigenschaften.

sonders der Zorino merkwürdig ist, der sich durch seinen gräulichen Gestank auszeichnet, so daß, wenn er in einem Hause harnet, Alles fortläuft, als wenn es brennte, um nicht vor Gestanke zu ersticken); Rehe, Hirsche, Ameisenbären, wilde Schweine, Pekaris oder Eiterschweine, Ottern, Iguanas, (ein kleines Crocodill von 3 Fuß Länge, das aber fromm ist und von den Einwohnern gegessen wird, es nährt sich von Kräutern und wilden Früchten); Eleyne, Hunde in unglaublicher Menge, auch wilde, Kaninchen, Chamäleons von 5—6 Fuß Länge, Erdschildkröten, Cochenille, Kirkinchis (eine Art kleiner beschuppter Schweine), auch Kaimane oder Crocodille; sehr viele und schreckliche Schlangen, als die Riesenschlange (Boa constrictor), Klapperschlangen, große Wasserschlangen; viele und seltene Vögel, z. B. zwei Gattungen sehr schöner Papagaien, Catita und Periquito, 2 besondere Gattungen von Rebhühnern, so groß wie eine Henne, der Abannil oder Mauser, weil er um und über sein Nest eine Mauer baut, Fasanen (Chunna genannt, aschenfarbig und von der Größe einer Henne), Turteltauben, Strauße, goldfarbige Sperlinge, weiße Raben ꝛc.; Fische in Menge und von unzähligen Arten, Flußschweine, Wassertiger (Yuaquaru oder Yaquarigh), in der Größe eines Esels, mit einem Wolfskopfe, spitzigen Ohren, scharfen Klauen, starken Hauzähnen, langen zottigen Haaren und einem langen, spitz zulaufendem Schwanze, dem Rindvieh sehr gefährlich; Schildkröten, Krebse (Congregales, in Ebenen, die nie den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, in trichterförmigen Löchern, wo Regenwasser steht), Heuschrecken (oft drei Zoll lang, ja bisweilen 7—8 Zoll), 6 Arten Ameisen, 7 Arten Bienen, die einen köstlichen Honig liefern, aber einige darunter auch einen solchen, dessen Genuß Kopfschmerzen verursachen und berauschen soll; der Honig einer anderen Art erregt Krämpfe, die erst nach 36

[illegible] viele Folgen, wieder nachlassen, ge[illegible] u. s. w.

[illegible] des Vicekönigreichs Rio de la Plata ist [illegible] kann mit der Zeit weit ausgebreiteter wer[illegible] die Masse der Menschen wächst und die Er[illegible] des Landes erst mehr benutzt werden. Mit Ho[illegible] Wachs treiben die Einwohner in Santa Cruz [illegible] Sierra einen starken und sehr einträglichen Han[illegible] Der Paraguaysche Thee, Hornvieh, Talg, Häute, Horn, Maulthiere, mehrere Holzarten, Kupfer, Johannisbrod, Vanille, Rhabarber, Baumwolle, Tabak, Copaivbalsam, Fieberrinde, Cochenille u. a. m. sind bedeutende Handelsartikel. Nach einem Durchschnitte von den 5 Jahren 1796—1800 beträgt die Einfuhre aus dem Mutterlande jährlich 2 545,384 Piaster, und aus den Spanisch-Americanischen Colonien, Havannah und Lima, so wie aus Afrika (über 1300 Neger) 313,417 Piaster, so daß die gesammte Einfuhr 2,920,190 Piaster ausmacht. Die Ausfuhr nach dem Mutterlande beträgt 4,606,557 Piaster, und nach den Colonien Havannah und Lima 94,017 Piaster, also das Total der Ausfuhr 4 700,574 Piaster, und der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr 1,780,384 Piaster. Der lebhafteste Betrieb des Handels herrscht in Buenos-Ayres und Montevideo, nächstdem in Cordova und Santa Cruz.

Die Industrie schränkt sich beinahe einzig auf den Bergbau ein, jedoch nur in den beiden edlen Metallen, Gold und Silber. Die Kupfergruben werden aus Trägheit der Einwohner nicht bearbeitet. In Paraguay sind zwar Manufacturen und Werkstätten für Maler, Bildhauer, Zimmerleute, Tuchmacher ꝛc., die noch aus den Zeiten der Jesuiten herrühren, worin für die Bedürfnisse jedes Ortes gearbeitet und den Lehrlingen Anweisung ge-

geben wird, selbst Schulen, in denen man Unterricht im Lesen, Rechnen und Schreiben, in der Musik und in anderen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen, ertheilt, ja in la Plata ist sogar eine Universität und mehrere Collegien, in Buenos-Ayres eine Akademie und mathematische Schule; allein Alles ist sehr in Verfall gerathen und stiftet jetzt wenigen Nutzen. Die Colonisten in den verschiedenen Ansiedelungen sind noch die fleißigsten und gewerbsamsten. In der Colonie von Sacrament findet man geschickte Gold- und Silberarbeiter, und ganze Magazine von dergleichen Waaren, Diamanten und andere Schmucksachen. In Tucuman werden auch viele wollene Decken und Teppiche verfertigt. Die gewöhnlichen Handwerke kommen jetzt in bessere Aufnahme, da die Regierung sie ermuntert und unterstützt. Doch bleibt der Bergbau noch immer die Hauptsache, weil hier der Gewinn gleich und entschieden vor Augen liegt. —

5.

Ethnographie.

Außer den fremden Ansäßlingen, den Spaniern, ziehen noch Schaaren von nomadischen, großentheils unabhängigen Völkerschaften in den weitläuftigen Landstrichen des Vicekönigreichs Rio de la Plata herum, die ihre Wohnsitze vom 10ten Grade der Südbreite an, in der Gegend der Flüsse Amacumayu und de la Madera, bald in dem eigentlichen Paraguay, bald in Tucuman und südwärts, bis nach Buenos-Ayres eine Zeitlang aufschlagen, je nachdem ihnen die eine oder die andere Gegend zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse das Nöthige zu

Stunden, doch ohne übele Folgen, wieder nachlassen, gefährliche Wasserwürmer u. s. w.

Der Handel des Vicekönigreichs Rio de la Plata ist beträchtlich und kann mit der Zeit weit ausgebreiteter werden, wenn die Masse der Menschen wächst und die Erzeugnisse des Landes erst mehr benutzt werden. Mit Honig und Wachs treiben die Einwohner in Santa Cruz de la Sierra einen starken und sehr einträglichen Handel. Der Paraguaysche Thee, Hornvieh, Talg, Häute, Horn, Maulthiere, mehrere Holzarten, Kupfer, Johannisbrod, Vanille, Rhabarber, Baumwolle, Tabak, Copaivbalsam, Fieberrinde, Cochenille u. a. m. sind bedeutende Handelsartikel. Nach einem Durchschnitte von den 5 Jahren 1796—1800 beträgt die Einfuhre aus dem Mutterlande jährlich 2 545,384 Piaster, und aus den Spanisch-Americanischen Colonien, Havannah und Lima, so wie aus Afrika (über 1300 Neger) 313,417 Piaster, so daß die gesammte Einfuhr 2,920,190 Piaster ausmacht. Die Ausfuhr nach dem Mutterlande beträgt 4,606,557 Piaster, und nach den Colonien Havannah und Lima 94,017 Piaster, also das Total der Ausfuhr 4 700,574 Piaster, und der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr 1,780,384 Piaster. Der lebhafteste Betrieb des Handels herrscht in Buenos-Ayres und Montevideo, nächstdem in Cordova und Santa Cruz.

Die Industrie schränkt sich beinahe einzig auf den Bergbau ein, jedoch nur in den beiden edlen Metallen, Gold und Silber. Die Kupfergruben werden aus Trägheit der Einwohner nicht bearbeitet. In Paraguay sind zwar Manufacturen und Werkstätten für Maler, Bildhauer, Zimmerleute, Tuchmacher ꝛc., die noch aus den Zeiten der Jesuiten herrühren, worin für die Bedürfnisse jedes Ortes gearbeitet und den Lehrlingen Anweisung ge-

geben wird, selbst Schulen, in denen man Unterricht im Lesen, Rechnen und Schreiben, in der Musik und in anderen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen, ertheilt, ja in la Plata ist sogar eine Universität und mehrere Collegien, in Buenos-Ayres eine Akademie und mathematische Schule; allein Alles ist sehr in Verfall gerathen und stiftet jetzt wenigen Nutzen. Die Colonisten in den verschiedenen Ansiedelungen sind noch die fleißigsten und gewerbsamsten. In der Colonie von Sacrament findet man geschickte Gold- und Silberarbeiter, und ganze Magazine von dergleichen Waaren, Diamanten und andere Schmucksachen. In Tucuman werden auch viele wollene Decken und Teppiche verfertigt. Die gewöhnlichen Handwerke kommen jetzt in bessere Aufnahme, da die Regierung sie ermuntert und unterstützt. Doch bleibt der Bergbau noch immer die Hauptsache, weil hier der Gewinn gleich und entschieden vor Augen liegt. —

5.

Ethnographie.

Außer den fremden Ansäßlingen, den Spaniern, ziehen noch Schaaren von nomadischen, großentheils unabhängigen Völkerschaften in den weitläuftigen Landstrichen des Vicekönigreichs Rio de la Plata herum, die ihre Wohnsitze vom 10ten Grade der Südbreite an, in der Gegend der Flüsse Amarumayu und de la Madera, bald in dem eigentlichen Paraguay, bald in Tucuman und anderwärts, bis nach Buenos-Ayres eine Zeitlang aufschlagen, je nachdem ihnen die eine oder die andere Gegend zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse das Nöthige zu

liefern scheint. Hierher gehören die Cononamer, Curucuruzer, Quatosier, Abiscaer, Toromonen, Schiriwaer, Chumaner, Moxoer, Chiquitoer, Guarpen, Zamuker, Soconduer, Morotoker, Taynuier, Churumaten, Lenguaner, Oregonen, Monteser, Villeser, Yapaer, Molutschen, Puelschen (sehr ausgebreitet), Mbayoer, Macobier, Lulier, Payaquaer, Abiponer, Quaraniер oder Garaunier, Charruaer, Boaer, Quinoaer, Doqueten, Serraner, Pampaer, Tupier, Guanaer u. a. m. Wir wollen nur von den ausgebreitetsten Stämmen einiges über ihre Sitten, Lebensart und Eigenheiten anführen, denn alle zu beschreiben, würde ein besonderes Buch erfordern. Auch wird noch Manches weiter hin bei der Beschreibung der Länder der freien Indier vorkommen.

Die meisten wohnen jetzt in anderen Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben grösstentheils abschreckend schwere Sprachen, die sie meistentheils noch dazu durch die Kehle oder Nase, und überaus leise, folglich um so unverständlicher sprechen, was den Missionären nicht wenig Mühe macht und ihre Bekehrungsversuchen ungemein erschwert. Manche einzelne Worte enthalten 20 und mehrere Buchstaben. Bei den Abiponern heißt Napagranatranack eine Lehre, und ein Stamm hat den Namen Lichakotegodeguis. Und dennoch haben die Missionare nur in Paraguay 14 solcher Sprachen erlernen und in einigen sogar predigen müssen. Viele dieser Völkerschaften sind beritten, z. B. die Abiponer, andere unberitten, als die Quaranier; einige können zu beiden gerechnet werden.

Die Abiponier wurden durch blutige Kriege mit den Macobiern von ihren Wohnplätzen verdrängt und

begaben sich unter Spanischen Schutz. Sie schweifen vom 23. bis zum 32. Breitengrade überall umher, kommen aber selten über ihre Gränzen hinaus. Es sind hochgewachsene, muskulöse, breitschulterige Menschen, von einnehmender Gesichtsbildung, mit Habichtsnasen und kleinen schwarzen, durchdringenden Augen, von Farbe bräunlich. Die Weiber sind weißer; sie müssen aber ihre und ihrer Männer Augenbraunen und Wimpern nebst dem Barte ausreißen, denn die Europäer werden ihrer Augenbraunen wegen von ihnen ausgelacht und Straußenbrüder genannt. Selbst das vordere Kopfhaar wird ausgerissen, das hintere aber geschoren. Die Bekehrten hingegen tragen einen Zopf oder lang verschnittenes Haar. Witwen wird zur Trauer der ganze Kopf geschoren, wobei sie schwarze und grüne Lappen tragen. Eine Bürste von wilden Schweinsborsten, oder der Schwanz von einem Ameisenbären dient ihnen statt des Kammes. Sie verunstalten sich durch allerlei mit Dornen in den Leib geritzten Zeichen, welche sie mit Asche schwarz und unaustilgbar machen. Je mehr Aehnlichkeit sie sich mit den Tigern geben können, für desto schöner und furchtbarer halten sie sich. Sie machen an verschiedenen Orten Löcher in die Haut und stecken Straußfedern hinein; sie tragen sogar welche an den Lippen und in den Nasenlöchern. Auch die erwachsenen Mädchen lassen sich solche Figuren in's Gesicht und in den Leib ritzen.

Gegen alle Witterung abgehärtet und von Natur stark, sind sie fast immer gesund, kennen wenige Krankheiten und genesen von denen, welche sie etwa befallen, in kurzer Zeit fast ohne Arzeneien. Nach großer Erhitzung stechen sie sich oft mit einem Messer tief in die Waden und lassen vieles Blut herauslaufen. Sie werden selten kahl und sehr spät grau. Hundertjährige Greise schwingen sich schnell auf rasche Pferde, sitzen Stunden und Tage lang in der

größten Sonnenhitze darauf, klettern des Honigs wegen auf die höchsten Bäume, und reisen bei Kälte und Regen weite Strecken fort. Eher reiten sie die Pferde als sich selbst wund, da sie so abgehärtet sind, daß sie ohne Nachtheil für ihre Gesundheit des Nachts auf feuchtem Boden schlafen, Tage lang die Sonnenhitze mit unbedecktem Kopfe aushalten, plaudernd und scherzend durch die größten Flüsse schwimmen, und einen Dorn ohne anscheinenden Schmerz aus dem Fleische schneiden. Bei Schmausereien zerfetzen sie sich, gleichsam in die Wette, an den schmerzhaftesten Stellen, ja selbst Knaben thun dergleichen. Ihr Gesicht, Gehör und die übrigen Sinne, sind äußerst scharf, ihre weißen Zähne bis in's hohe Alter völlig unbeschädigt, und ihre Gewandtheit so groß, daß sie noch im höchsten Alter ohne Bügel sich auf das wildeste Pferd schwingen. Stirbt Jemand im 80sten Jahre, so meinen sie, das sey noch viel zu früh.

Die Jünglinge leben aber auch sehr mäßig und keusch. Die Mütter säugen alle ihre Kinder selbst und erziehen sie sehr hart. Das neugeborne Kind wird sogleich, und nachher, so oft die Mutter badet, immer wieder in den Fluß gebracht, und auf Reisen hat es am Pferde der Mutter, in einem Sacke neben jungen Hunden, Kürbissen und anderen Lebensmitteln, seinen Platz. Bald lernt der Knabe schwimmen, mit Bogen, Pfeil und Pferd umgehen, ißt das Fleisch roh, oder höchstens geröstet, lernt lachend den Hunger auf weiten Reisen ertragen, entschädigt sich aber nachher durch reichliche Mahlzeiten. Die beständigen Leibesbewegungen, der stete Aufenthalt im Freien und das kräftige Fleisch, das sie essen, trägt auch viel zu ihrer Stärke und Gesundheit bei. Salz essen sie nur wenig, trinken auch nichts anderes als Wasser. Eine Binsendecke, über einigen Stangen befestigt, ist ihre Hütte; eine ungegärbte Ochsenhaut, an den 4 Seiten in die Höhe ge-

ülpt, ihr Kahn, mit welchem sie Sachen und Menschen
ber die reißendsten Ströme bringen. Ein großes Stück
uch — allenfalls noch ein Mantel darüber, und bei
lanchen eine rothe wollene Binde auf Reisen um den
opf, — sind ihre Bekleidung für Mann und Frau. Im
inter bedecken sie sich auch wohl mit Thierfellen. Die
eiber tättowiren sich wunderſam bunt, so schmerzhaft auch
Operation ist, welche durch Ritzen mit Dornen vor-
kommen wird. —

Auf dem Rücken haben sie bei'm Ausgehen immer
en Köcher, in der rechten Hand den Bogen, den sie
en ablegen, eben so wenig als den Pfeil oder Wurf-
ß, den sie in der linken führen. Eine große Menge
nde sind ihre steten Begleiter, welche die Pferde in
dnung halten und bei'm Treiben und Einfangen der
rauße und anderer Thiere gebraucht werden. Sie ma-
n ihre Geschirre alle selbst, besonders hübsche Töpfe,
lche bemalt werden, auch Spaten, um Wurzeln heraus-
graben. Sie haben gute natürliche Anlagen, denen nur
Ausbildung fehlt, und sollen eben so geschickte Redner
n, als die Nordamericanischen Wilden. Ja ihrem Um-
nge sind sie höflich und gesellig, in Reden und Hand-
ngen keusch und züchtig; doch entstehen oft lebhafte, nicht
ten blutige Zänkereien, an denen besonders die Weiber
emen Antheil nehmen. — Merkwürdig ist es, daß
se Menschen gegen ihre Sclaven überaus leutselig sind.
Willst du so gut seyn, so sattle mir mein Pferd!" —
gt der Abiponer zu seinem Knechte; oder: „erbarme
ich über mich, und bring mir den Spieß ꝛc." — Ei-
, den es sehr fror, suchte seine Decke: da er aber sahe,
ß sein Sclave darein gehüllt lag, sagte er nichts. —
an weiß Fälle, daß gefangene Spanier, ja selbst Spa-
innen, nicht wieder zu den Ihrigen zurückkehren woll-
, sondern bei den Abiponern blieben. —

Für Zahlen haben sie nur drei eigentliche Aus
Die Zahl 4 bezeichnen sie durch ein Wort, das Str
fenzehen bedeutet, weil dieser Vogel 4 Zehen hat.
dere Zahlen drücken sie durch einmaliges oder wieder
tes Vorzeigen der Finger und Fußzehen aus. Anstat
fragen: wie viel Pferde sind nach Hause
bracht? sagen sie: welchen Raum nahmen
ein? — Die Antwort ist z. B. Wenn wir
Pferde in eine Reihe stellten, so würden
diesen oder jenen Platz (den sie zeigen) einn
men; und nun wissen sie schon, wie viel ihrer an
Zahl sind. — Anstatt: willst du getauft seyn?
gen sie: willst du dir den Kopf waschen lass
Anstatt: ich habe Kopfschmerzen, sagen sie: m
Kopf ist böse auf mich, u. s. w.

Von ihrer Religion weiß man wenig. Ein höh
Wesen scheinen sie nicht zu kennen; aber den Teufel
ten sie für ihren und der Spanier Großvater, der di
prächtige Kleider, Gold und Silber in Hülle und Fü
ihnen aber Pferde und hohen Muth zum Erbtheil hin
lassen habe. Zauberer stehen bei ihnen in großem Ans
Die Verstorbenen beerdigen sie in eine Rindshaut gewi
im Walde. Alles, was sie besaßen, selbst ihre Pfe
werden in einer Grube zugleich mit ihnen verscharrt.
der Beerdigung schneiden sie dem Todten die Zunge
das Herz aus. —

Die alten Ureinwohner von Cujo, von welchen
nur noch wenige mehr vorhanden sind, heißen Guarp
Sie sind groß von Statur, aber mager und von bra
licher Farbe, und reden eine von der Chileschen ganz
schiedene Sprache. Die Peruaner bemeisterten sich di
Provinz fast zu derselben Zeit, als sie das nördliche C
eroberten. Auf dem Wege, welcher von Chile über

aben in diese Provinz führt, siehet man noch einige ohne
lch gemauerte kleine Wohnungen, welche ehedem den
ruanischen Curieren und reisenden Officieren zur Her-
ge gedient haben sollen. —

Die Garaunier hatten selbst einen großen Theil
afiliens im Besitze, und sind noch jetzt sehr zahlreich.
n Theil hält es mit den Spaniern und wohnt in Ort-
ften; die übrigen ziehen in kleinen Horden frei und
ld umher und leben größtentheils in Hütten oder Höh-
mitten in den Wäldern. Sie sind ein ernsthaftes, fin-
es Volk, lachen nie, oder höchst selten, laut, zeigen
ne Spur von Leidenschaften im Gesicht, äußern nach
hts eine Begierde, sprechen nur wenig und leise, und
en von dem hinweg, mit welchem sie sprechen. In ih-
r Sitten mögen sie sehr verschieden seyn. Von einer
ligion und höchstem Wesen sollen sie nichts wissen —
leicht wissen wir nur nichts davon. Die Kleidung soll
kleiner Sack um den Leib, die Unterlippe, wie fast
allen hierher gehörigen Nationen, gespalten, und die
eiber im Gesichte tättowirt seyn. Fast Alle beerdigten
e Todten in irdenen Gefäßen.

Die Quaranier (wenn sie anders nicht mit den
araunern einerlei Volk sind) unterscheiden sich von
n Abiponern nur wenig und sollen so starke Esser seyn,
ß, wenn die Reisebeschreiber die Sache nicht übertrei-
n, ein einziger Quaranier im Stande seyn soll, ein
ines Kalb in Zeit von einem halben Tage mit immer
ich gutem Appetit zu verzehren. Die meisten von ih-
n gehören jetzt zu den Bekehrten.

Die Molutschen und Puelschen wohnen in
ucuman, in den von den Spaniern noch uneingenom-
men, südlichen Gegenden dieses Bisthums. Jene sind

in drei besondere, diese aber in mehrere andere Völkerschaften eingetheilt. Alle sind sehr starke, wohlgebaute, unerschrockene Menschen, nicht sehr groß, aber außerordentlich stämmig und kernfest. Die ehemaligen blutigen Kriege mit den Spaniern, welche sie noch immer tödtlich hassen, der Branntwein und die ihnen mitgetheilten Kinderpocken haben ihre Anzahl beträchtlich verringert. Gleichwohl sind sie noch immer der Schrecken der Spanier, die daher alle mögliche Vorsicht anwenden, sie nicht gegen sich zu erbittern.

Die Payaquaer oder Papaguaer wohnen längs des Parana- und Paraguayflusses, und gehören zu den kühnsten, größten und stärksten Leuten, die wohl eher den Spaniern Schiffe, mit ihren durch das Feuer ausgehöhlten, 30—40 Mann fassenden Kähnen, weggenommen haben, mit denen sie 3—400 Meilen weit fahren. Ein Theil setzt noch jetzt die alte Feindschaft fort, und die Spanier haben alle Ursache, gegen sie auf ihrer Hut zu seyn. Die übrigen haben größtentheils ihre alten Sitten beibehalten, nur daß sie tüchtig Branntwein trinken können. Das Wasser ist gleichsam ihr zweites Element. Im größten Sturm gehen sie mit ihrer Familie in Kähnen auf den stärksten Strom. Stürzt ihr Kahn um, (welches jedoch sehr selten geschieht) so setzen sie sich auf die Umkehrseite und reiten darauf. Berge von Wellen mögen sich über einander wälzen, die Flut mag sich müde toben, der Payaque rudert, auf dem Hintertheile seines Fahrzeugs stehend, ruhig fort und trotzt dem Wüten des Wassers, während daß der Kahn pfeilschnell die Wellen durchschneidet. So wenig der Fisch im Wasser ersäuft, so wenig ertrinkt der Payaque, denn er schwimmt so leicht wie der Fisch. Sie stürzen sich in die Abgründe der Gewässer, bleiben eine Zeitlang untergetaucht und kommen dann nach einer Weile mit dem gefangenen Fische,

wieder hervor. Auf Reisen bedienen sie sich der Pferde, welche sie in Menge haben. —

Von einer Kleidung, d. h. einem Stücke Zeuche, oder einem kurzen Hemde auf dem bloßen Leibe, wissen nur wenige etwas, die meisten malen sich bloß ein Hemde, eine Weste oder eine Hose auf den Leib, und dünken sich so herrlich gekleidet. Ihr Lippenschmuck hängt bis auf die Brust herab. In dem einen Ohr tragen sie einen Vogelflügel, färben ihre Haare blutroth, schmücken sich mit Glaskugeln, Korallen u. dergl. und bemalen sich mit Figuren.

Ihre Wohnungen sind wie die der Abiponer. In keinem Falle würden sie in einem unserer Häuser bleiben, aus Furcht, daß es ihnen über dem Kopfe zusammenfalle. Fische sind ihre Lieblingsspeise, die Milch verabscheuen sie, aber den Trunk lieben die Männer, ohne jedoch dabei viel zu essen, weil das Essen dem Getränke den Platz nehmen würde. Den Betrunkenen führt die Frau in die Hütte, wo er dann sehr großsprecherisch, aber mit leiser Stimme — es mit der halben Welt aufnehmen will. Doch soll selten einer in der Trunkenheit Händel anfangen. Im Junius feiern sie ein großes Fest, wo Trinken die Hauptsache ist. Dann kneipt einer den andern in den Arm, Schenkel oder Fuß, und dieser gekneipte Fleck wird mit einer Gräte, oder mit einem Holzsplitter durchstochen, ja selbst die Zunge wird so durchspießt. Mancher ist auf diese Art am ganzen Leibe mit Wunden bedeckt, welche eine Zeit lang eitern. Dieß ist ein Beweis großer Tapferkeit.

Fragt man, wo die berauschenden Getränke alle herkommen, da Rio de la Plata kein Weinland ist; so ist die Antwort: theils bereiten sich die Spanier und die Wilden selbst hitzige Getränke, theils erhalten sie selbige aus Westindien und Europa. Die Spanier machen sich aus zerstoßenem Zuckerrohr, Pfirschen, Citronen, Pomeranzen

und Quitten eine Art von Branntwein, wodurch mancher sich das Leben verkürzt. Die Indier aber und der Spanische Pöbel verfertigen sich aus Mais, Johannisbrod, Honig, Maniok, Waizen und andern Früchten, durch Wasseraufschütten, Gährung und Säuern, ein berauschendes Getränk (Chika). —

Sonst hüllten bei den Payaquaern alte Weiber den Todten in einen Mantel ein, und man beerdigte ihn so, daß er sitzend, mit dem Kopfe aus der Erde hervorragend, in's Grab gelegt wurde. Der Kopf wurde dann mit einem Topfe bedeckt. Jetzt beerdigen sie wie die Spanier; doch werden noch buntbemalte Töpfe auf das Grab gestellt. Die feindlichen überwundenen Krieger und Gefangenen umzubringen — doch mit Verschonung der Weiber und Kinder —, war sonst allgemeine Sitte unter allen diesen Völkerschaften. Jetzt haben sie ihren Vortheil besser einsehen gelernt. Man braucht sie entweder selbst als Sclaven, oder verhandelt sie an die Spanier. —

Die uns noch ganz unbekannten Tupier sollen Menschenfresser seyn und in einer Art von Nestern oder Hütten auf Bäumen wohnen (vielleicht nur bei den großen Ueberschwemmungen, denen mehrere Gegenden in diesen weitläuftigen Ebenen ausgesetzt sind). — Die Mbayer sagen: Gott habe im Anfange alle Nationen in ihrer jetzigen Anzahl erschaffen und zuletzt nur ein Paar Mbayer. Da aber die Erde schon vertheilt war, ließ ihnen Gott durch den Vogel Karakara wissen, es thue ihm Leid, daß kein Land für sie mehr übrig sey, darum habe er ihrer auch nur zwei geschaffen, sie sollten aber dafür in den andern Ländern umherziehen und alle Nationen bekriegen. Die Plejaden oder das Siebengestirn halten mehrere unter ihnen für die Vorfahren ihres Volks, und während es einige Monate nicht sichtbar ist, sagen sie: „der Großvater sey

krank", — und feiern bei dessen Wiedererscheinung ein großes Fest.

Bei den Guanaern müssen schon Knaben von acht Jahren früh auf das Feld, und wenn sie des Abends hungerig Paarweise heim kommen, werden sie tüchtig durchgehauen, dann von alten Weibern gekneipt, und das Fleisch ihrer Arme mit spitzigen Knochen durchstochen. Nur dann erst, wenn sie keinen Schmerz geäußert haben, bekommen sie von den Müttern Bohnen und Mais. Alte Weiber sind die Aerzte. Ein ähnliches Fest wie bei den Payaquaern, wird auch hier gefeiert. Im Kriege, den sie jedoch nie selbst anfangen, sind sie tapfer, aber auch grausam, denn es wird alles erwürgt, was vom männlichen Geschlechte über zwölf Jahr alt ist. Die Weiber und Kinder der Getödteten betrachten sie als eine gute Beute und als ihr Eigenthum.

Die Charruaer leben meistens vom Fleische wilder Kühe, mit deren Häuten sie das Obdach ihrer aus Stangen und Zweigen errichteten Hütten bedecken. In der Nacht stehen einige der Familienhäupter Schildwache. Ihre Privatstreitigkeiten machen sie nie mit gewaffneter Hand aus, sondern bläuen einander mit den Fäusten so lange, bis einer von Beiden davon geht. Im Kriege sind sie überaus schlau und vorsichtig, aber eben deßwegen gefährlich. Beim Absterben ihrer Geliebten trauern Weiber und Töchter mit abgelös'ten Fingergliedern, und durchstechen sich mit dem Messer des Verstorbenen die Arme, Brust und Seite. Die Jünglinge lassen sich zur Trauer mit Gräten oder spitzigen Hölzern ebenfalls die Arme, Schenkel und Beine zerstechen und bleiben darauf mehrere Tage einsam. Bei diesem Volke will man keine Spur von Musik, Gesang und Tanz bemerkt haben.

Die kühnen und muthigen Pampaer leben in den gleichnamigen Ebenen (Pampas). Unerschroken bei jedem

Angriff wagen sie immer das Aeußerste. Ihrer fünf setzten einst ein Schiff mit 650 Mann in großes Schrecken, als man ihnen die Freiheit gab. Ein einziger tödtete 16 Mann blitzschnell. Gegen die Spanier bleiben sie immer mißtrauisch, auch wenn nur ein einzelner durch ihr Gebiet reis't. In Buenos-Ayres tauschen sie sich Branntwein, Thee, Zucker, Rosinen, Spornen, Pferdegebisse u. s. w. gegen Salz und Straußfedern ein. Kommen ihre Kaziken zum Vicekönig, so halten sie ihre Reden mit lauter Stimme, ob sie gleich sonst sehr leise sprechen. Ihre Kleidung ist der Tracht der meisten vorigen Nationen ähnlich. Sie wohnen unter Zelten von Pferdehäuten und schlafen auch auf dergleichen Häuten. Ihre vornehmsten Waffen sind Kugeln in Leder gelegt, die mit Riemen auf 100 Schritte weit so gewiß geschleudert werden, daß sie sich um den Hals oder Fuß eines Thiers herumwickeln. Auf diese Art fängt man überhaupt in diesen Gegenden wilde Pferde oder Rindvieh. Oft haben sie Strohwische darauf befestigt, und so Häuser, ja Schiffe angezündet. Der Wurf ist so stark, daß bisweilen ein wilder Ochse damit getödtet worden ist.

Alle diese bisher genannten und noch manche andere Indische Nationen sind kriegerisch, und hätten wahrscheinlich die Spanier schon längst vertilgt, wenn sie nicht zum Glück sich jedesmal mit einem Siege begnügten und die Kanonen nicht so fürchteten. Sie sind sehr zum Nachahmen geneigt und zeigen dabei in Allem eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Unter den Quaraniern hatten ehemals die Jesuiten in Paraguay Tonkünstler, Uhrmacher, Maler, Bildhauer, Glockengießer u. s. f. Sie schrieben Aufsätze ab, ja sie druckten Bücher und gossen die Lettern dazu. Ihr Gedächtniß ist so vortrefflich, daß manche Oberhäupter die vom Pater gehaltene Predigt dem Volke wörtlich noch einmal hielten, und andere konnten eine etlichemal durchgespielte Synfonie ohne Fehler aus dem Kopfe nachspielen.

Die Spanier bleiben auch hier ihrem Charakter getreu, d. h. sie spielen die Zwingherrn. Der niedrigere Theil von ihnen ist eben so, wie ihre Pferde, gegen alles Ungemach abgehärtet. Müssen sie unvermuthet wider die sogenannten Wilden ausziehen, so besteht ihre ganze Wegekost in etwas mitgenommenem Mehl von Mais, von ihnen Bisingallo genannt. Dieses trinken sie in Zucker oder Honig eingemacht und mit Wasser verdünnt. Es dient ihnen zugleich als Speise und Trank. Ohne von ihren Pferden abzusteigen, schöpfen sie, wenn sie durch einen Bach oder Fluß setzen, mit den Horngefäßen, die an ihrer Seite hängen, Wasser, vermengen es mit dem Mehl und schlürfen es hinunter, ohne sich dabei aufzuhalten. So hohlen sie die Indianer auf der Flucht meistens glücklich ein. Dabei haben sie eine außerordentliche Geschicklichkeit, die Wilden in ihren entferntesten Schlupfwinkeln aufzuspüren. — Unglaublich ist es, mit welcher Begierde diese Americaner, sowohl Spanier als Indier, nach militärischen Würden und Titeln streben. Sie lassen sich oft den Charakter eines ausgedienten Capitäns geben. Ein gemeiner Soldat machte einst dem Herrn Dobrizhofer ein Paar Schuhe; statt der Bezahlung wollte er von ihm den Titel eines Unterlieutenants haben. — Von einem alten Zimmermanne wollte der Oberste Barreda in der Colonie Conception einige Hausthüren und Fensterfutter verfertigen lassen; er war aber nicht aus seiner Heimath wegzubringen. Er machte ihn daher zu einem ausgedienten Capitän, und nun mußte er mit dem Obersten nach der Colonie aufbrechen. Um ihn zum Fleiße aufzumuntern, durfte ihn Herr Dobrizhofer nur immer mit Sennor Capitano anreden, und die Antwort war gewöhnlich: „Ja, das bin ich von Gottes Gnade!" — So wurden endlich Thüren und Fenster fertig. —

6.

Topographie.

Das seit 1776 errichtete und in seiner Kreiseintheilung beständig wechselnde, Vicekönigreich Rio de la Plata besteht aus dem größeren Theile der Audiencia Süd-Peru, oder La Plata, aus Tucuman, Ost-Chile oder Cujo und dem Spanischen Antheil von Paraguay; oder nach einer andern (mehr politischen) Eintheilung, aus den Provinzen Rio de la Plata, Buenos-Ayres, Paraguay, Tucuman, Potosi, und Santa Cruz de la Sierra, nebst den Städten St. Juan de Fontera und Mendoza. Wir folgen hier der erstern, jetzt fast allgemein angenommenen Eintheilung, von der wir aber keineswegs verbürgen können, ob sie im künftigen Monate noch bestehen wird, da, wie gesagt, die Eintheilung nicht fest besteht, sondern einer steten Veränderung unterworfen ist. —

1. Süd-Peru, auch La Plata. Diese Audienz ist in Ansehung ihres Umfangs nicht viel kleiner, als die Audienz Lima, jedoch weit weniger bevölkert, denn sie enthält nicht viel über 200,000 Bewohner. Auf der Westseite befinden sich die hohen Gebirge der Cordilleras, wo der Winter ziemlich kalt, der Sommer aber sehr heiß, und nur in den Thälern fruchtbares Land anzutreffen ist. Die unfruchtbarste Gegend ist die um Potosi, wo nicht einmal Gras wächst, dafür aber desto mehr Gold und Silber gefunden wird, und die daher wohl mit Recht der reichste Fleck des Erdbodens zu nennen ist. Auf der meistens flachen Ostseite sind große Wüsteneien und weitläuftige Wälder mit Steppenseen und Steppenflüssen, wo besonders die Tschiquitoer ihre Wohnsitze haben, von welchem muthigen Volke die Je-

suiten vormals (von 1760—1770) viele Tausende zum Christenthume bekehrt haben. Vor der Herrschaft der Spanier waren mehrere Provinzen als jetzt, unter diesem Erdstriche begriffen. Gegenwärtig fangen sich die Gränzen gegen Norden an der Provinz Cusco an, gehen auf der Südseite herab bis nach Tukuman, gegen Osten stoßen sie an Brasilien, gegen Westen an Chile. Die Hauptflüsse sind: der Pilcomayo, Mamore oder Madeira und der Paraguay. Die wichtigsten Producte: Silber, Gold, Rindvieh, Südfrüchte, Honig, Wachs, Mais, Zuckerrohr, Yukas (eine mehlgebende Wurzel zum Brode), Reiß, Pfeffer, Cacao, Baumwolle, Gayac, Caneel, Apothekerkräuter, Tiger, Bären, wilde Schweine, Wolle tragende Thiere, die schönsten Papagaien und andere buntfarbige Vögel, Fische u. s. w. Die ganze Audienz besteht aus 1 Erzbisthum, 5 Bisthümern und 20 Corregimientern oder Kreisen. Die merkwürdigsten zeigen wir an.

a) Moxos, auf beiden Seiten des Mamore. Im Norden macht der Beni die Gränze, im Süden Santa Cruz de Sierra und die Länder der Tschiquitoer, im Osten Brasilien mittelst des Flusses Ytenes, im Westen ebenfalls der Beni und die Provinz Cochabamba. Die Ausdehnung von Norden nach Süden mag wohl 75 Meilen, und von Westen nach Osten an 100 Meilen betragen. Wegen der unermeßlichen Wälder und vielen Flüsse ist die Luft heißfeucht, der Boden aber dennoch tragbar für viele der vorhin genannten Erzeugnisse. Drei große Seen finden sich im Inneren zwischen dem Beni und Mamore. Die wichtigsten Plätze und Niederlassungen sind: St. Anna, la Cruz, Exaltation, St. Magdalena, St. Paulo, Borjo, Loretto, la Conception ꝛc., von welchen keiner eine sonderliche Aufmerksamkeit verdient.

b) Santa Cruz de la Sierra. Diese Provinz mit der gleichnamigen Hauptstadt, fängt an beiden Seiten des la Plata, der sich mit dem Mamore vereiniget, an und gränzt nördlich an Moxos, östlich an das Land der Tschiquitoer, westlich an Mizque und Tomna, und südlich an einige vorragende Gebirgsäste der Anden. Das Klima ist warm, aber weniger feucht als in Moxos, der Boden meistens fruchtbar, hier und da von niedrigen Bergen durchschnitten und trägt vortreffliche, sehr harte Palmen, mit deren starken Blättern man die Häuser deckt und aus deren Kern ein Mehl zubereitet wird, das man zu Kuchen und Brod braucht, Reiß, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle ꝛc. Zehn bis zwölf Meilen südlich von der Hauptstadt ziehen vier Indierstämme, Freunde der Spanier herum, die mit ihnen Handel in Wachs, Baumwolle, Mais ꝛc. treiben. Weiter nach Osten sind hingegen Wilde, welche ihre Gefangenen fressen. Obgleich das Gebiet dieses Bisthums von ziemlichem Umfange ist, so leben doch nur wenige Spanier darin, und den größten Theil haben noch die ersten Urbewohner, die Tschiquitoer, Tschiriguaner und andere unbekannte Indierstämme inne. Die Hauptstadt gleiches Namens ist der Sitz eines Statthalters und Bischofs; groß und gut gebaut, aber nicht stark bewohnt. In dem Thale, worin sie liegt, wachsen die schönsten Früchte und aus den Wäldern bekommen die Einwohner Honig und Wachs von den wilden Bienen, die sich in Menge hier aufhalten. Mit diesen Artikeln treiben sie einen starken, sehr einträglichen Handel. Der Bischof wohnt selten hier, sondern hat seinen gewöhnlichen Aufenthalt in der kleinen Stadt Miske-Pocona, 40 Meilen westlich (18½ Gr. südl. Br.) von Santa-Cruz.

*) Chuquisaka, (sonst Chake; so heißt aber jetzt der fast aus lauter Ebenen bestehende Landstrich zwischen dem Paraguay, Vermejo und Pilcomayo) noch wenig genau bekannt, mehr unter dem Namen la Plata, den auch die Hauptstadt (am Flusse Kachimayo, 19½ Gr. südl. Br.) trägt. Hier ist eine berühmte Silbermine, aus welcher einst die Inkas unermeßliche Summen zogen. Sie ward auf Befehl Franz Pizarro's im Jahre 1539 angelegt. Die Zahl der Einwohner ist 15,000, unter denen auch viele Spanier sind. Die hiesigen Ureinwohner halten sich für edle Nachkommen der alten Peruaner und genießen noch viele Privilegien. Die Stadt ist der Sitz einer königlichen Audienz, eines Erzbischofs, dessen Ansehen sich über das ganze Vicekönigreich erstreckt, einer (sogenannten) Universität und mehrerer Collegien. Die große Domkirche, die St. Sebastianskirche und andere prächtige Kirchen und Klöster sind eine Zierde der Stadt.

d) Potosi, ein zwar dem Umfange nach kleiner Bezirk, aber durch seine berühmten Gold- und Silberminen die reichste Schatzkammer des Erdbodens. Diese Fundgruben der edelsten Metalle haben beinahe sechs Meilen im Umkreise und lieferten von 1545, dem Jahre ihrer Entdeckung durch einige Indianer, (also 14 Jahre nach der Eroberung von Peru) bis 1648 die erstaunliche Summe von 395,619,000 Piaster, und weit entfernt, ganz erschöpft zu seyn, enthalten sie noch immer einen großen Schatz, besonders an Silber. Da aber die der Oberfläche der Erde zunächst liegenden Schichten weggenommen sind, und man sich nicht die Mühe geben will, tiefer die Eingeweide der Erde zu durchwühlen, weil man in Peru und selbst in der Umgegend von Potosi andere Minen mit weniger Mühe und Kostenaufwand bearbeiten kann, so ist das Vorgeben, die Potosi-

schen Minen seyen fast ganz erschöpft, eine allgemein verbreitete Sage geworden. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gaben sie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber. Die Bergwerke zu Potosi unterscheiden sich durch ihre Dauer ganz charakteristisch von allen übrigen Bergwerken im Spanischen America. Man entdeckt zwar immer neue Gruben, sie erschöpfen sich aber oder man läßt sie liegen, sobald man andere findet. Dann verändern sich mit ihnen die Städte und Dörfer, die man um ihrentwillen erbaute, und sie bestehen nur so lange, als die Ader ergiebig ist. Allein die Schätze von Potosi scheinen ewig zu währen, und es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, ihr Grund und Boden sey ganz von Silber, so daß sie gewiß bis auf diesen Tag noch immer eine unversiegbare Quelle des Reichthums sind, und wenn man sagt, daß jetzt die Gruben weniger Ausbeute gäben, als sonst, so rührt dieß, wie gesagt, weniger von einer wirklichen Erschöpfung der Silberadern, als vielmehr von der größern Tiefe her, die mehr Arbeit und Kostenaufwand erfordert, so daß der Gewinn sich jetzt nothwendig verringern muß. — Nichts trägt übrigens zur allmähligen Entvölkerung des ganzen Spanischen Südamerica mehr bei, als diese unterirrdischen Schätze. *) Sie entziehen die Einwohner den beiden gewissesten und reichsten Quellen der Bevölkerung und des Wohlstandes, dem Ackerbau und den Manufacturen, und zwingen sie bloß zur Bearbeitung und Gewinnung der Silbererze, wodurch in kurzer Zeit

*) Außer den Arbeitern, die beständig zum Bergbau gebraucht werden, müssen auch noch die benachbarten Provinzen alle Jahre eine bestimmte Anzahl Indianer liefern, welche von den Spaniern zu dieser ihnen so lästigen Arbeit gezwungen werden.

mehrere Tausende aufgerieben werden, die sonst durch ihr längeres Leben und Wirken der Welt einen weit wesentlicheren Nutzen geschafft haben würden.

Die Stadt Potosi (19 Gr., 45 Min. s. Br.) am Fuße eines gleichnamigen Berges, hält zwei Stunden im Umkreise und ist folglich eine der größten Städte in diesem Erdstriche. Sie hat gegen 20,000 Einwohner, Spanier, Creolen, Mulatten und Indianer ist der Sitz der Bergwerksverwaltung und der dazu gehörigen Dikasterien, der Mittelpunct eines beträchtlichen Handels auf dem Pilcomayo, und der Thron des Ueberflusses, der Ueppigkeit, des Luxus und der Wollust. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hierher zieht, ist sehr groß, so wie der Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich sind. Die Luft ist eher kalt als warm und die ganze Umgegend durchaus unfruchtbar, so daß weder Getraide, noch Gemüse, noch Obst, noch Gras wächst. Silber und Gold sind die einzigen Erzeugnisse, für welche alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeschafft werden. Dieser Umstand macht sie nächst Lima zur größten Handelsstadt in dieser Gegend. Nicht weit von der Stadt sind einige warme Bäder, die fleißig besucht werden.

e) Sikasica. Diese Corregidorie, deren Hauptstadt denselben Namen führt, gränzt im Norden an la Paz und den Pinamarka-See, im Westen an den Desaguadero, und im Osten an Cochabamba. Man findet beinahe alle Arten von zahmem Vieh und die vortrefflichsten Früchte, als Zuckerrohr, Coca und die edelsten Weine, auch Mus und Zimmetrinde. Sie hat auch zwei Goldminen und aus der Wolle der zahlreichen Heerden verfertigen die Einwohner allerlei Zeuche.

schen Minen seyen fast ganz erschö
verbreitete Sage geworden. Noch
Hälfte des vorigen Jahrhunderts
eine Ausbeute von 2000 Mark
Mark Silber. Die Bergwerke zu
sich durch ihre Dauer ganz ch
übrigen Bergwerken im Spanis
deckt zwar immer neue Grub
oder man läßt sie liegen,
Dann verändern sich mit
fer, die man um ihrent
hen nur so lange, al
die Schätze von Pote
es ist nicht übertri
Grund und Bode
gewiß bis auf di
bare Quelle des
daß jetzt die E
so rührt die
chen Ersch
der gröss
aufwan
wendi
zur
Si
E

f) Orcao, unter der vorigen. Sie ist häufigen Ungewittern unterworfen. Weil man vielen Schwefel und Salpeter findet, so wird hier vieles Schießpulver verfertigt. Sie hatte vormals sehr reiche Gold- und Silberminen, die aber durch die heftigen Ueberschwemmungen sehr in Verfall gerathen sind, doch geben sie noch immer an 600 Silberbarren, jede zu 200 Mark.

g) Jamparaes, gehörte wie die vorigen und folgenden, ehemals zu Peru. Man gewinnt hier köstliche Früchte, Papas, Gerste, Korn, Mais, Hülsenfrüchte, die nach la Plata und Potosi gehen. Auch ist eine beträchtliche Salzmine, viel Wein- und Zuckerrohrbau hier. Unter mehreren wilden Vögelarten findet man den sogenannten Tischler, der mit seinem harten Schnabel die stärksten Bäume durchbohrt, um sein Nest darein zu bauen.

h) Mizke, gränzt an die vorige und erzeugt Mais, Zuckerrohr, Hülsenfrüchte, Wein und in ihren großen Wäldern Cedern, Fieberrinde und Johannisbrod. Sie hat auch eine Silbermine.

i) Capata. Diese Corregidorie hat ein sehr abwechselndes Klima, gränzt östlich an Jamparaes, ist 20 Meilen lang (von Westen nach Osten) und 22 Meilen breit (von Norden nach Süden). Getraide, Mais, allerlei wilde und zahme Thiere, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, sind ihre Haupterzeugnisse. Die Wälder enthalten vortreffliche Holzarten, viele Papagaien, Bienen und die schönsten Blumen und Kräuter.

k) Cochabamba, 20 Meilen lang und 18 Meilen breit, eine wahre Kornkammer für Peru und andere nahe liegende Provinzen. Die Früchte des schönen Thals Arke sind berühmt. Es giebt auch einträgliche Goldgruben. Die vornehmste Stadt heißt Oropesa.

l) Carangas, im Osten von Arika und nördlich von Paria, 18 Meilen lang und über 30 breit, hat vieles großes und kleines Vieh, Vicunnas und wilde Schweine, und sehr reiche Silberminen, in denen man Stücken von massivem Metall findet, die nach Ulloa 150 und bisweilen noch mehr Mark wiegen. Die beste Ortschaft ist Tarapaca an der Lagune das Aullagas.

m) Paria im Süden von Sikasika und im Osten von Carangas, ziehet viele Lamas und Vicunnas, hat Salzminen, Salzseen, warme Mineralwasser, eine Silber-, Zinn- und Bleimine. Die Hauptstadt heißt eben so.

n) Pilaya und Paspaya, bringen Wein und Früchte im Ueberfluß hervor, von denen man sehr geschätzten Branntwein macht. Cieti ist der beste Ort.

o) Tomina. In diesem Theile von Süd-Peru wohnen noch viele wilde Indianer. Der Umfang beträgt nahe an 40, die Länge 12 Meilen. Das Klima ist sehr heiß, besonders in den Thälern. Edle Früchte, Zuckerrohr, Horn- und Wollvieh, Pferde ꝛc. sind in Menge da. Unter den Eingebornen giebt es so kleine und ungestaltete Menschen, daß sie Zwergen ähnlich sehen. Die Köpfe machen sie noch häßlicher.

p) Porco-Talvera heißt der beste Platz. Die Producte sind die vorigen, die Haupteinkünfte bestehen aber in zwei Gold-, einer Silber- und einer Kupfermine. Aus einem einzigen Block in der Grube von Tomahnur gewann man vor mehreren Jahren die Summe von drei Millionen Piaster in Silber.

q) Ataconna, gränzt nördlich an Arika, südlich an Chile und westlich an's Südmeer. Getreide, Baumfrüchte, Strauße, Vicunnas, Alaun, Talkstein werden in Menge gefunden, auch zwei Gold-, zwei Sil-

ber-, eine Kupfer- und eine Bleimine, warme Mineralwasser, ein Salzsee u. s. w. Die beste Stadt ist St. Franz d'Atacama.

r) Lipes und Chichas haben fünf Gold- und sechs Silberminen, und rothe und weiße Kupfergruben, vieles Salz, Schwefel und Salpeter, Strauße, Repphühner, Vicunnas ꝛc. Getraide, Wein, Oel und andere Früchte. Tarija und Lipes sind die beiden besten Oerter.

2. Tucuman Diese große Landschaft erstreckt sich im Osten länas der Andengebirge, so daß sie auf der Westseite einen Theil von Süd-Peru und Chile hat. Im Osten nennt sie der la Platastrom von Paraguay und Montevideo; im Norden gränzt sie an Tarija, Chicas und die Ebenen von Manso, im Süden an Buenos-Ayres. Sie liegt ganz zwischen dem 23—33sten Grade der Südbreite, folglich in der gemäßigten Südzone, hat ein derselben angemessenes Klima und sehr gesunde Luft, der Winter ist ziemlich kalt, aber trocken, heftige Regen melden den Frühling an und dann tritt schnelle und starke Hitze ein. Diese Abwechselung, welche in einem Lande, das in der Nähe hoher Berge liegt, natürlich ist, gewährt freilich keine großen Annehmlichkeiten, aber man gewöhnt sich daran und befindet sich wohl dabei. Die Umgegenden von Seen und Morästen sind jedoch hiervon ausgenommen. Im Norden und Westen ist das Land sehr gebirgig, aber beinahe allenthalben fruchtbar, wo es Wasser giebt. Im Süden ist flaches, trockenes und sandiges Land mit vieler Waldung und reizende Thäler, von vielen Flüssen bewässert. Hinter demselben nordwärts, vom westlichen Gebirge Rioja ostwärts, fangen die großen Flächen des Thals Catamarca und reiche Triften an, wo man aber kein anderes als Regenwasser antrifft, das sich bei der nassen

Jahreszeit in Seen sammelt. Die drei Hauptflüsse, welche Tucuman durchströmen, sind: der Rio Vermejo oder Rio Grande im Norden, der Rio Salado, der von Süden aus nach dem Parana zufließt, und der Rio Dolce oder süße Fluß, ein großer Steppenfluß, der aus den Gebirgen von Nordwesten herkommt und sich in der Lagune von Porongos verliert. Das Thal von Valcipas, welches sich zwischen zwei Aesten der Anden hindehnt, hat auch einen ansehnlichen Fluß, der in einen See geht; nicht weit davon ist der beträchtliche Zagalasee. Alle Flüsse und Bäche der Provinz Cordoba verlieren sich in Sandsteppen, außer dem Terceron, welcher sich in den Parana ergießt. — Die Zahl der Einwohner beträgt nicht viel über 100,000. Die meisten sind Spanier, Creolen und Neger. Sie verfertigen viele wollene und baumwollene Zeuche, Decken und Teppiche. In den südlichen Gegenden ziehen noch viele Stämme der Patagonischen Molutschen und Pueltschen umher. In den Ebenen der Pampas nomadisiren die muthigen Pampaer, und mehr westlich die zahlreichen Aucaer. Wenn bei den nördlicher wohnenden Indianern ein Verwandter stirbt, so reiben sie die Leiche mit einer Art Erde, die Alles Fleisch wegfrißt. Die Knochen heben sie auf und tragen davon so viele bei sich, als sie fortbringen können. Die Größe dieser weiten Provinz beträgt von Norden nach Süden beinahe 150, und von Westen nach Osten über 90 Meilen.

Auch in diesen Gegenden besitzen die Spanier sehr einträgliche Goldbergwerke, 1 Silbermine, 2 Kupfer- und eben so viel Bleigruben. Salpeter würde aber das bei weitem beträchtlichste Product seyn, wenn er mehr gekannt und benutzt würde; denn man findet große Strecken von 40—50 Meilen lang und breit, welche

fast weiter nichts als Salzland sind. Alle Seen, Flüsse und Quellen enthalten mehr oder weniger Salz und die Erde ist nach jedem Regen ganz weiß von Salpeter, so daß ihre Kälte selbst den Füßen empfindlich ist. Die übrigen Naturerzeugnisse sind: vortreffliche Weiden und damit verbundene Viehzucht. Ochsen, Kühe, Schafe, Hirsche ꝛc. vermehren sich hier alle Jahre erstaunlich. Fast bei jedem Schritte stößt man auf das herrlichste Wildpret aller Art, das sich nicht selten mit den Händen greifen läßt, zumal Tauben und Repphühner. Ferner: große Waldungen mit den schönsten Holzarten und unzähligen Bienenschwärmen, deren Honig und Wachs ein bedeutender Handelsartikel für die Einwohner wird, aber auch Züge von stechenden Insecten, vor deren Stichen man sich, zumal des Nachts, nicht anders sichern kann, als daß man Larven oder Netze über Gesicht und Hände zieht (welches man auch in mehreren andern Gegenden von Südamerica thun muß); die edelsten Südfrüchte, Obst, Wein, Mais, Baumwolle, Indigo, Americanischen Thee, viele ganz eigenthümliche Gewächse, als: der Baum Algarowa, Molia, Caacibalsam, Quiabrabachobaum, Channar, u. s. f. Eine kleine Art Bienen, welche in Erdhöhlen bauen, geben einen besondern Honig, der ein bewährtes Mittel gegen den Stein seyn soll. Die Maulthier- und Pferdezucht wird auch stark getrieben. Im Rio Dolce ziehen eine ungeheure Menge Fische, darunter eigene Arten, von den Spaniern Zobalas genannt.

In diesem weiten Bezirke liegen nur wenige Städte, denn die Eintheilung nach Provinzen kennt man noch nicht genau. a) Jujui (23½ Gr. s. Br.) in der gleichnamigen Provinz, mit 2200 Einwohnern, die einen beträchtlichen Viehhandel treiben. b) Conception (25 Gr., 25 M. s. Br.) an einem See (Ysistines?), ehedem

eine artige Stadt, jetzt fast ganz verlassen und eingegangen. c) San Jago del Estero, (27½ Gr. s. Br.) am Steppenflusse Rio Dolce, mit einem unbewohnten prächtigen Jesuiter-Collegium; liefert viele wollene Decken und Teppiche. d) Rioja (27 Gr., 50 Min.) ganz im Westen, an einem Steppenflusse, an der Gränze von Chile. e) Talavera, (25 Gr., 50 Min.) ein kleiner, ehedem ziemlich lebhafter Ort, jetzt in Verfall gerathen. f) San Fernando, nördlich über Talavera, (25 Gr., 15 Min.) mit 1800 Einwohnern. g) Salta del Tucuman; oder San Felipe del Real, mit 2200 Bewohnern, der Sitz des Gouverneurs, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale; hat sehr besuchte Viehmärkte, und Pferde- und Maulthierhandel nach Peru. h) San Miguel am Rio Dolce, treibt ebenfalls einen starken Handel mit Maulthieren und Zugochsen. i) Cordoba, am Steppenflusse Primero, die bedeutendste Stadt des ganzen Landes mit 5000 Einwohnern, (Spaniern, Creolen und Negersclaven), der Sitz eines Bischofs, mit drei Mönchs- und eben so vielen Nonnenklöstern, zwei Collegien, wovon das eine den Titel einer Universität hat, hat wollene Zeuch- und Teppichfabriken und einen einträglichen Maulthierhandel. Zu den Zeiten der Jesuiten blüheten Schulen, Wissenschaften und Künste hier mehr, als jetzt.

Einige andere, nicht sehr zahlreiche Niederlassungen von Spaniern, die hier und da in den weiten Ebenen von Tucuman zerstreut sind, und den Namen der Städte führen, sind nicht des Anführens werth. Sie liegen 10, 20 bis 30 Meilen von einander entfernt.

3. Ost-Chile oder Cujo, welches von manchen Geographen noch zu West-Chile gerechnet wird, nach der neuen Eintheilung aber hierher gehört, gränzt im Osten an die großen Ebenen (Pampas) und die Sierra de Comichetes, im Norden an einen Theil von Tucuman, im Süden

an die Länder der Aukaer, Moluntschen, Puelt-schen und anderer Wilden, im Westen an die hohen Cordilleras oder Andengebirge, und liegt zwischen dem 30sten und 35sten Gr. s. Br. Diese Provinz ist, in manchen Strichen, außerordentlich fruchtbar, ob sie gleich größtentheils gebirgig und wegen der vielen Seen und Flüsse, die sie einschließt, morastig und in der südlichen Hälfte waldig und gebirgig ist, aber nur wenig bevölkert, denn sie zählt nicht viel über 50,000 Einwohner. Außer den gewöhnlichen Früchten Südamerica's, bringt sie Wein, der einen Rhabarber ähnlichen Geschmack hat, aber stark, voll Substanz und sehr magenerwärmend ist, und durch ganz Paraguay, Buenos-Ayres, Montevideo verfahren und getrunken wird, Palmbäume, den Indischen Feigenbaum Opunzio, welcher die Cochenille ernährt, vier Gattungen des Griechischen oder Türkischen Bohnenbaums, die schon im Vorigen erwähnte Luftblume, mancherlei Arten wilder und zahmer Thiere, Vicunnas, Guanacos, Vicachas, Repphühner, Straußen, schöne Papagaien, Abannils (die oben gedachten Maurervögel), Fasanen (Chunna), Turteltauben, Heuschrecken, Bienen, Maulthiere, wilde Schweine, Tiger, Hirsche, Iguanas (kleine, drei Fuß lange Crocodille, deren Fleisch gut schmecken soll), Erdschildkröten, Ottern u. a. m. hervor. In den nördlichen Gegenden sind Gold-, Silber- und Kupfergruben, Steinkohlen, Salz, Blei, Schwefel, Vitriol, Gyps, Theer, Talkstein. Die Berge bei San Juan bestehen ganz aus weißen Marmorplatten, 5—7 Fuß lang und von der Natur schon zugehauen. Zwischen der Stadt Mendoza und Punta steht eine 150 Schuhe hohe und 12 Schuhe dicke steinerne Säule, von den Einwohnern die Riesensäule *) ge-

*) Wem fällt hier nicht die Riesensäule im Odenwalde ein, vom Herrn von Kotzebue zuerst zu einem unvergänglichen Denkmale der Schlacht bei Leipzig vorgeschlagen? —

nannt. Ein anderer Stein, mit Buchstaben ähnlichen Zeichen und eingedrückten menschlichen Fußtapfen, liegt am Flusse Diamante. Die Spanier nennen ihn den Stein des heil. Thomas, weil auf demselben dieser Apostel zuerst den Americanern das Evangelium gepredigt haben soll. Credat Judaeus Apella! —

Außer den beiden großen Hauptflüssen Huaranca-Leuvu (d. i tausend Flüsse,) auch Ciun-Leuvu (rother Fluß) oder Desaguadero Primero, und dem Cusu-Leuvu, oder Rio Negro, dessen Mündung Bahia sin Fondo oder Porto de San Matthias heißt, fließen hier noch der große Steppenfluß Desaguadero, der San Juan, Mendoza und Tujuman, von den Städten so benannt, bei denen sie vorbeifließen. In Absicht der Witterung ist Cujo von Chile ganz verschieden. Der Winter ist zwar ohne Regen, aber doch strenge. Im Sommer ist die Hitze sowohl des Nachts, als bei Tage, sehr groß und Donner- und Hagelwetter häufig. In den westlichen Gegenden entstehen und verschwinden diese Ungewitter in der Zeit von einer halben Stunde, und die Sonne trocknet alsdann die Feuchtigkeit in wenigen Minuten. Daher können weder Bäume noch Kräuter gedeihen, wenn sie nicht durch Canäle bewässert werden; alsdann ist aber das Erdreich außerordentlich fruchtbar. Alle Europäischen Obst- und Getraidearten gerathen hier sehr gut und werden um einen Monat früher als in Chile reif. Fast mitten in der Provinz sind die großen Guanacacha-Seen, die sich auf 40 Meilen von Norden nach Süden erstrecken und durch einen Canal des Flusses Tujuman sich in den Pampas verlieren. Diese Seen sind reich an Forellen und geben der Provinz alle das Salz, welches sie zu ihrem Bedarf nöthig hat. Der östliche Theil der Provinz, Punta genannt, welcher von den Flüssen Coplapa,

Quinto und verschiedenen kleinern Bächen bewässert wird, ist von den übrigen Gegenden ganz unterschieden. Hier ist das Feld mit den schönsten Bäumen und Blumen bedeckt, und die Vegetation ist so üppig, daß das Gras den Pferden hier und da bis über den Bauch geht; die Ungewitter sind aber hier heftiger, dauern mehrere Stunden und der Regen schießt in Strömen herab.

Die Ureinwohner von Cujo, deren nur noch wenige vorhanden sind, heißen Guarpen, (s. oben) groß von Statur, schmächtig, von bräunlicher Farbe und reden eine von der Chilischen ganz abweichende Sprache. Die andern sind Spanier, Pueltschen, Molutschen, Negern und Creolen, zusammen etwa 50,000. Der erste Spanier, der in Cujo eindrang, war Franz Aguirra, den Peter Valdivia aus Chile dahin schickte. Nachher (1560) zog Peter Castillo auf Befehl des Statthalters Don Garzia Hutado von Mendoza dahin, schlug die Guarpen, unterjochte sie und baute die Städte Mendoza und San Juan. Alle Einwohner sind im Jagen sehr geschickt, vornämlich in der Straußenjagd, deren beständige Uebung sie so leichtfüßig und behend macht, daß sie einem Pferde im vollen Laufe nachfolgen können. Den größten Theil der Provinz haben die Stämme der Molutschen und Pueltschen inne; nur in den nördlichen Distrikten wohnen Spanier und Creolen. Auch Pequenscher, Aucaer und Araucker ziehen hier und dort herum. Die Pequenscher hüllen sich in wollene Zeuche, die sie um den Leib winden, und sind die einzigen unter den Urstämmen, welche Schuhe tragen. Sie streifen hierzu die Haut von den Hinterbeinen der Kühe ab und ziehen sie noch frisch um den Fuß, damit sie die Form derselben annehmen. Ihre Waffen sind Lanzen, Säbel und zwei runde Steine von 4—5 Pfunden, die in Leder gewickelt und an den beiden

Enden eines 4—5 Fuß langen Riemens befestigt sind. Diese Kugeln tragen sie beständig bei sich, um sich ihrer gegen ihre Feinde zu bedienen. — Die Araucker, welche von Peru bis zur Magalhansstraße wohnen und herumstreifen, sind meistens von regelmäßiger Bildung, stark, kühn, tapfer, gastfrei, worthaltend, aber doch listig dabei, dem Trunk und der Rachsucht ergeben. Ihre Sprache soll sehr faßlich, leicht und sinnreich, — vielleicht nur bilderreich seyn. Ihre Oberhäupter (Toquis) führen ein Beil von schwarzem Marmor zum Zeichen ihrer Würde, und halten Unterhäupter (Ulmenes) unter sich, die als Amtszeichen einen Stab mit silbernem Knopfe führen. Wichtige Sachen werden in allgemeinen Volksversammlungen abgemacht. Diebstahl und Ehebruch werden mit dem Tode bestraft; Vater- und Gattenmord hingegen bleiben unbestraft, weil man hier sich selbst straft, indem man sein eigenes Blut vergießt. Der Mord des erstern ist wahrscheinlich, wie bei mehreren wilden Völkern, in einer uralten Sitte gegründet. Ihre mit Stroh gedeckten Hütten sind zugleich ihre Küchen, worin so viele einzelne Feuer angezündet werden, als ein Mann Weiber hat, die alle für ihn besonders kochen. Schaffelle dienen ihnen zum Lager, ein Paar Bänke, ein grober Tisch, Teller von Holz, Becher von Horn, Löffel von Muschelschaalen sind ihre Geräthschaften. Sie bauen Getraide, Hülsenfrüchte und Kartoffeln, welches auch ihre gewöhnlichen Speisen sind. Aus Fleisch, Wild und Fischen machen sie sich nicht viel. Um die Aerndtezeit wird ein großes Mahl gehalten, wobei sich oft 2—300 Personen einfinden. Hier werden denn doch Rindfleisch, Flügelwerk und Wein, den sie von den Spaniern erhalten, vorgesetzt, auch tüchtig Cidermost getrunken, wodurch Männer und Weiber stark berauscht werden. Bei ihrer einfachen Lebensart werden sie sehr alt und kennen wenige Krank-

heiten. Man findet gar nicht selten Greise und Greisinnen von 100—110 Jahren, die noch munter und nicht kahlköpfig sind, und ihre Zähne, Sinn- und Gedächtniß noch unversehrt haben. Ihre Kleidung ist sehr einfach und ganz von Wolle, die Lieblingsfarbe dunkelblau, das Ganze dem der schon beschriebenen Völkerschaften gleich, und mit dem Baden, selbst neugeborner Kinder, verhält es sich wie bei den Abiponen. Man hat Spiele und Tänze, aber jedes Geschlecht spielt und tanzt für sich; Gesang dient statt der Musik dabei, doch haben sie auch bisweilen Trommeln und Pfeifen, und starkes Getränke darf nicht fehlen. —

Da sie den Krieg für die einzige, der Männer würdige Bestimmung halten, so verabscheuen sie alle übrigen Arbeiten, selbst den Ackerbau, welcher daher, so wie alle andere Geschäfte, dem weiblichen Geschlechte obliegt. Nach eingenommenem Frühstück setzen sich die Männer sogleich zu Pferde, tummeln sich auf dem Felde herum und üben sich und ihr Roß in den Waffen. Ihre Kriege führen sie in ziemlich regelmäßiger Schlachtordnung. Die alten Waffen, selbst die Schleuder, weichen immer mehr dem Schießgewehr. Trommeln, Zinken, Pfeifen und Halbflöten sind die Kriegsinstrumente, ein Rock und eine, oft mit Federn geschmückte Haube, aus starkem Ochsenleder, die Waffenkleidung. Die Gefangenen werden auch hier hingeopfert und aus ihren Knochen Kriegsflöten gemacht. Der Toqui (das Oberhaupt) räuchert dabei mit Tabak nach den vier Weltgegenden und murmelt dazwischen Flüche gegen die Feinde. Der Friede wird mit vielen Gebräuchen geschlossen und dabei vom Toqui eine feierliche bilderreiche Rede gehalten.

Die Seelen der Verstorbenen werden in gute und böse eingetheilt, die stets mit einander im Kriege leben. Man hat männliche und weibliche Zauberer, und obschon

ihr Ansehen groß ist, werden sie doch wohl, wenn ein Toqui stirbt, als an seinem Tode Schuldige, hingerichtet. Seltsam ist es, daß auch die männlichen Zauberer in Weibertracht einhergehen. Sie haben eine alte Sage von einer großen Fluth, lassen den Todten Speise und Trank auf's Grab setzen, durch Weiber den Leichnam skelettiren und die Knochen in Särgen beerdigen. Einige Stämme verbrennen die Eingeweide, andere setzen sie in Gewölben bei. Zur Trauer schwärzt man den Leib und erhebt ein klägliches Geheul über den Todten.

Ein eigener seltsamer Gebrauch ist noch erzählenswerth. Man fängt nämlich Fledermäuse, steckt sie in einen Sack und trägt sie auf eine Wiese. Darauf stellt man sich in zwei Reihen einander gegenüber, das Gesicht mit einer Larve bedeckt, den Rücken aber mit einer Kuhhaut, an welcher Klapperhölzer befestigt sind, behängt. Die Ulmenes stehen zwischen beiden Reihen, die nun anfangen, die eine nach Osten, die andere nach Westen hin sich zu bewegen, dann einander zu schelten, und zuletzt sogar, nachdem die Ulmenes weggegangen sind, sich zu balgen und bis auf's Blut zu prügeln. Endlich stiften die Ulmenes Frieden, und die armen Mäuse werden mit Prügeln todtgeschlagen. Der Zweck dieser sonderbaren Fratze ist, — den bösen Geist oder Huekub zu versöhnen, von dem die Mäuse, Schlangen, alles Ungeziefer und Böse herkommen soll. —

Außer 3 Städten enthält diese Provinz noch 10—12 Flecken und kleinere Niederlassungen. Die Hauptstadt ist a) Mendoza (33 Gr., 19 Min. s. Br.) in einer Ebene am Fuße der Anden, mit 6000 Einwohnern. Außer der Hauptkirche und dem ehemaligen Jesuiter-Collegium sind hier noch vier Mönchsklöster. Die Stadt treibt einen ansehnlichen Handel mit Wein und Obst nach Buenos-Ayres und nimmt jährlich an Flor zu, durch die reichen Silber-

minen zu Uspallata, aus denen die Einwohner große Vortheile ziehen. b) San Juan (de Fontera), 45 Meilen von Mendoza, 2 Gr., 15 Min. nördlicher, ebenfalls am Fuße der Cordilleras, mit fast gleicher Anzahl von Bewohnern, Kirchen und Klöstern. Von hier aus geht auch ein einträglicher Handel nach Buenos-Ayres mit Vicunnahäuten, Obst und Aquavit. Die hiesigen Granatäpfel werden wegen ihres süßen Geschmacks und wegen ihrer Größe geschätzt und nach Chile und anderen Orten geschickt. Die Stadt wird von einem Cabildo und Vicebeamten des Corregidors von Mendoza regiert. c) Punta (33 Gr., 47 Min. der Br.) 40 Meilen von Mendoza, 1596 erbaut, heißt auch nach dem Namen des damaligen Chilischen Gouverneurs Martin Lojola, St. Ludewig von Lojola. Obgleich auf dem Handelswege zwischen Chile, Mendoza und Buenos-Ayres, befindet sie sich doch in elenden Umständen und enthält kaum 300 Seelen. Doch ist hier eine Pfarrkirche, ein Dominicanerkloster und eine ehemalige Jesuiterkirche. — Neben diesen drei Städten enthält Cujo noch die Flecken Jachal, Vallefertil, Mogna, Corocorto, Leonsita, Calingasta und Pismanta, welche keine besondere Beschreibung verdienen.

4. Spanisch-Paraguay. Paraguay, welches den Namen von dem großen Flusse Paraguay bekommen hat, ist in weiterer Bedeutung rings herum, das südliche Ende ausgenommen, vom festen Lande umgeben, und liegt größtentheils in der gemäßigten Südzone, bloß das nördliche Viertel gehört zur heißen Südzone. Nach Osten und Nordosten gränzt es an Brasilien, gegen Westen an Tucuman und Cujo, im Süden aber an Patagonien und das Atlantische Weltmeer. Die Größe beträgt an 40,000 Quadratmeilen; die Breite von Osten nach Westen giebt man zu 180, und die Länge von Süden

nach Norden zu 300 Meilen an; da aber ganze Landstriche noch nicht untersucht sind und genaue Ausmessungen fehlen, so sind diese Angaben wohl nicht ganz zuverlässig. Im Ganzen genommen hat es eine gesunde Luft, in einigen Gegenden aber ist diese feucht und nebelig, auch sind Gewitter häufig. Wenn bei uns Frühling ist, geht dort schon der Sommer an. Der Boden, zumal in den Thälern und Ebenen, ist fruchtbar, hin und wieder giebt es aber auch große Striche, die voller Wälder und unzugänglicher Moräste sind. Dieß gilt ganz vornämlich von der Provinz Chaco (spr. Tschaco), welche mit Sümpfen, besonders um den Rio Pilcomayo, fast bedeckt und voller Haiden, Ungeziefer und wilder Thiere ist. Dieser obere Theil des Landes bietet aber auch, längs dem Paraguay und Vermejo, dem Auge sehr angenehme Thäler, Hügel und Ebenen dar, die von einer Menge kleiner Bäche bewässert werden und herrliche Viehweiden haben. Der untere Theil hingegen enthält traurige Sandwüsten, große salzige Steppen, hin und wieder auch Moorhaiden. Im Norden, östlich vom Parana, ist das Land meistens gebirgig, indem die Cordillera de Amambay und de Maraca es beinahe ganz durchstreichen. Die drei Hauptströme, welche durch Spanisch-Paraguay fluten, sind der Paraguay, Parana und Uruguay. Der mittlere heißt nach der Vereinigung mit dem Paraguay und Uruguay, la Plata, oder Silberfluß und geht mit einer 20—30 Meilen breiten Mündung (vor welcher mehrere Sandbänke liegen), in den Atlantischen Ocean. Die andern Flüsse sind: der Pilcomayo, Vermejo, Salado, Xejuy, Tebiquari, Negro, Amambay u. a. m. Im östlichen Viertel, welches bei der Theilung von 1777 den Portugiesen überlassen wurde, sind auch Küstenflüsse. Der Spanische, bei weitem größere Theil hat dafür mehrere stehende Seen, z. B. die große Laguna d'Ybera über

und unter dem 28sten Grade der südl. Breite, die Laguna Mini oder Merim, ganz unten im Osten, die Laguna Manguera, unter jener, beide zwischen dem 32.—34sten Grade, de Castillo, Ypoa und noch einige kleinere.

Der erste Entdecker dieses Landes war der Engländer Sebastian Cabot, der aus Unzufriedenheit über Zurücksetzung in Spanische Dienste trat, Admiral ward und 1526 eine Reise nach den Molukkischen Inseln durch die Magelhanische Meerenge unternahm. Wegen einer auf den Schiffen ausgebrochenen Meuterei erreichte er das Ziel seiner Reise nicht, sondern lief in den La Plata ein, fuhr bis zum Parana, legte einige Schanzen an und nahm das demselben entlang entdeckte, schöne und fruchtbare Land für Spanien in Besitz. In der Folge legten die Spanier die Städte Assumcion und Ricca an, und die Jesuiten errichteten nachher hier Colonien und endlich einen ordentlichen policirten Staat, tauften viele Eingeborne und stifteten in dem Thale für diese sowohl, als für Spanien, vielen Nutzen. Bei der Aufhebung des Jesuiterordens gieng freilich auch mit diesen Colonien eine große Veränderung vor, aber nicht zu ihrem Vortheil, denn sie sind jetzt wirklich nicht mehr in der Blüte, wie zu den Zeiten der sehr thätig für sie wirkenden Jesuiten. Jede Mission hatte, wie in den Städten und Flecken in Spanien, ihren Gouverneur, Corregidoren und Alcalden, jede ihr Zeughaus mit den benöthigten Waffen, in welchen die jungen Leute sorgfältig geübt wurden; jeder Ort eine Schule, worin Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Musik, Religion und in andern nothwendigen Dingen ertheilt wurde. Die Kirchen waren hübsch gebaut, geräumig und mit vielen Zierathen ausgeschmückt. Jede hatte ihre Capelle, wo die musikalischen Instrumente

aufbewahrt wurden und einen eigenen Vorsänger. Der Gottesdienst ward mit Anstand, ja mit Pracht gefeiert. In dem Bezirk der Pfarrwohnung waren allerhand Werkstätte für Zimmerleute, Tuchmacher, Schneider, Maler, Bildhauer, Tischler u. s. w. angelegt, wo fleißig gearbeitet und Gesellen und Lehrlinge gezogen wurden. Selbst die Wohnungen der Indianer waren bequem und reinlich eingerichtet, aus Holz oder gebrannten Backsteinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt; und damit es diesen Leuten an nichts fehlen möchte, waren die Pfarrer angewiesen, sie mit den nöthigen Werkzeugen zu versehen. Dafür gaben sie Wachs, Honig, Häute und andere Landesproducte, die dem Superior überschickt werden mußten, der dafür neue Geräthschaften anschaffte. Jeder Ort hatte seinen Priester und dieser noch zwei Gehülfen von seinem Orden. Diese waren aber nicht bloß zum Dienst der Religion bestellt, sondern sie sollten auch auf den Feldbau mit Acht haben, und die Kinder an gewissen Tagen öffentlich in der Kirche unterrichten. So wirkten die Jesuitischen Missionen nicht nur auf die sittliche, sondern auch auf die politische Ausbildung der Indier, und stifteten zugleich für alle Zukunft einen bleibenden Nutzen sowohl für diese, als ihre Beherrscher, die Spanier.

So arm Paraguay an Metallen und Edelsteinen ist (denn von Gold, Silber und Diamanten ꝛc. hat man auch nicht die mindeste Spur entdeckt, bloß hier und da Marienglas gefunden), so vielen Reichthum bietet es dem fleißigen Landbauer in seinen Producten aus dem Pflanzen- und Thierreiche an. Der liebliche Paraguaythee, die Tabakspflanze, alle Europäische Getraidearten und Hülsenfrüchte, Maniok, Yuca, Mais, Pataten, Zucker, Südfrüchte, Algarara (Johannisbrod), Copaivabalsam, Vanille, Rhabarber und andere Apothekerkräu-

ter und Wurzeln, Weihrauch, Balsam, verschiedene Harze, Baumwolle, Fieberrinde, Cedern, Brasilienholz, Drachenblutbäume, wilde Zimmetbäume, Palmen und anderes Nutzholz (nur keine Weinreben); Wachs, Honig, Cochenille, Hornvieh und Pferde in erstaunlicher Menge, Maulthiere, Esel, viele Schafe, Hirsche, Elenne, Affen, Rehe, Füchse (besonders der Zorrino), Hunde, Ameisenbären, Tiger, Crocodile, Flußschweine, Strauße, Papagaien, vielerlei und sehr leckere Fische, zarte Krebse ꝛc. Die Rindvieh- und Schafzucht wird hier so stark getrieben, daß mancher Gutsbesitzer 50, ja 80,000 Stück Rindvieh und wohl eben so viel Schafe, auf den unermeßlichen Wiesen weiden läßt, und selten verläßt ein Schiff den Haven zu Buenos-Ayres oder Monte Video, das nicht wenigstens mit 20,000 Ochsenhäuten für Europa befrachtet wäre. Die Pferde stehen so niedrig im Preise, daß man ein sehr gutes für 5—6 Thaler haben kann. Maulthiere werden alle Jahe gegen 80,000 Stück in die Peruanischen Provinzen geschickt. Dieser überaus starken Viehzucht und dem großen Ueberflusse an wilden Ochsen und Pferden schreibt man es (wie wir schon oben bemerkten), mit zu, daß die Spanier das Land nicht besser anbauen, weil sie dadurch an Weideplätzen verlieren würden, und also die zahllosen Heerden des wilden und zahmen Viehes sich nothwendig verringern müßten.

Die Bevölkerung von Spanisch-Paraguay beträgt beinahe 600,000 Seelen an Spaniern, Negern, farbigen Menschen und Indiern. Unter die vornehmsten Stämme der letztern gehören besonders die Abiponer, kriegerisch und beritten, in der Landschaft Tschaco, die Payaguaer, ebenfalls ein berittener Stamm, die Guaranier, welche meistens katholisch gewordene Christen sind, und im eigentlichen Paraguay wohnen, die

Macobier, Tobaer, Manacikaer, Mbayaer, Charruaer, Pampaer, Tupier, Guanaer, Maschikuyer, Guentuser, Enimagaer, Aquiloter, (diese vier letzten in Tschaco) Minuaer, Bohaneser, Yarer ꝛc. deren Schilderung theils schon da gewesen, theils nicht nöthig ist, da sie einander Alle so ziemlich gleichen und manche Stämme kaum einige Hunderte stark sind.

Durch die beiden Ströme Paraguay und Parana wird das Land in zwei Theile, den östlichen und westlichen getheilt. Der westliche begreift das bei weitem größere Stück um den Parana, welches die Spanier besitzen, dessen westlichste Landschaft Chaco heißt. Von dem östlichen Theil besitzen die Portugiesen nur das kleinere Stück. Zwischen demselben und dem Spanischen, so wie an der Küste des Atlantischen Meeres an dem See Merim liegen mehrere Strekken, welche neutrales Land sind und den Eingebornen gehören. — Spanisch-Paraguay besteht aus folgenden drei Provinzen:

a) Paraguay an sich, macht den nördlichen Theil aus vom 21—27½. Grad Südbr., und ist sehr fruchtbar, besonders an Paraguaythee, Rhabarber, Tabak, Rindvieh und Pferden. Hier hatten sonst die Jesuiten einen eigenen Staat (terra missionum, oder Doctrinas, d. i. Kirchsprengel auf älteren Charten genannt) gegründet, unterhielten ein kleines Waffenheer und hatten mehr als 100,000 getaufte Indier unter ihrer Herrschaft, welcher aber 1765 ein Ende gemacht wurde. *) In den oberen Gegenden des Uruguay und Parana haben die Guaranier, ein getauftes Urvolk,

*) Man vergleiche Charlevoix Geschichte von Paraguay u. s. w.; übersetzt von Panzer, Nürnberg, 1768.

ihre Wohnsitze. Die Hauptstadt ist La Assumcion (25 Gr., 16½ Min. s. Br.) am oberen Paraguay, 140 Meilen von Buenos-Ayres, mit etwa 6000 Einwohnern, der Sitz eines Gouverneurs, eines katholischen Bischofs und einer Audienz. In einer Vorstadt wohnen viele sehr fleißige und erwerbsame Payaguaer, welche mit den Spaniern einen lebhaften Handel mit Fischen, Rohr, Thee, Heu, Booten, Rudern u. dergl. treiben. — Neembucu, eine kleine hübsche Stadt (26 Gr., 52 Min.).

b) Charcas, auf beiden Seiten des Parana, wo Charcas, der Sitz eines Statthalters und Erzbischofs, und Santa Fé (31 Gr., 30 Min. s. Br.) am Rio Parana, beim Einfluß des Rio Salado in selbigen, (wodurch eine Flußinsel gebildet wird) mit 4150 Bewohnern, die Hauptörter sind. Auch hier hatten die Jesuiten ihre Herrschaft verbreitet.

c) Buenos-Ayres. Diese große Provinz, welche eine besondere Statthalterschaft ausmacht, stößt gegen Osten an die östlichen und südlichen Küsten des Atlantischen Meeres, gegen Westen an Tucuman und an die weiten Ebenen der Puelchen und Pampaer, gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an die Patagonischen und Magelhanischen Länder. Fast mitten hindurch flutet der große La Platastrom. Der östliche Theil wird von Urnguay durchschnitten und hat in seinem Inneren eine lange Bergkette, die sich bis nach Paraguay und Brasilien nördlich hinauf erstreckt und in mehrere Aeste verbreitet. Der westliche Theil bildet eine unermeßliche Ebene, die bis an den Fuß der Anden reicht und an vielen Orten mit Salz und Salpeter geschwängert ist. An der nördlichen Gränze ziehen ganze Schaaren von nomadischen Indierstämmmen, die ihre Wohnplätze bald in Paraguay, bald in Buenos-Ayres

eine Zeitlang aufschlagen, so wie ihre Bedürfnisse es heischen. Wir haben sie vorhin genannt. Die zahlreichsten sind die Payaquaer, Abiponer, Quaranier, Tupier, Charruaer und Minuaner. Das Land hat ein gesundes, vortreffliches Klima (daher der Name Buenos-Ayres, d. i. gesunde Luft) und einen herrlichen, sehr fruchtbaren Boden. Die Jahreszeiten wechseln hier eben so regelmäßig, als in Europa, nur ist die Witterung im Winter (der hier im Junius eintritt) nicht Kälte, Schnee und Frost, sondern häufige Regengüsse und starke Gewitter, wobei Donner und Blitz so heftig sind, daß man daran gewöhnt seyn muß, um nicht bange zu werden. Die große Hitze im Sommer wird durch kühle Nordostwinde gemäßigt, die gemeiniglich zur Mittagszeit wehen.

Außer dem großen La Platastrome verdient noch der Uruguay, der beinahe parallel mit diesem durch ganz Buenos-Ayres fließt, eine besondere Erwähnung. Dieser mächtige Strom, welcher die Elbe und den Rhein an Breite übertrifft, durchläuft einen Raum von fast 150 Meilen. Bei seiner Mündung vermag das Auge kaum seine beiden Ufer auf einmal zu übersehen, und 100 Meilen weiter nach Norden hinauf ist er noch immer eine Stunde breit. Er wimmelt von Fischen und aus dem Meere kommen viele Seewölfe hinein. Sein Bett ist mit kleinen Inseln und Felsen wie besäet, durch welche, so wie durch einige reißende Strudel, die Schifffahrt auf demselben gefährlich wird. — Die Flüsse im Westen des la Plata verlieren sich großentheils in Morästen oder sandigen Ebenen.

Der Westwind heißt hier Pampero, weil er die großen Ebenen — eine Fläche von 150 Meilen, las Pampas genannt — durchläuft, die von herumzie-

henden Indiern, den Pampaern, bewohnt werden. Da diese Fläche sich, wie oben erwähnt ist, von Buenos-Ayres bis an die Gränzen von Chile ausdehnt, vollkommen eben und bloß mit hohem Gras und etwas Gesträuch bewachsen ist, so kann der Pampero hier ungehindert seinen Lauf fortsetzen, und verstärkt sich mit jeder Meile, bis er endlich an die Ufer des La Plataströms gelangt und auf demselben mit solcher Gewalt tobt, daß die Schiffe, um sich gegen seine Wuth zu schützen, genöthigt sind, alle Segel einzuziehen, die Anker auszuwerfen und die Kabeltaue mit großen Ketten zu befestigen. Er kündigt sich gewöhnlich mit Donner und Blitz an.

Alle Arten von Europäischen und Americanischen Früchten gedeihen hier. Pferde, Rindvieh, Maulthiere, Esel, Schafe, wilde (Auer-) Ochsen, wilde Hunde, Geflügel (und darunter schöne Vögel) und Fische giebt es im Ueberfluß; aber auch Jaguare und Bären. An Holz ist in den Ebenen Mangel. Der Ackerbau wird fleißig getrieben, und überhaupt steigen Industrie und Handel von Jahr zu Jahr, so daß diese Provinz bald eine der reichsten Spanischen Provinzen in Südamerica werden wird. Auch soll man eine Silbermine entdeckt haben. Medicinalkräuter, das schönste Obst, besonders eine delicate Pfirsichart Durasno, Hülsenfrüchte, Bienen, Tabak u. a. m. werden in Menge gefunden.

Die Lebensart der Spanier in diesem schönen Erdstriche entwirft uns Don Pernetty in folgenden kurzen Zügen: „Essen, Trinken, Schlafen, Plaudern, „Cigarren rauchen, spazierenfahren und reiten, neh„men drei Theile des Tages weg. Der Ueberfluß der „Lebensmittel begünstigt die Gemächlichkeit, der Reich„thum veranlaßt Verschwendung. Herrlich und alle

„Tage in Freuden zu leben, ohne dabei etwas zu thun, „ist die allgemeine Losung. Den Vormittag bringen „die Frauenzimmer an dem Putztische, den Nachmit„tag mit der Guitarre und mit Singen zu, wobei sie „auf den üppigsten Polstern sitzen oder liegen. Die „Negerinnen tragen ihnen alles herbei, was sie brau„chen. Sie geben und nehmen Besuche, wobei sie sich „gar nicht lange bitten lassen, zu singen, zu tanzen, „oder auf der Guitarre, Harfe und Mandoline zu „spielen. Man lebt so frei, daß kein Geschlecht dem „andern Zwang anthut und die Eifersucht plagt weder „Männer noch Weiber. Man tanzt öffentlich und in „Privatgesellschaften die schlüpfrigsten Tänze. — Die „gemeinen Leute, Neger und Mulatten tragen statt des „Mantels ein Stück Zeuch, mit schmalen Streifen von „verschiedenen Farben versehen, und einer Oeffnung „in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Auf „den Seiten reicht er über die Arme, vorn und hin„ten aber bis auf die Waden, und ist rings herum „mit Franzen besetzt. Er heißt Poncho. Zu Pferde „trägt man ihn allgemein und findet ihn weit beque„mer als den Mantel. Er schützt vor dem Regen, „geht beim Winde nicht auseinander, und dient zu„gleich in der Nacht als eine Decke, so wie im Felde „als Teppich." —

Folgende Städte verdienen angemerkt zu werden:

a. Buenos-Ayres, die Haupt- und Residenzstadt des Vicekönigs von dem Vicekönigreiche Rio de la Plata, (34 Gr., 36½ Min. s. Br. und 60 Gr., 40½ Min. westl. L.) und der Sitz eines Bischofs, am südlichen Ufer des Rio de la Plata, 35 Meilen von dessen Mündung, von Petro de Mendoza 1535 erbaut und vormals auch Nostra Sennora de Buenos-Ayres genannt, von dem anmuthigen und gesunden

Klima, das dort herrscht; nach Lima die größte Stadt im Spanischen Südamerica, mit regelmäßigen und breiten Straßen, einem Haven, oder eigentlicher einer Rhede, und 40,000 Einwohnern, die sich vom Handel, Gewerben, Ackerbau und Viehzucht nähren. Die 3000 Häuser sind meistens aus Ziegelsteinen recht gut, manche prächtig gebaut und meistens mit Gärten versehen. Das vornehmste Gebäude ist die Domkirche. Unter den Bewohnern herrscht sehr viel Industrie, Handelsgeist und Leben. Ihr Vermögen wird aber mehr nach der Menge des Viehes, als des baaren Geldes geschätzt. Die Stadt hat auch eine Citadelle, eine sogenannte Universität oder Akademie, eine mathematische und andere öffentliche Lehranstalten, wohin auch eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus gehört, viele schöne Kirchen und Mönchs- und Nonnenklöster. In der Umgegend giebt es reizende Landhäuser und Obst- und Lustgärten. Die großen und schönen Ebenen, in deren Mitte die Stadt liegt, enthalten viele Viehweiden, woher die starke Viehzucht, welche hier getrieben wird. Auch fehlt es nicht an Wild und Fischen, und an den wohlschmeckendsten Früchten. Ganz nahe dabei ist ein Fluß, an dessen Seite das Fort aufgeführt ist, in welchem sich der Statthalter aufhält. Der Bischof hingegen wohnt beständig in der Stadt. Seit dem Jahre 1764 kommt alle zwei Monate ein Packetboot von Corunna aus Spanien hier an; auch ist seit einigen Jahren eine Post nach Lima und San Jago angelegt. Der La Platastrom ist hier schon so breit, daß man das jenseitige Ufer nicht erkennen, und ihn eher ein fließendes Meer, als einen Strom nennen kann. Die Stadt ist der Mittelpunct des Handels zwischen mehreren Provinzen Perus und Spanien, und ein Stapelplatz Europäischer Waaren. Der Handel wird durch Caravanen betrieben,

unter starker Bedeckung, wegen der räuberischen Pampasindier. — b. Die Colonie San Sagramento, am entgegenstehenden Ufer des La Plata, Buenos-Ayres gegenüber, die zwar nur wenige und niedrige Häuser hat und einen verschütteten Haven, aber der Sitz vieler reicher Kaufleute ist, und ganze Magazine von Gold, Silber, Juwelen und anderen Kostbarkeiten enthält. — c. Monte Video, (34 Gr., 54½ Min. s. Br.) eine kleine, aber gut bevölkerte und feste Stadt an eben diesem Ufer, ungefähr 50 Meilen von der Colonie del Sagramento, an einer großen und bequemen Bai, mit einem vortrefflichen Haven für kleine Schiffe und einem milden, gesunden Klima. Sie hat 10,000 Bewohner, die einen lebhaften Handel mit Landesproducten, besonders mit Talg, Fischen, Getraide und Rindshäuten treiben, da die Schiffe, deren viele aus diesem Haven auslaufen, sich hier auf mehrere Monate ihre Lebensbedürfnisse anschaffen, und meistens Ochsenhäute, oft 20,000 Stück, für Europa mitnehmen. — d. St. Maldonado, (34 Gr., 53 Min. s. B.) ebenfalls an dem Atlantischen Meere mit 2000 Einwohnern und einem sehr guten Haven, welcher den Eingang des La Platastroms beherrscht. Gegenüber liegt die Insel Lobos. — e. Corrientes, (27 Gr., 27 Min. s. Br.) unterhalb des Zusammenflusses des Parana und Paraguay, mit 4500 Einwohnern, die einen lebhaften Handelsverkehr mit einheimischen Erzeugnissen haben. — f. San Miguel, ganz außen, im Südosten des Sees Merim (33 Gr., 40 Min. s. Br.) ein bloßes Fort mit einer Spanischen Besatzung. — g. Die Forts Santa Theresa und Rocha, unter dem vorigen. Die übrigen Oerter und Niederlassungen können füglich übergangen werden.

Anmerkung. Zu den Besitzungen der Spanier in Südamerica rechnet man auch noch: a) Patagonien oder Magelhaensland. b) Die Insel Terra del Fuego oder das Feuerland. c) Die Maluinischen oder Falklandsinseln. d) Den Archipelagus de los Chonos. e) Die obenerwähnten zwei Inseln Juan Fernandez. f) Die Gallopagosinseln. Wir werden diesen weniger wichtigen, größtentheils rauhen und unfruchtbaren Erdstrichen den letzten Platz anweisen; weil wir noch gar Manches von weit interessanteren und schöneren Ländern den Lesern zu erzählen haben. —

II.

Das Portugiesische Südamerica, oder das Königreich Brasilien. *)

I.

Größe, Name, Lage, Gränzen, Eintheilung.

Das unermeßlich weite Gebiet des gegenwärtigen Brasilischen Reichs wird, unter allen jetzigen Reichen der Erde an Arealextension bloß von Rußland und China übertroffen,

*) Man vergleiche hierbei: John Mawes Beschreibung einer Reise in das Innere von Brasilien, London, 1812. — Teutsch von Zimmermann, Bamberg, 1815. — Cubena Beschreibung des Portugiesischen America, herausgeg. von Lessing, mit Anmerk. von Leiste, Braunschweig, 1780. — Crome Brasilien, 3 Theile, Giesen, 1810. — *Mentelle et Malte-Brun* Amérique, Tom. II. p. 368 f. — Histoire du Brésil, traduit de l'Anglais *d'Andrew Grant*, St. Petersbourg, 1811. — Lindley's Reise nach Brasilien, aus dem Englischen von Ehrmann, Weimar, 1806. u. a. m.

und hat also in Europa, Afrika und America an Größe nicht seines Gleichen. Es erstreckt sich von 1sten Gr., 30 Min. der Nordbreite bis zum 33sten Grade der Südbreite, und vom 37sten Gr. bis zum 71sten Grade westl. Länge von Paris, enthält also 34½ Breitengrade, welches von Norden nach Süden 517½ geographische Meilen ausmacht, und 34 Längengrade, folglich von Osten nach Westen 510 Meilen. Die Arealgröße beträgt über 100,000 Quadratmeilen, wovon jedoch nur ungefähr 1000 ordentlich angebaut sind. Es nimmt also wahrscheinlich beinahe ⅛ der ganzen Oberfläche des südlichen America ein. Das Innere und selbst die oberen Arme der Flüsse und deren Quellen, sind noch wenig bekannt. —

Der erste Entdecker dieses ungeheuern Erdstrichs, der Portugiese Cabral, nannte es Santa Cruz (heiliges Kreuz). Späterhin ward es Brasilien genannt, von der Menge des Brasilienholzes, welches damals das Hauptproduct des Landes war, und dessen glühender Kohlenfarbe, und das schon über 300 Jahre vor der Zeit, als Europäer dorthin kamen, unter diesem Namen bekannt war *).

Es nimmt beinahe den ganzen mittleren Theil von Südamerica ein, wenigstens die größere Osthälfte und erstreckt sich auch am weitesten östlich, indem es die Ostspitze des ganzen Dreiecks enthält, welches diese große Halbinsel bildet. Auffallend in die Augen springt es gleich beim ersten Anblicke, da es in dem Umrisse seiner Gränzlinien so viel Aehnlichkeit mit Südamerica selbst hat, daß man

*) Braza heißt nämlich im Portugiesischen ein Feuerbrand, oder eine glühende Kohle, daher die Portugiesen dieses Holz, (welches sonst auch Fernambuk oder Kampescheholz heißt) wegen seiner Aehnlichkeit in der Farbe mit einer glühenden Kohle, Brasil nannten.

es auf der Charte, als eine nach verjüngtem Maasstabe gemachte Abbildung desselben ansehen könnte, die so auf die größere Charte gelegt ist, daß von dieser bloß der Rand im Norden, Westen und Süden zu sehen wäre. Es liegt übrigens größtentheils in der heißen Südzone, zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem Aequator; über beide ragt es aber nördlich und südlich hinaus, doch südlich am weitesten.

Seine Gränzen lassen sich hiernach sehr leicht bestimmen. Seine Nachbarn im Westen sind lauter Spanische Besitzungen, und zwar nordwestlich Neu-Granada und die Gebiete wilder Völkerstämme, westlich Maynas und das Vicekönigreich Rio de la Plata, von welchem es der Mamore, Ytenes und Miboletayfluß scheidet, südlich Paraguay und ein Stück neutrales Land am See Merim, im Norden und Nordosten Spanisch- und Französisch-Guyana, östlich endlich hat es den Atlantischen Ocean zur Gränze.

Dieses weitläuftige Reich ist jetzt in allen seinen Theilen wohl gerundet und vortrefflich in ein großes Ganzes verbunden, das aber mehrere einzelne Länder und Provinzen unter sich begreift, welche die gesammten Portugiesischen Besitzungen in Südamerica ausmachen. Es gehören, außer dem eigentlichen Brasilien, noch dazu: das sogennannte Amazonenland, welches ehedessen fälschlich als ein besonderes Reich angesehen wurde, mit Ausnahme des nordwestlichen Theils zwischen dem Maranhon und dessen nördlichem Nebenflusse Yupura; ein Stück vom östlichen Paraguay im Osten des neutralen Landes über dem See Merim, welches das Portugiesische Paraguay vom Spanischen trennt; das östliche Peru und das südöstliche Guyana bis an den, sich unter ½ Gr. n. Br. in das Atlantische Meer ergießenden Arawaryfluß, so wie die große Flußinsel Johannes oder Maraja zwi-

schen dem Maranhon und Tocantines oder Gran-Para, durch die Verbindung dieser beiden Ströme mittelst des Tajipuraarms gebildet. Dieß die Hauptbestandtheile des großen Reichs. Nach der neuesten Organisirung aber werden alle diese weiten Landschaften in 10 besondere Statthalterschaften oder Gouvernements (Capitanias), und diese wieder in 24 Kreise (Comarcas, Gemarken,) eingetheilt, welche in der Folge aufgeführt und beschrieben werden.

2.

Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung. Einkünfte. Militär.

Dem Portugiesischen Admiral Pedro Alvarez Cabral gebührt unstreitig die Ehre, der erste Europäer gewesen zu seyn, der an der Brasilischen Küste gelandet ist. Er unternahm im März 1500 mit 13 Fahrzeugen und 1200 Mann eine Reise nach Ostindien, und war nichts weniger gesonnen, als hier im Westen auf Entdeckungen auszugehen; allein er ward durch Sturm auf diese Seite verschlagen, landete unter'm 10ten Gr. südl. Br. den 24. April an der ihm unbekannten Küste, und weil er aus mehreren untersuchten Producten fand, daß es ein schönes, fruchtbares Land seyn müsse, nahm er es im Namen seines Monarchen in Besitz und nannte es Santa Cruz, so wie den ersten Haven, wo er landete, Porto seguro (sicherer Haven). Schon ein Jahr vorher soll Vincent Pinson die Küste bei der Mündung des Maranhon, oder wenigstens der Flußinsel Maranjo besucht haben. Die Eingebornen kamen Cabral mit Freundschaft entgegen und nahmen ihn und die Seinigen mit der größten Herzlichkeit auf. Da er die Wichtigkeit der Entdeckung einsah, schickte er sogleich eins seiner Schiffe nach Lissabon, um seinem

Monarchen Bericht von derselben zu erstatten. Weil man aber zur Zeit noch keine Entdeckungen von Gold- oder Silberminen in dem neuen Lande gemacht hatte, achtete man es nicht sonderlich, sondern schickte fürs erste bloß zur Deportation verurtheilte Verbrecher und liederliche Weibspersonen zu Anbauern nach Brasilien, und nahm Farbeholz und eingelegte Arbeiten mit zurück. Bald lernte man aber das schöne Land besser kennen, und mehrere reiche und angesehene Portugiesen setzten sich an der Küste und im Inneren fest, so daß manche Ländereien erhielten, die an Umfang ganz Portugal gleich kamen. Dergestalt wurden nach und nach die Portugiesen Herren nicht nur des Landes, sondern auch der Einwohner, die man bald unterjochte und ungefähr 50 Jahre nach der Entdeckung Brasiliens, nämlich im J. 1549, schickte der König Johann III. den ersten Statthalter, Thomas de Suza, mit 6 Kriegsschiffen, einem beträchtlichen Truppencorps und mehreren Jesuitischen Missionaren, zur völligen Eroberung und Besitznahme des Landes, nach Brasilien. Da die Einwohner nur einen geringen Widerstand zu leisten vermochten, so wurden sie in Kurzem gänzlich bezwungen und de Souza fieng nun an, Forts und die Stadt St. Salvador anzulegen. Nun erwachte der Neid und die Eifersucht der Franzosen und Holländer. Der Maltheserritter und Viceadmiral von Bretagne, Nicolas Durant, machte gemeinschaftliche Sache mit dem Admiral de Coligny, beide unzufriedene, und gemißhandelte Hugonotten, und diese Franzosen trugen ihren Plan dem Könige Heinrich II. mit so einleuchtenden Gründen vor, daß dieser Monarch drei große Schiffe ausrüsten ließ, auf welchen sich eine große Anzahl Abenteurer und Mißvergnügter einschifften, und im Mai 1555 lief diese kleine Escadre aus dem Haven von Havre de Grace aus, und langte nach einer mühseligen und gefährlichen Fahrt im November glücklich an den Küsten von Brasilien an.

Die neue Colonie faßte bald Platz in einer Gegend nahe am Wendekreis des Steinbocks, legte eine kleine Festung gegen die Angriffe der Portugiesen und Eingebornen an, und Coligny ließ bald hernach mehrere reformirte Colonisten von Genf kommen, wodurch in kurzer Zeit die Colonie zu 1500 Mann anwuchs. Es gelang ihnen, mit den Eingebornen ein Bündniß und Freundschaft zu schließen, was den Portugiesen durch ihr barsches Benehmen in 50 Jahren nicht hatte glücken wollen. Beide Partheien blieben indessen in ihren Besitzungen, bis neue Französische Abenteurer mit mehreren Schiffen ankamen, und durch Anlegung eines stärkern Forts die Ruhe störten. Aber diese mußten einer stärkeren Macht weichen, welche Don Jerome d'Albuquerque, der Portugiesische Gouverneur in Brasilien, zwei Jahre nach der Gründung der letzten Französischen Colonie, über diese schickte, und die das Fort zwang, sich zu ergeben, und es gänzlich zerstörte.

Glücklicher als die Franzosen waren einige Zeit die Holländer, obgleich ihr unpolitisches Verfahren sie am Ende ebenfalls nöthigte, der Macht der Portugiesen zu weichen. Sie sendeten 1624 unter dem Admiral Willikens eine Escadre nach Brasilien, in der Absicht, dieses Land zu erobern, nachdem sie, so wie auch die Engländer, schon lange vorher, (seit 1598) des Handels wegen, mit einzelnen Schiffen dasselbe besucht hatten, noch nie aber auf den Gedanken gekommen waren, hier Pflanzungen anzulegen, viel weniger den Portugiesen den Besitz streitig zu machen. In dem gedachten Jahre aber (1624) versüchten sie den ersten feindlichen Angriff auf St. Salvador; doch wurde ihr weiteres Vordringen verhindert. Im J. 1626 kam eine Portugiesische Flotte zum Entsatze der Stadt an, die auch sogleich von den Holländern übergeben ward. Sie hatten nun weiter keine Besitzungen mehr in Brasilien bis zum Jahre 1630. Jetzt landete eine neue, ziemlich starke Holländische

Flotte, unter dem Admiral Lonk und dem General von Wartenburg, welche sich die ganze Provinz Fernambuk unterwarf. Im Jahre 1633 eroberten die Holländer auch Itamarca, Paraiba und Rio grande. Ihre Herrschaft dauerte bis 1654, wo sie durch eine Empörung in Fernambuk, durch die schlechte Unterstützung der Holländischen Westindischen Compagnie, vorzüglich aber durch die nachdrückliche und wirksame Macht Portugals in der neuen Dynastie des Hauses Braganza, welches zur Regierung gekommen war, genöthigt wurden, ganz Brasilien zu räumen, welches auch von dieser Zeit an in dem ungestörten Besitze und unter der Oberherrschaft der Könige von Portugal geblieben ist.

Die Verwaltung dieses weiten und reichen Landes wurde bis 1808 durch Statthalter oder Vicekönige besorgt. Gegenwärtig ist aber die Regierung ganz Brasiliens unmittelbar und allein in den Händen des Prinzen Regenten von Portugal, welcher durch den Einfall der Franzosen in sein Reich und durch die Wegnahme von Lissabon genöthigt wurde, Portugal den 19ten Januar 1808 zu verlassen, mit der Flotte und einem großen Theile seines Hofes und seiner Truppen nach Brasilien gieng und zu Bahia landete. Er nahm seinen Sitz und Hofhaltung in Rio Janeiro, wo er noch in demselben Jahre zur Belohnung treuer Anhänglichkeit den Orden der Treue stiftete. Nach dem am 19ten Februar 1810 zu Rio Janeiro, zwischen England und dem Prinzen Regenten, geschlossenen Vertrage, ist Großbritannien die Verwilligung zugestanden worden, zum Bau von Kriegsschiffen Holz in den Wäldern von Brasilien zu kaufen und zu fällen, Kriegsschiffe in den Häven dieses Landes zu bauen, auszurüsten und auszubessern. Auch hat der Prinz Regent versprochen, die Inquisition in Brasilien nicht einzuführen und den Sclavenhandel allmählich in seinen Besitzungen abzuschaffen.

Die Staatsverfassung ist, mit wenigen Abänderungen, fast dieselbe wie in Portugal. Jede Provinz hat ihren Gouverneur, der gewöhnlich auf drei Jahre gewählt wird. Unter ihm stehen die Untergerichte. Die Gerechtigkeitspflege wird wie im Mutterlande ausgeübt. Die Einkünfte Brasiliens belaufen sich jetzt, mit Einschluß der, auf die Landesregierung zu verwendenden, Summen auf reine 14 Millionen Thaler. Die bewaffnete Macht beträgt 40.000 Mann. Vor der Ankunft des Prinzen standen etwa 15 — 16 000 Mann zur Besatzung und Sicherheit des Landes in Brasilien. Mit ihm kamen gegen 20,000 Mann dahin, so wie zugleich 8 Linienschiffe, mehrere Fregatten und Kauffahrtheischiffe. Ehemals lagen in den sämmtlichen Brasilischen Häven gewöhnlich nicht mehr als 5 — 6 Kriegsschiffe, desto zahlreicher aber waren und sind noch die Kauffahrer, besonders zu Bahia und Porto Seguro. Die Seemacht besteht jetzt aus 10 Schiffen von der Linie und 12 Fregatten.

3.

Boden. Klima und Naturbeschaffenheit. Flüsse und Seen. Berge.

Der Boden ist im Ganzen sehr gut, besonders fruchtbar aber an den Küsten, nur ist kaum der tausendste Theil angebaut. Im Inneren sind unermeßliche Ebenen, Wälder und Gebirge. Das sogenannte Amazonenland ist beinahe ganz mit Gehölze bedeckt, so daß man größtentheils nur in der Nähe großer Flüsse und Seen den Himmel frei übersehen kann. Zur Zeit der periodischen Ueberschwemmungen ist es beinahe eine offene See. Im Norden ist es nur an

den Küsten, im Süden aber weiter hinein angebaut. Am weitesten sind die Missionare gekommen, die auch den Anbau noch am eifrigsten betreiben helfen, zugleich aber auch — die Päpstliche und Portugiesische Herrschaft auszubreiten, nach Kräften bemüht sind. Die Heerstraßen, so wie überhaupt die Wege sind wegen des fetten Erdreichs äußerst schlecht, zumal, da sie nicht gut unterhalten werden, so daß Pferde und Geschirre an manchen Orten kaum fortkommen können.

Das Klima und der Wechsel der Witterung und Jahreszeiten muß, nach der weiten Ausdehnung Brasiliens begreiflich sehr verschieden seyn. Die Luft ist im Ganzen (die Gegend bei Rio Janeiro ausgenommen) ungemein gesund, aber heiß, da Brasilien in der heißen Südzone liegt, zumal in der nördlichen Hälfte; jedoch wird die Hitze durch häufige Regen und Winde abgekühlt; im Süden ist sie gemäßigter und der Aufenthalt folglich hier gesünder. Daher erreichen auch die meisten Einwohner in diesem Striche ein hohes, viele ein sehr hohes Alter und sind nur wenigen Krankheiten unterworfen. Zuweilen erzeugt der Westwind nachtheilige Folgen für die Gesundheit, weil er über ungeheure feuchte Wälder und sumpfige Gegenden herüberkommt. Die Seeküste von Para bis Olinda hat ein ähnliches Klima wie Guiana, aber weniger feucht und ungesund. Die Regenzeit fängt in Fernambuk und andern Provinzen im März an und endigt sich mit dem August. Die Südostwinde sind dann die herrschenden, in der trockenen Zeit weht der Nordwind, wo die Erde brennt und die Pflanzen schmachten und vertrocknen. Dennoch sind die Nächte sehr kalt und von einem starken Thau begleitet, was den unvorsichtigen Ausländern öft eine Ursache des Erkrankens wird. Uebrigens bedeckt beinahe das ganze Jahr ein schönes Grün und die prächtigsten Blumen die beschattete Erde. Schnee und Eis kennt man nicht, es herrscht ein beständiger Frühling, und die Bäume zeigen zugleich Blüten, grüne und reife Früchte.

Unter den Gewässern Brasiliens bemerken wir:

1. Sehr ansehnliche Flüsse, und unter diesen vornämlich:

a) Den Maranhon oder Amazonenstrom, sonst auch nach seinem ersten Entdecker, Johann Orelhan (1544), Orelhana genannt, der größte Fluß der Erde, dessen ausführliche Beschreibung im Vorhergehenden da gewesen ist. Er nimmt auch hier mehrere ansehnliche Nebenflüsse auf, z. B. im Norden den Yupura oder Caqueta, Negro, Yacuapiri, Quatuma, Trompetas, Curupatuba, Anaurapara u. a.; im Süden den Yutai, Yurbe, Teste, Coari, Purus oder Chivara, Madera, Topayoso, Xinchu, das Bocas, Jacunda, Tocantines u. s. w.; wovon manche so groß wie der Rhein und die Oder sind. Er hat landeinwärts ordentlich Ebbe und Flut und in seiner Mündung in's Atlantische Meer eine Menge Inseln, worunter Caviana die größte ist. Hier beträgt seine Breite 25—36 Meilen und die ganze Länge seines Laufs auf 1000 Meilen. Als Orelhan einige Tage auf diesem Flusse geschifft hatte, sahe er eine Menge gewaffneter Indianerinnen, welche mit ihren Nachbaren in einem Gefechte begriffen waren. Dieß veranlaßte die Spanier, welchen er es berichtete, sowohl den Strom, als den größten Theil des Landes selbst, welchen er durchflutet, mit dem Namen der Amazonen zu belegen, die in der alten Geschichte bekanntlich als kriegerische Frauen vorkommen, die in Asien am Flusse Thermodon gewohnt haben sollen. Er tritt jährlich aus seinem Bette und überschwemmt rings herum weit und breit die ganze Gegend. Dieses thun noch mehrere andere der folgenden Flüsse.

b) Der Rio Negro oder schwarze Fluß, der von Nordwesten herkommt, und auf der Nordseite den

Rio Parima (den die Portugiesen Rio Branco nennen), und den Yaquepiri aufnimmt, einer der größten Nebenflüsse des Maranhon, deſſen wir bereits früher gedacht haben.

c) Der Yutai entſpringt aus zwei kleinen Seen in den Andengebirgen unſern Cusco unter'm 11ten Gr., 10 Min. ſ. Br., läuft Anfangs nordwärts, dann wendet er ſich nach Nordoſten, hierauf wieder ganz nördlich und fällt bei Eviatra (2 Gr., 35 Min. ſ. Br.) in zwei Armen in den Maranhon.

d) Der Havari oder Yahuari macht, zwiſchen dem 4—6 Gr. ſ. B., die Weſtgränze gegen herumſtreifende Horden wilder Indianer im Oſten von Peru, entſpringt ebenfalls in den Anden, fließt ziemlich parallel mit dem vorigen und geht unter'm 4 Gr. ſ. Br., bei San Pedro in den Maranhon.

e) Yurba, ganz gleichlaufend mit dem Yutai, auch nicht weit, (nur etwas öſtlicher) von ihm entſpringend, vereiniget ſich unter dem $2\frac{1}{2}$ Grade mit dem Maranhon.

f) Purus oder Chivara, entſpringt auch in den ſüdlichen Gegenden, im Andengebirge, in der Provinz Pancartambo des Vicekönigsreichs Peru, wo er bald Arazza, bald Chuncu heißt, läuft erſt nach Norden, dann oſtwärts, hernach wieder nördlich und geht in zwei Armen unter $4\frac{1}{2}$ Grad in den Maranhon.

g) Der Madera, welcher in den oberen ſüdlichen Gegenden Mamore heißt, außer dem anſehnlichen Beni noch mehr als 30 Flüſſe aufnimmt und aus Südweſten her kommt, wo er in den Gebirgen der Anden entſpringt, fällt nach einem Laufe von faſt 400 Meilen, wo er die Breite von $\frac{1}{2}$—1 Meile hat, in

mehreren Armen und Biegungen gleichfalls in den vorigen.

h) Topayoſo, ebenfalls ein ſehr anſehnlicher Fluß. Er hat ſeine Quellen in den Ebenen oder Campos de Paresis, unter 10 Gr., 40 Min. ſüdl. Breite, nimmt den Juruna, Xeijos und kleinen Negro auf und fällt nach einem Wege von mehr als 150 Meilen in den Maranhon.

i) Xinchu, (Paranatinga, Auripana), kömmt gleichfalls von Süden aus den Gefilden und Bergen von Matogroſſo, während ſeines Laufs nimmt er 5 bis 6 andere kleinere Flüſſe auf, hat viele Fälle und vor ſeinem Eintritte in den Amazonenſtrom mehrere mäandriſche Windungen und macht eine Reiſe von wenigſtens 200 Meilen.

k) Der Tocantines, auch Gran Para, ein mächtiger Nebenfluß des Maranhon, entſpringt tief unten in den ſüdlichen Gebirgen, führt Anfangs jenen Namen, alsdann, nach Aufnahme eines ſtarken ſüdlichen Arms des Maranhon, den letzteren, und ſtrömt beinahe mit einer eben ſo breiten Mündung wie dieſer, bei der Inſel Juanes (Johann) in's Atlantiſche Meer. Er nimmt auf 20 kleinere Flüſſe und Bäche, darunter zum Theil anſehnliche, auf, als den Aracaya, Coripaz, Paranatinga, hängt durch den vorhin erwähnten Tajipuraarm unmittelbar mit dem Rieſenſtrome zuſammen und durchläuft eine Länderſtrecke von 300 Meilen Weges.

l) Der Guanapa, welcher ſich ſüdoſtwärts durch einen ſehr breiten Canal mit dem Para oder Tocantines vereiniget, hängt durch einen andern Arm auch mit dem Maranhon zuſammen, und dieſe verſchiedenen Ströme bilden die ſchon gedachte große Inſel Marajo dos Juanes.

m) Der Mearym entſpringt aus einem See unter dem 5ten Grad der Südbr. in den Gebirgen, bildet in ſeinem Laufe verſchiedene kleine Seen und geht bei der Inſel Marahao ($2\frac{1}{2}$ Gr. ſ. Br.) in's Atlantiſche Meer.

n) Der Tapicura und Parnaguas (auch Paranaiba) entſpringen, ſo wie der Acaracu in denſelben Gebirgen, doch mehr oſtwärts und laufen einander ziemlich parallel in denſelben Ocean.

o) Im Süden der obere Parana oder La Plata mit dem Paraguai und deren Nebenflüſſe, die ein eigenes Flußgebiete ausmachen, welches wir hier, ſo weit es Braſilien betrifft, kürzlich recapituliren. Es entſpringen nämlich auf der Südſeite des Bergäquators, theils im Weſten der Paraguai, in welchen ſich auf der Oſtſeite, von Norden nach Süden, der Cuyaba, Borrudos und Toquari ergießen, theils 4 nördliche Arme des Parana, nämlich von Oſten nach Weſten der Mayaponte auf der Oſtgränze, Apuru, Caparos und Guacuriy bei der Weſtgränze, welche alle ſüdwärts in den von Nordoſt herkommenden Paranaiba ſich ergießen, ſo wie der Paranaiba unter dem Wendekreis des Steinbocks, folglich ſchon jenſeits der Südgränze, in den von Südoſt aus 2 Armen herſtrömenden Parana ſelbſt fällt.

p) Der große Küſtenfluß San Francesco, der in den ſüdöſtlichen Gegenden unter 20 Gr., 35 Min. ſüdlicher Breite in den Gebirgen entſpringt, durch eine große Hochebene nordwärts fließet, ſich darauf nach Oſten wendet und unter 11 Gr. ſ. Br. mit einer großen Mündung, nachdem er 10 andere Flüſſe aufgenommen hat, in's Atlantiſche Meer fällt, gerade da, wo die öſtliche Küſte nach Süden zu wieder ſich zu ſchmälern

anfängt. Er durchläuft eine Strecke von wenigstens 200 Meilen.

q) Rio grande de Curituba (Yquazu) hat seine Quelle bei der kleinen Stadt Curituba (25 Gr., 20 Min. s. Br.) in Osten, fließt Anfangs nordwestwärts, dann westlich und ergießt sich bei der neuangelegten Stadt Roy (25 Gr., 40 Min.) in den Parana.

r) Der Uruguai entspringt nahe an der Ostküste bei St. Thome, geht erst westlich, dann südlich und vereiniget sich mit dem La Plata. Seine Beschreibung ist im Vorhergehenden da gewesen.

s) Rio de Janeiro (Januariusfluß), gleich über dem Wendekreise, ist eher ein Meerbusen als Fluß, für den man ihn aus Unkunde anfänglich hielt, in welchen sich mehrere kleine Flüsse ergießen. Er bekam den Namen daher, weil er von dem Portugiesen Dios de Solis gerade am Feste des heiligen Januarius den 19ten September 1525 entdeckt wurde.

t) Paraiba, hat seinen Ursprung gerade über dem Wendekreise, und ist deßwegen merkwürdig, weil er gegen 80 Meilen immer parallel mit der Seeküste läuft, bis er unter dem 21sten Gr. s. Br. in's Meer fällt.

u) Rio grande de San Pedro, bei seinem Ursprunge in Rio Janeiro (28 Gr. s. Br.) Jukay, läuft längs der Gränze des neutralen Strichs Landes hin und macht bei seiner Mündung einen beträchtlichen Meerbusen, der auch der See de los Patos genannt wird, auf einer niedrigen und mit Dünen besetzten Küste.

v) Noch sind zu merken der Tebiquary, Mibolecay, welcher die Gränze von Paraguay macht, Oya-

m) Der Mearym entspringt aus ein ... lei
5ten Grad der Südbr. in den ... zig
seinem Laufe verschiedene kleine ... jou
der Insel Marahao (2¼ Gr.
sche Meer. ... an

n) Der Tapicura und Po... ... Ueber-
ba) entspringen, so wie ... kleiner wird.
Gebirgen, doch mehr ... Minas Geraes.
ziemlich parallel in der ... und schmälere, der

o) Im Süden der ... ueira (Samarum-
mit dem Paragr... ganz unten in der süd-
eigenes Flußgebiet ... Janeiro, hängen unter sich
weit es Brasilie... ammen.
entspringen nö...
tors, theils i... en fehlt es Brasilien nicht, und
auf der Ost... Fundgrube an Gold, Silber, Dia-
ba, Bor... n schätzbaren Metallen und kostbaren
nördliche ... begreifen die allerhöchsten Gegenden des
Westen ... America und befinden sich sowohl im Süden,
Capa... Auch im Inneren, besonders unter dem
alle ... und mehrere Gebirgsreihen und östliche
Pa... der Cordilleras, die sich bis an die Küsten
ter... und mehrere Vorgebirge bilden, z. B. Cerro
f... das Esmeraldas, di Frio, Mattogrossa,
... illera de San Josef, Chapada, Quacura-
... Itiapaba im Norden zwischen Maranhao und
... eine der beträchtlichsten Gebirgsketten in Brasilien,
... Cacaoberge im Norden des Madeiraflusses, von de-
... sich auch eine Reihe südöstlich unterhalb dieses Stro-
... hinzieht die Sierra grande und de los Corizes
... Westen des Tocantines, Monte de San Juan in
... Janeiro u. a. m. *) Einige haben weit ausgedehnte

*) Merkwürdig ist insbesondere der Butuquari, ein sehr hohes Mandelsteingebirge. Sein Gipfel ist eine große Bl-

mpos Geraes, zwischen ihnen
Flächen, als die Campos
che von ganz Südamerica.
n von allen Seiten eine
Massen Granit fin-
ehre furchtbare Ueber-
ter keinen Schaden thun,
angebaut, sondern zum Theil
Moräste sind,

4.

üsten. Vorgebirge, Baien, Meerbusen. Inseln.

Da bei weitem der größere Theil von Brasilien aus ungeheueren Ebenen besteht, die nach dem Meere zu immer flacher werden und sich wenig über dessen Spiegel erheben, so können auch weder die Küsten noch Vorgebirge desselben sonderlich hoch seyn. Die nördlichen Küsten von Para bis nach Olinda sind mit einer steinharten Masse, welche ein Korallenfelsenriff zu seyn scheint, eingefaßt, an welcher sich die Wellen des Oceans brechen, und

menfläche, meistens von Zwiebelgewächsen, umsummt von ganzen Schwärmen Colibris und mit einer Aussicht ohne Gleichen. Von den Abhängen stürzen sich in malerischen Wasserfällen die Quellen herab, welche man in den fernen Ebenen vereint als Ströme wieder erblickt, und man schauet über die mit Urwäldern und Palmenhainen erfüllten Felsenthäler in eine unermeßliche Aussicht, in die gränzenloseste Ferne. — S. Beobachtungen des Hauptmanns Feldner, portugies. Artillerie-Officier in Brasilien, im Jahre 1819.

poco, Dulce, Yguaza, Paranagua, de los Muertas, Paranapane, Tinte oder Anemby und einige andere, welche wir bei den einzelnen Gouvernements anzeigen werden.

2. Seen. Der größte Landsee ist der Xarayes, an der Gränze der Spanischen Provinz Chaco, der nicht immer gleich groß bleibt, sondern durch periodische Ueberschwemmungen der Flüsse bald größer, bald kleiner wird. Der Parapitinga in der Provinz Minas Geraes. Der See Merim, der weit kleinere und schmälere, der Küste am nächsten liegende Mangueira (Samarumbu?) und der de los Patos, ganz unten in der südlichsten Spitze von Rio de Janeiro, hängen unter sich und mit dem Meere zusammen.

Auch an Bergen fehlt es Brasilien nicht, und diese sind eine reiche Fundgrube an Gold, Silber, Diamanten und andern schätzbaren Metallen und kostbaren Edelsteinen. Sie begreifen die allerhöchsten Gegenden des Portugiesischen America und befinden sich sowohl im Süden, als im Norden. Auch im Inneren, besonders unter dem Aequator, sind mehrere Gebirgsreihen und östliche Fortsetzungen der Cordilleras, die sich bis an die Küsten hinziehen und mehrere Vorgebirge bilden, z. B. Cerro (Sierra) das Esmeraldas, di Frio, Mattogrosso, Cordillera de San Josef, Chapada, Quacuregua, Itiapaba im Norden zwischen Maranhao und Olinda, eine der beträchtlichsten Gebirgsketten in Brasilien, die Cacaoberge im Norden des Madeirafluſſes, von denen sich auch eine Reihe südöstlich unterhalb dieses Stromes hinzieht, die Sierra grande und de los Corixes im Westen des Tocantines, Monte de San Juan in Rio Janeiro u. a. m. *) Einige haben weit ausgedehnte

*) Merkwürdig ist insbesondere der Butuquari, ein sehr hohes Mandelsteingebirge. Sein Gipfel ist eine große Ebe-

ochebenen, als die Campos Geraes, zwischen ihnen egen mitunter erstaunliche Flächen, als die Campos)areſis, die größte Centralfläche von ganz Südamerica.)ie Ufer des Amazonenſtroms ſtellen von allen Seiten eine nermeßliche Fläche dar, wo ſich große Maſſen Granit fin- en, aber auch eben deßhalb alle Jahre furchtbare Ueber- hwemmungen ſind, die jedoch weiter keinen Schaden thun, a dieſe Gegenden nicht ſtark angebaut, ſondern zum Theil och Wüſten, Wälder und Moräſte ſind.

4.

Küſten. Vorgebirge, Baien, Meerbuſen. Inſeln.

Da bei weitem der größere Theil von Braſilien aus ngeheueren Ebenen beſteht, die nach dem Meere zu immer ächer werden und ſich wenig über deſſen Spiegel erheben, o können auch weder die Küſten noch Vorgebirge deſ- lben ſonderlich hoch ſeyn. Die nördlichen Küſten on Para bis nach Olinda ſind mit einer ſteinharten Raſſe, welche ein Korallenfelſenriff zu ſeyn ſcheint, einge- ßt, an welcher ſich die Wellen des Oceans brechen, und

menfläche, meiſtens von Zwiebelgewächſen, umſummt von ganzen Schwärmen Colibris und mit einer Ausſicht ohne Gleichen. Von den Abhängen ſtürzen ſich in maleriſchen Waſ- ſerfällen die Quellen herab, welche man in den fernen Ebe- nen vereint als Ströme wieder erblickt, und man ſchauet über die mit Urwäldern und Palmenhainen erfüllten Felſen- thäler in eine unermeßliche Ausſicht, in die gränzenloſeſte Ferne. — S. Beobachtungen des Hauptmanns Felßner, Portugieſ. Artillerie-Officier in Braſilien, im Jahre 1819.

die an vielen Stellen einem Straßenpflaster oder Steindamme gleicht. Die Einwohner von Olinda und Paraiba bedienen sich derselben zum Häuserbauen. Die östlichen Küsten, besonders in der Gegend von Bahia und Porto Seguro, bestehen ebenfalls aus Riffen, oder vielmehr Schichten von Felsen, und bilden so natürliche Havendämme. Diese Lagen sind bei niedrigem Wasser ganz trocken, zeigen sich scharf abgeschnitten und sind in einer Entfernung von $\frac{1}{4}$ Stunde kaum bemerkbar. Hier und da ziehen sich ungeheure Wälder an den Küsten hin und bedecken das Land, so weit man sehen kann. Die Bäume, aus welchen sie bestehen, sollen das beste Schiffbauholz in Brasilien liefern, und mit denselben werden auch die königlichen Baumagazine versehen. Eine Menge kleiner Flüsse durchschneiden diese ganze Küste bis an Rio de Janeiro in einer Länge von mehr als 200 geographischen Meilen. Sie wird häufig von zahlreichen Schwärmen feindlicher Indianer besucht, welche das Reisen dem Gestade entlang äußerst gefährlich machen, so daß man ohne militärische Bedeckung sich nicht dahin wagt. Die südlicher herabgehenden Küsten von Rio de Janeiro bis an Rio grande de San Pedro (der noch nicht genau erforscht ist) haben eine steilere Böschung und bestehen zum Theil aus Granitfelsen, sind aber ziemlich gut angebauet und gewähren viele und gute Landungsplätze. Die ganze Küstenausdehnung Brasiliens, von der Mündung des Maranhon im Norden, bis an die südliche Spitze bei Ciudad del Rio grande de San Pedro soll nahe an 2000 Teutsche Meilen betragen.

Unter den Vorgebirgen verdienen angemerkt zu werden: Cap Maguari, de los Palmeras, St. Roque im Norden und Nordosten, St. Auguſtin, la Victoria, St. Michel, St. Thome, Frio, in Osten, Pedro, de Santa Maria auf der südlichsten Landspitze. — Die Buſen und Baien des Brasilischen

Meeres an der weit ausgedehnten Küste sind: Die Allerheiligenbai (Bahia de todos los Santos) unterhalb der Mündung des St. Franziscoflusses (12½ Gr. südlicher Br.), 1501 von Americus Vespuccius entdeckt, die St. Vincent- oder Santosbai (24 Gr. s. Br.), die Sagasuibai (25½ Gr.), und die Bai des Flusses San Pedro oder des Metimsees an der südlichen Landspitze. — Inseln: von Norden nach Süden herab, die Gruppe in der Mündung des Amazonenstroms, darunter Cayana die größte ist, die große Insel Morajo de San Juanes, Maranhao (St. Luis) mit den kleineren, darum zerstreuten Eilanden, Taporica in der Bai de todos los Santos, Frio, de los Ingenios (über dem Wendekreise des Steinbocks), de San Sebastian (unter demselben), St. Vicente, Cananea, Santa Catarina, der kleineren zu geschweigen.

5.

Ackerbau und Viehzucht. Producte. Handel und Gewerbe. Bergbau, Kunstfleiß, geistige Bildung ꝛc.

Wir haben oben gesagt, daß von Brasilien kaum der 2000ste Theil angebaut ist, welches bei der geringen Bevölkerung dieses so großen Landes kaum anders erwartet werden kann. Daraus wird man überhaupt schon einen ziemlich richtigen Schluß auf die Ackercultur und die damit verbundene Viehzucht machen können. Man erblickt hin und wieder einzelne zerstreute Pflanzungen, aber nichts Ganzes, und das schönste Land wird vernachlässiget. Auf dem üppigsten Boden, der von mehreren Flüßchen und Bächen bewässert wird, wo man ohne große Mühe Zucker-

rohr, Baumwolle, Maniokwurzeln ꝛc. anpflanzen könnte, erblickt man nichts als Schilf, Gras, Gehölz und Kräuter, und nur selten stößt man auf Aecker, wo man einige Neger beschäftiget sieht. Die Anpflanzungen von St. Lazarus beweisen hinlänglich, daß der Boden in Brasilien fähig ist, die Producte aller Erdtheile hervorzubringen, denn hier sieht man in üppigem Wuchse die aromatischen Gewächse der Molukken, den Reiß aus Asien, das Getraide, Gemüse und Wurzelwerk aus Europa, und daneben die vegetabilischen Reichthümer von America. An den Küsten hin, vorzüglich in der Umgegend von Rio, ist das Land noch am besten angebaut, stellenweise auch weiter in das Innere hinein urbar gemacht, und in sehr große Plantagen vertheilt, unter welchen viele sind, wo 2—300 Sclaven und mehrere Pferde für den Umtrieb der Zuckermühlen gehalten werden. Es sind aber Alles nur erst Anfänge. Auch der Weinbau ist noch im Werden begriffen, so vortrefflich für denselben auch mehrere Gegenden sind, in welchen man 2, ja 3mal des Jahrs die schönsten Trauben geärntet hat. Diese üppige Fruchtbarkeit der Erde sollte die Einwohner allerdings anreizen, sie besser zu bearbeiten, wenn es nicht zu sehr an Betriebsamkeit, oder vielmehr an Händen fehlte. Die Natur scheint hier nur Arbeiter zu erwarten, um den Menschen ihre köstlichen Gaben auszuspenden; denn diese reizenden Gegenden liegen bloß aus Mangel an Bewohnern, an Bebauung und Gewerbsfleiß so vernachlässiget. Selbst Minen liegen noch an vielen Orten vergraben, die alle Metallgruben an Reichthum übertreffen. —

Rinder, Pferde, Maulthiere, Schaafe, Schweine ꝛc. werden in Menge gezogen und laufen zum Theil hier und da in ganzen Heerden wild herum; doch hat jeder das Seinige gebrandmarkt. Um es gegen die blutgierigen Vampire zu schützen, werden besondere Katzen dazu

bgerichtet, welche in der Nacht von einem Stück Vieh im andern ſpringen und dieſe grauſamen Blutigel beißen ad vertreiben. Das Rindvieh ſchlachtet man oft bloß der äute wegen, von denen ganze Ladungen nach Europa ge- n. Die Schaafe kommen wegen der groben Grasarten, ren Säfte ihnen zu ſcharf ſind, und aus Mangel des alzes, nicht ſo recht fort. Selbſt dem Rindvieh muß an, wegen des groben und ſcharfen Futters, auf der eide zuweilen Salz geben, das hier als ein für 15,000 fund Sterling verpachtetes Monopol der Krone in ſehr hem Preiſe ſteht und öfters gar nicht zu haben iſt, ob- ſich es an der Küſte leicht gewonnen werden könnte. Tau- de von Kühen und Ochſen kommen jener elenden Summe gen jährlich um, das Fleiſch der bloß wegen der Haut tödteten wird weggeworfen, und der Fiſchfang liegt in anchen Gegenden beinahe ganz darnieder, oder wird höch- ns nur von den Wilden betrieben. In Rio koſtet ein chſe von Mittelgröße 6 — 7 Thaler, im Inneren gar r 2 — 3 Thaler. Aber Alles war bisher auf das här- te beſteuert, der Weinbau verboten, die Fiſcherei Mono- liſten überlaſſen, der Schiffbau verhindert, die Anlegung n Fabriken und Manufacturen unterſagt, und ſelbſt der winn des von der Sonne erzeugten Salzes dem freiwil- en Arbeiter entzogen. Die Geiſtlichkeit hat die reichſten d herrlichſten Ländereien im Beſitz, der Ketzer, war er ch der fleißigſte Arbeiter und beſte Wirth, wurde durch Agenten der Inquiſition verſcheucht; auch die große An- hl der Mönchs- und Nonnenklöſter entvölkert eine auf- mende Colonie und entzieht dem Staate, dem Ackerbau d Gewerben eine Menge nützlicher, thätiger Arme. Hof- tlich wird jetzt die perſönliche Gegenwart des Regen- t dieſem Unweſen und ſchrecklichen Mißbräuchen ein de machen, oder ſie doch wenigſtens einſchrän-

k —

An Naturproducten faſt aller Art kann wohl kaum ein Land reicher ſeyn als Braſilien, ſo daß man ein Buch darüber ſchreiben könnte.

1. An Mineralien finden ſich: ſehr reiche Gold- und Silberminen, die durch Sclaven bearbeitet werden, jene ſchon 1577 und 1588, dieſe 1749 und 1750 entdeckt. Letztere werden aber nicht bearbeitet, weil man das Gute über dem Beſſeren vergiſſet. Das Gold wird wenige Fuß tief in gediegenem Zuſtande gefunden, auch in Flüſſen. Der Sand iſt an vielen Orten mit Goldſtaub vermiſcht. Ferner Platina, Kupfer, oft in großen gediegenen Stücken, von 20, 50 und mehr Pfunden *). Eiſen, Blei, Zinn, Queckſilber, Edelſteine, beſonders Diamanten, Smaragde, Sapphire, Rubinen, Amethyſte, Topaſen, Chryſolite, Beryllе, Aquamarine, Kryſtalle, Achate, wovon aber nur die 5 erſtern und die Chryſolite vorzüglich geſucht werden. Erſt ſeit der Entdeckung dieſer koſtbaren Metalle und prächtigen Steine lernte Portugal den Werth von Braſilien recht erkennen und ſchätzen. Ferner: Schwefel, Alaun, Antimonium. Porzellanerde und andere Tonarten; Marmor, Schiefer, Quarz, Marienglas, Salpeter, Salz (das aber aus Nachläſſigkeit wenig benutzt wird), Vitriol ꝛc. Auch hat man da und dort Verſteinerungen gefunden.

2. An Vegetabilien: die ſchönſten und ſeltenſten Bäume und Holzarten, an der Zahl gegen 100, ſowohl durch Schönheit der Früchte, als durch die Farbe, Härte und Stärke ausgezeichnet, beſonders Gelb-, Campeſche- und Fernambuk- oder Braſilienholz, womit ein wichtiger Handel getrieben wird, ungefähr 20,000 Centner, am

*) Aus Cochonira in dem Gouvernement von Bahia kam vor mehreren Jahren ein 1666 Pfund ſchweres Stück nach Liſſabon.

Werthe 200,000 Thaler, so wie der unerschöpfliche Vorrath an Schiffs- und anderem Bauholze in den königlichen Magazinen für Rechnung des Regenten, (das beste Brasilienholz wächst am Madeira); Pomeranzenbäume, die ohne alle Pflege von selbst wachsen, Balsambäume, der Roucou oder Orleansbaum, die Purgiercassia *), hier besonders groß und stark und den Wallnußbäumen ähnlich (die Blumen riechen besonders des Morgens sehr angenehm); Cacao und Cravo (Americanischer Zimmet, den vornämlich die Indier sammeln und dagegen Nadeln, Spiegel, Messer, Zangen, Beile, Nägel ꝛc. eintauschen), Orangen, Cassave und Manioc (deren Mehl man hier farincha do pao, Holzmehl nennt, weil es den Sägespänen ähnlich ist), Zucker, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Getraide, Pfeffer, Ingwer, Vanille, Indigo, Piment oder Nelkenpfeffer, der Genipabaum (mit eiförmigen wohlschmeckenden Früchten in der Größe einer Pomeranze, Blättern wie Wallnußbäume und weißlichen Blüten in Büscheln, die wie Nelken riechen), Lebensholz, Mahagoni, Atlas und Tulpenbaumholz, der Elemistrauch (einer Buche ähnlich, der Saft aus der aufgeritzten Rinde giebt Gummi Elemi, ein vortreffliches Wundmittel), der Jambusenbaum (ist eigentlich aus Ostindien, wird aber seiner schönen Früchte wegen, die eine Gattung von Pfirschen sind, in Gärten gezogen), Coccapflaumen (wie die Europäischen, blau, gelb und roth, aber delicater und sehr gesund), Jacas, eine Art Brodfrucht, Mammeifrüchte, Americanische Nüsse, Tamarinden, Cucuri und Puchiri (zwei gewürztragende Bäume, deren Früchte die Größe der Oliven haben und wie Muscatnüsse gebraucht werden), der Trompeterbaum, (30—40 Fuß hoch, aber nicht über 1 Fuß dick, die Aeste sind hohl und die Früchte sehen

*) Man sehe in der Folge hiervon mehr bei Cuba.

und schmecken wie unsere Erdbeere), der Umari (mit Schmetterlings-Blumen und einer pfirsichartigen Steinfrucht, welche man gekocht isset), der Topfbaum oder Jacapucaya (dessen Blätter den Maulbeerblättern ähnlich sind, die Früchte einem Becher mit dem Deckel in der Größe eines Kindskopfs gleichen und wie Pistazien schmecken; wenn die Früchte reif sind, fällt der Deckel ab, und dann benutzen die Brasilier diesen und die Schaale zu Trink- und anderen Gefäßen); Ananas wächst hier so häufig, daß man Schweine damit füttert; — Cocosnüsse, Mangofrüchte, Mais, Reiß, fast alle Europäischen Feld- und Gartenfrüchte. Safran, verschiedene Arten von Gummi; Medizinalpflanzen und Wurzeln, als Fieberrinde, Ipecacuanha, Jalappe, Christpalme ꝛc. Pisangfrüchte, Wasser- und Bisam-Melonen, Kürbisse, Bananas, Yams, Pataten, Wein, Flachs (von dem der Aloe ähnlichen Kitta), Hanf, Copalbäume, Rüben und andere Wurzelgewächse, Sassaparille, Zitronen, Baum- auch Obst, z. B. Cujavabirnen, aber von schlechtem Geschmacke u. s. w.

3) An Thieren: a) Quadrupeden. Zuchtvieh, als Rinder, Pferde, Maulesel, Schaafe, Ziegen, Schweine ꝛc. in Menge, Affen in unzähligen Arten und Mannichfaltigkeit, auch den Possenreißer Kagui, den kleinen niedlichen Löwenaffen, der nur 5 Zoll hoch ist, den Nonnen Rosenaffen und Eichhornaffen, das Faulthier (Ai), Hyänen und Unzen (hier fürchterlich, so daß der, welche eine erlegt, als ein Held betrachtet wird), Tiger, Leoparde, wilde Schweine, Vampyre, Ameisenbäre, Mexikatzen, Schuppthiere (2 Arten), Beutelratzen, das Gürtelthier Tatu (6 Arten), Eidechsen, Armadille, Gukhunde, Hunde, sowohl gesellige als wilde, Katzen, Luchs, Viverren (Coati), Meerottern, Wieseln (auch schwarz mit dem Moschusgeruche), Kaninchen, Meerschweinchen

das Surinamsche Eichhorn, Hirsche, das Stachelschwein Cuandu, der Fuchs Saratus u. a. m. In den unermeßlichen heerdenreichen Gefilden der Provinz Rio grande sieht man in friedlicher Eintracht, Hirsche, Pferde und Ema's (eine Südamerica eigene Straußenart) zusammenweiden; ein Anblick, der an das Paradies erinnert. b) Vögel: Habichte. Geier, auch der große Condor, (mit ausgebreiteten Flügeln 16 — 18 Fuß breit, ihrer zwei zerreißen und verzehren eine Kuh) der Urubu oder in der Türkei Buzzard (frißt mehr Aas als lebende Thiere, und oft so übermäßig, daß er nicht auffliegen kann), Eulen, auch die große Ohreule, der Sperber Caracara, die schönsten Papagaien von der Größe einer Ente bis zu der Größe eines Sperlings, Tucane, (anser americanus), werden besonders ihrer schönen, gelben, schwarzen und incarnatrothen Federn wegen verfolgt) Drosseln, (der Buntschwanz und die Jupujuba), Gukuke, Spechte, (der Grenadier Ipeku, so groß wie eine Taube) Rebhühner, Eisvögel, Baumläufer, Colibris verschiedener Art, Enten, als die Löffelente, Baumente, Bisamente u. a. m., Langhälse, der Schlangenkopf, Verkehrtschnäbel, Kraniche, der Kahlkopf, Reiher, Schnepfen, Gelb- und Grünschnäbel, Straußkasuare (an 6 Fuß hoch), Truthühner, Pfauen, Europäische Hühner, Waldhühner, Sperlinge vielerlei Arten, z. B. der wunderschöne Guranthé-Engera, wie ein Stieglitz oder Canarienvogel, blau, weiß und goldfarben, ꝛc. — c) Von Fischen und Amphibien, Wallfische (an den Südostküsten, besonders in der Allerheiligenbai, wo jährlich über 300 gefangen werden. Die Fischerei ist an eine besondere Gesellschaft verpachtet, welche an dieser ganzen Küste allein das Recht hat zu fischen) *), und eine Menge

*) Es werden jährlich gegen 3600 Fässer Thran und 2100 Centner Fischbein, zusammen für mehr als 230,000 Thaler, gewonnen.

anderer Fische von unbeschreiblicher Verschiedenheit und mit den prächtigsten Farben, z. B. ein gelb und schwarzer Fisch, der Soldat genannt, ein großer purpurfarbener Fisch *), von dem Geschlechte der Karpfen, ein durchsichtiger, flacher, weißer Fisch u. a. m. Crocodille, (im Maranhon und andern großen Flüssen häufig, 18—20 Fuß lang) Schildkröten, (welche die Sclaven auf dem sandigen Strande fangen müssen), Austern, Muscheln und andere Schaalthiere von seltsamer Art, Kaschelotts, Krampffische und andere Rochen, Haifische, der Kammleguan (dessen Fleisch und Eier gegessen werden 5—6 Fuß lang), Schlangen, als die Klapperschlange, die Königsschlange (welche Hirsche und Rehe erwürgt und verschlingt), die Stockschlange (hält sich besonders an Ziegen und Schaafe), sehr giftige Brillenschlangen, Kröten u. s. w. — d) Von Insecten, die Bische (in Westindien Chegoe, eine arge Quaal, wenn sie sich einmal in die Haut gefressen hat, und schwer wieder auszurotten), ächte Cochenille, Bienen, mit deren Stöcken aus schweren runden Ballen von Lehm ganze Bäume beladen sind, mit Honig in Menge, der aber hier nicht geschätzt wird, weil man Zucker im Ueberflusse hat; auch das Wachs wird von den Brasiliern vernachlässiget, da sie es in Menge aus den Portugiesischen Besitzungen in Afrika erhalten; auch Landkrebse, Scorpionen, Muskiten und andere stechende Insecten, welche eine wahre Plage sind, die schönsten Schmetterlinge, u. s. w.

Der Handel der Portugiesen von und nach Brasilien ist von jeher sehr wichtig und bedeutend gewesen. Die vortheilhafte Lage mehrerer ansehnlichen Plätze an der weit ausgedehnten Küste begünstigte ihn mehr, als die Be-

*) Lindley's Reise nach Brasilien S. 70.

triebsamkeit der Einwohner. Der vornehmste Zweig desselben ist der unmittelbare Verkehr von Bahia und Rio Janeiro nach Lissabon und Oporto, mit welchem gegen 50 große Schiffe beschäftigt sind, die ihre Fahrten sehr schnell zurücklegen. Diese Schiffe versehen die Provinz Bahia und andere Colonien nicht nur mit Europäischen und Indischen Manufacturwaaren, sondern auch mit Lebensmitteln, als Mehl, Butter, Stockfisch, Holländischem Käse, Wein, Salz und dergleichen. Dagegen führen sie aus: Zucker (alle Jahre 20—22 Millionen Pfund), Rum, Zuckerbranntwein (aus dem Safte des Zuckerrohrs und Syrups, daher er süßer und lieblicher schmeckt als der Rum), Kaffee, Baumwolle, Tabak (jährlich 13—14.000 Rollen), Lebensholz, Mahagoniholz, Atlas- und Tulpenbaumholz, verschiedene Arten von Gummi, Balsam und Medizinalpflanzen und Wurzeln, Gold, Silber, Diamanten und andere Edelsteine, Copaivbalsam, Cacaobohnen, Brasilien- und anderes Holz (jährlich 30,000 Centner), Indigo, Thran, Cochenille, Färbehölzer, Quassia, Cassave, Ochsenhäute (jährlich wenigstens 20,000), Fischbein, Reiß, Sassaparille, Perlen, Wachs, Ingwer, Pfeffer, Vanille, Ebenholz, Schildpatt, Leder, Gummi u. s. w., wobei der Gewinn für Lissabon sehr ansehnlich ist. Doch wird auch durch die auf St. Catharina und zu Rio Janeiro landenden Schiffe aus der Südsee und Ostindien ein beträchtlicher Schleichhandel getrieben. Die Einwohner von Bahia dürfen ihre benöthigten Negersclaven selbst einführen und auf den dazu ausgerüsteten Schiffen von der Küste von Afrika auch Wachs, Goldstaub, Elfenbein und andere Waaren mitbringen, die sie gegen grobe, (meistens Lissaboner) Kattune, Rum, Tabak und Zuckerbranntwein eintauschen. Der Preis eines Negersclaven ist in Bahia 30—35, bisweilen auch 40 Pf. Sterling. —

Die Einfuhr aus verschiedenen Europäischen, besonders Portugiesischen Häven, besteht in groben, feinen und

Mitteltüchern, seidenen, baumwollenen, wollenen und leinenen Zeuchen, seidenen, leinenen und baumwollenen Strümpfen, Leinwand, Handschuhen, Stiefeln, Schuhen und anderem Lederwerk, musikalischen, mathematischen, physikalischen und optischen Werkzeugen, Hüten, Spitzen, Blei, Zinn, Blech, Eisen, messingenen, eisernen und töpfernen Waaren, Porzellan, Kupfer und dergleichen Geschirren, Wein, Mehl, Käse, Oel, gesalzenen Fischen, Salz, Butter, Uhren und anderen Galanteriesachen, hölzernen Geräthschaften, Kupferstichen, Musikalien u. s. w. Hiervon sind aber die wenigsten Portugiesische Fabrikate, das meiste ist Englisches, Französisches, Teutsches und Italienisches Gut. Der Einfuhrzoll beträgt 30 Procent. Den Handel mit Tabak, Brasilienholz, Goldbarren, Diamanten und anderen kostbaren Mineralien hat sich die Regierung als ein Regal allein vorbehalten *). Den Fremden ist jede Art des Handels verboten: sie dürfen nicht einmal auf Portugiesischen Schiffen Brasilische Colonialwaaren ausführen. Dieß lähmt den Handelsgeist, die Speculation und den Gewerbfleiß ungemein, muntert den Schleichhandel auf und spornt die Begierde nach dem Verbotenen.

Die Ausfuhr im Jahre 1803 bestand in Zucker für 325,000 Pf. Sterling, Rum und Zuckerbranntwein 50,000 Pf., Kaffee 40,000 Pf., Gold 800,000, Silber 176,000, Ochsenhäute 90,000, Indigo 10 000, Reiß 7,500, Baumwolle 90,000, Gewürz, Cacao, Färbeholz, Cochenille, 30,000 Pf. Sterling. Im Durchschnitt jährlich 2 Millionen Pf. Sterling. Nach einer Verordnung von 1809 können alle Colonialproducte, den Kaffee ausgeschlossen, zollfrei ausgeführt werden. Seit dem März 1808, da Brasiliens Häven fremden seehandelnden Nationen geöffnet wurden, hat

*) Der Pacht von Tabak trägt jährlich allein 2,700,000 Cruzaden ein.

m Julius 1809 sind allein in Rio Janeiro eingelau-
1109 Englische, 35 Americanische, 4 Schwedische und
Spanische Kauffartheischiffe. Vom 1sten Julius 1809
zum letzten April 1810 liefen eben daselbst ein: 618
ortugiesische (worunter 557 Küstenfahrer waren), 121
nglische, 33 Americanische, 12 Spanische, 4 Schwedische,
Bremer und 1 Französisches (mit Parlementärflagge).
er letzteren Nation ist alle Handelsverbindung nach Bra-
ien verboten. —

Der innere Handel von Bahia mit den verschiede-
n Pflanzstädten in Brasilien ist ebenfalls sehr beträchtlich
id ausgebreitet. Besonders einträglich ist der Handel nach
n südlicheren Theilen der Küste, vornämlich nach dem
io grande de S. Pedro, der sich in einem großen
ufen unter 32 Gr. s. Br. in's Meer ergießt. Er könnte
ch bedeutender seyn, wenn er mit mehr Leben und Thä-
keit betrieben würde. Etwa 40 Schiffe, jedes von 250
nnen, beschäftigen sich mit diesem Handel. Sie brauchen
er fast 2 Jahre zu der Hin- und Rückreise, ungeachtet
r Entfernung nicht mehr als 20 Breitengrade, also 300
eilen, beträgt. Sie nehmen von Bahia Rum, Zucker,
pfergeschirre und Europäische, vorzüglich Englische und
utsche Waaren, mit, welche sie meistens, (das Salz aus-
nommen), durch Schleichhandel an die Spanier zu Mal-
nado und Montevideo gegen Silber umsetzen. Wäh-
nd dieses Smuggelns wird von der Schiffsmannschaft ge-
rrtes Rindfleisch und Ochsenhäute, das meistens aus Pa-
guai hierher kommt, an Bord gebracht. Bei der Rück-
hr nach Bahia wird das Rindfleisch, das Pfund zu 1
r., 8 Pf., verkauft, meistens nur von der ärmeren Classe
r Einwohner, oder für die Neger, auch wohl für die
chiffe. Der Handel, welcher von der Allerheiligen-
ai aus nach den angränzenden und inländischen Gegenden
trieben wird, ist ebenfalls beträchtlich und beschäftiget 800

Fahrzeuge von verschiedener Größe. Von Cachoeira wurden Tabak, Baumwolle und Spezereiwaaren, von Jagoaripa Töpfergeschirre, von Itaporica Rum und Wallfischthran, aus der Capitanerie dos Ilheos Bauholz, von Porto Seguro Salzfische und Maniokmehl, von den Flüssen Real und San Francesco Mais und Baumwolle, und aus andern umliegenden Bezirken Zucker, Brenn- und Bauholz, Vegetabilien ꝛc. in die Hauptstadt eingeführt. Auf diese Art wird ein Reichthum in Umlauf gebracht, den man in Europa nicht kennt, und der noch um Vieles vermehrt werden könnte, wenn der Handel eifriger getrieben würde und nicht so gefesselt wäre. Capo Frio ist durch seinen Salzhandel zu einem außerordentlichen Reichthum gelangt. Es sind nicht weniger als 100 Zuckerplantagen in diesem Bezirke.

Die hiesigen Kaufleute führen ihren meisten Handel durch Tausch, obgleich baares Geld genug im Umlaufe ist, und creditiren einander auf lange Zeit. In ihren Geschäften, besonders mit Fremden, herrscht viel Mißtrauen, Betrügerei und allerhand Gaunerstreiche. Sie überbieten ihre Waaren um das Doppelte, und würdigen die ihnen zum Tausch dargebrachten Waaren auf die schlaueste und unredlichste Art herab.

In Cachoeira (10 Meilen von Bahia) ist der Hauptmarkt für die nördlichen Goldminen und für den Absatz der Producte aus der ganzen umliegenden Gegend in den angebauten Theilen des Inneren. Dieß erinnert uns an den Berg- und Hüttenbau in Brasilien, der äußerst wichtig und umfassend ist. Erst nach der Entdeckung der Goldminen und Diamantgruben lernte Portugal dieses Land schätzen und den großen Werth desselben würdigen. Besonders reich an diesen kostbaren Schätzen, so wie an andern edeln Metallen, sind die Bergwerksgouvernements Minas Geraes, Gojaz, Matógrosso

und einige andere Distrikte, so daß Brasilien das zweite goldreiche Peru in der neuen Welt genannt werden kann. Man fand, ohne einen kostbaren Bergbau zu unternehmen, so viel Gold in dem Sande der Flüsse, als Spanien aus Peru, und vielleicht aus allen seinen Ländern in America Silber erhält. Besonders hat man seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts das Gold in Brasilien mit solchem Eifer gesammelt, daß es mit dem, was Portugal aus Afrika dahin bringet, jährlich an 24 Millionen Thaler betragen soll, wovon der König den 5ten Theil erhält. Die reichste Goldgrube ist zu Rica, 40 Meilen von Rio de Janeiro, in welcher Capitanerie auch die ergiebigsten Diamantenschätze gefunden werden. Die Goldminen werden durch Negersclaven bearbeitet. Sie wurden zuerst 1577 und 1588 entdeckt, aber seit 1700 erst recht nach ihrem großen Reichthum nach und nach aufgefunden und benutzt. Aber auch zur Aufsuchung des Goldes in den Flüssen werden die Neger gebraucht. Jeder Sclave muß seinem Herren täglich eine Quente Gold bringen. Was er darüber findet, darf er behalten, und bei manchen macht dieser Ueberschuß etwas Ansehnliches aus. Die Diamanten werden am häufigsten in den Gebirgen von Cujabo, Serra Dofria und in mehreren Gegenden der großen Bergkette gefunden. Sie bringen der Regierung für die jährlich ihr zukommenden 60,000 Karat fast 1 Million, so wie die übrigen ächten Steine, Amethyste, Rubinen, Smaragde, Topasen, Chrysolite ꝛc. etwa 150,000 Thaler ein. Weil die Regierung besorgte, sie würden durch zu häufiges Sammeln ihren Werth verlieren, verpachtete sie 1740 das Recht, Diamanten zu suchen, an eine Gesellschaft für 138,000 Cruſaden, oder 156,000 Thaler, mit der Bedingung, daß nicht mehr als 600 Sclaven zu dieser Arbeit gebraucht, und nur für 5 Millionen Cruſaden jährlich verkauft werden sollen. Um eine schärfere Aufsicht darüber zu halten, verlegte der König nach 1750 den Sitz der Regierung von Bahia nach

Rio Janeiro. Es wurden Privatpersonen die Bezirke genau angewiesen, innerhalb denen sie Gold und Edelsteine suchen dürfen und bei Lebensstrafe verboten, dieselben zu überschreiten, oder Fremde mit dahin zu nehmen. Seitdem der Portugiesische Hof selbst seinen Sitz nach Brasilien verlegt hat, ist die Aufsicht hierüber noch mehr geschärft worden. Alle gefundenen Diamanten müssen nach Rio Janeiro an den königlichen, hierzu bestellten, Aufseher geliefert werden, da denn der Regent die ihm anständigen für einen festgesetzten Preis behält. Die übrigen setzt die Regierung an einen einzigen Contrahenten ab, der nach Raynal's Zeugniß 3,300,000 Thaler jährlich dafür bezahlt. Die geringeren Gattungen indessen, zumal Topase, Beryllе, Krystalle ꝛc dürfen die Unterthanen unverwehrt sammeln und verkaufen. So sollen jährlich für beinahe 1 Million Thaler geringe Diamanten und andere Edelsteine nach Europa kommen. Alle diese kostbaren Schätze werden eben so, wie das Gold, in den Betten der Flüsse und den von Regengüssen angeschwemmten Gräben, nur nicht so allgemein wie jenes, gefunden. Einer jener Diamanten macht einen Theil des Schatzes von Portugal aus. Er soll 1680 Karat oder 25 Loth wiegen und ist auf 224 Millionen Pfund Sterling geschätzt worden. Die Brasilischen Diamanten wurden zuerst 1728 und 1730 entdeckt. — Auch Eisenhütten sind jetzt im Gange. Bei Villa ricca läuft eine Bergkette hin, welche Eisenerz enthält, und auf einer Stelle von 30 Meilen lang sind die Wege zwischen den Städten Infictionato und Conception mit den reichsten Eisenminen angefüllt; noch erst im März 1810 wurde bei St. Paul ein Eisenwerk von Fornhagen, einem gebornen Böhmen, angelegt. —

Künste, Wissenschaften, Erziehung, Geistesbildung, Handwerke ꝛc. liegen hier noch in der Wiege. Da die Landesreligion die katholische, und

zwar nach den crassesten Vorstellungen, ist, und überall der dummste Bigottismus herrscht, so ist an wahre Aufklärung sobald noch nicht zu denken, zumal da die Mönche allem Aufstreben des Geistes, allen liberalen Ideen und jedem Aufkommen von ächter Cultur des Verstandes entgegenarbeiten. Man giebt der Jugend höchstens etwas äussere Politur, eine glänzende Schminke. Von den Ureinwohnern sind die meisten noch ohne alle christliche, oder sonst den Verstand erleuchtende Kenntnisse. Unter dem Erzbischofe von Bahia oder St Sebastian stehen noch 6 Bischöfe, die alle dafür sorgen, daß das Bücherverbot in seiner ganzen Strenge beobachtet werde. Denn nach einer Verordnung vom 1sten September 1809 wird jeder, der ohne Vorwissen der Regierung neue Portugiesische oder fremde Bücher in Brasilien einführt, verhaftet und zu einer Geldstrafe von 2000 Realen verurtheilt. Bloß Gebetbücher und andere Erbauungsschriften, oder höchstens streng wissenschaftliche Werke, sind einzuführen erlaubt. An wissenschaftlichen Anstalten, (Universitäten, Schulen, Bibliotheken ꝛc.) fehlt es noch ganz, und Gelehrsamkeit, Kunstsinn und Kunstfleiß finden hier noch wenigere Liebhaber und Beförderer als in Portugal. Selbst in der Hauptstadt ist Literatur und Wissenschaft ganz vernachlässiget. Man findet hier nicht mehr als 3 Buchhändler, und in ihren Läden nichts als alte theologische und medizinische Abhandlungen; keine gelehrte Bildungsanstalt, kein naturhistorisches Cabinet. Was einen Protestanten hier am meisten in Erstaunen setzt, sind die vielen, fast in jeder nur etwas wichtigen Stadt allenthalben in den Straßen und auf Plätzen stehenden Heiligenbilder, vor welchen Niemand vorbei geht, ohne sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. In der Nacht aber sind sie unaufhörlich von ihren Verehrern umringt, die laut zu ihnen beten und die Luft mit ihren Lobgesängen erfüllen. — Handwerker, Juweliter, Steinschleifer, auch einige Manufacturen findet man in Bahia und Rio Ja-

neiros, aber zum Bedarf bei weitem nicht zureichend, daher aus Europa eine Menge Bedürfnisse eingeführt werden müssen. Die producirende Classe der Einwohner ist noch zu wenig zahlreich, als daß sie alles Nothwendige herbeischaffen könnte — In dem Fort Barbalho unterhält der Commandant eine Gold- und Silberfabrik; welche 24 Arbeiter, meistens weiße und freie Mulatten, beschäftiget, in seinem Hause ohne daß dieß ihm entehrend oder sonst nachtheilig wäre. Zuckermühlen unterhalten viele Portugiesen. Man nennt sie, so wie die Plantagen, hier Ingenios *). Sie sind sehr einfach und bestehen bloß aus 3 Walzen von hartem Holze, jede von 2 Fuß im Durchmesser und 3 Fuß Länge, welche horizontal in einem Gestelle liegen und durch Pferde umgetrieben werden. Diese Walzen pressen das Zuckerrohr aus und der Saft fließt in einen langen Trog, aus welchem derselbe in einen flachen Kessel von 6 Fuß im Durchschnitt geleitet wird, wo man ihn läutert. Jetzt wird er in einem andern Gefäße abgekühlt und Laugensalz hinzugethan, dann bleibt er einige Tage stehen und wird zu einer reinen Flüssigkeit, die hierauf wieder zum Abdampfen in den Kessel gebracht wird, woraus sodann der Zucker entsteht. Dieß Verfahren ist weit einfacher, als das in den Westindischen Inseln gebräuchliche. Aus dem Bodensatz wird ein starker Branntwein (der mehrmals erwähnte Zuckerbranntwein) verfertiget. — In Bahia findet man eine Menge Künstler, als Steinschneider, Juwelirer, Gold- und Silberarbeiter, welche recht gute Arbeiten liefern, doch ohne Geschmack; auch einige geschickte Schneider, Gärber und Schuhmacher. Die beiden letztern liefern Leder genug zur Ausfuhr, um die ganze Küste damit zu versehen. Eine

*) „Unter den Portugiesen sind hier viele Genies," — übersetzte unlängst in einer neuern Reisebeschreibung ein Gelehrter eine ähnliche Stelle, wo Ingenios mit vorkam.

Kanonengießerei ist wieder eingegangen. Ueberhaupt waren bis zur Ankunft des Portugiesischen Hofes in Brasilien zu Bahia alle Fabriken, außer Leder- und Spielwaarenmanufacturen, ausdrücklich verboten, jetzt aber sind mehrere, selbst in Rio Janeiro, z. B. eine Baumwollenspinnerei, Segeltuchweberei ꝛc. im besten Fortgange.

6.

Einwohner.

a) Europäer. b) Urnationen. c) Farbige Leute.

Die Anzahl der sämmtlichen Bewohner Brasiliens mag sich jetzt nahe an 2,200.000 Köpfe belaufen, unter denen etwa 370,000 Weiße, meistens Portugiesen, (nur wenige Spanier, Teutsche und Franzosen) sind. Die übrigen bestehen in Negersclaven, freien Negern, Mulatten, Creolen, Mestizen, Juden und freien, theils christlichen und ansäßigen, theils noch unbekehrten und herumziehenden Indiern. In einigen Provinzen leben die Urbewohner unter Portugiesen und Negern zerstreut und führen, so wie die Neger, ein sehr leidliches Leben, daher sie sich auch in ziemlichem Wohlstand befinden, und die letztern sogar lustig und zufrieden sind, dagegen das Loos der Neger im Spanischen America sehr hart und traurig ist. Im Jahre 1755 und 1758 wurden von dem Könige alle einheimische Indier, welche vorher das Schicksal besiegter Sclaven hatten, d. h. zu beständiger Arbeit wie Leibeigene gebraucht wurden, zu freien Bürgern erklärt, so daß sie, gleich den übrigen Colonisten, das Bürgerrecht haben und auch Staatsämter bekleiden können.

Die erste Rolle im Lande spielen begreiflich die Portugiesen. Sie sind die gebietenden Herren, alle übrigen ihnen unterworfen. Obgleich der Zahl nach die schwächsten, haben sie dennoch die Macht und das Staatsruder in den Händen, und besitzen die obersten Würden und die meisten Reichthümer. Viele stammen von Jüdischen Aeltern ab, und haben von ihnen den Handelsgeist geerbt, welcher dieses Volk so ganz ausschließend beherrscht. Sie sind in hohem Grade stolz, faul und eingebildet. Hat ein Handwerker sich nur einiges Vermögen erworben, so schließt er seinen Laden zu, legt seinen Mantel um, nimmt seine Laute und geht in Gesellschaft, so lange bis die wenigen Cruzaden oder Pataken *) verzehrt sind, und ihn die Noth zwingt, wieder zu arbeiten. Andere betteln oder stehlen lieber, ehe sie arbeiten. Dabei leben sie aber doch im Essen und Trinken sehr mäßig, obgleich die Landesproducte die herrlichsten Speisen und Getränke liefern: aber sie sind zu träge, theils dieselben zu benutzen, theils sich durch Arbeitsamkeit ihren Genuß zu verschaffen und zu würzen. Man geht allgemein gekleidet wie in Lissabon, d. h. nach Englischer Art. Ehedem gieng keine Mannsperson ohne Mantel aus, mit einem niedergekrempten Hute und nie ohne Dolch, mit dem wohl eher mancher Meuchelmord verübt wurde. Bei Gallabesuchen und an Festtagen tragen sie mit Stickerei und Flitterwerk überladene Westen, Fraks und die kostbarsten Spitzenhemde. Der Degen und aufgeschlagene Hut kommt allmälich ganz ab. Schuh- und Beinkleiderschnallen von Golde, mit Diamanten besetzt, von einheimischer Arbeit, sind nichts seltenes, so wie man überhaupt viel auf Schmuck hält. Die Hauskleidung der Frauenzimmer ist ein dünnes Röckchen über dem Hemde, welches vom feinsten Musselin oder Batist ist. Die weibliche Schaamhaftigkeit wird bei dieser dünnen Bekleidung oft verletzt,

*) Eine hiesige kleine Kupfermünze.

welches um deſto auffallender iſt, da die Farbe der hieſigen Portugieſen und Portugieſerinnen nichts weniger als weiß, ſondern vielmehr ſchwarzbraun oder olivenartig iſt. Sonſt ſind ſie von mittlerem Wuchſe, gefällig, aber rachgierig; die Männer finſter und ernſthaft. Wenn ſie ausgehen, werfen ſie einen langen ſchwarzſeidenen Mantel um, der auch über den Kopf geht und ihre durchſichtige Kleidung bedeckt. Das Haar laſſen ſie in ſeiner natürlichen Länge wachſen, und wickeln es in einer Flechte auf dem Scheitel zuſammen. Bei öffentlichen Zuſammenkünften oder feierlichen Beſuchen kleiden ſich auch manche nach Europäiſcher Art. — Ein allgemeiner Uebelſtand iſt es, daß hier wie bei den Chineſen, beide Geſchlechter die Nägel an den Fingern ſehr lang wachſen laſſen und ſcharf zuſpitzen, zum Zeichen, daß man hier nichts thut, ſondern in behaglichem Müſſiggange ſein Leben hinbringt; eine beſondere Empfehlung in dieſem Lande! — Die zahlloſe Geiſtlichkeit, deren Laſter und Unwiſſenheit die Reiſebeſchreiber nicht arg genug ſchildern können, herrſcht hier beinahe unumſchränkt. —

Unter den Urnationen ſind die Topinaket, Tapuyer, Topiker, Tupinambaer, Uktacazen, Chiquitoer, Morosindier, Cordatoer, Coropeker, Botokuden, Gommler; am Maranhon die Paurier, Urubaquier, Apkuarier, Yomanaer, Guarfiker, Paraner, Cavauner, Cayanaer, Cuchiwarer, Araraer u. a. m. In der Provinz Bahia leben die wilden Indiſchen Stämme der Machacaraer, Patakoer, Panhgmer u. a., die man noch wenig kennt. Weiter im Innern die Boutocudier, Quimaer, Bucayer, Huarimaer, Oreguater, Aracater und noch eine Menge einzelner Horden, deren Namen wenig intereſſirt und die auch größtentheils noch unbekannt ſind. Die Tuhinamber ſind faſt in ganz Braſilien zerſtreut,

und Tapuyer ist jetzt der allgemeine Name aller noch nicht unterjochten Völker, die im Inneren des Landes wohnen. Es sind darunter mehr als 76 besondere Stämme begriffen. Fast alle einzelne Brasilisch-Indische Völkerschaften sind in Sitten und Sprachen verschieden; mehrere sind seit den 300 Jahren, da die Portugiesen hier herrschen, ganz verschwunden, und die übriggebliebenen haben sich von den Küsten tiefer in's Land gezogen und sind deßwegen den Europäern größtentheils noch unbekannt. Wie die meisten Menschen Südamerica's sind sie von Mittelstatur, kupferfarben, mit schwarzem, straffem und langem Kopfhaar, indeß der Leib nur dünn behaart ist; Kopf und Schultern sind breit, und die bei der Geburt eingequetschte Nase ist es ebenfalls. Zur Arbeit sind sie gut, im Laufen schnell, die wenigsten wohnen in Dörfern, die meisten führen ein herumschweifendes Leben. Wo sie hinkommen und Dörfer finden, da wird Alles zerstört und geplündert. — Die Sprache der Topinaker, welche für die gebildetste gehalten wird, verstehen jetzt fast alle Portugiesen, und sie wird auch von den Missionaren gebraucht. Auch giebt man den Sitten dieser Völker den Vorzug, vielleicht deßhalb, weil sie die ältesten Freunde der Portugiesen sind, durch welche sie die benachbarten Völker überwunden, vertrieben, oder zu Sclaven gemacht haben. Ehedem gehörten noch viele an der Küste wohnenden Völkerschaften zu ihnen, die sich aber jetzt großentheils entfernt haben, oder sonst verschwunden sind. In den südlichen Gegenden sind noch jetzt viele Topinaker.

Die Zahl der Ureinwohner Brasiliens hat sich seit der Ankunft der Europäer, eben so wie in Nordamerica und auf den Inseln, eher vermindert als vermehret. Viele wurden auf eine unmenschliche Art ermordet, oder aus ihren Wohnsitzen vertrieben, ja man hetzte sie gegeneinander selbst auf, so daß sie, die ihre Kriege gewöhnlich mit

schrecklicher Wuth und Mordbegierde führen, sich selbst aufrieben. Man brachte solchergestalt diese der Freiheit, Ungebundenheit und Trägheit gewohnte Völker oft bis zur Verzweiflung, indem ganze Schaaren von ihnen gefangen genommen, geraubt und zu harten Arbeiten gezwungen wurden, die sie nicht gewohnt waren und unter denen sie starben.

Der Brasilier geht, wie der Karaibe, fast ganz nackend, weil er unter einem heißen Himmelsstriche wohnt. Selbst die Weiber mancher Stämme wollten nicht bekleidet gehen, was sie doch nun in so weit gelernt haben, daß sie den Unterleib bedecken. Alle Haare am Körper werden ausgerupft, außer die auf dem Kopfe und über dem Auge. Das Haupthaar wird aber so mannichfaltig gescheitelt und verschnitten, daß man beinahe dadurch schon die verschiedenen Völkerschaften erkennen kann. Alle bemalen und bezeichnen die Haut ihres Körpers, schmücken sich mit Muscheln, Korallen und Federn und ziehen durch Ohrgehänge die Ohren fast bis auf die Schultern herab. Die Oberhäupter tragen Kronen von den schönsten Papagaienfedern und auch einen Mantel von Federn, der zugleich gegen den Regen schützt. Der Putz der Unterlippe mit grünen Steinen ist auch hier zu Hause. Ringe um Arme und Beine, Halsbänder u. s. w. sind hier eben so im Gebrauch, wie wir es schon bei andern Nationen gesehen haben.

Sie sind überaus gastfrei gegen Fremde, aber unversöhnlich gegen ihre Feinde, deren Fleisch ihre leckerste Speise ist. Unter sich leben sie in Frieden, gegen andere Völker aber führen sie oft die grausamsten Kriege, schlachten ihre gefangenen Feinde, die sie vorher mästen, und verzehren sie unter Schreien und wildem Getobe. Die Unmäßigkeit bei dergleichen Blutfesten, und überhaupt bei ihren Schmäusen und Gelagen, übersteigt alle Vorstellungen. Bei allen wird gesungen und getanzt. Ihre Unterdrücker, die Por-

tugiesen, hassen sie so sehr, daß sie denjenigen zuweilen tödten, der sich als Knecht bei denselben vermiethet. Mit der Blutrache halten sie es eben so, wie die Nordamericanischen Wilden. Kriegsfeste, Tänze und Schmausereien, sind ihre Vergnügungen. Man hat auch hier Tänze mit Klappern, die theils an die Füße befestiget, theils in Händen gehalten werden. Dabei wird tüchtig mit dem Fuße gestampft und ausgespieen.

Die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens verabscheuen sie, weil sie mit Mühe und Arbeit verbunden sind, die sie auf's höchste hassen. Wohnungen von übereinander gelegten Balken (wie in Rußland) haben Platz für mehrere Familien, und werden nicht selten gegen Ueberfälle durch Mauern oder Erdwälle geschützt, ja manche Dörfer bei den civilisirten Brasiliern haben selbst ein Palissadenwerk, oder es sind Fußangeln gelegt. Der Hausrath ist so beschaffen, daß bei'm Weiterziehen Alles leicht fortgetragen werden kann. Ein Netz oder Hängematte zum Schlafen, ein Paar irdene Töpfe zum Kochen, ein hölzerner Mörser, etliche Flaschen und Schaalen von Kürbissen, allenfalls noch ein Messer, Spiegel und Zange, ist alles, was sie mitzunehmen haben. Gewöhnlich tragen dieß die Weiber: der Mann beschwert sich mit weiter nichts, als mit Bogen und Pfeilen, einem Zinken oder einer Pfeife von Menschenknochen, einer Keule und etwa mit den Zähnen seiner besiegten und verzehrten Feinde, als der Kriegstrophäen. Die Bogen dieser Indianer sind 6 Fuß, 6 Zoll lang, sehr stark und von hartem, doch elastischem Holze, und werden mit der getrockneten Sehne eines Thieres, zuweilen mit einer festgedrehten baumwollenen Schnure bespannet. Die Pfeile sind 3—4 Fuß lang, von Holze und wohl befiedert: etwa 8 Zoll von der Spitze ist das Holz rückwärts eingekerbt, damit ein solcher Pfeil nicht so leicht wieder aus der Wunde herausgezogen werden kann. Sie

haben auch kleinere Pfeile von 4—6 Zoll mit einer scharfen Schneide, und diese sind sehr gefährliche Waffen, denn sie tödten beinahe in der Weite eines Flintenschusses.

Jagen und Fischen sind ihre einzige Beschäftigung, die andern Arbeiten verrichten die Weiber. Ihr Brod backen sie aus Maniok; fehlt es daran, so sammeln sie Früchte, Wurzeln, haben auch Fleisch und Fische genug zu ihrem Unterhalte. Auf dem hölzernen Roste, worauf sie Fleisch und Fische dörren oder braten, siehet man auch mitunter gebratene Arme und Beine von Menschen, um die Pracht ihrer Tafel zu erhöhen. Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk, doch bereiten sie auch aus Früchten und Wurzeln verschiedene Arten von berauschenden Getränken. Tabak gehört zu ihren Lieblingsgenüssen. Der Kinder Nahrung ist neben der Muttermilch, wie bei unsern Landleuten, Maisbrei. Das Weib macht Netze, Hamaks, irdene bemalte Geschirre, spinnt Baumwolle und verfertiget daraus Zeuche zur Bekleidung (wo sie welche tragen), ja, wo Feldbau getrieben wird, besorgen die Frauen auch diesen, und tragen im Kriege, auf der Jagd und bei'm Fischfange, ihren Männern die Lebensmittel nach.

Die Aeltesten des Stammes sind die Oberhäupter, doch haben einige auch wirkliche Kaziken. Diese sind zugleich ihre Obrigkeit und auch die Anführer im Kriege, den sie mit beispielloser Wuth führen. Ihre Pfeile durchdringen die Schilde aus der Haut des Tapirs und die Brustharnische aus Ochsenhäuten. Die Hörner und Pfeifen zur Kriegsmusik sind aus den Knochen erschlagener Feinde gemacht. Man überfällt, wie fast bei allen Wilden, den Feind lieber durch Ueberrumpeln, als daß man ihn in offener Feldschlacht angreifen sollte; aber dann fechten sie auch wüthend und hartnäckig. Die Sieger tödten und essen zwar ihre Gefangenen, sie martern sie aber vorher nicht, wie die Canadaschen Wilden.

Von einer Religion hat man keine Spuren bemerkt: sie haben nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung des höchsten Wesens; es müßte denn der Name Tupan seyn, den auch die Karaiben kennen, und womit sie zugleich Donner und Blitz benennen. Sie scheinen auch nichts von Himmel und Hölle zu wissen, doch glauben sie ein zweites Leben und eine Art von Paradies jenseit der Andengebirge. Vor bösen Geistern fürchten sie sich sehr und suchen sie zu versöhnen, verehren sie aber unter keinem Bilde. Sie haben auch Zauberer und Wahrsager, die zugleich ihre Aerzte sind. Die Bestattung der Todten und die Achtung der Verstorbenen, so wie ihrer Gräber, ist ihnen eine heilige Pflicht. Mehrere Weiber zu ernähren, ist eine Ehre. Keine darf aber untreu seyn, ob sie sich gleich als Mädchen Preis geben können, woraus nichts gemacht wird. —

Einer besonderen Erwähnung verdienen noch die Boutocudier *) Wenn diese Nation auf Raub ausgeht, so fängt sie damit an, die Zahl der Hausbewohner auszukundschaften; dann wird die Wohnung in Brand gesteckt, alles, was entfliehen will, niedergemacht, und was ihnen ansteht, geraubt. Auf diese Art haben sie schon manche neuangelegte Colonie zerstört, und noch immer überrumpeln

*) Diese noch wenig bekannten Notizen sind aus John Mawes, im Jahre 1812 in London erschienenen Reisebeschreibung in's Innere von Brasilien, und namentlich in die Distrikte der Gold- und Diamantminen, unter Autorisirung des Prinzen Regenten von Portugal, genommen. Der Verfasser spricht von den Boutocubi bei Veranlassung einer Reise nach dem, an den Gränzen ihres Gebiets liegenden Dorfe San Jose de Barca Longa, welches seit etwa 25 Jahren von den Portugiesen angelegt ist, in der Nähe der Goldminen liegt und jetzt 400 Einwohner zählt, eine Zahl, die vollkommen hinreicht, den Streifereien dieser Wilden Einhalt zu thun.

sie unvorsichtige Pflanzer, die daher beständig gegen die Räubereien dieser Völker auf ihrer Hut seyn müssen. Bei ihrem beständigen Aufenthalte in den Wäldern haben sie durch stete Uebung allerlei Kunstgriffe erlernt, auf Thiere und Menschen Jagd zu machen. Bald verstecken sie sich in's Gebüsche und durchbohren die Europäer mit ihren Pfeilen; bald legen sie sich auf die Erde und bedecken sich mit Sand oder Asche; bald graben sie Gruben mit Fallthüren, in die sie einen Pfahl befestigen, und bedecken dieselben mit Zweigen und Blättern. Vor dem Feuergewehre fürchten sie sich und ergreifen bei'm Abschießen desselben sogleich die Flucht. Zuweilen werden sie auch wieder von den Portugiesischen Soldaten überfallen, da sie auf das schnellste die Flucht ergreifen, wohl wissend, daß von ihren Verfolgern kein Pardon gegeben wird. Macht man Gefangene, so werden ihnen Hände und Füße gebunden und sie in Sicherheit gebracht. Ein Augenblick Unachtsamkeit macht; daß sie sich ihrer Bande entledigen und in die Gehölze entwischen. Können sie nicht entrinnen, so verhungern sie eher, als daß sie in längerem Gewahrsam bleiben. Die Regierung hat gegen diese Räuber ernstliche Vorkehrungen getroffen, und der Prinz Regent sie aufgefordert, Christen zu werden, in Dörfern zu leben und in bürgerliche Rechte einzutreten, da sie denn Schutz und Freiheit genießen, auch Theil an Aemtern haben sollen. Im Gegentheil soll von den Portugiesischen Truppen ein Ausrottungskrieg gegen sie begonnen werden. Da sie die höchste Abneigung gegen das gesellige bürgerliche Leben, und gegen alle fremde Nationen einen tödtlichen Haß hegen, so dürfte wohl nichts übrig bleiben, als die Vollstreckung der gedroheten Maaßregel. Hierzu kommt noch, daß das Land der Boutocudier reich an Golde ist, welches die nach diesem Metall so lüsternen Portugiesen wohl noch schneller bestimmen dürfte, die Vertilgung vorzunehmen. Wirklich sind schon einige Officiere, welche die Gegend kennen, und wissen, wie man die Wil-

den bekriegen muß, mit der Ausführung dieses Unternehmens beauftragt. —

Die Tupinambaer beherrschten nach vor 270 Jahren den größten Theil von Brasilien, und wohnten am zahlreichsten um Rio Janeiro. Ein Theil derselben hat sich aber nachher in die unteren Gegenden des Flusses Tocantin gezogen, wo sie noch auf beiden Seiten des Flusses wohnen. — Die Tapuyer (sehr zahlreich), so wie die Ouctacazen, leben noch in völliger Unabhängigkeit im Inneren des Landes, dahin bis jetzt wenige oder kein Europäer gedrungen ist. Bei ihnen ist die Gemeinschaft der Güter eingeführt. Gegen Wohlthäter sind sie dankbar und erkenntlich, und so treu, daß sie nicht selten ihr Leben für dieselben aufopfern. Sie sind auch tapfer, so daß sie den Tod der Schande, überwunden zu seyn, vorziehen. Die erstern sind am stärksten in dem Gouvernement Maranhao bis nach Goyaz zu; die letztern in der Provinz Ouctacaze im Gouvernement Rio Janeiro.

Unter den hier wohnenden farbigen Menschen versteht man außer den Negern, die Creolen, Mulatten, Mestizen und andere Mischungsarten. Sie haben ein besseres Loos unter Portugiesischer Herrschaft, als bei den übrigen Europäern, ob man sie gleich in allen Städten, in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen zum Verkauf ausgestellt siehet. Wenn Sclavenhändlerschiffe ankommen, so laufen die neugierigen Gaffer, theils auch Liebhaber und Käufer, schaarenweise herbei. Im Durchschnitte werden jährlich 20,000 Negersclaven in Brasilien

für die Minenarbeiten, Münze und die Pflanzungen eingeführt. Sie kommen meistens aus den Portugiesischen Besitzungen in Angola und Benguela in Afrika. Eine störrige Art von Menschen, doch bis zu einem gewissen Grade gelehrig, auch munter und lebhaft: aber diese guten natürlichen Eigenschaften verlieren sich bald in dem Umgange mit Andern, durch die Angewöhnung des verderblichen Müssigganges. Eine große Anzahl derselben ist frei, und man hat jetzt aus ihnen Regimenter von Freinegern errichtet. Zufolge eines Edicts des vorigen Königs von Portugal soll der Sclavenstand eines Negers nur 10 Jahre dauern, und sobald die Neger in Brasilien ankommen, sollen sie in der christlichen Religion unterrichtet und getauft werden, welches auch allgemein beobachtet wird. Nirgends siehet man häßlichere und fettere, als in Rio Janeiro, wo sie es sehr gut haben, daher sie auch lustig und zufrieden leben. Ueberhaupt genießen sie in Brasilien mehr Freiheit, als anderwärts, man bürdet ihnen nicht zu viele Arbeit auf, ja sie erhalten dieselben Nahrungsmittel, an welche sie in ihrem Vaterlande gewöhnt sind. Die Ursache dieser milden Behandlung der Neger ist bei den Portugiesen mehr Politik, als Menschlichkeit, weil sie von dem Freiheitsgeiste und den mehrmaligen Empörungen der Neger in Fernambuc schreckliche Erfahrungen gemacht hatten, ehe sie die milderen Maaßregeln gegen sie ergriffen, welche sie beruhigten und jetzt in Gehorsam erhalten.

Unter Creolen versteht man solche, welche von Portugiesischen Aeltern in Brasilien geboren werden; Mulat-

ten sind die Kinder von Negermüttern und weißen Europäischen Vätern, so wie die Mestizen die von Portugiesen und Brasilianerinnen Erzeugten sind. Alle haben ein sehr leidliches Schicksal und führen lange nicht das Sclavenleben, welchem sie unter dem Spanischen Joche unterworfen sind.

Süd-America.

Vierte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Theile und Länder.

Süd-America.

Beschreibung der einzelnen Länder.

Königreich Brasilien.

7.

Schilderung der einzelnen Provinzen und merkwürdigen Oerter.

Brasilien ist gegenwärtig (seit dem Aufenthalte der königlichen Familie von Portugal in Rio Janeiro, von 1808 an in 10 Statthalterschaften oder Capitanerien (deren Befehlshaber Generalcapitäne heißen), und diese wieder in 24 Comarcas oder Kreise, eingetheilt. Jede Statthalterschaft ist von der anderen ganz unabhängig, und der Gouverneur empfängt seine Verhaltungsbefehle unmittelbar vom Prinzen Regenten in Rio Janeiro, dem er auch allein verantwortlich ist. Die 10 Capitanerien (Capitanias) sind folgende: 1. Rio Janeiro, 2. Para, 3. Maranhao, 4. Pernambuco, 5. Bahia, 6. San Paolo, 7. Mattogrosso, 8. Goyaz, 9. Minas-Geraes, 10. Santa Catharina, die zuletzt hinzugekommene.

Die 24 Comarcas heißen: 1. Atagoas, 2. Bahia, 3. Ceara, 4. Espirito Santo, 5. Goyaz,

6. Jacobina, 7. Ilheos, 8. Maranhao, 9. Mattogrosso, 10. Para, 11. Paraiba, 12. Parnagua, 13. Pernambuco, 14. Piauhy, 15 Porto seguro, 16. Rio dos Mortes, 17. Rio Janeiro, 18. Rio Negro, 19. Sabara, 20. San Paulo, 21. Serro do Frio. 22. Sergippe del Re, 23. Villa ricca, 24. Santa Catharina. Wir werden sie einzeln beschreiben.

1. Das Gouvernement Rio Janeiro.

Ist ganz ein Küstenland und wird durch das Gouvernement St. Paulo, in den nördlichen und südlichen Theil getrennt; denn zu St. Paulo gehört die Küste von 23 Gr. der Südbreite an, bis zum Flusse Paranagua unter 25½ Gr. südlicher Breite. Der nördliche Theil begreift die 4 Küstenländer: Espiritu Santo, Süd-Paraiba, Cap Frio und Rio de Janeiro, die vom Rio dolce in Norden bis zum 23. Gr. der Südbreite, im Süden (als der Nordgränze des Gouvernements St. Paulo) sich erstrecken; der südliche Theil hingegen umfaßt die ganze Küste östlich von Paraguay, von 25½ Gr. südlicher Breite bis 32½ Gr. oder von Rio Paranagua (als der Südgränze von St. Paulo) an, bis gegen die Nordseite der Seen Merim und Mongueira, d. i. bis an die Theilungslinie Südamerika's zwischen Portugal und Spanien. Die südlichen Theile gehören noch zur gemäßigten, die nördlichen dagegen zur heißen Südzone. Die bedeutendsten Flüsse sind hier: im Rio dolce auf der Nordgränze, mit Rio Emerald im Nordwesten, Espiritu santo, Goropari, Paraiba do Sul, Rio Formoso und de Janeiro. Auf der zum Gouvernement St. Paulo gehörigen Küste, zwischen dem nördlichen und südlichen Theil des Gouvernements Rio Janeiro, die beiden Küstenflüsse Iranhaem und Iguape. Im südlichen Theile: der Paranagua, auf der

zwischen dem Gouvernement St. Paulo und dem südlichen Theile des Gouvernements Rio Janeiro; Rio Francesco, Tramandi, Rio Patos, Lagoa dos Patos, endlich Rio grande de St. Pedro, der aus Rio Iguay im Westen und Tebiquari im Osten, mit dem Kapiqui im Osten entsteht, im Norden der Portugiesischen Südgränze fließt und in eine große Bucht fällt, welche Porto de San Pedro heißt. — Die Volksmenge dieses Gouvernements beträgt an 150,000 Köpfe. — Die vornehmsten Naturerzeugnisse sind: viele Europäische Feld- und Gartengewächse, auch Obst, doch von schlechter Beschaffenheit, Kürbisse, Melonen, Mehl von Maniok und Yamswurzeln, Pomeranzen, Zucker, Caffee, Indigo, Baumwolle, Tabak, 15 Arten Färbeholz, 4 — 5 Harzarten, Hornvieh und daher starker Handel mit Häuten und Salzfleisch, besonders im südlichen Theile, Schaafe, Pferde, Maulthiere, und dergl. mehr — Die wichtigsten Städte sind:

Rio Janeiro (auch Genero), die Hauptstadt (22 Gr., 54½ Min. s. Br. und 45 Gr. 8½ Min. w. L. von Paris), an dem durch 2 Forts Santa Cruz und Lozia beschützten Fluß Rio Janeiro. Die auf einer Erdzunge gebauete Citadelle, heißt Sebastian, von dem Schutzpatron der Stadt also genannt, daher bei manchen Schriftstellern die Stadt selbst so genannt wird. Den Vorzug der Hauptstadt erhielt sie vor der ehemaligen Hauptstadt St. Salvador (von welcher sie südwestlich liegt) daher, weil man 1730 in ihrer Nachbarschaft reiche Diamantgruben entdeckte, wodurch dieser Ort äußerst schnell stieg und berühmt ward. Sie ist die gegenwärtige Residenz der Königin, des Prinzen Regenten und der Sitz eines Bischofs (der 4000 Cruzados = 2300 Thaler hat), liegt aber in einer ungesunden Gegend. Die Zahl der Einwohner steigt mit

den Sclaven und dem Hofpersonale, so wie mit dem Militär über 70,000. Die Stadt ist groß, gut gebauet und fest, hat einen vortrefflichen Haven, gerade und gepflasterte Straßen an beiden Seiten mit Quadern belegt, meistens schöne steinerne Häuser, verschiedene Mönchs- und Nonnenklöster, deren Kirchen in einer edlen Bauart aufgeführt sind, besonders das vormalige Jesuitencollegium, mehrere Springbrunnen, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, eine sehenswürdige Wasserleitung, welche der Stadt das benöthigte Wasser zuführt, einen wichtigen und sehr ausgebreiteten Handel, ja sie ist der Hauptstapelort aller Waaren von und für Brasilien, die Niederlage ungeheurer Schätze und Reichthümer, welche durch den glänzenden Hof noch vermehrt und in Umtrieb gesetzt werden. Unter den Einwohnern giebt es viele Künstler, besonders Steinschleifer und Steinschneider, Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Manufacturisten und Fabricanten. Es sind hier Baumwollenspinnereien, Töpfereien, Segeltuchwebereien, Zuckerraffinerien, Rum- und Zuckerbranntwein-Brennereien, Zuckermühlen, u. s. f. Alle Bedürfnisse, welche eine Flotte nöthig hat, sind hier in Menge und sehr wohlfeil zu haben. Es liegt auch beinahe die ganze Portugiesische Flotte und eine große Zahl Kauffahrer mit den goldenen Gütern hier im Haven. Ehemals hatte man auf alle Fremde, — wegen der Gold- und Diamantgruben — ein sehr scharfes Auge und keiner durfte die festgesetzten Gränzen überschreiten. Es ist hier auch eine Gold- und Silbermünze, in welcher alles edle Metall, das man in der Gegend umher findet, geprägt wird. Niegends in Europa und Amerika wird der katholische Gottesdienst mit solcher Pracht und Verschwendung in Gold und Edelsteinen gefeiert, als hier, und alle Tage sieht man die prangendsten Prozessionen. Aller Orten Capellen und Nischen mit Heiligenbildern, vor welchen Tag und Nacht

Wachslichter brennen und fromme Beter knieen, singen, sich kreuzigen und segnen. Den ganzen Tag Glockenlaut und Schellengeklingel, das die Annäherung des Venerabile verkündiget, vor welchem sich Alles plötzlich auf die Knie niederwirft. —

b) Espiritu Santo, in der gleichnamigen Comarca oder Provinz und am Flusse dieses Namens, nicht weit von der Seeküste, (20 Gr. s. Br.) in einer fruchtbaren Gegend, mit einem Haven und 3 Klöstern, ziemlich lebhaftem Handel und einigen Werkstätten.

c) Nostra Sennora de la Victoria und de la Concepcion, 2 ansehnliche Städte.

d) Ciudad del Rio grande de San Pedro, eine mittelmäßige Stadt ($32\frac{1}{2}$ Gr. s. Br.) an der gleichnamigen Bai.

e) Ilheo dos Cobras (Schlangeninsel) mit Schiffswerften, Ankerplätzen, Magazinen und etwas Handel.

2. Das Gouvernement Para, oder Grän-Para.

Diese größte und nördlichste aller Brasilischen Capitanerien ist noch, zumal nach ihren inneren Bestandtheilen, sehr wenig bekannt. In Norden ist der Parima-See, Neu-Andalusien, Cayenne oder Französisch-Guiana, in Westen Neu-Granada, die Länder der freien Indier, das Vicekönigreich Rio de la Plata und Paraguay, in Osten der atlantische Ocean und die große Flußinsel de Joanes, so wie die Provinzen Maranhao, Fernambuk und Bahia de todos los Santos, in Süden der Paranaström und die Provinz Minas-Geraes. Die Theile sind, so viel man bis jetzt weiß, a) Küstenländer, vom Flusse Oyapok in Nordwesten bis zum Tyrioze in Südosten, nämlich das ver-

malige Portugiesische Guiana*), jetzt mit in Gran-Para verschmolzen und die Flußinsel de Juanes oder Marajo, zwischen dem Ocean im Norden, dem Maranhon im Westen dem Rio de gran Para oder Tocantines im Osten und dem Flusse Tagipuru im Süden. Nördlich darüber, unter dem Aequator, vor der Mündung des Maranhon, liegt die Insel Caviana. b) Das eigentliche Para, zwischen Rio de gran Para und dem Küstenflusse Turirana. c) Die südlichen inneren Länder, wo noch lauter wilde Völker wohnen und die noch wenig bekannt sind, südwärts bis etwa zum 12. Gr. s. Br., was man sonst das Amazonenland nannte. d) Cuyaba Mattogrosso und Goyaz, welche jedoch nunmehr besondere Capitanerien ausmachen. Seit etwa 120 Jahren sind in diesem weitläuftigen Gouvernement nach und nach, sowohl am Tocantines, als am Maranhon und dessen großen Nebenflüssen über 100 Missionsdörfer, nebst einigen sogenannten Forts, Flecken und Städten angelegt worden. In einigen derselben sah Condamine statt der mit Rohr bekleideten Häuser und Kirchen, die er in den Spanischen Missionen angetroffen hatte, gemauerte Capellen und Pfarrhäuser. Die Indianerinnen trugen ordentliche Hemden, hatten verschlossene Koffer, Schlüssel, Scheeren, Nadeln, Messer, Kämme, Spiegel und andere kleine Geräthschaften aus Europa, welche sie gegen Cacao, der an den Ufern ihres Stroms wild wächst, alle Jahre in Belem eintauschen. Die Zahl der Einwohner ist nahe an 60 000. Unter den sehr mannichfaltigen Producten sind die vornehmsten: die Rinde des Baums Aracuba, aus welcher man eine prächtige Purpurfarbe zieht, die gewürzreiche, der Muscate ähnliche Frucht Pichary, Jalappa, Sassoparille, Copaivbalsam und andere

*) Am linken Ufer des Maranhon. Durch den Araouaryfluß wird es vom Französischen Guiana getrennt. Es ist aber noch wenig von dieser Provinz bekannt.

Medicinalkräuter, mehrere Gummiarten, Mais, Manioc oder Cassave, Reiß, Zucker, Cacao, Indigo, Caffee, Vanille. Cravo oder Brasilischer Zimmet, Baumwolle, Tabak, Schiffsbauholz, Färbehölzer, Eisenoker, weißer und rother Bolus, Hornvieh, Schildpatte, sehr große Seidenwürmer, u. s. w.

Die merkwürdigsten Städte sind:

a) Belem oder Para, (das letztere ist eigentlich nur der Haven von Belem) unterm $1\frac{1}{2}$ Gr. s. Br., eine der schönsten Städte in Südamerica, am Einflusse des Guama in den Gran-Para, wo dieser in's Meer fällt und den größten Schiffen den Zugang verstattet, der Sitz des Statthalters und Bischofs. Sie hat 10 — 12,000 Bewohner, schöne Kirchen und Häuser, vorzüglichen Handel, gerade und wohl gepflasterte Straßen und einen vortrefflichen Haven. Hier ist ein Ueberfluß an Brasilischen und Europäischen Waaren, welche letztern von Lissabon dahin gebracht, und gegen Goldstaub, Zucker, Caffee, Rinde von Krabbenholz, Vanille, Sassaparille, Cacao ꝛc. umgetauscht werden. Die Stadt und der Haven wird durch eine gute Citadelle geschützt.

b) Capo de Maracana, an der Seeküste gegen Osten, 4 Meilen von Belem unter 28 Min. der Südbreite, ein kleiner Ort. Die Landspitze selbst liegt unter 22 Min. südl. Breite.

c) Cayte, eine Stadt am Caytapera oder Flamandfluße, 8 Meilen von Maracana.

d) Paru am Maranhon, wo der Fluß Paru oder Gonipache in denselben fällt.

e) Das Fort Macapa, ganz an der Mündung des Maranhon.

f) Negro, am Einflusse des Negro in den Maranhon. Bis hierher soll, nach einigen Reisebeschreibern, (200 Meilen vom Meere) die Ebbe und Flut bemerkbar seyn.

g) Die Missionsdörfer San Pedro und San Paulo.

h) Die Inseln: San Juan oder Marayo, zwischen dem Maranhon und Gran-Para, an deren Ausflusse in's Meer, durch den Tajipura-Arm gebildet, gut bevölkert und durch ein kleines Fort geschützt, und Caviana, gerade vor der Mündung des Maranhon.

3. Das Gouvernement Maranhao.

Diese Capitanerie wird durch den großen Strom Tocantines von Para getrennt, und besteht theils aus 2 Küstenländern, dem eigentlichen Maranhao, zwischen den Küstenflüssen Turirana im Westen und Paranaiba im Osten, und Ceara oder Siara, zwischen den Küstenflüssen Paranaiba im Westen und Amargoso oder Korallenfluß im Osten; theils aus einem großen Theile vom inneren Brasilien, zwischen dem Tocantines im Westen, bis zum 12. oder 13. Gr. s. Br., oder bis zum Berg-Gouvernement Goyaz, (von welchem es das Gebirge Guacuragua trennt,) und dem Küstenflusse Amargoso und einem Theile des Rio de San Francesco in Osten, wo das Gebirge Ypiapa die Scheidung gegen Fernambuk macht. Ganz an der äußersten Ostspitze ist das Cap Roque. Die inneren Gegenden sind noch frei und von bis jetzt unabhängigen Indierstämmen, Tupinambern, Tapuyern, Topiquaern ꝛc. bewohnt. Die hier flutenden Flüsse sind theils die beiden Hauptflüsse Tocantines oder Gran-Para, bei der Westgränze, und San Francesco an der Südostgränze; theils mehrere Küstenflüsse von Westen nach Osten, als der Turirama, Mearim, Paranaiba, der Gränzfluß zwischen den Provinzen Maranhao und

Siara, Camosim oder Rio Cruz, Mondahu, Ceara, oder Siara, Jaguaripe, Upamma oder Salina, Amargoso an der Ostgränze u. a. m. — Einwohner (Weiße, Indier, Neger und Mulatten) waren im Jahre 1780 (nach Raynal) gegen 70,000. — Producte: Baumwolle (die beste in der neuen Welt), Reiß, Mais, Roucou oder Orleans-Baum, (der beste in Brasilien), Schiffsbauholz, Zucker, Pfeffer, Gummilak, Safran, Hanf, Indigo, vortrefflicher Tabak, Silber, Eisen, Blei, Schwefel, Alaun, Edelsteine und Krystall, Antimonium, (alle diese Minerale sind da, werden aber wenig bearbeitet), Hornvieh, Pferde, Schaafe u. a m. Baumwolle, Küh- und Ochsenhäute sind die stärksten Handelsartikel. Das Land selbst besteht aus den beiden Capitanerien Maranhao und Siara.

a) Maranhao. Die Hauptstadt Maranhao oder St. Luis de Maragnan, liegt auf der Insel Maranhao, welche in einem großen Meerbusen von mehreren kleinen Eilanden umgeben ist, dessen westliche Landspitze Capo de Cuma, so wie die östliche Capo de Perna heißt, und in welchen sich viele Flüsse, darunter der Mearim und Tabacuru die größten sind, ergießen. Die Stadt ward 1612 von den Franzosen erbaut, nachher aber von den Portugiesen in Besitz genommen. Sie hat ein Castell, einen Haven, zwischen 12 — 15,000 Einwohner und treibt etwas Handel mit Färbeholz, Orleans, Safran, Hanf, Pfeffer und Gummilak. Das schönste Gebäude ist der bischöfliche Palast, und die Wohnung des General-Gouverneurs der drei nördlichen Provinzen. *)

b) Ceara oder Siara, der östliche Theil dieses Gouvernements, zwischen dem Paranaiba und dem Meere, mit

*) S. Grant Geschichte von Brasilien, 12. Kap., und Cudena mit Anmerkungen von Leiste.

der Hauptstadt gleiches Namens, die aber klein ist, doch ein Fort zur Vertheidigung, einen Haven und etwas Handel hat. In der Umgegend findet man vielen Krystall.

4. Das Gouvernement Pernambuco.

Pernambuco oder Fernambuk, wie es durch eine verderbte Aussprache gewöhnlich genannt wird, ist der angebauteste Theil in ganz Brasilien, auf der Nordseite des Rio Francesco, und die östlichste Spitze des ganzen Landes. Eine überaus fruchtbare Provinz, die vormals über 100 Zuckerplantagen hatte, große Wälder, gut cultivirte Ländereien und die lieblichsten Südfrüchte in sich enthält. Es besteht aus 4 Küstenländern, Itamarca, Rio grande, Paraiba und dem eigentlichen Pernambuco, die alle auf der Nordostküste zwischen dem Rio Amargoso und San Francesco liegen, nebst der Insel Fernando del Noronha außen im Ocean. Außer den 2 gedachten Flüssen sind hier noch der Rio grande, im Süden vom Cap Roque, der Mongaguaba, Paraiba, Capiibaribа und San Miguel. — Die Hauptproducte sind Zucker, (mehr und besser als im übrigen Brasilien), Cocos, Pommeranzen, Citronen, Bananas, Ananas, Pacoven, Tabak, Baumwolle, das beste Brasilienholz, gutes und vieles Rindvieh, woher starker Handel mit Häuten, Pferde u. s. w. Die Bevölkerung ist beinahe 90.000 Seelen, nämlich 21.600 Weiße, 40 500 Neger und Mulatten und 25,000 Eingeborne. Die bemerkenswerthesten Städte sind folgende:

a. Fernambuco oder Olinda, am Flusse Capiribe, eine Seestadt, (7 Gr. 20 Min. s. Br.) der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, mit 14.000 Einwohnern, die einen starken Handel treiben und gute Degenklingen

verfertigen. Sie kann als die dritte Stadt in Brasilien angesehen werden, hat einen guten Haven, eine Citadelle und mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude. Aus dem Haven, der eine kleine Meile davon entfernt ist, und eine Hauptniederlage von Europäischen Waaren hat, wird vorzüglich Brasilienholz, Häute und Zucker ausgeführet.

b. Paraiba, 18 Meilen nördlich von Olinda, an einer Bai und dem gleichnamigen Flusse, mit 5000 Einwohnern und einigem Handel. In der Umgegend soll eine Silbermine seyn.

c. Nova Rio grande, am Flusse gleiches Namens.

d. Fort Mauritius, 5 Meilen von der Mündung des Rio Francesco, nahe an dessen Ufer, in einer angenehmen Gegend, unweit dem Flecken Openeda. Sein Erbauer war der Prinz Moritz von Nassau.

e. Itamarca, Serinham, Villa Formosa und Jagaracu, kleine Oerter.

5. Das Gouvernement Bahia.

Die Provinz oder Capitania Bahia de todos los Santos oder der Allerheiligenbai hat ihren Namen von dem sehr geräumigen Meerbusen, welcher hier einen der schönsten Häven in Südamerica macht. Sie ist ein Küstenland, welches sich durch 8 Breitengrade, oder 120 geographische Meilen, der Küste entlang, erstreckt. Die Gränzen sind im Osten der Ozean, im Norden Rio Francesco, im Westen derselbe nebst seinem südlichen Nebenflusse Rio Verde, und dessen südl. Arme Rio Preto, dann die östl. Seite der Bergkette Cerro do Frio und andere mit ihr südwärts zusammenhängende Gebirge endlich im Süden der Küstenfluß Rio Doze oder Doice. Die beiden Gebirgsketten

Frio und Chapada durchziehen sie von Norden nach Süden; im Norden ist besonders die Cerro de Mongaveira. Merkwürdig ist es, daß die Tupinambier, vordem im Besitze dieses Theils von Brasilien und einer der geselligsten Stämme dieser Indianer, schon ziemlich beträchtliche Fortschritte in der Cultur gemacht hatten, als die Portugiesen diese Gegend kennen lernten. Sie verdankten dieses dem Alvares Correa, welcher auf einer Reise nach Indien an dieser Küste Schiffbruch gelitten und nebst seiner Schiffgesellschaft sich und seine meisten Habseligkeiten hier gerettet hatte. Die Wunder, welche er durch das Schießgewehr und andere Europäische Erfindungen, diesen guten Indianern vorspiegelte, erwarben ihm ihre Verehrung, welche er weislich benutzte und nicht mißbrauchte *). — Die Flüsse in dieser Statthalterschaft sind, außer den schon erwähnten, der Paramerin, Rio dos Roes, die sich in den Francesco ergießen, und folgende Küstenflüsse vom Norden nach Süden, 1) in der Provinz Seregipe: Ciriji, Vazarbarries, Rio Seregipe oder Real. 2) In der Provinz Bahia: Seregipe del Conde und Inguaripe, fließen beide in die Allerheiligenbai, vor welcher die lange Insel Taparica liegt; Rio Parvaçu und Rio dos Contas auf der Südgränze. 3) In der Provinz Ilheos: Rio das Ilheos (Inselfluß), Rio grande oder Patipe und Rio de Santa Cruz auf der Südgränze. 4) In der Provinz Porto Seguro: Rio Seguro, Itanhaem, dos Caravelas und Rio Doze oder Dolce auf der Südgränze.

Dieses Gouvernement ist eins der bevölkertsten in ganz Brasilien, denn es zählt über 40.000 Weiße, 70.000 Neger und 50.000 Ureinwohner, ein sehr fruchtbares und ge-

*) Lindley's Reise nach Brasilien, S. 191 u. folg.

schönes Land, das Ueberfluß an Zucker, schönen Holzarten, Tabak, Baumwolle, Schiffsbauholz, Rindvieh (Häute und Salzfleisch ein bedeutender Handelsartikel), Spezereiwaaren, Südfrüchten, Reiß, Maniok, und an den Küsten, besonders der Allerheiligenbai, eine Menge Wallfische hat. Der Verkehr mit allen diesen Waaren, wozu noch Rum, Zuckerbranntwein, Wallfischthran, Mehl, gesalzene Fische, irdene Geschirre und andere Colonialproducte kommen, ist sehr bedeutend. Die 4 Landschaften, in welche das ganze Gouvernement eingetheilt ist, sind: Seregipe del Re, Bahia de todos los Santos, (Allerheiligenbai) auch nur schlechthin Bahia, Ilheos und Porto seguro.

a. Seregipe del Re, auch Seregipe allein, enthält ungefähr 20 000 Seelen, 25 Zuckermühlen, einige Tabaksfabriken und Lohgärbereien; auch wird viel Rindvieh gezogen. Der Fluß Ciriji, oder, wie er hier heißt, Siriqipe del Rey, ist vom Rio St. Francesco 20 Meilen entfernt. An der Mündung desselben liegt San Christoval, die beste Stadt dieser Provinz (11 Gr. 23 Min. s. Br.) mit 10,000 Bewohnern. Außer ihr sind noch Seregipe oder Siriji del Rey, am Flusse Wazarbarries, mit einem Haven und 8000 Einwohnern, San Amaro de Brotas und Villa real de Piagui zu bemerken.

b. Bahia de todos los Santos, oder Bahia allein. Diese Provinz oder Comarca begreift einen Küstenstrich von 38 geogr. Meilen. Der Haupttheil liegt an der Allerheiligenbai, und ein kleiner Landstrich stößt nordwärts daran. Ob sie gleich die kleinste Abtheilung von Brasilien ist, so ist sie doch dabei die fruchtbarste, volkreichste und üppigste des ganzen Landes und besitzt unermeßliche Schätze. Das Land ist weit hinein cultivirt und mit vielen Pflanzungen und Zuckermühlen besetzt. Der Hauptort und die zweite Stadt von ganz

Wohnung des Havencommandanten. In der Nähe der Stadt befinden sich mehrere große und schöne Gärten und Lusthäuser. — Außer Bahia sind hier noch die Städte und Flecken: Espiritu Santo, San Mauro, San Gonzalo, San Juan, Jagoaripa, Amoro und Jacobina.

Ilheos auch Rio dos Ilheos oder Velhas, durch welche der gleichnamige Fluß strömt, liegt über und unter dem 15ten Grade der Südbreite, unmittelbar unter der vorigen Provinz. Sie hat ihren Namen von den Inseln bekommen, welche an ihrer Bai liegen, in die sich mehrere kleine Flüsse ergießen. Der Hauptort ist San Georg mit 6800 Einwohnern, einem sichern Hafen und 2 Forts. Außerdem sind hier noch Cairu und Camana, 2 ansehnliche Flecken. Die Provinz enthält mehr als 20,000 Seelen und ist außerordentlich reich und fruchtbar. Ihr vornehmster Handel besteht in Getraide.

Porto Seguro, wird von dem gleichbenannten Flusse bewässert, ist fruchtbar und enthält überaus schöne Gegenden, zumal längs dem Gestade des Meers. Nördlich grenzt sie an Ilheos und südlich an Espiritu Santo. Den Namen hat sie, so wie ihre Hauptstadt, von der Sicherheit des Havens, der von einer Felsenkette wie von einer Mauer eingeschlossen ist. Bei niedrigem Wasser erscheinen diese Klippen ganz trocken und sind nicht unbemerkbar. Bei'm Einlaufen in den Haven ist die Aussicht auf die umliegende Gegend überaus schön und lachend. Nahe am Ufer zieht sich eine Reihe von Fischerhütten hin, von Cocospalmen beschattet und mit Pommeranzengärten umgeben. Hinter diesen Hütten hebt das Gebüsche an, das von unzähligen Pfaden durchschnitten, einen immer grünen Lustwald vorstellt, wo man

Brasilien ist Bahia, sonst St. Salvador und ehedem (bis 1751), die Hauptstadt von ganz Brasilien, auf einer Landzunge an der Bahia- oder Allerheiligenbai, die der ganzen Provinz den Namen gegeben hat. Sie ist gut befestigt, mit einer Citadelle und vortrefflichem Haven versehen, der Sitz des Erzbischofs und Gouverneurs, auch einer so genannten Universität und vieler Collegien. Sie hat 2,500 Häuser und über 20,000 Einwohner, unter welchen 5000 Weiße, eben so viele Mulatten, die übrigen Neger und Creolen sind, mehrere schöne, zum Theil prächtige Kirchen, besonders die Kathedrale, einige hübsche Straßen und Gebäude, unter denen sich die Paläste des Gouverneurs und Erzbischofs auszeichnen, einen starken und ausgebreiteten Handel, und ist gewiß nächst Rio Janeiro die reichste Stadt in ganz Brasilien. Allein 116 Großhändler sind hier, ohne die Menge anderer reicher Handelshäuser, Künstler, Manufacturisten und gewöhnlicher Professionisten in Anschlag zu bringen, die ebenfalls ansehnliche Geschäfte machen. Die Bai ist über 2 Meilen breit, der Umfang 26 Meilen, so daß sie die größte Flotte und Hunderte von Kauffahrern fassen kann, der Eingang von Süden und hat durch die vorliegende Insel Taparica oder Itaporica, 2 Einfahrten. Das Fort San Antonio bestreicht die Einfahrt; 1 Meile weiter hinauf ist das Fort San Jao erbaut; die Bucht selbst, an welche die Stadt liegt, wird noch durch mehrere Batterien geschützt. Ein anderes Fort Barbalhao auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt, bestreicht 2 wichtige Päße vom Innern der Halbinsel. Die Stadt wird in die obere und untere eingetheilt. Jene liegt auf steilen Hügeln, diese nah am Seeufer und ist durch 3 Straßen mit jener verbunden. Das Zollhaus, die Waarenlager und Schiffswerfte sind alle am Ufer, und nahe dabei die Seemagazine und die dazu gehörigen Gebäude, nebst der

Wohnung des Havencommandanten. In der Nähe der Stadt befinden sich mehrere große und schöne Gärten und Lusthäuser. — Außer Bahia sind hier noch die Städte und Flecken: Espiritu Santo, San Mauro, San Gonzalo, San Juan, Jagoaripa, Amoro und Jacobina.

c. Ilheos auch Rio dos Ilheos oder Velhas, durch welche der gleichnamige Fluß strömt, liegt über und unter dem 15ten Grade der Südbreite, unmittelbar unter der vorigen Provinz. Sie hat ihren Namen von den Inseln bekommen, welche an ihrer Bai liegen, in die sich mehrere kleine Flüsse ergießen. Der Hauptort ist San Georg mit 6800 Einwohnern, einem sichern Haven und 2 Forts. Außerdem sind hier noch Cairu und Cumana, 2 ansehnliche Flecken. Die Provinz enthält mehr als 20,000 Seelen und ist außerordentlich reich und fruchtbar. Ihr vornehmster Handel besteht in Getraide.

d. Porto Seguro, wird von dem gleichbenannten Flusse bewässert, ist fruchtbar und enthält überaus schöne Gegenden, zumal längs dem Gestade des Meers. Nördlich gränzt sie an Ilheos und südlich an Espiritu Santo. Den Namen hat sie, so wie ihre Hauptstadt, von der Sicherheit des Havens, der von einer Felsenkette wie von einer Mauer eingeschlossen ist. Bei niedrigem Wasser erscheinen diese Klippen ganz trocken und sind nicht weit bemerkbar. Bei'm Einlaufen in den Haven ist die Aussicht auf die umliegende Gegend überaus schön und reizend. Nahe am Ufer zieht sich eine Reihe von Fischerhütten hin, von Cocospalmen beschattet und mit Pommeranzengärten umgeben. Hinter diesen Hütten hebt das wilde Gebüsche an, das von unzähligen Pfaden durchschnitten, einen immer grünen Lustwald vorstellt, wo man

Vögel mit dem schönsten Gefieder, mitunter auch Singvögel, findet. Auf der Nordseite erhebt sich ein steiler Hügel, auf den sich ein Pfad hinaufwindet und auf dem Rücken desselben ist die Stadt Porto Seguro erbaut (16 Gr. 36 Min. s. Br.). Sie hat 420 Häuser, 3,500 Einwohner, einen bequemen und sehr sichern Haven, breite und ziemlich gerade Straßen, die Häuser aber sind von schlechter Bauart. Die vornehmsten Einwohner haben alle Landgüter Zucker- und Maniokplantagen. Unterhalb der Stadt an dem Ufer des Flusses, liegt ein Dorf, das völlig so groß ist, als die Stadt selbst, indem es auch aus 400 Häusern, oder vielmehr Hütten, besteht und 3000 Einwohner, Weiße, Sclaven und Indianer enthält, deren einzige Beschäftigung die Fischerei ist. — Etwa 25 Meilen vom Meere liegt das Gebirge Frio (Cerro del Frio), welches sich bis nach Bahia hinauf erstreckt, und hinter demselben der Parapitingasee. Hier ist die wahre Heimath und die wichtigste Fundgrube der Diamanten. Schon seit 1730 ist diese Gegend ziemlich bewohnt, nicht nur der Edelsteine, sondern auch des Goldstaubes wegen, den man hier in und an den Flüssen findet. Der Hauptort ist Villa nuova del Principe, 30 Meilen von Porto Seguro nach Westen (16 Gr. 10 Min. s. Br.), wo die wichtigsten Diamantgruben sind, deren Schätze dem Könige unmittelbar gehören, und zur Auswahl überliefert werden müssen.

6. Das Gouvernement San Paolo.

Dieses, zwischen den östlichen Ufern des Paranaflusses und dem Meere liegende große Land, welches sich vom 23. Gr. der Südbr. (im Süden von Rio Janeiro, im Nordwesten aber vom 19. Gr. an), bis zum Rio Paranagua unter 25½ Gr. s. Br. erstreckt und die oben erwähnte Tren-

nung des Gouvernements Rio Janeiro in den nördlichen und südlichen Theil verursachet, begreift theils die beiden Küstenländer Santo Amaro oder Angra de los Reies im Norden und Rio Vincent im Süden; theils 2 ziemlich große innere Länder, welche aus dem südwestlichen Brasilien und dem nordöstlichen oder Portugiesischen Antheil von Paraguay bestehen, welches im Westen durch eine Gebirgskette von dem Spanischen Paraguay getrennt wird, und die im Norden durch den Fluß Sapukahi, im Westen aber durch die, in einander von Nordosten herlaufenden Flüsse, Rio dos Mortes, Rio Grande und Rio Parana, im Süden durch Rio grande de Curituba oder Iguazu, und das Queergebirge, woraus er entspringt, so wie im Osten durch das, von Süden nach Norden, zuweilen im Zickzack streichende Theilungsgebirge der Küstenflüsse und der östlichen Nebenflüsse des Parana, begränzt werden. Es hat, zumal im Innern, eine Menge Gebirge; in der Mitte zieht sich von Westen nach Osten die Sierra Ibatucatu hin und macht das Land kühl, daher auch die Kälte im Winter ziemlich empfindlich ist.

San Paolo wird von mehreren, zum Theil sehr ansehnlichen Flüssen bewässert als den beiden Küstenflüssen Itanhaem im Norden, und Isubai im Süden, imgleichen dem Küstenflusse Paranagua auf der Südgränze: auch von innern, zum Flußgebiete des Parana gehörigen Flüssen, vom Norden nach Süden, als: Sapukahi auf der Nordgränze; fließt westwärts in den Rio dos Mortes, welcher weiter hin Rio grande heißt, und auf der Ostseite die Flüsse Pardo, Atogy und Tetay oder Anhemby aufnimmt, und dann selbst, gleich bei'm Wendekreise, in den Parana fällt, der von Südost herfließt, aus 2 Armen, wovon der östliche Panema oder Parana Panema, der westliche aber Tibago (aus einem See)

heißt; endlich der Parana selbst, in den sich auf seinem südlichen Wege, von Osten her, noch die Flüsse Guibay, Itatu, und der Gränzfluß Iguazu ergießen. — Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 55,000. Rindvieh, Pferde und Maulthiere giebt es genug. Baumwolle, Häute, Mehl, Salzfleisch sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Von den schönsten Blumen und Schmetterlingen wimmeln die Wiesen und Felder. Man könnte hier auch mit großem Vortheile Hanf, Flachs und Seide bauen, auch Zinn- und Eisenminen bearbeiten, wenn es nicht an Armen dazu fehlte.

a. Die gleichnamige Hauptstadt (St. Paul) ist der Sitz des Statthalters. Sie liegt gerade unter dem Wendekreis des Steinbocks, an einem Arme des Flusses Tetay, in einer sehr gesunden und fruchtbaren Gegend. Sie hieß sonst Piratininqua, wegen des ursprünglichen Charakters ihrer Einwohner, der sogenannten Paulisten, die sowohl durch ihre wilden und rohen Sitten, als durch ihren unternehmenden Geist, eine Art von Flibustiers oder Seeräuber waren, welche man auch Mamelucken nannte, und die von 1684 — 1730 eine Art von unabhängiger Räuberrepublik ausmachten. Der Bewohner sind jetzt 10,000.

b. Santos, der Haven von St. Paul, hat 6000 Einwohner. Von hier aus wird ein ziemlich lebhafter Handel getrieben.

c. Angra dos Reies oder St. Amaro, die beste Stadt der Provinz dieses Namens, an der Bai Angra dos Reies, über dem Wendekreis des Steinbocks.

d. St. Vincent auf einer Insel in einem Meerbusen der einen guten Haven bildet. Santos und St. Vincent liegen beide auf einer und derselben Insel, die erstere nördlich, die letztere südlich.

7. Das Gouvernement Matto grosso.

Dieses und die beiden folgenden Gouvernements heißen auch Bergwerksgouvernements, und sind an Gold, Diamanten, so wie an andern Metallen und Edelsteinen, überschwenglich reich. Sie begreifen die höchsten Gegenden des Portugiesischen America; denn eben hier macht der Bergäquator mit seinen Nebenästen eine Scheidung der Flußgebiete von Brasilien, Paraguay und dem ehedem sogenannten Amazonenlande. Matto grosso liegt zu beiden Seiten des gleichnamigen großen Kettengebirges, welches sich vom 10. Gr. der Südbreite bis zum 20. Gr. erstreckt. Auf demselben entspringen mehrere große Flüsse, unter andern der Tocantines, Paranatinga oder Xingu, Araguayra, Cuyaba, Prieto u. a. m. Dieß Gouvernement gränzt im Norden an die Länder noch freier Indierstämme und die Campos Parecis, bis gegen den 10. Gr. der Südbr., im Osten an das Gouvernement Goyaz, wo der Araguayra die Gränze macht, im Süden bis über den Wendekreis hinaus an das Spanische Paraguay, und im Westen und Südwesten an das Spanische Vicekönigreich Rio de la Plata, wo die durch die Jesuiten zum Theil bekehrten Chiquitoer und Moxosinsdier Gränznachbaren sind. Der südlichste und wichtigste Theil von Matto grosso ist die Provinz Cuyaba, wo die erste ordentliche, mit einer eignen Regierung versehene Colonie, im Jahre 1750 ihren Anfang nahm. Die ganze Statthalterschaft ist aber, besonders in der westlichen Hälfte, nur sehr gering bevölkert, denn sie zählt kaum 15,000 Einwohner. Der Bergbau ist hier die Hauptfabrik und die Berge scheinen an Gold und Edelsteinen unerschöpflich zu seyn. Schon seit 1735 bearbeitet man die Goldminen bei St. Vincent, Chapada, Cuyaba, Araes und St. Anna. Eben dieß bewog den Portugiesischen Hof, nach der Unterwerfung der Paulisten, hier eine neue

Capitanerie anzulegen und einen Statthalter einzusetzen. Jene räuberischen Republicaner hatten auf ihren Streifereien die Vortheile dieser Gegend zuerst entdeckt. Auf 4 Flüssen konnten sie ganz Brasilien, und auf 2 Paraguay durchstreifen, ja über den Pilcomajo bis nach Peru kommen. Deßhalb setzten sie sich hier fest, und bis 1730 war es keinem Spanier noch Portugiesen erlaubt, hierher zu kommen, wenn er nicht beraubt, gefangen oder erschlagen werden wollte. —

Städte giebt es hier nicht, bloß einzelne Pflanzungen und Niederlassungen, des Bergbaues und der Diamantgruben halber. Auch streifen noch viele Stämme Indischer Urnationen hier herum, z. B. die Kariauner (unter'm 15ten Gr. s. Br.) am Paranatinga, die Abakarier (unter'm 11ten Gr. der s. Br.), am See Xareyes die Nambaker und Xareyer, weiter östlich die Bakayrier, die zahlreichen Guayazaer am Tocantines, in Cuyaba die Gualier, Bororoer, Karayer und Araer, südlicher unter diesen die Kayapoer u. a. m. Unter mehreren, ganz unwichtigen Niederlassungen, bemerken wir nur folgende: *)

*) Diese Oerter sind zwar an sich unbedeutend, aber man siehet doch, wie weit man ungefähr in diesem ungeheuren Lande gekommen ist. Wahrscheinlich können wegen der vielen Ueberschwemmungen, denen dieser flache Erdstrich ausgesetzt ist, bis jetzt nur wenig Pflanzörter angelegt werden. Man zählt ihrer in Allem noch nicht 50. Raynal erzählt, daß die Jesuiten bei ihren Missionsreisen, wegen des Wassers oft auf Bäumen hätten übernachten müssen, daß sie mehrere Tagereisen gemacht hätten, ohne einen Menschen anzutreffen, und daß die Indier nie in großen Gesellschaften zusammen gewohnt hätten, eben weil das weit und breit unter Wasser gesetzte Land nur wenige und kleine Plätze zum Aufenthalte der Menschen verstatte. Aus dieser Ursache wird das innere Brasilien wohl noch lange eine Wüstenei bleiben, und wenn Europa auch noch so viele Anbauer dahin schickt. —

a. Villa Bella, (16 Gr. 4 Min. ſ. Br.) ein Flecken, der Hauptort und Sitz des Gouverneurs am Kuyaba.

b. San Joſeph, (13. Gr. 50 Min. ſ. Br.) eine Miſſion der Mönche am Guapore, zur Bekehrung der Wilden.

c. Villa Boa, (16 Gr. 55 Min. ſ. Br.) im Lande der Guayajas, ganz öſtlich, an einem kleinen Fluſſe in den Gebirgen, der ſich in den Araguaya ergießt, wodurch dieſer Ort mit dem Innern des Landes in Verbindung ſteht und man ſo bis nach Para kommen kann.

d. Der Platz, (19 Gr. ſ. Br.) am Taguaryfluſſe, wo die Portugieſen die Böte tragen, um über den Kamapoaſl. nach Cuyaba und Matto groſſo zu kommen.

e. Die neue Colonie Marco de Marmol (15 Gr. 20 Min. ſ. Br.) am obern Paraguay in der Cordillera de San Joſef im Lande der Nambakaer.

f. Villa del Oro, (13 Gr. 55 Min. ſ. Br.) im Gebirge, mit einer wichtigen Goldmine.

8. Das Gouvernement Goyaz.

Dieſe bergige und ſehr goldreiche Gegend gehörte ehedem mit zu Matto groſſo; jetzt macht ſie ein eigenes Gouvernement aus, und enthält den Strich Landes theils auf beiden Seiten des Tocantines und ſeiner Nebenflüſſe, theils die nördlichen Arme des Parana, und gränzt im Oſten an das Gouvernement Minas Geraes, im Weſten an Matto groſſo, ungefähr bis zur Scheidung der Flußgebiete des Tocantines im Oſten, und des Paranatinga oder Xingu im Weſten, im Süden an das Gouvernement von St. Paulo, im Norden bis gegen den 10. Gr. der Südbreite. Die Sierra de las Corixes iſt die ſüdliche Fortſetzung

von der Sierra grande. Die Goldminen und Edelsteingruben sind erst seit 1726 recht im Gange, in den Gegenden von Mayaponte, O Fanato, Mocamba, St. Felix und Natividad. Die Volksmenge steigt nicht über 80 000 Menschen. Auch hier findet man noch nicht eine einzige Stadt, sondern bloße Flecken und Ansiedelungen.

a. Villa Boa, (das manche Geographen noch zu Matto grosso rechnen), der Hauptort an einem östlichen Arme des Araguaya, des größten westlichen Nebenflusses des Tocantines.

b. Goyaz, (11 Gr. 16 Min. s. Br.) der Wohnsitz des Gouverneurs.

c. Minas das Rixas, auch an einem östlichen Arme des Araguaya.

d. Caza forte, (10 Gr. 55 Min. s. Br.) am Tocantines.

e. Minas de Luis Amaro, an demselben Flusse.

9. Das Gouvernement Minas Geraes.

Es ist das östlichste der 3 Bergwerksbezirke, und gränzt im Osten an die Küstenländer Ilheos, Porto Seguro, Espiritu Santo und Rio Janeiro, im Süden an das Gouvernement St. Paulo, und im Westen erstreckt es sich meistens bis an den 30. Gr. der westlichen Länge. Es enthält folglich die Gegenden theils an und zwischen den vielen südlichen Armen des Francescoflusses, theils um die nordöstlichen Arme des Parana, theils die oberen westlichen Gegenden einiger Küstenflüsse, besonders, (von Süden nach Norden) des südlichen Paraiba, des Espiritu Santo und Rio Doze. Die vornehmsten Producte sind: Diamanten und andere Edelsteine, Gold, Zinn,

Eisen, Blei, Queckſilber, Schwefel und Antimonium, nur kein Kupfer. Allein es denkt noch Niemand daran, dieſe unterirdiſchen Schätze, (Gold und Diamanten ausgenommen) an den Tag zu fördern: hingegen die Amethyſten, die ſchönen Chryſolite und die unvollkommnen Topaſe welche dieſes Diamantenland zugleich enthält, werden aufgeſucht und verkauft, weil ſie nicht mit unter dem Monopol und Regale des Goldes und der Diamanten begriffen ſind. Das Braſiliſche Gold wurde zwar ſchon 1577 bekannt, aber erſt ſeit 1699 nach und nach gefunden und benutzt, ſo wie die Entdeckung der Diamanten zwiſchen 1728 und 1730 fällt. Seit dieſer Zeit ſammelt man in Minas Geraes Gold am Rio dos Mortes, zu Sabara, Carmo, am Rio das Velhas, Rio Doze, Oro Preto, zu Cochonira und Paracatu: und Diamanten an den Ufern einiger Arme des Küſtenfluſſes das Caravelas in der Provinz Porto Seguro (ſ. daſ.) und in Serro del Frio, dem weſtlichen Gränzgebirge von Porto Seguro. —

Minas Geraes iſt ziemlich ſtark bevölkert, denn es enthält über 170,000 Einwohner, unter denen über 100,000 Negerſclaven ſind. Die merkwürdigſten Oerter ſind:

a. Villa ricca (nach den Charten, der wahre Name iſt aber Mariana) 20½ Gr. ſ. Br., mit 12 — 14,000 Einwohnern, an einem Arme des Rio Velhas, eines Nebenfluſſes des St. Francesco, mit Diamantengruben.

b. Minas Geraes, nordweſtlich vom Parapitingaſee, Sitz des Gouverneurs.

c. Villa nova del Principe, (das Einige noch zu Bahia ziehen) im Diamantenlande, am Rio Preto, einem Nebenarme des Rio Verde, welcher ſich in den St. Francesco ergießet.

d. San Juan del Re, ein kleiner Ort.

von der Sierra grande. Die Goldminen und Edelsteingruben sind erst seit 1726 recht im Gange, in den Gegenden von Mayaponte, O Fanato, Mocambo, St. Felix und Natividad. Die Volksmenge steigt nicht über 80 000 Menschen. Auch hier findet man noch nicht eine einzige Stadt, sondern bloße Flecken und Ansiedelungen.

a. Villa Boa, (das manche Geographen noch zu Matto grosso rechnen), der Hauptort an einem östlichen Arme des Araguaya, des größten westlichen Nebenflusses des Tocantines.

b. Goyaz, (15 Gr. 16 Min. s. Br.) der Wohnsitz des Gouverneurs.

c. Minas das Rixas, auch an einem östlichen Arme des Araguaya.

d. Caza forte, (10 Gr. 55 Min. s. Br.) am Tocantines.

e. Minas de Luis Amaro, an demselben Flusse.

9. Das Gouvernement Minas Geraes.

Es ist das östlichste der 3 Bergwerksbezirke, und gränzt im Osten an die Küstenländer Ilheos, Porto Seguro, Espiritu Santo und Rio Janeiro, im Süden an das Gouvernement St. Paulo, und im Westen erstreckt es sich meistens bis an den 30. Gr. der westlichen Länge. Es enthält folglich die Gegenden theils an und zwischen den vielen südlichen Armen des Francescoflusses, theils um die nordöstlichen Arme des Parana, theils die oberen westlichen Gegenden einiger Küstenflüsse, besonders, (von Süden nach Norden) des südlichen Paraiba, des Espiritu Santo und Rio Doze. Die vornehmsten Producte sind: Diamanten und andere Edelsteine, Gold, Zinn,

Eisen, Blei, Queckſilber, Schwefel und Antimonium, nur kein Kupfer. Allein es denkt noch Niemand daran, dieſe unterirdiſchen Schätze, (Gold und Diamanten ausgenommen) an den Tag zu fördern: hingegen die Amethyſten, die ſchönen Chryſolite und die unvollkommnen Topaſe welche dieſes Diamantenland zugleich enthält, werden aufgeſucht und verkauft, weil ſie nicht mit unter dem Monopol und Regale des Goldes und der Diamanten begriffen ſind. Das Braſiliſche Gold wurde zwar ſchon 1577 bekannt, aber erſt ſeit 1699 nach und nach gefunden und benutzt, ſo wie die Entdeckung der Diamanten zwiſchen 1728 und 1730 fällt. Seit dieſer Zeit ſammelt man in Minas Geraes Gold am Rio dos Mortes, zu Sabara, Carmo, am Rio das Velhas, Rio Doze, Oro Preto, zu Cochonira und Paracatu: und Diamanten an den Ufern einiger Arme des Küſtenfluſſes das Caravelas in der Provinz Porto Seguro (ſ. daſ.) und in Serro del Frio, dem weſtlichen Gränzgebirge von Porto Seguro. —

Minas Geraes iſt ziemlich ſtark bevölkert, denn es enthält über 170 000 Einwohner, unter denen über 100,000 Negerſclaven ſind. Die merkwürdigſten Oerter ſind:

a. Villa ricca (nach den Charten, der wahre Name iſt aber Mariana) 20½ Gr. ſ. Br., mit 12 — 14,000 Einwohnern, an einem Arme des Rio Velhas, eines Nebenfluſſes des St. Francesco, mit Diamantengruben.

b. Minas Geraes, nordweſtlich vom Parapitingaſee, Sitz des Gouverneurs.

c. Villa nova del Principe, (das Einige noch zu Bahia ziehen) im Diamantenlande, am Rio Preto, einem Nebenarme des Rio Verde, welcher ſich in den St. Francesco ergießet.

d. San Juan del Re, ein kleiner Ort.

10. Das Gouvernement Santa Catharin.

Dieses neu entstandene Gouvernement ist unserer Aufmerksamkeit um so mehr werth, weil wir bis jetzt davon nur erst sehr wenig wissen. Es erstreckt sich vom Rio grande bis zum Gouvernement St. Paulo, und machte ehedem die südliche Hälfte von Rio Janeiro aus. Es ernährt aber nicht mehr als 30,000 Menschen. Die sehr fruchtbare Insel (St. Catharina, deren nordöstliche Spitze unter 47 Gr. 49 Min. westlicher Länge von Greenwich, und 27 Gr. 29 Min. südlicher Breite liegt), welche dem ganzen Gouvernement den Namen gab und 25 Meilen lang und 3 — 4 Meilen breit ist, wird von 2 Forts vertheidiget. Die Hauptstadt des ganzen Gouvernements St. Antonio oder *Villa nostra Sennora do Destero*, enthält 4 — 500 meistens steinerne Häuser und 3,200 Einwohner, und ist der Sitz eines Bischofs. Der geräumige und sichere Freihaven heißt Punta grossa. Die Gewohnheit, daß man in dieser Stadt und der ganzen Gegend, die Nägel, besonders an den Daumen, wachsen läßt, — eine Gewohnheit, welche sich auch bei den Einwohnern auf der Insel Nukahiwa findet, wo aber alle Nägel nur bei den Vornehmen unabgeschnitten bleiben, — erklärt man aus der Absicht, zu zeigen, daß den gemächlichen Einwohnern alle Arbeit fremd sey: aber diese Ursache allein scheint nicht hinreichend. — Zu dem sonst sehr reichen und einträglichen Wallfischfange von Süden nach Norden giebt es 5 Magazine. Der Gewinn eines einzigen, das ehedem wohl 500 Wallfische zerlegte, betrug sonst 346,000 Rthlr. Aber dieser Fang hat sich jetzt sehr vermindert, weil die Anzahl der Wallfische beträchtlich abgenommen hat. Es werden jetzt zusammen jährlich höchstens nur 300 gefangen. Doch sind die Thranbrennereien noch bedeutend. Bei dem militärischen Etablissement auf dieser Insel ist stets ein Nachkomme des unsterblichen Entdeckers des Seewegs

nach Ostindien, Vasco de Gama der Oberbefehlshaber. —

3.

Das vormalige Holländische Südamerica, oder Holländische Guiana.

Guiana in der weitesten Bedeutung begreift alle diejenigen großen Länderstrecken, welche zwischen dem Orinoco und Maranhon bis an den Rio Negro liegen. Der westliche Theil macht das Spanische Guiana aus, welches die Leser schon aus dem Vorhergehenden kennen. Der südliche Theil gehört den Portugiesen und ist gegenwärtig mit zu dem Gouvernement Para gezogen, wo er mit berührt wurde. Das Innere besitzen wilde und noch unabhängige Indierstämme. Die nordöstlichen Küstenländer vom Cap Nassau bis zur Mündung des Arouary waren sonst im Besitz der Holländer und Franzosen und sind durch den Maroniﬂuß von einander getrennt. Von den erstern reden wir hier.

I.

Lage, Gränzen, Eintheilung, Größe.

Die ehemals Holländischen Colonien Surinam, Berbice, Essequebo und Demerary, oder das Holländ-

dische Guiana, (auch nur Surinam genannt) liegen zwischen dem Spanischen und Französischen Guiana, oder zwischen dem 3. und 7. Gr. der Nordbreite. Durch den Fluß Essequebo im Westen wird es vom Spanischen Guiana, und durch den Maroni im Osten vom Französischen geschieden. Im Süden gränzt es ebenfalls an die ehemaligen Französischen Besitzungen (Cayenne), und erstreckt sich gegen 30 Meilen weit in's innere Land hinein. Sein Umfang und Arealinhalt beträgt über 80 Quadratmeilen. Die nördlichen Küsten laufen ganz am Atlantischen Meere hin. *). Seit dem 5. Mai 1804 ist es in den Händen der Engländer, so wie die Altfranzösischen Besitzungen durch eine Convention vom 12. Januar 1809 an eine Portugiesische und Englische Expedition übergeben wurden. Die Haupteintheilung geschieht nach den 4 vornehmsten Flüssen, von denen der Essequebo der stärkste ist. Die übrigen sind Demerary, Berbice und Surinam, nach welchen die Colonien benannt worden sind, welche gegen 600 einzelne Pflanzungen, dm Werthe 1000 Millionen Holländische Gulden enthalten.

2.

Boden, Berge, Gewässer, Klima und Naturbeschaffenheit.

Das Land wird, zumal in den westlichen Gegenden, von ziemlich hohen Gebirgen durchstrichen. Einige sin-

*) Man vergleiche hierbei die Spezialcharte von dem Holländ. und Französ. Guiana, welche dem 5. Hefte des 17. Bandes der neuesten Länder- und Völkerkunde beigefügt ist.

den sich auch auf der Ostseite. Das längste ist die Bergkette Tomakuragua, welche sich am rechten Ufer des Essequebo hinauf zieht. In dem Gebiete des Surinamflusses laufen ebenfalls mehrere Bergreihen hin, die sich nach und nach 15 — 20 Meilen von der Mündung dieses Flusses erheben. Unter ihnen zeichnet sich der blaue Berg, wegen seiner Höhe, besonders aus. In der Nähe der Mündung selbst, so wie in den meisten übrigen Revieren, ist das Land gleich und eben, wenn man hier und da einen kleinen Hügel und Sandberg ausnimmt. — Wegen der niedrigen Küsten und häufigen Ueberschwemmungen, denen das Land ausgesetzt ist, wird es nur an den, meistens weit hinauf schiffbaren Flüssen angebaut. Hier ist aber der Boden so fett, daß er nicht nur keines Düngers bedarf, sondern durch den Anbau von nährenden Wurzeln und zehrenden Fruchtbäumen, eines Theils seiner Ueppigkeit beraubt werden muß, wenn man eine Zucker- oder Kaffeepflanzung anlegen will. In Surinam besonders giebt es vieles Sandland, auf welchem aber dennoch das schönste Bauholz wächst. An den Ufern der Flüsse Comewin und Cotika ist schwarzes Erdreich, auf welchem 1 — 2 Fuß hohe Torferde liegt, die seit Jahrhunderten durch abgefallene Blätter, verfaultes Buschwerk und Baumwurzeln entstanden ist. Auf dergleichen Stellen werden die Zucker- und Kaffeepflanzungen angelegt. Es ist aber Vorsicht nöthig, daß in der Zeit der Dürre kein Feuer in dieses Erdreich kommt, indem es schwer wieder zu löschen ist. Ist aber die Torferde ausgebrannt, dann wächst in langer Zeit kein Zuckerrohr und Kaffeebaum mehr darauf. Wenn die schwarze Erde nicht zugleich mit ausgebrannt ist, so läßt sich noch Baumwolle darauf erzeugen; sind aber in derselben die salzigen, öligen und anderen Theile bei einem Brande verzehrt worden, so ist der Boden völlig unfruchtbar. Will man daher bei der Anlage einer Plantage auf einem unangebauten Stücke Landes das abgehauene Holz verbrennen,

so muß dieß gleich mit dem Julius geschehen, da das Erdreich noch von der Regenzeit her feucht ist und nicht so leicht in Brand geräth. —

Stehende Gewässer hat Surinam gar nicht, und die Flüsse sind lauter Küstenflüsse. Die ansehnlichsten sind, von Westen nach Osten: 1) der Essequebo, der größte, welcher an der Gränze des Gouvernements Para in Brasilien, in der Bergkette Tamakuragua entspringt. (welche die Wasserscheide macht), südlich herauf strömt, mehrere Nebenflüsse aufnimmt, in den oberen Gegenden zwischen dem 4. und 5 Gr. der Nordbr 39 Wasserfälle hat, und nach einem Laufe von mehr denn 100 Meilen, unterm 7. Gr. n. Br. durch eine breite, mit vielen Inseln und Sandbänken bedeckte, Mündung in's Meer fällt. 2) Der Demerary, welcher unterm 5 Gr. der Nordbr. in dem Gebirge Tamakuragua seine Quelle hat, mit dem Essequebo ziemlich parallel läuft und nicht weit von demselben seinen Ausfluß hat. 3) Der Berbice, der ebenfalls in dem erwähnten Gebirge entspringt, 8 — 10 kleinere Flüsse aufnimmt, und nach einigen Krümmungen unterm 6. Gr. 30 Min. in's Meer fließt. 4) Der Corentin mit dem Maratiha im Osten, hat seine Mündung unter dem 6. Gr. 15 Min. an einer sandigen und mit Sandbänken besetzten Küste. 5) Der Suramaka entspringt in dem Gebiete der Aguriaer, fließt mit dem vorigen ziemlich parallel und geht unterm 6 Grad der n. Br. in's Meer. 6) Der Surinam, entspringt wahrscheinlich im Französischen Guiana in einer gebirgigten und größtentheils noch mit dickem Walde bedeckten Gegend, von der man keine bestimmten Nachrichten hat. Er geht, nachdem er gegen 20 kleinere Flüsse mit sich vereiniget hat, nach einem Laufe von 60 Meilen, zugleich mit dem Comewin im Osten, unter 5 Gr. 55 Min. in's Meer. 7) Der Gränzfluß Maroni im Osten, an der Westseite der Französischen Colonien, hat

mit dem vorigen gleichen Ursprung, läuft auch mit ihm ziemlich parallel, nimmt eine Menge Nebenflüsse auf, hat einige Fälle und viele Inseln, ist mehrere Meilen vor seinem Ausflusse fast 1 Stunde breit und geht unter gleichem Breitengrade, wie der vorige, in's Meer.

Das Klima ist heiß, und wegen des häufigen Regens und daher entstehender Ueberschwemmungen und Sümpfe, für viele Europäer ungesund, doch wegen der nahen See ist die Hitze erträglich. Vom Winter weiß man hier nichts, es herrscht vielmehr ein immerwährender Frühling und Sommer. Tag und Nacht ist beständig gleich, indem die Sonne 6 Uhr des Morgens auf, und des Abends um 6 Uhr auch wieder untergeht. Nur im Junius, Julius und August wird der Tag etwa um ½ Stunde verlängert. Die Jahreszeiten zerfallen in die trockene und in die Regenzeit. Diese werden wieder in die große und kleine trockene, und in die große und kleine Regenzeit eingetheilt. Die kleine Regenzeit nimmt ihren Anfang im Monat December und hält bis in den Februar an, wo sodann die kleine Trockenzeit ihren Anfang nimmt, und bis zum April fortdauert. Nunmehr beginnt die große Regenzeit, die ihr Ende erst im Julius erreicht. Darauf tritt die große trockene Jahreszeit ein, welche bis zum December dauert. Die Ankunft dieser großen Dürre wird durch schwere Gewitter angekündigt, bei welchen die heftigsten Regengüsse herabstürzen, und eben diese Vorboten zeigen auch ihr Ende an. Selten richten diese fürchterlichen Lufterscheinungen Schaden an, kommen auch gewöhnlich nur des Nachmittags, äußerst selten des Vormittags, oder in der Nacht. Auch die stärksten Gewitter zertheilen sich meistens noch vor Sonnenuntergang und lassen bloß ein starkes Wetterleuchten zurück, das bis spät in die Nacht fortdauert. Während der Dürre ist der Erdboden oft 1 — 2 Fuß tief aufgeborsten und dann will Alles verschmachten. Es sterben auch um diese Zeit die meisten Menschen. Doch

ist nicht die Hitze allein die Ursache des Erkrankens. Die schädlichen, aus den Sümpfen (die man doch seit etwa 40 Jahren auszutrocknen angefangen hat) aufsteigenden Dünste, das schlechte stehende Wasser, die übermäßig genossenen, nur dem südlichen Himmelsstriche eigenen Früchte, z. B. Sinaäpfel, süße Orangen, Ananasse, Bananas, rohes Zuckerrohr u. a. m., tragen auch viel zur Ungesundheit mit bei. Mäßig genossen schaden jene Früchte nicht leicht; aber zu häufig, und noch dazu mit schlechtem Wasser verbunden, zu dessen unmäßigem Trinken man durch die brennende Hitze eingeladen wird, geben sie vielfältig Stoff zur Entstehung der Ruhr, Faul- und Nervenfieber, Schlafsucht und anderer Krankheiten. Daher Europäer wohl thun, sich ihrer Anfangs zu enthalten, und sie dann mäßig zu genießen, bis sich die Natur allmählich daran gewöhnt hat *). —

3.

Industrie. Ackerbau. Producte. Handel.

Die vornehmsten, ja man kann sagen, die einzigen Erwerbszweige in dem Holländischen Guiana, sind die Kaffee-, Zucker-, Baumwollen-, Cacao- und Tabakspflantagen, nebst dem Handel mit den gewonnenen Producten. An Cultur der Wissenschaften und Künste, Unterricht und Erziehung der Jugend ist hier nicht zu denken, oder sie wird höchstens als Nebensache betrachtet. Der Kaufmann,

*) S. Surinam und seine Bewohner, von J. D. Kunitz, Erfurt, 1805. — Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern ꝛc. (von C. Quandt, einem Mitgliede der Brüdergemeine), Görlitz, 1807. —

Plantagenbesitzer, Plantagen-Director und Administrator gilt hier Alles, und jeder Weiße ist bloß vom Kaufmannsgeiste beseelt. Die unentbehrlichsten Handwerker, Maurer, Schreiner, Schmiede, Glaser, Becker, Wagner, Sattler, Metzger, Böttiger, Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher ꝛc. sind zwar da, allein es muß dennoch vieles, ja das Meiste von Europa eingeführt werden, weil hier Alles nur den Herrn spielen will und Niemand viel arbeiten mag. Die Künstler und Handwerker sind auch hier nicht zünftig, sondern jeder treibt, was er will. Die Häuser baut man mehr von hartem Holze, als von Stein, zwar einfach, aber doch zierlich und schön. Gewölbte Keller kennt man nicht; sie sind auch eben nicht nöthig, weil in Surinam kein Bier gebraut wird, auch keins gebraut werden kann, indem dazu nicht weniger als Alles fehlt. Man hat daher andere Magazine, worin man das aus Europa gebrachte Bier, Wein ꝛc. aufbewahret. Fabriken und Manufacturen im Großen giebt es gar nicht: indessen kann man bei den hiesigen Kaufleuten so ziemlich Alles bekommen, was man verlangt, und zwar bei einem zusammen, was man in Europa bei mehreren zerstreut suchen muß. Christen und Juden, Alles macht hier den Kaufmann, und jeder handelt, wo, wie und womit er will. Auch Höker findet man, bei denen man alle Victualien, im Großen sowohl als im Kleinen, bis auf 3 Stüber (hier die kleinste Münze), kaufen kann. Die Juden genießen dieselben Freiheiten, wie die Christen, und haben selbst bei der Rathswahl mit diesen gleiches Stimmrecht. Unter ihnen findet man Kaufleute, Krämer, Uhrmacher, Gold- und Silberschmiede und andere Künstler und Professionisten, und da viele von ihnen Holzplantagen besitzen, wo Bauholz, Bretter und Schindeln gemacht werden, so treiben sie damit im Lande ansehnlichen Verkehr.

Auch die Indianer und Sclaven haben ihre eigenen Industrie- und Erwerbszweige. Die Jagd und Fi-

scherei sind die gewöhnlichsten. Viele treiben aber auch Feld- und Gartenbau, andere bauen Häuser, oder verfertigen Bogen und Pfeile, Harpunen, Fischangeln und allerlei Flechtwerk von Rohr oder Reisig, Canots, Hängematten u. s. w. Die letztern bestehen aus einem ganzen ungenähten Stück, aus Baumwolle gewebt, 11 Schuh lang und 12 Schuh breit. An beiden Enden sind 3 Ellen lange dünne Streifen, welche zusammengefaßt und in den beiden Quereken des Zimmers so befestiget werden, daß die Hängematte einen halben Zirkel bildet. In diese legt man sich, und man hält sie in Surinam für sanfter, kühler und bequemer, als ein Bette, weil sie sich nach der Lage des Körpers ziehen. Es kostet das Stück 70 — 100 Gulden. Manche lassen sich auch darin schaukeln.

Zum Feldbau werden fast einzig nur die Neger gebraucht. Den Mulatten läßt man gemeiniglich Künste oder Handwerke lernen, wozu sie gute Anlagen haben und mehr Lust bezeigen, als zur Acker- oder Gartencultur. Das weibliche Geschlecht wird zu häuslichen Verrichtungen, als Kochen, Waschen, Nähen, Brodiren, Stricken und Baumwollenspinnen, das sie sehr geschickt mit einer Spindel verrichten, angehalten. Deßhalb miethen sie auch unverheirathete Personen gerne, zumal wenn sie hübsch sind, denn die meisten Einwohner leben unbeweibt. Die Indianer sind zum Ackerbau noch weniger zu gebrauchen, weil sie das unstete, herumirrende Leben den festen Wohnplätzen vorziehen. Durch die Ermunterung der Missionare sind jetzt doch viele schon so weit gebracht, daß sie außer den in den Wäldern abgebrannten und zu ackerfähigem Lande gemachten Stellen, die sie jedoch gewöhnlich nur einmal nutzen, noch manche andere leere Stellen, auch Inseln, mit Jukka, Mais, Bohnen, Gurken, Kürbissen ꝛc. bepflanzen. Indessen fehlt es nicht an verschiedenen guten Brodarten, theils aus Kassave, theils aus Mais: dennoch aber giebt es viele

Einzelborne, die aus Trägheit lieber Erde essen. Die Otomachier z. B. vermischen eine Art wohlriechenden Thon mit einer mehligen Frucht, und machen kleine Brödchen daraus, die sie mit gutem Appetite verzehren. Viele essen Crocodillfett dazu, welches ein gutes Abführungsmittel seyn soll. —

Die Europäischen Feld- und Gartengewächse kommen hier alle sehr gut fort und werden häufig gebaut. Das ganze Jahr hindurch giebt es Kraut, Kohl, Kohlrabi, Sellerie, Möhren, Kopfsalat, Gurken, Endivien, Spinat, Peterssilie, Erbsen, Bohnen, Linsen, Rüben (weiße und rothe), Rettige, Zwiebeln, Radiesen ꝛc. in Ueberfluß, obschon nicht so groß und vollkommen, wie bei uns. Pflaumen und Kirschen wollen nicht recht fort; letztere werden auch nicht sonderlich geachtet, da sie von Geschmack mehr sauer als süß und etwas bitter sind. Sie wachsen hier, wie bei uns die Heckschlehen, bloß strauchartig. Am häufigsten wird die Maniokwurzel (Kassave, in Surinam Kossabi, Indianisch Katli genannt) gebaut, da sie für die Indianer das, was bei uns das Korn ist.

Außer diesen angeführten, giebt es noch eine Menge Producte im Pflanzenreiche sowohl, als im Thier- und Mineralreiche. Die wichtigsten führen wir an. a) Im Pflanzenreiche: Kaffee, (18 — 20 Millionen Pfund), Zucker (400,000 Centner), Cacao, Baumwolle, Tabak, Indigo, Flachs, Färbehölzer, Gummi, Balsam, in den großen Wäldern an der Küste und im Innern Bau- und Tischlerholz, und zwar von den schönsten und härtesten Arten, ganze Waldungen von Palmen, wilden Pflaumenbäumen ꝛc., große Quassia- oder Bitterholzbäume *), Brod-

*) Den lateinischen Namen Quassia soll dieser Baum (oder eigentlich hohe Strauch) von einem Surinamschen Sclaven erhalten haben, der dessen Heilkräfte in Surinam zuerst entdeckte.

bäume, Mango, Wollsaaman, Seringatbäume (von denen das elastische Harz kommt), Zimmetbäume, der Möracco- oder Avocadobirnbaum, (dessen Frucht dem Bon-Chretien ähnlich ist), der Mammelbaum (40 — 50 Fuß hoch, pyramidenförmig, mit einer der Aprikose ähnlichen Frucht), der Elephantenlausbaum, Cocos-Papajesbaum (mit dem Weinstock ähnlichem Blatte und einer gelben, starkriechenden Frucht in der Größe eines Kohlkopfs, die fast wie Europäische Rüben schmeckt), der Tamarindenbaum, (Aepfel, Birnen, Pfirschen und Aprikosen kommen in Surinam nicht fort), Pomeranzen, süße Orangen, Pompelmusse, Sabadillen (die Frucht in der Größe eines Johannisapfels, mit bräunlichem Fleisch, klebrigem Safte und an Geschmack der Pfauenbirn ähnlich), Pommroſen (mit gelben, citronartigen Früchten, von aromatischem Geruch und Geschmack), Marmeldoſen (haben die Größe einer Reinette, die Farbe aschgrau, der Geschmack wie Stachelbeere), Quojavenbaum, (mit viereckigen, 1 Fuß dicken Stamme, einer birnähnlichen, citrongelben Frucht, deren Fleisch bald roth, bald weiß, aber hart ist und daher mit Wein und Zucker gekocht, genossen wird und so eine angenehme Speise ist). Mispeln, Bakuſen (4 — 5 Zoll lange, und 1 Zoll dicke Früchte, die wie Finger an der Hand herabhängen), Bananas, (Pisangfrucht), Akaschu (eine längliche birnartige Frucht, hellroth mit orangegelben Streifen, süßsäuerlich und einem etwas anziehenden Geschmacke), Granatäpfel, Feigen, Weintrauben, Schlinggewächse, die sich an andern Pflanzen und Sträuchen hinranken, in Menge, (die merkwürdigsten sind Markuſas und Markujas, mit eierförmigen orangerothen Früchten, die einen angenehmen weinsäuerlichen Geschmack haben und mit Zucker oder in einer Kaltschale gegessen ein sehr gesundes, kühlendes und erfrischendes Gericht geben; beide Arten reifen in der großen Dürre), große Hirse, Vanille, Ananas, Citronen, Pimentopfeffer, Obst, Reiß, Tayer (Virginische

Zehrwurz, ein sehr nützliches Product, da sie die Hauptnahrung der Sclaven ausmachen, ein Wurzelgewächs, 3 bis 4 Fuß lang und in der Dicke eines Schenkels) Popotayer, (kleiner, die unter der Erde wie Zwiebeln wachsen) Zwiebelkraut, (woraus man eine Art Leim kocht), Yams und Napjes (kartoffelartige Gewächse unter der Erde), Melonen und Wassermelonen, Pitte, (eine Art Ananas, die einen guten Flachs giebt), Orleans oder Roucou Kopaivabalsam; weiße Ipecacuanha, Ingwer, Gummiguttä, Guajak, Sassaparille, Pappaja, (eine Art Baummelone, die man in Scheiben schneidet und wie Rüben isset), Sursak (ein Flaschengewächs an einem hochstämmigen Baum, mit einem süßsäuerlichen Safte), die prächtigsten Blumen, besonders mehrere Cactusarten, Passionsblumen, giftige und Medizinalpflanzen, u. a. m. *) — b) Im Thierreiche: Europäische Hausthiere, als Rindvieh, Pferde, Schaafe, Ziegen, Schweine, die man mehrentheils frei herumlaufen läßt, zweierlei Arten Tiger, gefleckte und rothe; letztere die fürchterlichsten, Tigerkatzen, Büffelochsen, wilde Schweine, Haasen, Hirsche, Rehe, Affen, Kaninchen, Hunde, Katzen, Schildkröten, Wasserhaasen, Wasserschweine, Armadillos, Stachelschweine, Vgel, Faulthiere, Ameisenfresser, Vampyre, Meerkatzen, Füchse, wilde Hunde; prächtige Vögel, als der Tigervogel (in der Größe des Rabens, braunroth, mit weißen und grauen Federn, die das Fleckige des Tigers spielen), die schönsten Papagaienarten, Fasanen, Babiissen (schwarz, in der Größe einer Gans, gute Braten in der Küche), Perlhühner, Reppühner, Indische Raben, wilde Enten, Holztauben, Danten, Parocittchen oder Freundschaftsvögel, (die sich nie von einander trennen, und wenn einer stirbt, folgt der andere ihm bald

*) Die ausführlichen Verhältnisse, nebst den genaueren Beschreibungen der Gewächse, sehe man bei den angeführten Schriftstellern Quapht und Kunig.

nach) Stinkvögel (aus dem Geschlechte der Aasgeier, sie suchen und verzehren alles Aas), Kolibris, Pelikane oder Kropfgänse, Apfelsinenbeek (Pirol?) die sich und ihre Nester an die äußersten Ende der Baumzweige aufhängen, Flammenreiher, Trompeter, Porice oder Hitti, (schwarz, mit einer glänzenden Krone auf dem Kopfe, in der Größe eines Truthahns), Buschkalkunen, Seemöven, Löffelgänse u. a. m. Unter den vielerlei Fischen auch Zitteraale, Graumönche, Schellfische, Schnucken, Pottgen, Krabben und große Seekrebse, Spiegelfische, Haymarke (der delicateste unter allen), Pattaker, Aale; Schlangen von mancherlei Farben und Größe, als Klapper-, Enten-, Schlaf-, Gras-Schwipschlangen (sehr gefährlich, 4 — 5 Schuh lang, aber nur 1 Daumen dick) Scorpionen, Tausendfüße, die große Pipakröte (die ihre Jungen auf dem Rücken ausheckt), Eidechsen, Leguane, Haut- und Muskelwürmer, Muskiten und andere scharfstechende Insecten, Krebse, große und viele Verheerungen anrichtende weiße und braune Ameisen (Baciacos, Iracas und Cramarus), eine wahre Hauspläge, unter den prächtigsten Schmetterlingen der so seltene Laternträger, mehrere leuchtende Käfer, Bienen, Wespen, Hornissen, große Raupen von 4 Zoll Länge, deren Berührung Blasen und einen brennenden Schmerz verursachet, große Spinne (die Surinamsche Tarantel), deren Biß sehr gefährlich ist. u. s. w. — c) Im Mineralreiche: (noch wenig bekannt, genutzt und untersucht) Eisen, gelber Minner, Kenchylien, Schwefel, Alaun, Salz, Salpeter, Vitriol u. s. w.

Der Handel, so wie die Schifffahrt, ist sehr bedeutend. Die Register von 1745 — 1762 beweisen, daß im Durchschnitte allein jährlich 2000 große Packfässer Zucker, und von 1762 — 1770 3000 dergleichen und 19 Stückfaß, 664 Ballen Kaffee und 4 Ballen Baumwolle sind ausgeführt worden; 1767 betrug die Ausfuhr 4745

Faß Zucker, 72 Stückfaß und 2740 Ballen Kaffee, mit 84 Ballen Baumwolle, welcher letzte Artikel 2 Jahre darauf zu 337 Ballen stieg, und 9 Jahre nachher zu 2698 Ballen, und so die folgenden Jahre immer höher. 1786 bestand die Ausfuhr in 4100 Fässern Zucker, 1340 Stückfaß und 36,315 Ballen Kaffee und 3000 Ballen Baumwolle, 800,210 Pfund Cacao, 153 380 Pfund Färbeholz, und nach Nordamerica giengen 572.000 Maaß Syrup und 167,345 Maaß Rum. Der Werth der gesammten Ausfuhr, nur allein aus den Colonien von Surinam, betrug in dem genannten Jahre gegen 10 Millionen Holländische Gulden. Von Holland kamen hierher eine Menge Manufacturwaaren, als Tücher aller Art, seidene und wollene Zeuche, Leinewand, (von der feinsten bis zur gröbsten Sorte) alle Sorten Zitze und Kattun, Musseline, Batiste, Spitzen, seidene, wollene und leinene Hals- und Schnupftücher, dergleichen Strümpfe, Hüte, Mützen, Tafeltücher, Servietten, Regen- und Sonnenschirme, Tapeten, Schuhe, Stiefeln, Pantoffeln, Spiegel, Tabakspfeifen, Porzellän, Steingut, musikalische, physikalische, mathematische Instrumente, Nürnberger Spielwaaren, Papier, Schreibematerialien, Rosinen, Thee, Gewürze, Pulver, Blei und andere Kriegsbedürfnisse, Lebensmittel, als Pökelfleisch, Häringe, Stockfisch, Wein, Bier, Branntewein, Eingemachtes, Oel, Essig, Wachs, Lichte, Gemälde, goldene, silberne, kupferne, eiserne, zinnerne, Messing- und andere Waaren. Victualien kommen auch häufig aus Nordamerica, nur dürfen keine Sclaven von daher eingeführt, und nur Syrup und Rum oder Taffia dagegen ausgeführt werden. Auch mit Westindien wird einiges Verkehr und mit dem Spanischen und Portugiesischen America vieler Schleichhandel getrieben. — Aus Berbice wurden 1786 nach Holland ausgeführt: 485 Orhoft Zucker, 1,633,970 Pf. Kaffee, 132,407 Pfund Cacao und 248,900 Pfund Baumwolle. — Aus Demerary: 2100 Orhoft Zucker, 4½

Million Pfund Kaffee und 233,408 Pfund Baumwolle; außerdem noch an Cacao 122,000 Pfund, Syrup 180,000 Maaß, Rum 98,850 Bouteillen, welche letztere Waaren auch nach andern Ländern ausgeführt werden dürfen. — In den 4 Jahren 1771 — 1774 betrug der Werth der Ausfuhr in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao aus allen 4 Colonien zusammen, 26,098,049 Gulden, welches jährlich 6,542,512, Gulden beträgt; und dieß bloß nach Amsterdam *). Rechnet man die Exporten nach Rotterdam und Seeland noch dazu, welche eben so viel betragen mögen, so kommt eine Summe von 13,049,024 Gulden heraus, welche ein hinlänglicher Beweis von der Wichtigkeit des Surinamschen Handels sind. — Der Preis der vorhin genannten eingeführten Waaren steigt und fällt, je nachdem viele oder wenige Schiffe, (deren jährlich gegen 50 von der Westindischen Compagnie nach Surinam geschickt werden) zugleich daselbst ankommen. Außer diesen Holländischen Schiffen kommen noch viele Barken mit Lebensmitteln und Virginischem Tabak aus den Americanischen Freistaaten. Diese sind noch die einzige seefahrende Nation, welche nach Surinam handeln darf. Ihre Einfuhr besteht aber bloß aus gesalzenem und geräuchertem Fleisch, Stockfisch, Tabak, Pferden, Eseln und Ochsen, welche die Zuckermühlen treten müssen. Dagegen dürfen sie Malassie (woraus in Nordamerica Rum gebrannt wird), Taffia und Rum selbst, aufkaufen und ausführen, welches die einzigen erlaubten Ausfuhrartikel sind. —

*) Der Stadt Amsterdam gehören seit 1772, $\frac{5}{8}$ der Colonie, und $\frac{1}{8}$ der Compagnie von Surinam, welche hier bloß einige festgesetzte Einkünfte erhebt.

4.

Verfassung. Bevölkerung. Ethnographische Nachrichten.

Die Regierung im Holländischen Guiana (Surinam) besteht aus einem General-Gouverneur und hohem Rathe, der im Namen der Westindischen Compagnie die souveräne Gewalt ausübt, alle Finanz-, Justiz- und Criminalsachen verwaltet und einige Polizeibeamte unter sich hat. Berbice hat wieder seinen besondern Gouverneur mit einigen Räthen, die von den Directoren der Gesellschaft in Holland gewählt werden, und die Polizei- und Criminalgerichtsbarkeit handhaben. In Essequebo ist ein Generaldirector und ein aus Bürgern der Colonie gewählter Rath, denen auch die Colonie von Demerary untergeordnet ist. Ungeachtet das Land schon seit 12 Jahren unter Englischer Oberherrschaft steht, wird es doch noch nach Holländischen Grundsätzen verwaltet. Der Generalgouverneur kann in peinlichen Sachen Gnade ertheilen, jedoch nur beim Militär (dessen hier 16 — 1800 Mann regulärer Truppen liegen), wenn ein Soldat das Leben verwirkt, oder sonst eine harte Strafe verdient hat. Kein Bürger aber kann im Lande zum Tode verurtheilt werden, sondern er wird, ist er des Todes schuldig, nach Holland an das Tribunal geschickt. Der Gouverneur vergiebt ferner alle bei der Compagnie erledigten Civilstellen, doch aber nur provisorisch, da er erst die Bestättigung oder Verwerfung derselben von den Herren Bewindhebers der Compagnie erwarten muß. Die Stelle eines Gouverneurs dauert in der Regel 6 Jahre, wenn sie nicht verlängert wird: er macht aber keinen großen Staat, so wenig wie sein ihm zur Seite gegebener Rath, der aus einem Commandeur, 9 Räthen, 1 Fiscal und 1 Secretär

besteht, die in ihrem Amte gewöhnlich ebenfalls alle 6 Jahre wechseln. Sie haben keine Besoldung. —

Die Einwohner in Surinam bestehen aus verschiedenen Nationen, die hier sehr gemischt unter einander leben, denn außer den Holländern, Teutschen (besonders Mährischen Brüdern, welche sich die Bekehrung der Indianer sehr angelegen seyn lassen) und Franzosen, die entweder freie Bürger sind, oder in Diensten der Compagnie stehen, halten sich auch viele Juden und andere Europäer, daselbst auf. Die Franzosen stammen meistens von denjenigen her, welche unter Ludwig XIV. der Religion wegen ihr Vaterland verlassen mußten, und die, als Surinam unter die Herrschaft der Holländer kam, hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Ueberdieß giebt es hier noch Karaiben oder sogenannte Bocken und andere Indianer, Neger, Mulatten, Garbuger, Mestizen und Kastizen. Alle haben freie und ungehinderte Religionsübung, Landeigenthum und Stimmrecht bei der Wahl der Landesobrigkeiten. Ihrer mögen zusammen etwa 130,000 seyn, nämlich 100,000 Neger, 4000 Freineger und Mulatten, 16 — 1700 Karaiben und andere Indianer, 3000 Garbuger, Mestizen und Kastizen, die übrigen Europäer, theils vom Bürger- theils vom Soldatenstande. Im Inneren hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine eigene freie Negerrepublik gebildet, die durch allerhand Rebellenunfug bald zu einer bedeutenden Stärke anwuchs, immer mehr Zulauf bekam, und den Surinamern noch jetzt zu schaffen macht, da sie immer vor diesen herumstreifenden Horden auf ihrer Hut seyn müssen und mit ihnen zu kämpfen haben. Sie sind jetzt um so mehr zu fürchten, da sich ihre Anzahl leicht auf 30,000 belaufen mag, und noch immer welche entwischen, die zu ihnen übergehen. Die eingebornen Indianer hingegen leben unter dem Schutze der Gesetze mit großen Freiheiten nomadisch, werden auch

so wenig als die Neger, gar nicht hart gehalten, weil man fürchtet, daß sie sich im Gegenfalle sämmtlich empören und alle Weißen todtschlagen möchten.

Blanke oder Weiße werden alle Europäer ohne Unterschied genannt, sie mögen seyn, von welcher Nation sie wollen, Christen oder Juden, Lutheraner, Calvinisten oder Katholiken. Letztere können zu keinem öffentlichen Amte gelangen, ja es hält für sie schon schwer, den Eintritt in's Land zu erhalten. Indessen ist die Religionsduldung dennoch hier von weitem Umfange, und es wird nicht gefragt, ob Jemand Protestant, Katholik, Reformirter oder Jude sey, wenn er nur ein rechtschaffener Mann ist, dann ist es schon genug. Die Juden sind hier, wie allerwärts dem Schacher ergeben; doch besitzen auch viele Ländereien, Pflanzungen und Gärten. Auch haben sie ihre Synagogen, und ein eigenes hübsches Dorf, die Judensavanna genannt, das einzige im ganzen Lande.

Die Karaiben (hier Bocken genannt) sind die ursprünglichen Bewohner des Landes und wahrscheinlich von den Antillen herüber gekommen. Sie sind von bräunlichrother Farbe und nicht sehr zahlreich. Sie theilen sich in 3 Stände, in Edelleute, Bürger und Bauern, die ganz unabhängig von einander leben. Die ersten färben sich mit Roucou am ganzen Körper roth, daß er wie ein gesottener Krebs aussieht. Figuren von Weiß, Schwarz und Blau werden auf den rothen Grund aufgetragen, um sich dadurch bei den übrigen Ständen ein vorzügliches Ansehen zu geben. Dieß ist aber auch Alles, wodurch sie sich auszeichnen, denn übrigens gehen sämmtliche Stände, wie sie die liebe Natur erschaffen hat, nackend, oder binden höchstens ein Stück baumwollenes Zeuch vor den Unterleib. Ob sie gleich schon über 200 Jahre unter den Europäern, oder in ihrer Nachbarschaft wohnen, beharren sie dennoch immer-

fort in ihrem ehemaligen wilden Zustande. Sie haben in den Colonien weder Häuser noch Grundstücke, da sie ein wanderndes Nomadenvolk sind. Ihr liebster Aufenthalt sind die Ufer der Flüsse, wo es Fische und Wild im Ueberflusse giebt. Die andern Indianer, Galibier, Akurier, Arwáaer, Aturayaer, Makusier, Warauer, Arawaken, Guacabayer, Akoquaer u. a. m. sind weder sehr zahlreich, noch sonderlich kriegerisch, daher sie auch (weil sie nicht vor dem Feuergewehr stehen,) im Kriege nicht zu brauchen sind. Die Galibier sind noch der zahlreichste Stamm. Alle sind gute Jäger, Schwimmer und Fischer, von Farbe gelbbraun, von Person klein, breitschultrig, mit platten Gesichtern, kleinen scharfen Augen und eingedrückten Nasen. In die Holländischen Pflanzorte kommen sie nur des Handels wegen. Sie bringen Schildkröten (die hier sehr groß sind), Hängematten, Papagaien, Affen, Raben ꝛc. und kaufen dagegen Pulver, Blei, Lunte, Kattun, Leinwand, Spiegel und starke Getränke, welche sie sehr lieben. Ihre Tabakspfeifen machen sie sich künstlich genug aus Maisblättern, darein sie den Tabak wickeln. Sobald sie, bekehrt, nicht mehr nackend gehen und sich reinlicher halten, sehen sie viel weißer aus. Einige lassen auch den Bart wachsen; ihr Haupthaar wird selten grau, sondern bleibt meistens schwarz. Sie sind sehr gewandt und wissen alle ihre Glieder überaus geschickt zu gebrauchen. Mit den Zehen ihrer Füße, die, weil sie nie durch Schuhe gedrückt werden, wie die Finger auseinander stehen, heben sie die kleinste Stecknadel auf. Es hält schwer, sie an Bekleidung zu gewöhnen, dennoch aber lieben sie den Putz. Sie sind sehr genügsam, aber aus Faulheit, dabei äußerst neugierig und lügenhaft. Der vornehmste Gegenstand ihrer Neugierde sind die Bücher, das Papier und Geschriebene der Europäer. Für Letzteres zeigen sie eine solche Ehrfurcht, daß sie es als etwas Uebernatürliches betrachten und jeden Brief als ein Heiligthum

und Amulet in ein Tuch wickeln und treulich bestellen, weil der Andere durch das Ding alles wisse und erfahre. Daher sie auch meinen, daß man durch das Geschriebene alles Verborgene an den Tag bringen könne. Sie sind alle noch dem Heidenthume und dem dümmsten Aberglauben ergeben. Ungeachtet die Mährischen Brüder Missionäre hier halten, um sie zum Christenthume zu bekehren, so hält es doch äußerst schwer, sie zu gewinnen und ihre Bemühungen haben bis jetzt wenig guten Erfolg gehabt. — Weder das männliche noch das weibliche Geschlecht ist von schönem Wuchs und hübscher Bildung. Das Letztere besonders verunstaltet sich noch durch eine Menge Binden und Pressen ober- und unterhalb der Waden, so wie an den Armen; außerdem durchbohren sie noch die Nase und Ohrläppchen und hängen Ringe, Geld, Knochen und Hölzer wie Korke gestaltet, hinein. Ihre Hütten erfordern weder viele Zeit noch Mühe: 4 — 6 in die Erde geschlagene Pfähle, oben mit einem Piniendach, das schräg zuläuft, versehen, und an den Seiten, mit Matten aus Bambusrohr geflochten, behangen, machen den ganzen Palast eines Indianers aus. Ihre Waffen, Jagd- und Fischgeräthe verfertigen sie sich alle selbst. Sie sind vortreffliche Bogenschützen, denn selten entgeht ihnen ein Stück Wild, auf welches sie Jagd machen. Die Vögel in der Luft sind so wenig vor ihren Pfeilen sicher, als die Fische im Wasser. Diese wissen sie auch durch eine gewisse Art Holz, das sie in's Wasser werfen und welches eine betäubende Eigenschaft hat, ohne viele Mühe mit den Händen zu fangen. Fleisch und Fische dörren sie über dem Feuer, um es auf ihren Reisen vor dem Verderben zu bewahren. Statt des Brodes dienen ihnen Bananen und Kassavewurzeln. Von den Europäischen Waaren glauben sie, daß sie von ihren verstorbenen Landsleuten verfertiget werden, die sich jetzt in unsern Ländern aufhielten. Sonne, Mond und Sterne halten sie für lebende Geschöpfe; daher ihre Angst über Sonnen- und Mondfinsternisse. Da sie

nichts besitzen, was die Stelle unserer Buchstabenschrift vertrete, so bedienen sie sich gewisser Bänder und Knoten, um mit Abwesenden etwas zu verabreden. Bei ihrem Müssiggange können sie ohne Spiel und Tanz nicht leben. Sie haben daher beide in eine Kunst verwandelt und Belohnungen darauf gesetzt. Sonst sind sie ein gutmüthiges, friedfertiges Völkchen. Sie fangen nie, selbst in der Trunkenheit nicht, Streit und Zank an, und nennen jeden, selbst den Gouverneur, Panari, d. i. guter Freund, Bruder, Bundesgenosse. Fehlt es ihnen an ihrem Lieblingsgetränke, dem Zuckerbrantwein (Dram), so arbeiten sie so lange, bis sie 1 Schilling verdient haben, denn so viel kostet hier die Bouteille dieses Getränks. Ausser ihren Waffen, Jagd und Fischergeräthschaften verfertigen die Männer auch grosse tönerne Wassercisternen und irdene Töpfe, desgleichen eine Art Körbe, Bagals, mit Deckeln, die von Warimbo, einer Art Rohr, geflochten, und zur Aufbewahrung reiner Wäsche und anderer Kleidungsstücke gebraucht werden, und die sehr bequem auf Reisen zu führen sind. Das Stück kostet 2 — 3 Gulden. Ferner machen sie von demselben Rohre eine Art Pressen, die 5 — 6 Fuß lang, rund und hohl sind und zum Kassaveauspressen gebraucht werden; auch werden von ihnen Popayen oder Schlafmatten aus Schilfrohr geflochten, die gewöhnlich die Sclaven gebrauchen; ferner Blasbälge, um das Feuer anzuschüren, und dergl. mehr. Die Weiber dagegen verfertigen Hängematten und anderes Zeuch aus Baumwolle, die sehr gesucht und mit 80 — 100 Gulden das Stück bezahlt werden. Man zieht sie den Federbetten weit vor, nimmt sie auch mit auf Reisen und kann so, im Falle des Bedürfnisses, sein Nachtlager sogleich bereiten. — So sanft übrigens diese Indier sind, so macht dennoch die Untreue der Weiber sie sehr zornig, ja wüthend. Der beleidigte Ehemann nimmt in diesem Falle die Frau mit in den Wald und schlägt sie ohne weitere Umstände todt, und auch der Verführer ist vor seiner

Rache nicht sicher. Die Europäer kommen selten in diesen Fall, da die Häßlichkeit der Indianerinnen ein guter Ableiter ihrer Begierden ist. Die Heirathsgebräuche sind sehr einfach. Nach erhaltener Einwilligung hohlt der Bräutigam die Braut aus dem älterlichen Hause und nun ist sie ohne Zuthuung eines Priesters sein Weib. Bisweilen hat ein Mann auch wohl zwei Weiber. Die Todten verbrennen sie nicht, wie bei andern Indischen Völkerstämmen, sondern begraben sie. — Ihr vorzüglichstes musikalisches Instrument ist eine hölzerne Pfeife, die dem Ohr eines Europäers höchst widerlich klingt. Außer ihrer Muttersprache lernen nur wenige etwas gebrochen Holländisch. Von einer Gottesverehrung hat man bei ihnen keine Spur bemerkt. Zwar sprechen sie von einem guten Wesen (Schöpfer) und einem bösen (dem großen Teufel), allein nie hat man sie von ihnen anbeten gesehen oder gehört. Aerzte und Hexenmeister sind bei ihnen eins, Betrüger, die bloß um des Gewinstes willen diese Künste treiben. Man sagt den Karaiben nach, daß sie Menschenfleisch äßen: allein damit verhält es sich so.*) Wann sie zu den am Corentin, Suramaka und Essequebo wohnenden Indianern reisen, um Sclaven zu rauben, oder zu kaufen und erschlagen im Streite mit denjenigen Stämmen, mit welchen sie im Kriege leben, einen oder etliche; so nimmt der Sieger von dem Erschlagenen etwa einen Arm mit und dörrt ihn am Feuer, um ihn lange zu verwahren. Zu Hause wird ein solcher Held zum Anführer ernannt und dabei ein Fest angestellt. Unter andern Wildpretgerichten erscheint auch ein Stück von dem gerösteten Menschenarme, welches mit jenem gegessen wird. Aber eigentliche Schmäuse von Menschenfleisch halten sie niemals, wenigstens die Surinamschen Karaiben thun dieß nicht. —

Die Mulatten sehen von Natur schwarzgelblich aus, und sind Bastarte entweder von einem weißen Vater und ei-

*) S. Quandt am angef. Orte, S. 265 folg.

ner schwarzen Mutter, oder von einem schwarzen Vater und einer weißen Mutter. Letzteres ist doch nur selten der Fall, weil die schwarze Kost den Damen weniger behagt, als dem männlichen Geschlecht. Ist die schwarze Mutter eine Heidin und Sclavin, so bleibt auch das Mulattenkind, obschon der Vater ein Christ ist, ein Heide und bleibt dem Herrn, dessen Sclavin die Mutter ist: es sey denn, daß es der Vater loskauft, taufen und in der christlichen Religion erziehen läßt. Da dieß aber mit vielen Kosten verbunden ist, so bleibt es in der Regel bei dem Gewöhnlichen. Die Mulatten männlichen Geschlechts lernen meistens Künste und Handwerke, die Mulattinnen Nähen, Stricken, Spinnen und andere weibliche Handarbeiten, werden auch gern vermiethet, da sie es denn wöchentlich auf 3 — 4 Gulden, und wenn sie hübsch sind, — noch höher bringen. Auf ihre Treue darf man sich aber nicht verlassen. —

Die Neger oder Schwarzen sind hier, wie überall, die gewöhnlichen Sclaven. Sie werden theils im Lande selbst geboren, theils von der Küste von Guinea und Angola herüber gebracht. Die männlichen Neger von der erstern und die Negerinnen von der letztern sind zur Arbeit die brauchbarsten, müssen aber mit Vorsicht behandelt werden, weil sie sich, wenn ihnen Unrecht geschieht, nicht selten selbst entleiben. Zufolge einer Octroy soll die Middelburger Sclavenhändler-Compagnie jährlich 2000 Negersclaven beiderlei Geschlechts nach Surinam einführen, welches aber schon seit mehreren Jahren unterblieben ist. Daher es auch jetzt in den Plantagen sehr an arbeitenden Händen fehlt und der Preis der Sclaven zu 4 — 500 für einen guten gestiegen ist, den man vor 20 und mehr Jahren für 2 — 300 Gulden haben konnte. Vielleicht hört dieser schändliche Handel nun bald ganz auf! — Uebrigens haben sie es jetzt ziemlich gut und werden nicht mehr so hart, als ehedem behandelt, ja, ihr Zustand ist besser als die Lage der Leibeigenen

in Rußland, und selbst als der Zustand mancher Landleute in vielen Gegenden Europa's. Sie erhalten reichliche Kost, und bei Krankheiten sorgfältige Pflege. Schwangere Negerinnen arbeiten zwar, — wie auch bei uns viele Bäuerinnen — bis zu ihrer Entbindung auf dem Felde, aber weniger Zeit als die übrigen, und nach ihrer Entbindung bleiben sie 14 Tage bis 3 Wochen zu Hause. Nachher gehen sie 2 Stunden später an die Arbeit und 2 Stunden früher nach Hause, als ihre Mitschwestern. Wenn sie viele Kinder haben, werden sie wohl gänzlich von Feldarbeit befreit und blos zu häuslichen Verrichtungen gebraucht. Die Neger können übrigens in Surinam so viel Vermögen besitzen, als sie sich zu erwerben im Stande sind. Ein Europäer besuchte eine kranke Negerin, die in einem Bette von 150 Gulden am Werthe lag und ihm Maderawein vorsetzen ließ. Ehedem wurden sie aber weit härter, ja oft unmenschlich behandelt; daher viele in die Wälder entliefen, hier eine eigene Niederlassung errichteten und von da aus die Plantagen verwüsteten. Besonders war die Empörung 1763 und 1772 gefährlich. Aus diesen rebellischen Negern entstanden die sogenannten Buschneger, welche in den Waldungen leben, Wildnisse und Sümpfe zu ihrem Aufenthalt wählen und sich ordentlich angesiedelt haben. Man duldet sie jetzt nicht nur, sondern hat ihnen auch eine Art von Verfassung und ordentlicher Justiz durch einige zugesandte Bürgeroffiziere und Soldaten, gegeben. Ihre Kinder erhalten sogar, zum Theil in der Stadt Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, um einst Aemter bekleiden zu können. — In der Regel arbeiten alle Neger in Surinam in den Pflanzungen; hübsche Knaben und Mädchen aber behält man zur Bedienung im Hause. Doch bleiben die Jungen selten über das 18te Jahr im Hause, denn nachher lernen sie entweder eine Profession, oder werden zu andern Arbeiten gebraucht. Die Mädchen lernen Waschen, Kochen, Nähen, Stricken, Baumwolle auf der Spindel spinnen, die oft an

Feinheit der Seide gleicht, u. s. w. Die Kreolnegen, welche in Surinam geboren sind, sollen weniger häßlich als die Afrikanischen seyn, eine glattere Haut haben, gesünder, fähiger und ihrem Herrn treuer seyn.

Die Garburger oder Schwarzbraunen werden von einem Neger und einer Mulattin, oder auch umgekehrt, von einem Mulatten und einer Negerin erzeugt, und gehören unter das Negergeschlecht. — Die Mestizen haben ihren Ursprung von einem weißen Vater und einer Mulattin, oder von einer weißen Mutter und einem Mulatten, sind aber hier selten. Die Kastizen endlich verdanken ihr Daseyn einem blanken Vater und einer Mestizin. Beide artem in Farbe und Haaren, dem Blanken nach, nur daß die Haare, vorzüglich der Kastizen, gelblich weiß sind, und kein frisches Roth ihre Wangen färbt; denn eine beständige Bläße bedeckt ihr Gesicht. Dieß ist auch der Fall bei allen Europäern, die nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Surinam jenen frischen, lebhaften Teint auf immer einbüßen. Bisweilen schenken menschlich gesinnte Herren den Kindern der Mestizen und Kastizen die Freiheit, lassen sie im Christenthum unterrichten und ihnen auch wohl ein Handwerk lernen, wenn sie gleich nicht ihre Väter sind.

Die Sclaven müssen ohne Unterschied barfuß gehen, dürfen in Gegenwart eines Blanken weder Mütze noch Hut auf den Kopf bringen, noch Tabak rauchen, was beide Geschlechter sehr lieben; und nur freigebarnen Mulatten und Negern beiderlei Geschlechts ist es erlaubt, Schuhe und Strümpfe zu tragen. Eben dieß gilt auch von den freigemachten Mestizen und Kastizen. — Die Kinder der Neger werden nicht schwarz, sondern weiß geboren, und erst den 9ten Tag nach der Geburt verwandelt sich die weiße Farbe in Schwarz. Uebrigens wohnen alle Neger und Mulatten, Mestizen ꝛc, in Dörfern, aus denen sie des Morgens zu ihrer

bestimmten Arbeit kommen und des Abends dahin zurück kehren. Ihre Leichen werden unter einer feierlichen Begleitung ordentlich in Särgen begraben. Ihre Priester verrichten den Gottesdienst bloß in der Nacht, daher auch wenig oder nichts von den dabei üblichen Ceremonien bekannt ist. Nur so viel weiß man, daß sie nicht nur Hirsche und Schlangen, Schaafe und Hunde, sondern auch Bäume und Gesträuche verehren und ihnen zum Beweis ihrer Liebe und Achtung Opfer bringen.

5.

Topographische Nachrichten.

Die 4 Hauptcolonien im vormaligen Holländischen Guiana, welche jetzt von den Engländern besetzt gehalten werden, sind vorgedachter Maßen folgende:

1. **Surinam**, die vornehmste, welche dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Sie wird vom gleichnamigen Flusse durchströmt, und nimmt eine Fläche von 70 Meilen längs der Küste ein. Der sumpfige Boden und die vielen Wälder (welche man doch seit 20 — 30 Jahren sehr lichtet) machen das Klima äußerst ungesund; doch ist es jetzt durch verbesserte Cultur und Austrocknung des Moräste sehr verbessert worden. Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Cacao, Vanille, Tabak, feine Holzarten, Ingwer, Pistazien, Gummi, Schaafe, Affen, die schönsten Vögel und Schmetterlinge ꝛc. werden hier im Ueberfluß angetroffen. Der Einwohner sind über 60.000, darunter 55,000 Neger, Mulatten, Mestizen, 800 Freineger und 800 Blanke, 1500 Mann regelmäßige Trup-

pen und 2000 wehrhafte Bürger zur Vertheidigung des Landes. Man zählt zwischen 6 — 800 Pflanzungen, die meistens an Flüssen liegen und durch Canäle mit einander in Verbindung stehen. Sie liefern Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao und Indigo. Es giebt auch einzelne Niederlassungen zum Fällen des Bauholzes, Commissionen zur Austrocknung der Sümpfe u. s. w. Ueber 30 Meilen landeinwärts findet man so leicht keine Plantagen, denn hier fangen sich die Reviere der Wilden an.*) Der Hauptort und die einzige Stadt in Surinam ist Paramaribo, am Surinam, 2 kleine Meilen von dessen Mündung (5 Gr. 50 Min. s. Br.), nach Holländischer Art regelmäßig gebaut und gepflastert. Die äußerst reinlichen Straßen sind mit doppelten Alleen von Orangen bepflanzt. Der Häuser sind 1400, unter denen sich das Rathhaus, die Börse, das Militärhospital, 2 Armenhäuser, 1 reformirte und 1 lutherische Kirche, besonders auszeichnen. Sie ist der Wohnsitz des Gouverneurs, treibt einen sehr ausgebreiteten und wichtigen Handel, hat einen vortrefflichen Haven, und 5000 weiße und 55,000 schwarze und farbige Einwohner. Die Freimaurer haben hier eine Loge. Auch giebt es 2 Schauspielhäuser, eins gehört den Christen und eins — den Juden. An Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens fehlt es hier keineswegs, vielmehr weiß man sich das Leben durch Bälle, Assembleen, Conzerte, Clubbs u. s. w. sehr angenehm zu machen. Auch eine gelehrte Gesellschaft kommt monatlich einmal zusammen. Der etwas gesunkene vormalige Wohlstand der Stadt, so wie der Verfall der Colonie überhaupt, rührt theils von dem unseligen

*) Kunitz Surinam u. s. w. Erfurt, 1805. — Stedmann Nachrichten von Surinam, Hamburg 1797. — Ludwigs neueste Nachrichten ꝛc. Jena 1789. — Quandt Nachrichten von Surinam, Görlitz 1897.

Kriege 1781 — 1783 zwischen Holland, Frankreich, England und Spanien, theils von mehreren Mißjahren, hauptsächlich aber von dem Papiergelde her, denn der Mangel an klingender Münze ist seit 15 Jahren sehr groß. — Die übrigen bemerkenswerthen Orte in dieser Colonie sind: a) Das Fort Selandia, nicht weit von der Mündung des Surinam, mit den Wohnungen der Soldaten in Paramaribo und dem Palaste des Gouverneurs mit einem schönen Garten.*) b) Fort Amsterdam, dem vorigen gegen über, auf einer Erdspitze. c) Leyden und Purmerand, Hamburg und Belair, Redouten und Niederlassungen. d) das Judendorf Savanna.

2. Berbice, die zweite Colonie, vom Flusse gleiches Namens, der sie bewässert, so genannt. Längs diesem Flusse sind (nach Raynal) 104 einzelne Holländische Niederlassungen, welche Cacao, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indig, besonders aber die Farbe Orleans, liefern. Da jedoch während des Englisch-Americanischen Krieges die Zahl der Plantagen sehr zugenommen hat, so mögen ihrer jetzt vielleicht mehrere seyn. In Berbice herrscht eine von der Surinamschen ganz verschiedene Denk- und Handelsart. In Surinam nimmt man nicht gerne Verheirathete zu Plantage-Directoren und Administratoren, aus Besorgniß, daß die Frauen zu viel wegschleppen möchten: in Berbice hingegen hat man gerne verheirathete Aufseher und Verwalter der Pflanzungen, aus der Ueberzeugung, daß ihre Gattinnen sich der Wirthschaft eher annehmen und die Verbindungen mit den Negerinnen verhindert werden, die den Plantagen so nachtheilig sind. Man findet daher auf den Plantagen dieser Colonie verschiedene hübsche Familien und angenehme Verbindungen. Es

*) Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, 5ter Jahrgang.

giebt in diesen Gegenden mehrere schön gefleckte Tigerarten, Hasentiger, wilde Hunde und Füchse, die man aber auch in Surinam antrifft. — Der Hauptort ist Neu-Amsterdam, nicht weit von dem Ausfluß des Berbice, erst neu angelegt und noch im Werden begriffen. Außerdem noch Fort Nassau (5 Gr 55 Min. s. Br.) am Berbice. Beide haben nur noch wenige Häuser, wenige Kaufleute und Professionisten. Der Gouverneur, der Fiskal und die Rathsherren leben auf ihren Plantagen und kommen nur dann und wann in Neu-Amsterdam oder Fort Nassau zusammen. — Hoop (Hoffnung), eine Herrnhutercolonie am Corantinfluſſe.

3. Demerary. Diese Colonie ist weit blühender als die vorige und die von Essequebo. Sie erstreckt sich längs dem Flusse dieses Namens, an welchem gegen 110 einzelne Niederlassungen zerstreut liegen. Zwischen ihm und dem Essequebo liegt an der Mündung eine groſse Sand- und Muschelbank. Die Producte, welche man hier zeugt, sind die vorigen; die Lebensart dieselbe. Die Regierung steht unter dem Gouverneur von Essequebo und hat ihren Sitz in einer Citadelle auf der Insel Borfalleneiland. Die Hauptstadt ist Stabroek am Flusse Demerary, mit 1500 Weißen, 2000 freien farbigen Leuten und 5000 Negern. Der Handel ist blühend.

4. Essequebo, an dem groſsen gleichbenannten Flusse, der nach einem Laufe von 100 Meilen in's Atlantische Meer fällt. An demselben und mehrern kleinen Nebenflüssen sind Holländische Plantagen, welche die schon genannten Producte bauen. Die Einwohner, davon 500 Weiße und 10,000 Neger sind, verfertigen sehr guten Rum und Zuckerbrandtwein. Die Colonie gehört der Compagnie von Surinam. Das Klima ist hier gemäßigter, angenehmer und gesunder als in Surinam. a)

Middelburg, (7 Gr. 10 Min. n. Br.) der Hauptort, am Pumaron, ist, so wie b) Selandia, nahe dabei, und c) die Festung Kykoveral, nebst d) dem Fort und Haven Essequebo am Zusammenflusse des Courna mit dem Essequebo, von geringer Bedeutung. Die bemitteltern Einwohner halten sich die meiste Zeit auf ihren Plantagen auf.

I.

Das Französische Südamerica, oder Französische Guiana, auch Cayenne genannt.

I.

Name. Lage. Gränzen. Eintheilung. Größe.

Die Colonien von Cayenne oder das Französische Guiana (welches jetzt unter Großbritannischer Herrschaft steht), heißt auch la France équinoxiale, und besteht aus einem großen Küstenlande und der kleinen Insel Cayenne. Es ist aber ganz falsch, wenn man dem Französischen Guiana den Namen Insel von Cayenne giebt. Es existirt zwar eine Insel, auf welcher die Stadt Cayenne, der Hauptort der Colonie, und die auch danach benennt wird, erbaut ist; aber man sieht nichts von dieser Insel, wenn man die Küsten befährt. In zwei Drittheilen ihres Umfangs ist sie von dem festen Lande nur durch Flüsse getrennt, welche man in wenigen Minuten durchschifft, sie hat nur wenige Wohnungen, und in ihrem größten Durchmesser nicht mehr als 5 — 6 Meilen. Das

Französische Guiana hingegen, zu welchem sie gehört, ist von einer Ausdehnung, deren Gränzen nach dem Innern des Landes zu, niemals genau bestimmt worden sind, und seine Küsten sind gegen 90 Meilen lang vom Meere bespült. Sie erstrecken sich vom Flusse des Cap de Nord (also vom 2. Gr. der nördlichen Breite), wo sie nicht weit von der Mündung des Maranhon von dem Portugiesischen Guiana getrennt sind, bis an den Maronisluß, (folglich bis zum 6. Grade der Nordbreite) wo sie am entgegengesetzten Ende an die Holländischen Colonien von Surinam stoßen.*)

Es liegt also das Französische Guiana zwischen den Flüssen Maroni, Araouari und Rio blanco, und gränzt in Norden und Osten an das Atlantische Meer, in Süden an das Portugiesische Guiana (oder Brasilien) und in Westen an Surinam und das Spanische Vizekönigreich Neu-Granada, und hält 3627 Quadratmeilen in seiner Arealgröße. Man theilt es ein in das Küstenland und die Insel Cayenne. Die vornehmsten Niederlassungen sind St. Paul, Oyapok und Sinnamary. Die Landstriche von Cap Nord sind, so wie die Inseln selbst, niedrig und immerwährenden Ueberschwemmungen ausgesetzt, beinahe unbewohnbar und bis jetzt noch wenig bekannt. Der Pororoca, oder die große Ebbe und Flut an der Mündung des Amazonenstroms, erstreckt sich bis an das Cap Nord, und es ist für große Schiffe höchst gefährlich, sich dieser Gegend zu nähern; kleinere Fahrzeuge hingegen winden sich zwischen den Inseln und dem festen Lande leicht hindurch.

*) Neue Reise nach Cayenne, oder zuverläßige Nachrichten von dem Französischen Guiana ꝛc. aus dem Tagebuche eines Französischen Bürgers, mit Anmerkungen von M. G***. Leipzig, 1799.

2.

Geschichte. Oberherrschaft. Boden. Berge. Gewässer. Klima und Naturbeschaffenheit des Landes.

Die Franzosen setzten sich zum erstenmale gegen das Jahr 1635 in Guiana fest, verließen es aber bald darauf wieder, weil sie wenigen Gewinn in dieser Besitzung sahen; die Engländer kamen dahin, thaten aber auch wenig zur Cultur des Landes, und gegen das Jahr 1664 nahmen die Franzosen auf's neue davon Besitz, blieben auch dessen Oberherren, bis es 1809 abermals von den Engländern und Portugiesen, zugleich mit den Holländischen Colonien von Surinam, besetzt wurde, welche es bis jetzt behauptet haben. Unter Französischer Oberherrschaft diente es zum Deportationsorte revolutionswidriger Staatsverbrecher und anderer Missethäter. —

In vielen Gegenden ist der Boden vortrefflich. Das Innere ist noch größtentheils eine unbekannte Wildniß, die im Westen immer höher und gebirgiger wird. Auch in Süden finden sich Berge; in Norden ist es meistens eben, aber unfruchtbar. Die Insel Cayenne ist voller Moräste und nur auf den kleinen Anhöhen des Anbaus fähig, dabei ungesund und feucht. Das Küstenland ist wegen seiner vielen Moräste und Waldungen noch ungesunder. Da es großen und langen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, so sind ebenfalls, wie im Holländischen Guiana, nur die höhern Gegenden an den Flüssen weiter hinauf, zum Anbauen geschickt. An mehreren Orten sind die Küsten durch Dämme gegen das Wasser geschützt. Im Ganzen genommen, sind die Erzeugnisse von vorzüglicher Güte, und man kann sich leicht seinen Unterhalt verschaffen. Die Natur ist an sich gegen das Französische Guiana nicht karg, oder stiefmütterlich

gewesen, nur müssen ihr Menschenhände zur Nachhülfe kommen. Wenn bei mancherlei Vortheilen diese Colonie bis jetzt aber dennoch so weit zurücke ist, so rührt dieß blos daher, weil man sie nicht gehörig zu schätzen wußte, in der Wahl des zum Anbau tauglichen Bodens fehlte, Kosten und Arbeit scheuete, sich vom Klima und der Fruchtbarkeit eine unrichtige Vorstellung machte, und nichts unternahm, sie empor zu bringen; würde man auf sie denselben Fleiß, wie die emsigen Holländer auf Surinam, gewendet haben, gewiß, sie befände sich jetzt in demselben blühenden Zustande! —

Da die Französische Regierung auf den Besitz dieses Landes gar keinen Werth legte, ja nicht einmal die Wichtigkeit desselben ahnete, so schickte sie lange Zeit nur mittelmäßige Leute, ja nicht selten Taugenichtse dahin, welche sich bloß in der Hoffnung, ihren Gläubigern zu entfliehen, zu diesem Exil verdammten, und mehr, um ihre zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen, als sich die Verbesserung des Landes angelegen seyn zu lassen. Im Jahre 1763 wurden 12,000 neue Colonisten dahin geschickt, die sich mit der Urbarmachung beschäftigen und es umschaffen sollten: allein sie kamen bald nach ihrer Ankunft um das Leben, weil man sie, aus schimpflicher Unwissenheit und Nachlässigkeit, gerade während der Regenzeit, an's Land gesetzt hatte.

Das Klima ist heiß, und nach der Versicherung aller Reisenden und dahin Verwiesenen, wegen des häufigen Regens feucht und folglich ungesund.*) Die meisten Europäer

*) Nur der Verfasser des vorhin angeführten Buchs über Guiana ist der entgegengesetzten Meinung. Er meint, die Luft sey hier gesünder, als in irgend einer der Antillen und in den übrigen americanischen Colonien an dieser Küste. Gleichwohl giebt er den 8monatlichen Regen und die darauf folgende Dürre, beides mit dem quälendsten Ungeziefer verbunden, also die Hitze und Feuchtigkeit, Gährung

erkranken bald nach ihrer Ankunft, werden siech, schwächlich und sterben dahin. Selten erreicht jemand ein Alter von 50 Jahren. Die trockene Jahreszeit (welche man hier den großen Sommer nennt) dauert vom Ende des Julius bis in den November. Die Regenzeit herrscht in den Monaten, welche in Europa den Winter ausmachen. Im Jänner und Februar sind die Ergießungen jedoch am stärksten. In der Regel sind der März und Anfang Mai angenehm, auch meistens trocken. Man nennt diese Zeit den kleinen Sommer. Im April und Mai kommen die Regengüsse so heftig wieder als im Jänner und Februar. Die große Hitze wird durch die herrschenden Nordwinde ziemlich gemäßiget; die langen und kühlen Nächte mildern sie auch in etwas, sind aber der Gesundheit der Ausländer sehr nachtheilig. Im Innern besonders ist die Kühle des Morgens so empfindlich, daß man nicht selten genöthigt ist, zu heitzen, oder sonst auf Erwärmung des Körpers bedacht zu seyn. Die Krankheiten, von denen die neu angekommenen Europäer in Cayenne gewöhnlich und am meisten angegriffen werden, sind abwechselnde und beständige Fieber. Die schnelle Veränderung des Himmels, der Luft, der Lebensart, Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, mögen das ihrige wohl auch mit dazu beitragen, vielleicht eben so viel als das Klima des Landes selbst. Die Faulfieber, (bei welchen sich das gelbe Fieber nicht verkennen läßt) richten oft entsetzliche Verwüstungen an.

Außer dem großen südatlantischen Ozean, der die ganze Nordostküste bespült, bemerken wir noch folgende Gewässer, und zwar Flüsse: a) der Maroni, der größte Küstenfluß, auf der Westgränze gegen Surinam, ist ziemlich breit, (beim Ausflusse über 1 Stunde) und hat viele Inseln, Klippen und Fälle. b) der Amanibo oder

und Fäulniß zu! Wie kann unter solchen Umständen hier ein gesunder Aufenthalt nur denkbar seyn! —

Amana, welcher in den südlichen Gebirgen entspringt, dessen Lauf aber noch nicht recht bekannt ist. c) Der Kourn und Sinamary. Letzterer hat mehrere verborgene Klippen und Wasserfälle. d) Der Cayenne mit dem Mahuri und Ouraqu, welche sich alle drei vor ihrem Ausflusse in's Meer vereinigen, und in deren Mündung die Inseln Cayenne und noch eine andere Insel liegen. e) Der Aprouague, welcher wie die übrigen aus den südlichen Gebirgen heraufkommt, und mehrere Wasserfälle hat. f) Der Oyapok, mit dem Camopi in Westen, der bei seiner Mündung einen breiten Busen bildet, in dem einige Sand- und Muschelbänke sind. g) Der Arouari, ganz in Süden, als jetziger Gränzfluß gegen Brasilien, oder das Portugiesische Guiana.

3.

Vorgebirge. Küsten. Inseln. Baien.

Die merkwürdigsten Vorgebirge des Französischen Guiana sind: Orange, Nord, Nassau und Cassipoue. Die meistens niedrigen Küsten sind großen Ueberschwemmungen ausgesetzt und wegen der vielen Schlamm- und Sandbänke gefährlich zu befahren. Sie sind fast durchgängig mit Wäldern von großen Bäumen bedeckt, zwischen welchen man deutlich die Hügel im Innern des Landes und den Berg d'Argent am Ufer des Meeres, welcher die Gestalt eines Sattels hat und ganz mit Gehölze bewachsen ist, unterscheidet. Wenn man bei diesem Berge vorbei ist, so entdeckt man einen ungeheuern isolirten Felsen, den grossen Connetable, gegen welchen man hinsegelt. Er

igt 6 Meilen von dem Flusse Aprouague. Ein anderer Fel-
n, der kleine Connetable, welcher ½ Stunde davon
ntfernt und niedriger ist, wird erst spätterhin wahrgenom-
len. Beide sind der gewöhnliche Zufluchtsort einer Menge
eevögel, deren durchdringendes Geschrei man über ½ Stun-
weit hört, und die sich von den Schiffenden sehr leicht
ngen lassen. Bei dem Eingange in den Fluß Cayenne
t man sich vor dem Felsen Aimable in Acht zu nehmen,
eil man sonst der Gefahr des Strandens ausgesetzt ist.

Die Inseln längs dieser Küste sind: Cayenne (des
n Beschreibung weiterhin folgt), von da aus man noch
ben 6 kleine Inseln in der Ferne entdeckt, Remire, wo
n 5 beinahe verödiget sind und Vater, Mutter, die
Töchter und die Unpäßliche heißen. Alle sind un-
wohnt und voll von Holz, nur auf die Mutter verweis't
an die unglücklichen Aussätzigen. Ist man diesen kleinen
chipelag passirt, so erblickt man 3 Stunden weiter die
chste von den kleinen Inseln, welche man die verlorne
Schildwache nennt, weil sie von der übrigen Familie
nz getrennt ist. Zwölf Stunden unter Cayenne, und 4
er 5 von der Mündung des Kourou liegen 3 kleine Inseln,
elche man bald die Heils-, bald die Teufelsinseln
nnt. Zwei davon sind ganz unbewohnt; auf der dritten
ein Landwirth mit einigen Negern. Noch sind ganz in
üden über und unter dem 2. Gr. s. Br. 4 Inseln zu be-
erken, 2 größere, Nordcap und Carpori, und 2
einere zwischen diesen, Paraitari und Tururi. —
ie Buchten längs der Küste heißen: die Bucht von
ayenne und von Oyapok, in welcher Letzteren viele
elsen sind, wovon die meisten bei niedrigem Meere sicht-
r werden: sie befinden sich aber zu nahe am Lande, als
ß ein Schiff etwas davon zu befürchten hätte. Bei der
nsel Nordcap ist noch der Canal von Carapapouri zu
merken.

4.

Anbau. Produkte der 3 Reiche der Natur. Handel.

Außer den überschwemmten Flächen, welche zum Anbau nicht tauglich sind, und den ungeheuern Wiesen, besteht das Land überhaupt aus Bergen von mittlerer Größe und aus weiten Ebenen, welche sich kaum ein wenig über das Meer erheben. Jene werden das hohe, diese das niedere Land genannt. Das letztere ist fast das ganze Jahr hindurch feucht, wenn auch nicht immer unter Wasser. Die ersten Colonisten sahen wohl ein, daß mit diesem Boden wenig anzufangen war, und bauten sich daher mehr in den höher liegenden Gegenden an. Sie verbrannten die dicken Wälder, oder hieben sie um und machten das Land urbar, besäeten es mit allerhand Gewächsen und der Erfolg übertraf immer die Erwartung. War das Erdreich erschöpft, so wurden neue Strecken urbar gemacht, ja man fing auch nach und nach an, durch Ableitung des Wassers den niedrigen Grund auszutrocknen und zum Anbau tauglich zu machen. Diese Verfahrensart beobachtet man noch jetzt und haut unbarmherzig die schönsten Wälder um, oder zieht Gräben, um urbaren Boden zu gewinnen, und ihm Pflanzen und Saamen anzuvertrauen.

Die Gewächse, welche man in Cayenne, sowohl auf der Insel, als auf dem festen Lande, vorzüglich baut, sind: Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo, Reis, Tabak, Flachs, großer Hirsen, Kassave, das Kraut Pitre (Seidenkraut, aus dem man eine Art Hanf zieht) Sago, Pataten, Melonen, Maniok und andere Wurzelgewächse, Roucou, Vanille, Europäische Feld- und Gartenfrüchte, Ananas, Bananen, Weintrauben, Pigmento-

pfeffer, Muscatennüsse, Zimmet, Gewürznelken, Mangobäume (deren Früchte den Aprikosen ähnlich, aber größer und lieblicher sind) Feigen, Zimmetäpfel, Goyave (eine Obstart) Avocadobiren, den Breiapfel, die Barbadille, Pommede Liane (Maritambour) und andere Aepfel- und Birnarten, Kopaivbalsam, Sassaparille, weiße Ipekakuanha, Guajak, Palmkohl (der Kohl ist der obere Theil des Baums), Quassia- oder Bitterholz-Baum ꝛc. Außer diesen wachsen noch in den Wäldern: Zitronen-, Pomeranzen, wohlriechende Balsam-, Kassia-, Wollsamm-, Gouiamodou (Wachsbäume, aus deren Früchten eine Art Wachs gesotten wird) elastische Harz-, Brod-, Pflaumen-, wilde Palm- und andere Bäume, Farbehölzer, das kostbarste Holz zu Tischlerarbeiten, z. B. das anderswo ganz unbekannte einfarbige und gefleckte Letterholz, das violetfarbene Holz, das Rosen-, Panokoko-, Seidenholz und andere Gattungen, woraus das kostbarste Hausgeräthe verfertiget wird. Auch an den schönsten Blumen, wohlriechendsten Kräutern, Apothekerpflanzen ꝛc. ist ein Ueberfluß. — Das Thierreich ist ebenfalls nicht arm an den mannichfaltigsten Quadrupeden, Vögeln, Fischen u. s. w. Man findet Hirsche, Tiger, Schafe, Ziegen, Pakos (von der Größe eines Milchschweins), Kämelziegen, Accouchis (Meerschweinchen), Armadillos, Rindvieh, Tapir, sechserlei Affenarten, Tigerkatzen, Ameisenbären, Faulthiere, Stachelschweine, Kaninchen, auch Pferde und zahme Schweine; allerlei schön gefiederte Vögel, als Papagaien von 3 — 4erlei Arten, Kotingas, Tanagras, Pfefferfresser, Fasanen, Jakos, Aras (Indianische Raben), Holztauben, Turteltauben, Hokos (eine Art Schnepfen), Rephüner, wilde Enten, 15 Colibriarten, (worunter einige ein prächtiges Farbenspiel haben) u. a. m. Fische von den mannichfaltigsten Arten, beschuppte und unbeschuppte, von vortrefflichem Geschmack, als den Acoupa, die Soubina, den Meerbarben, das Großauge; manche sind mit gefährlichen Stacheln statt der Schuppen bewaffnet,

deren Stich bisweilen tödtlich ist, wenigstens immer die schrecklichsten und sehr langwierige Schmerzen verursachet; den Machoiran (von 20 — 25 Pfd. schwer); aus dem Geschlechte der Wallfische den Schwerdfisch, Hammerfisch und mehrere Haien; eine Menge Rochen, Sreschildkröten (von 200 — bis 300 Pfd.), Krabben; auch vortreffliche Flußfische, aber auch Zitteraale, Kaimans (Krokodillen) u. s. w. Austern, Muscheln in unsäglicher Menge; Klapper- und andere Schlangen (auf die man alle Minuten stößt; einige sind 15, 20, 25 — 30 Fuß lang), Eidechsen, Kröten ꝛc. Unter den Insecten Muskiten (eine wahre Plage aller Ankömmlinge, gegen die man sich nicht anders als mit Masken, Handschuhen, ledernen Strümpfen und langen dünnen Vorhängen und Betten schützen kann) Maringouins (große Mücken mit langen Beinen, die auch in Europa vorkommen). Tschiken (kleine schwarze Insecten, die den Flöhen gleichen und auch so hüpfen), Stechfliegen, Wespen (3 mal größer als die unsrigen) Bremsen (deren Stich äußerst schmerzhaft ist), mehrere gefährliche Haut- und Muskelwürmer, Holzläuse (die in wenigen Tagen das Holzwerk zernagen und mit Arsenik verfolgt werden), rothe, braune und weiße Ameisen, (deren Biß nicht selten das Fieber verursacht) besonders die Kramarus, die vornehmlich nach dem Zucker gehen, sich aber auch von Spinnen nähren, sehr große und prächtige Schmetterlinge, die künstliche Mücke Papiermacherin, (welche auf den Aesten der Bäume ein bewundernswürdiges Körbchen von dem schönsten Löschpapiere, inwendig mit mehreren Fächern, baut) ꝛc. — Für den Mineralogen ist noch wenig gethan, und die Ausbeute in diesem Fache der Naturgeschichte steht noch zu erwarten. Wird man erst tiefer in das Innere des Landes gedrungen seyn, so wird gewiß manche nützliche und neue Bemerkung gemacht werden. Was zuerst auffällt ist, daß das ganze Land keine Kalksteine enthält. Auch hat man schon nahe bei Cayenne viele Eisentheilchen entdeckt, die sich

an die Magnetnadel hingen, ingleichen im Innern gelben Micemer, der Gold enthielt. Man hat aber nicht weiter darüber nachgeforscht, noch weniger eine Ausbeute gemacht.*)

Mit den eben genannten Producten wird auch Handel getrieben, der aber nur dann erst lebhafter und verbreiteter werden wird, wenn die Colonie mehr bevölkert, angebaut und zu einem blühendern Stande empor gebracht werden wird. Zeither hat die Ausfuhr nicht viel über 500,000 Franken jährlich betragen. Die Einfuhr haben größtentheils die Americaner der vereinten Freistaaten in Händen. — An Gewerbe, Manufacturen und andere Nahrungszweige ist unter den jetzigen Verhältnissen gar nicht zu denken.

5.

Bewohner.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich höchstens auf 30,000, Franzosen, Juden, Neger und Indianer, besonders Karaiben, Arawaken, Warauer, Galybier, Nouraguer, Schmerleninbier, Akoquaer, Piraer, Paraquaner, Tarumaer, u. a. m. Guiana's erste Bewohner wurden nicht, wie die der meisten übrigen Colonien, von den Europäern bei ihrem ersten Erscheinen aufgerieben. Da von einigen friedfertigen und nicht zahlreichen Völkerschaften wenig zu fürchten war, so

*) Neue Reise nach Cayenne ꝛc. S. 165 u. folg. S. 157. u. a. — Mentelle et Malte-Brun Géographie, XV. Vol. p. 319 — 332.

haben sie noch bis jetzt die ursprünglichen Landesbewohner erhalten. Man behandelt sie, so wie die Neger sehr gut und lebt im besten Vernehmen mit ihnen. Sogar ihre Freiheit ist nicht beschränkt worden, obgleich manche tiefer ins Innere geflohen sind. Sie sind die gutmüthigsten Geschöpfe von der Welt, ganz sorglos und furchtsam: aber auch träge, einfältig und stumpfsinnig. Ihre Haut ist kupferfarben, und sie erhöhen diese Farbe noch durch Roucou, womit sie sich den ganzen Leib bestreichen, und wovon sie nicht gut riechen. Die Hamaks und ihr übriges Hausgeräthe wird ebenfalls mit Roucou eingerieben. Dadurch schützten sie sich wohl Anfangs gegen den Biß der Insecten, denen dieser Geruch zuwider ist, jetzt aber ist es zur Mode und zur Zierrath geworden.

Sie sind von mittlerer Größe, nicht nervig, ihr Gesicht ist ohne Ausdruck, und ihr Körper, wie gewöhnlich der weibliche, fett und rund. Lange, pechschwarze Haare, die sich nicht kraußen und sehr hart anzufühlen sind, hängen über ihre nackten Schultern; manchmal machen sie mit Bindfaden einen Zopf daraus. Kommen sie nach der Hauptstadt Cayenne, so ziehen sie ein langes leinenes Hemde an, welches Ginga heißt. Einige tragen noch Beinkleider und bei feierlichen Gelegenheiten einen theuern Anzug und Mützen von schönen und seltenen Federn; doch ist diese Art des Luxus nur selten. Die Weiber haben Hals- und Armbänder, die aus bunten Glaskügelchen zusammengesetzt sind. Es gehört mit zu ihrem Putze, daß sie sich mit Bändern aus rothem Zeuche ober- und unterhalb der Waden schmücken. Um sich das Ansehen zu geben, als wenn sie sich nach unsern Gebräuchen richteten, ziehen sie, wenn sie in Cayenne ausgehen, einen kleinen, leinenen Unterrock, aber weder Schuhe noch Strümpfe, noch ein Hemde an. Sonst sind beide Geschlechter nur in so weit bekleidet, als es die Schamhaftigkeit zur höchsten Noth erfordert. Die

Bedeckung der Weiber besteht bloß aus einer kleinen Schürze von Glasperlen, 8 — 9 Zoll hoch und 4 — 5 Zoll breit. Sie heißt Kouyou und wird mit einer Schnur um die Hüften gebunden.

Die Männer sind äußerst eifersüchtig, ob sie gleich übrigens ihre Weiber mit vieler Gleichgültigkeit, ja Härte und Verachtung behandeln. Sie müssen alle mögliche Arbeiten verrichten, und nur die Jagd und der Fischfang sind ihnen erlassen. Auf Reisen unterliegen sie fast der Last ihrer Kinder, des Hamaks und Hausgeräthes, während daß der Mann nichts als die Pfeile und den Bogen trägt, und in tiefem Stillschweigen ganz allein mit lächerlicher Gravität einige Schritte voraus geht. Nichts geht über ihren Stolz und über ihre kindische Unbeständigkeit, daher sie öfters aus den angelegten christlichen Dörfern in ihre Wildnisse zurückfliehen. Jeder kleine Stamm hat sein Oberhaupt, dessen Ansehen aber nur im Kriege, wenn er zum Anführer gewählt wird, von einiger Bedeutung ist. In den christlichen Dörfern hat ein solcher auch zur Auszeichnung einen blauen, mit Tressen besetzten Rock, einen Stab mit einem silbernen Knopfe, ja wohl auch eine Ehrenmünze auf der Brust.

Von Höflichkeitsbezeigungen wissen sie nichts; statt die Hand zu küssen, berühren sie dieselbe mit der Nase. Familiennamen haben sie auch nicht, sondern die Mütter geben den Kindern Namen von irgend einem Unterscheidungszeichen des Körpers, als, der Schielende, der Spitznasige ꝛc. Obgleich kein Stamm lange an einem Orte bleibt, so hat doch jeder seinen Bezirk, worin kein Fremder geduldet wird, welches bei der geringen Anzahl sehr wohl angeht. Einige Hütten, selten mehr als 10, worin gewöhnlich mehrere Familien aus Faulheit bei einander wohnen, machen schon ein Dorf aus. Manche dieser Hütten sind mit Palmzweigen

kaum halb bedeckt, und Fenster oder Licht- und Luftlöcher haben sie gar nicht. Wollen sie hinaus sehen, so heben sie ein paar Palmzweige auf. Auch die Thüren sind so klein, daß man eher durchkriechen muß, als hineingehen kann. Vor dem Stadthore in Cayenne ist für sie ein besonderer Schoppen bestimmt, wo sie ihre Siebensachen aufbewahren und bei ihrer Ankunft sich aufhalten. Hier entsteht nicht selten Zank und Streit, ja Schlägerei, die nur ein Corporal mit 2 — 3 Gemeinen beilegen kann, indem er die störrigsten ins Gefängniß führt. Sie widersetzen sich nicht, denn ihre Furchtsamkeit und hohe Vorstellung von der Ueberlegenheit der Weißen lassen dieses nicht zu.

Die Tageszeiten bestimmen sie nach dem Stande der Sonne, größere Zeitabschnitte nach dem Monde, oder den Zeiten der Aernte; daher sind ihre Sonnenjahre ziemlich richtig. Von einer Vorstellung oder auch nur einem Gedanken vom Schöpfer der sie umgebenden Wunder der Natur, hat man keine Spuren bemerkt, nicht einmal etwas von Abgötterei. Im Zählen haben sie es denn doch bis auf 200 gebracht; 5 ist eine Hand, 6 eine Hand und noch ein Finger von der andern Hand, 10 zwei Hände, 11 beide Hände und eins vom Fuße, 20 ein Mensch, 40 zwei Menschen u. s. w. Die Bekehrten wissen etwas mehr, richten sich auch schon eher nach der Europäer Sitten und Gebräuchen. —

Aus Trägheit und Sorglosigkeit bauen sie selten mehr als einige Fuß breit Roucou, zum Bemalen ihrer selbst und ihrer Geräthschaften, etwas Baumwolle zu ihren Hängematten, und etwas Maniok oder Igname zu ihrer Nahrung. Um die Zukunft sind sie unbekümmert und stehen von ihren Hamaks nicht eher auf, als bis sie der Hunger oder die Nothdurft auf die Jagd und den Fischfang treibt. Auf berauschende Getränke sind sie sehr erpicht: können sie von den Weißen keine bekommen, so bereiten sie sich selbst

welche durch Gährung aus Maniok, die abscheulich schmekken. Obgleich der Maniok, wie er von Natur wächst, ein Gift ist, so wissen ihn doch fast alle Südamericanische Völker so zuzubereiten, daß er ein gutes und unschädliches Nahrungsmittel wird. Eigentlich ist nur der Saft in dieser Wurzel giftig; wird dieser ausgepreßt, so bleibt ein wohlnährendes Mehl zurück, das getrocknet und auf einer Platte geröstet zu allerlei Arten von Speisen dient. Ihr Kunstfleiß geht aber noch weiter. Sie machen vortreffliche irdene Geschirre, die im Feuer vollkommen aushalten. Ihre übrigen Gefäße, die sie nicht dem Feuer aussetzen, sind ausgehöhlte Kürbisse von verschiedener Größe, mit allerlei Zierathen versehen. Sie machen auch sauber nnd niedlich geflochtne Körbe, die selbst von den Europäern gesucht und meistens gegen Tasia (ein geistiges Getränk) ausgetauscht werden. Ihre Hamaks sind ebenfalls dicht und fest gewebt, und die Weißen kaufen sie gerne.

Ihre Waffen sind Pfeile und Bogen und ein Instrument aus hartem und schwerem Holze, Boutou Cassetête, Kopfzerschmetterer, bei den Weißen,) genannt, welches seinem Zwecke vollkommen entspricht, in Form und Zierathen verschieden ist, und eine Schlinge aus einer Baumwollenschnur hat, welche sich um das Gelenk der Hand schlingt, damit die Keule desto fester gehalten werden könne.

So tief diese Menschen in Hinsicht ihrer Geistesfähigkeiten stehen, so sehr sind sie durch ihre mechanischen Geschicklichkeiten und Sinnenschärfe entschädigt. Es erregt Erstaunen, wenn man sie den Bogen bei ihren Fischereien im Meere oder in Flüssen führen sieht. In den Wäldern bedienen sie sich gleichfalls des Gesichts und Gehörs mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, und nie ergreiffen sie den Bogen, ohne ihren Gegenstand unfehlbar zu erreichen.

Beim Fischfange bedienen sie sich außer des Pfeils auch des Harpuns mit gleich glücklichem Erfolge. Zur Erlegung der wilden Schweine haben sie wieder besondere lange, mit Bambus beschlagene Pfeile, die sie von allen Seiten von den Bäumen herab auf diese Thiere regnen lassen. Viele schlagen sie auch mit ihren Rudern und Keulen (Boutous) todt. Die Jagd auf eine Art großer eßbarer Eidechsen ist wieder von besonderer Beschaffenheit. Diese Thiere leben gewöhnlich auf Bäumen, und da der Pfeil, den man nach ihnen schießt, im Holze stecken bleiben würde, so befestigen die Indier an die Spitze einen Kolben von Mais, womit die Eidechse erschlagen wird.

Bisweilen braucht man diese Menschen als Wegweiser, wenn man entlaufner Neger habhaft werden will, und ohne ihren Beistand wäre es den Weißen unmöglich, die Flüchtlinge bis in die dicken Wälder zu verfolgen. Durch ihre Hülfe entdeckt man sie aber in den undurchdringlichsten und verborgensten Wildnissen. Der Instinct, die Witterung gleichsam, welche diese Wilden in den Wäldern leitet, ist unglaublich. Eben so geübt sind sie im Schwimmen. Von der frühesten Kindheit an ist das Wasser für sie Bedürfniß und ihr Element. Ohne alle Furcht schwimmen sie im Meere und an den Mündungen der Flüsse, ungeachtet diese voll von Crocodillen, Haifischen und andern schädlichen Thieren sind. —

Die Neger und Kreolen, welche hier im Ganzen sehr gelind behandelt werden, und deren etwa 8000 sind, sind auch hier, wie überall, die Sclaven der Weißen. Die Ursachen der mildern Behandlung derselben sind mancherlei. Für's erste konnten sich die Europäer bis jetzt keine Hoffnung zu großen Reichthümern in diesem noch so sehr verwilderten Erdstriche machen. Die Gewinnsucht,

welche in der heißen Zone so hartherzig macht, hat sie daher hier weniger ergriffen. Ferner sind die Neger im Französischen Guiana unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Herrn, während daß die meisten Reichen, z. B. von St. Domingo, ihre Einkünfte in Europa verzehren und die Sorge für die Neger unbarmherzigen Söldnern überlassen, die sich zu bereichern suchen. Endlich treibt man die Sclaven nicht aufs äußerste, aus Furcht, sie möchten hier, wie in Surinam, durchgehen und in den unzugänglichen Wäldern und Gebirgen sich niederlassen. — Ihre Nahrungsmittel sind Maniok, Reiß und Salzfleisch. Die meisten werden wegen der Jagd und des Fischfangs gehalten und sie wissen sich des Pfeils und Bogens mit derselben Geschicklichkeit, wie die Indier, ja auch schon der Flinte zu bedienen.

Nichts befremdet einen Europäer, der in Cayenne landet, mehr, als die Menge der fast nackten Schwarzen und Weißen, die sich überall um ihn her drängen, und nichts verräth die Armuth der Colonie mehr als dieß. Man glaubt unter eine Gesellschaft Orang-Utangs zu kommen. In allen Häusern und Straßen begegnet man Weibern, die bis auf den Gürtel nackend gehen, und Männern, welche bloß ein Stück Leinwand um die Hüfte durch die Beine gezogen haben. Man kann sich kaum daran gewöhnen, bei Tische neben solchen Weibern zu sitzen, und von solchen Sclaven bedient zu werden. —

6.

Ortsbeschreibung.

Die vormals Französischen Colonien von Cayenne sind seit der unseligen Revolution in ihrem Aufblühen gar sehr zurückgesetzt worden und gegenwärtig in keinem bessern, ja höchst wahrscheinlich in einem weit schlechtern Zustande, als sie vor der Revolution waren. Die 12 — 1500 Weißen sind seitdem um wenig oder nichts gewachsen; denn ob man gleich viele Deportirte hierher brachte, so starben doch die meisten wieder, und die dortigen Ansiedler führen ein wahres Pflanzenleben. In den weitläuftigen Wüsteneien sehr dünn (kaum in etwa 50 Pflanzungen) gesäet und überall von Negern umgeben, hatten sie unter einander nur wenig Verbindung, weil sie sich nach gewissen Richtungen durch die in einander gewachsenen Rankendisteln*) und das undurchdringliche Gesträuch, keinen andern Weg verschaffen konnten, als wenn Neger mit dem Beile in der Hand vorangiengen. Sie besaßen meistens nur schlechte kleine Häuser, und ordentliche Wege und Land-Straßen gab und giebt es bis jetzt, (die kleine Insel Cayenne ausgenommen) gar nicht. Um zu einander zu kommen und die Waaren zu verführen, bediente man sich bisher der Flüsse und des Meers. Bisweilen machen sich denn doch einige Karawanen auf, welche die

*) Sie sind dem dicksten Rebenholze, bisweilen einem Arme an Stärke gleich, und schlingen sich so in einander, an Bäumen und Aesten hinauf und wieder herunter, fassen aufs neue Wurzel, steigen noch einmal auf und wieder zu Boden, daß sie eine undurchdringliche Brustwehre bilden. Den Negern und Indiern dienen sie statt der Stricke zu ihren Kähnen.

Magnetnadel und einige nicht sehr unterrichtete Wegweiser leiten. Da man auf keine Wirthshäuser rechnen kann, so muß man Alles bei sich führen, Hamaks, Geschirre, Decken, Essen und Trinken ꝛc. Stößt man auf eine Wohnung, so wird man sehr gastfrei und liebreich aufgenommen. —

Wie wir schon erwähnt haben, theilt man das ganze Französische Guiana in das Küstenland und die Insel Cayenne. Jenes erstreckt sich von Maroni bis an den Araouari, beinahe 90 Meilen längs dem Atlantischen Meere, und ungefähr eben so weit ins Land hinein. Die Insel wird durch die beiden Arme des Flusses Cayenne gebildet, hat gegen 10 Meilen im Umfange, ist aber voller Moräste, zum Bewohnen ungesund und bloß auf Anhöhen des Anbaues fähig. Der Pflanzungen sind in Allem nicht mehr als 50, darunter die bekanntesten und wichtigsten sind: St. Paul, am linken Ufer des Oyapok; an der Mündung des gleichnamigen Flusses; Macc'ari; eine Mission, unweit des Sees gleiches Namens (2 Gr. 10 Min. n. B.); Sinamary, ebenfalls eine Mission, am gleichnamigen Flusse; Aprouagua, eine Mission, und Militärposten am Flusse dieses Namens; Kirchdorf Roura am Ouraru: Kourou am gleichnamigen Flusse; Merion am Maroni; alle von weniger Bedeutung.

Die Insel wird durch einen 30 Fuß breiten gegrabenen Canal (la Crique fouillé) in 2 Hälften getheilt, im Norden vom Meere, im Süden von einem 60 Fuß breiten Flusse (riviére du tour de l'Isle), im Osten vom Flusse Mahouri, und im Westen vom Cayennefluß bespült. Das Land zwischen dem Mahouri und Aprouagua steht ganz unter Wasser. Die wichtigsten Niederlassungen sind an beiden Seiten des Canals. Die einzige Stadt ist Cayenne, (4 Gr. 56 Min. n. Br.) an sich ein unbedeutender Ort, aber der Sitz der Regierung, der Gerichtshöfe und des Mi-

litäre. Sie ist befestigt, liegt ganz nahe am Meere, hat einen guten Haven und höchstens 1000 — 1200 weiße Einwohner, ohne die Garnison. Die Mündung des gleichnamigen Flusses ist hier 1 Stunde breit. Die Häuser sind alle von Holz und bis auf etliche wenige, schlecht gebaut. Sie ist mit einem Wall und Graben umgeben und wird von einem festen Fort vertheidiget. Unmittelbar dabei hat man in den neuesten Zeiten eine andere Stadt gebaut, die nur durch den Graben von der alten getrennt, schon jetzt beträchtlicher und regelmäßiger ist, und breite Straßen und hübsche Häuser hat. Was das feste Land erzeugt, wächst auch auf der Insel, und die Menschen befinden sich hier besser als dort.

5.

Patagonien oder Magelhaens-Land.

1.

Name. Lage. Gränzen. Größe. Eintheilung.

Patagonien, Neu-Chili, oder Magelhaens-Land (Terra Magellanica), von dem ersten Erdumsegler, einem Portugiesen, Namens Fernando Magelhaens (Französisch Magellan), entdeckt und nach ihm benannt, ist gewissermaßen ein noch freies und unabhängiges Land; denn ob es gleich mit unter die Spanischen Südamericanischen Länder gezählt wird, ist es doch von den Spaniern so wenig, als von einer andern Europäischen Macht, bis jetzt eigentlich in Besitz genommen worden.

Es ist eine große Halbinsel und der äußerste südlichste Theil des festen Landes von Südamerica, ja selbst auf der Erdkugel, zwischen dem 41 Gr. 20 Min. der Südbreite bis zum 55 Grade, und gränzt in Norden an das Vizekönigreich Rio de la Plata, in Osten an das Aethiopische Meer, in Süden an die Magelhanische Meerenge, in Westen an die Südsee und einen Theil von Westchili. Seine Größe beträgt 22,350 Quadratmeilen. Nach den dasselbe bewohnenden Völkern wird es in 2 Hauptabtheilungen und in mehrere Völkerschaften getheilt, die großentheils als berittene Nomaden umherziehen.

2.

Natürliche Beschaffenheit. Klima. Boden. Gebirge. Wasser.

Patagonien verdient mit Recht den Namen eines kalten, wilden und unfruchtbaren Landes. Die Luft ist überaus rauh, und je weiter man nach Süden zu kommt, desto kälter wird es und desto mehr nimmt der Schnee und das Eis zu. Als Magelhaens in den ersten Tagen des Novembers dahin kam und durch die nach ihm benannte Straße fuhr, waren die Nächte nur 5 Stunden lang. Es war eine heftige Kälte, die Ufer und Berge waren noch immer, ungeachtet schon der dasige Sommer eingetreten war, mit Schnee bedeckt und es weheten rauhe Winde, bei trüben, nebeligen Himmel. Ueberhaupt ist der Himmel hier selten recht heiter, die Küsten sind fast beständig mit Nebeln bedeckt und Sturmwinde toben oft fürchterlich. Indessen ist daselbst die Kälte,

welche zum Theil von der Höhe des Bodens herrührt, nicht heftiger als in Kanada, und hat wahrscheinlich nicht einmal den Grad der Stärke und Dauer, wie hier. Die Sturmwinde, die plötzliche Veränderung der Witterung, der bedeckte Himmel ꝛc. sind nicht bloß Patagonien eigen: sie hängen vom Klima, von den Vorgebirgen, von den Bergen und Gewässern, von der Lage eines jeden Landes ab. Drei große Ozeane trennen dieses Land von den andern Theilen des Continents; fast zu allen Jahreszeiten stoßen entgegengesetzte Winde und Meerströmungen auf einander; eine hohe und lange Bergkette durchstreicht das Land, kein angebauter, noch gemäßigter Erdstrich begränzt dasselbe. Bei allen seinen Unannehmlichkeiten, die so sehr verschrieen sind, würde vielleicht eine Colonie Russen, Schweden oder Schottländer, das Leben hier ganz erträglich finden, und Ackerbau, Schifffahrt und andere nützliche Künste einführen. —

Der Boden ist an sich nicht unfruchtbar, aber aus Mangel an Cultur mit Wildnissen, Wäldern, Morästen und sumpfigen Steppenflüssen angefüllt, da ihn die herumziehenden Völkerschaften bis jetzt bloß des Holzes wegen und zu Viehweiden benutzen. Auf der Ostküste sind ziemlich weit in's Land hineingehende große, kahle und dürre unbewohnte Sandflächen, welche den Tschatscheheten im Norden und Tehueltem im Süden zu Begräbnißplätzen und zum Salzsammeln dienen. In der Gegend des Havens Desiré, einer tiefen und sichern Bai, bestehen die Felsen zum Theil aus schwarz, weiß und grün geadertem Marmor, Feuerstein und glänzendem Talkstein, ähnlich dem Krystall. Vegetabilien sind nicht in Ueberfluß, aber Pferde und wilde Ochsen und Kühe in unermeßlichen Heerden verhanden. Nach der Magelhanischen Meerenge zu ist das Land am rauhesten und wildesten, das Erdreich zerrissen und die hohen, steilen Kalkfelsen werden von beständigen Brandungen und dem erschrecklichsten Tosen der Meereswogen zerschlagen, im-

mer mehr durchlöchert und zu tiefen Schluchten gefurchet.

Mehrere Gebirgsketten, von denen die Cordilleras de los Andes den Hauptstamm ausmachen, durchstreichen das Land. Sie fangen bei der südlichsten Landspitze an, werden bald sehr hoch und durchziehen in verschiedenen Richtungen zum Theil die Mitte, besonders aber die Westseite. Mehrere enthalten Vulkane (z. B. der de los Gigantes 51 Gr. 45 Min. n. Br.) und viele sind Schneegebirge. Außer den Küsten und Vorgebirgen laufen noch einige Bergreihen von Nordwesten nach Südosten, besonders das Schneegebirge Kasuhati in den nordöstlichen Gegenden des Landes.

Unter Patagoniens Gewässern bemerken wir:

a) Die Flüsse. Der Hauptfluß ist der Gallegos. Er kommt aus dem See Kotuguape (47 Gr. s. Br.) durchströmt so ziemlich die Mitte des Landes, wendet sich dann unterm 51 Gr. 45 Min. der Südbreite nach Osten und fällt in der Bai de Nodales in den Aethiopischen Ozean. Der Machi, welcher aus Norden herabkommt und unter 41½ Gr. s. Br. in den See Pueblo de Nahuechuapi fällt. Der Rio Negro, der in den Anden entspringt und bei seinem Ausflusse in's Meer den Busen Bahia sin Fondo oder Porto de San Matthias bildet.*) Der Camarones, mit der Bai de los Camarones bei seiner Mündung (44 Gr. 50 Min. s. Br.). Außer diesen sind noch mehrere kleinere Küsten- und Steppenflüsse, welche aufzuzählen nicht die Mühe belohnt.

b) Einige Steppenseen, als den Tehuel, (welcher jedoch von Andern noch zum Vicekönigreich Rio de la Pla-

*) Von einigen Geographen wird er noch zum Vicekönigreich Rio de la Plata gerechnet.

ta gerechnet wird) den vorhin genannten Pueblo de Nahuechuapi, den Kotuguape u. a. m., die sich in den sumpfigen Thälern der ganzen gebirgigen Waldgegend an der Westseite des Landes bis südwärts zur Magelhanischen Straße, finden; nur die trockenen Sandwüsten auf der Ostküste ausgenommen, wo auch nicht einmal ein Steppenflüßchen sickert.

c) Das bemerkenswertheste Wasser in Patagonien ist die große Meerenge, Magelhanische Straße, von ihrem ersten Entdecker so genannt. Er fuhr zum erstenmal 1520 durch dieselbe; nach ihm hatten Mehrere der ältern Weltumsegler Gelegenheit, hier ihre Geduld und ihren Muth zu üben. Sie fängt beim Cap Virgin (35 Gr. s. Br.) an, geht zwischen vielen Inseln, Klippen, Untiefen und Brandungen in einer Länge von beinahe 100 Meilen, und mit einer Breite von 2 — 16 Meilen, um die äußerste Südspitze von America, in einer hin und wieder sehr krumm und gefährlich laufenden Strecke, in die Südsee, und ist den größten Theil des Jahres unaufhörlichen und sehr heftigen Stürmen ausgesetzt. Lange schifften bloß Spanier (in deren Diensten der Portugiese Magelhaens ebenfalls war) durch diese Meerenge; der Englische Admiral Franz Drake war unter den andern Europäischen Nationen der erste, der seinen Weg durch dieselbe nahm. Die vielen Strömungen, Krümmungen, Inseln, Felsen, Untiefen ꝛc. machen die Schifffahrt hier äußerst gefährlich, so daß sie den Europäischen Handel treibenden Völkern, besonders den Spaniern, Engländern und Holländern, sehr viele Schiffe und Menschen gekostet hat. Sie hat jetzt ihren nautischen Werth und Wichtigkeit verloren, seitdem die Entdeckung des Cap Horn den Schiffern einen weit leichtern Weg in das stille Meer gezeigt hat. Die gefährlichste Stelle soll in der Mitte seyn, wo viele kleine Inseln und Felsenklip-

pen den Canal verengern. Hier findet sich eine Bucht, an welcher der Port de Famine (Haven des Hungers) liegt, wo die Spanier eine Niederlassung unter dem Namen Ciudad réal de Felipe gründeten, deren erste Pflanzer aber bald vor Hunger umkamen.

3.

Vorgebirge. Küsten. Inseln. Baien. Meerengen.

Die sehr ungleichen Küsten Patagoniens bilden viele Vorgebirge, darunter die wichtigsten sind: in Osten, Lobos, Helena, St. Antonio, Rotondo, Blanco, de los Desuegos, Deseado, Barrera, Virgines, Maria; in Süden, Gregorio, Froward, Victoria, oder die Südwestspitze; in Westen, St. Lucie, Isabel, Corso, de tres Montannas, St. Trinidad ꝛc. — Die östliche Küste ist sehr sandig und kahl, um Port Desiré ein Marmorfelsen, untermischt mit Feuerstein und Talkstein, an der Magelhanischen Straße kalkartig; die äußersten Spitzen der Anden gegen Cap Froward zu sind mit Schnee bedeckt, die Seiten hingegen mit Wald bewachsen. Die westlichen Küsten sind eine Abdachung der Andengebirge und gewähren eine lachendere Ansicht als die rauheren östlichen. — Inseln sind auf der Ostseite wenige, im Süden und Westen dagegen ganze Haufen. Die bedeutendsten sind: Das Feuerland, die Falklands- und Staateninseln, Hernuten, St. Ildefons, Madre de Dios oder St. Trinidad mit ihrem Ar-

chipelag, de la Campana mit ihrer umliegenden Gruppe, de tres Montes, nebst einem Meere kleiner Inseln, der Archipelag de Chonos, unter den Chiloe-Inseln Chacao, Huafo u. a. m. Die Baien: auf der Ostseite, de todos los Santos, Haven und Bai San Antonio, Bahia Nova, sin Fondo oder Porto de San Matthias, San Georg, de Coi, de Nodales, de los Camarones, de Sardines; auf der Westseite, de la Trinidad, de Pennas, Tatoo u. a. m. Meerengen, außer der schon genannten Magelhanischen, St. André, zwischen dem festen Lande und der Insel Madre de Dios, de Fullos, zwischen la Campana und dem Continente, Ofqui bei der Insel tres Montes, u. s. f.

4.

Anbau. Naturerzeugnisse.

In einem noch so wüsten Lande, wie Patagonien ist, dessen Bewohner aus herumschwärmenden Nomaden bestehen, ist an keine Cultur des Bodens zu denken. Die Erde ist sich hier selbst überlassen, sie trägt ohne allen Anbau, wie überall, Holz, Kräuter, Gras, zur Nahrung wenig, daher die Einwohner auch bloß von der Jagd und dem Fischfange leben. Baumwolle, Honig, Wachs, Straußen, Pinguins und andere Seevögel, zahme und wilde Pferde, herumziehendes Hornvieh, Guanakos, (aus dem Hirschgeschlechte, doch ohne Geweihe), Vicacchas, (eine Hasenart) auch Jaguare, Couguare und Armadillen,

Seethiere, besonders Wallfische und Seelöwen (beide in grosser Anzahl), Schaalthiere in Menge, von deren Muscheln an den Küsten ganze Bänke gefunden werden, Krebse, vielerlei Vögelarten ꝛc. werden häufig gefunden; Niemand aber giebt sich bis jetzt mit dem Zahmmachen der wilden Kühe und Ochsen ab, nur das Einfangen und Bezähmen der Pferde ist im Gebrauche.

5.

Bewohner.

Den Nachrichten aller neuern Reisenden zufolge sind die Patagonier nichts weniger als riesenförmige Menschen. Sie sind zwar große, starke und wohlgewachsene Leute, aber um nichts größer als andere Personen von hohem Wuchse und starken Gliedern unter den Europäern und Asiaten.*) Der Abbé Vidaure sagt: „Die Patagonen, welche an Chile gränzen, und von deren Riesengröße man so viel Wesens in Europa gemacht hat, sind, so viel ich weiß, wie alle übrige Menschen. Ich habe ihrer zwei von mittlerer Größe gesehen, die nichts von Riesen ihrer Nation wußten. Sie schienen mir von sanfter Gemüthsart zu seyn, waren etwas mehr olivenfarbig als die Araucker, auch Araucanisch gekleidet, ob sie sich gleich in ihrem Lande nur in Thierhäute kleiden, und haben eine röchelnde, unregelmäßige, von der Chilesischen ganz verschiedene Sprache. Die Poyas

*) Man sehe Falkner's Beschreibung von Patagonien ꝛc. Gotha, 1775. — Des Abbé Vidaure Geschichte des Königreichs Chile, S. 207. fg. Auch Malte-Brun und Mentelle Geographie, Band 15, S. 298, folg. u. a. m.

sind einer ihrer Stämme; sie leben unter kleinen unabhängigen Fürsten und glauben ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele. Die Cesaren, welche in der Nachbarschaft von Chile wohnen sollen, und von welchen so viele Wunderdinge erzählt werden, existiren nur in dem Gehirn derer, welche gerne Wunderdinge hören und erzählen." —

Die Anzahl der Bewohner Patagoniens ist theils durch die Kriege mit den Spaniern, welche auch innerliche Kriege zwischen ihnen selbst nach sich zogen, theils durch Spanischen Branntewein und durch die Pocken sehr vermindert worden. Sie glauben zwei Grundwesen, ein gutes und ein böses. Dem Letztern schreiben sie alle Landplagen, Krankheiten, Unglücksfälle, Beschwerlichkeiten ꝛc. zu. Von Zauberern und Beschwörern, die bei ihnen Priesterstelle vertreten, halten sie, wie alle rohe Völker, sehr viel. Ihrer Abnahme ungeachtet sind sie noch immer ein Schrecken der Spanier, die alle mögliche Vorsicht brauchen, sie nicht wider sich aufzubringen. Ihre Kaziken sind zwar erblich, haben aber wenig Gewalt. Alle Gegenstände von Wichtigkeit werden in aristokratischen Versammlungen abgethan. Wenn sich mehrere Völkerstämme zu einem allgemeinen Kriege mit einander verbinden, so wird ein Apo oder Anführer gewählt. Sie zeichnen sich, so wie die Kaziken, durch Mützen mit Vogelfedern geschmückt aus. Sie sind fast alle beritten, aber ihre Pferde meistens von Spanischer Abkunft. Ihre Kriegsrüstung bestehet aus Bogen und Pfeilen, einer 6 — 7 Ellen langen Lanze, steinernen, an Riemen befestigten Kugeln, einem Helm und Panzer von doppelter Ochsenhaut oder 3 bis 4fach zusammengenäheten Antas- oder Guanakohäuten, auch Säbeln, wenn sie welche bekommen können. Manche ihrer Waffen sind sehr künstlich, zumal ihre Jagd- und Kriegsschleuder.

Die nördlichen Stämme, welche in der Nachbarschaft Spanischer Länder wohnen, haben von den Spaniern alle-

lei Arten von Producten ziehen gelernt; aber die südlichen leben noch meistens in ihrer natürlichen Rohheit, von Jagd und Krieg; Alle streifen von einer Gegend zur andern umher. Die Arbeiten zu Hause und auf ihren Zügen, müssen die Weiber, wenn sie auch schon schwanger sind, verrichten. Viele brauchen zu ihren Nahrungsmitteln auch Pferde, Guanakos, Hasen, Kasuare, selbst Ratten und Mäuse, Speisen, die eben nicht allemal gebraten oder geröstet seyn müssen. Wie alle Wilden und Kinder wollen sie Alles haben, was sie sehen. Die unruhigsten unter ihnen sollen die Tehuelten seyn, ein räuberischer, sehr kriegerischer Völkerstamm, ähnlich den im Vorhergehenden beschriebenen Araucken, übrigens auch höflich und gastfreundschaftlich. Mit ihren Kugelschleudern sollen sie auf 400 Schritte weit treffen und tödten, und bisweilen ihre Pfeile so vergiften, daß der Getroffene sich in einigen Monaten bis zum Gerippe abzehrt.

Von der Schöpfung hegen sie wunderliche Vorstellungen. Die guten Gottheiten, welche in großen Höhlen wohnen, schufen zuerst die Patagonier mit Spießen, Bogen, Pfeilen und Wurfriemen (Stein- oder Kugelschleudern), so daß sie gleich in voller Rüstung zu Krieg und Jagd hervortraten. Hierauf kamen die kleinen und schnellsten Thiere zuerst aus diesen Hölen, dann die größeren: zuletzt wollten auch die Pferde, Ochsen und Kühe heraus, allein die Tehuelten erschraken vor ihren Hufen und Hörnern dergestalt, daß sie große Steine vor die Höhlen wälzten, daher sie auch ursprünglich kein Rindvieh hatten, bis die klügern Spanier die Thiere herausließen, sie zähmten und auch zu ihnen brachten. Würden sie selbst aber ihre noch übrigen verschlossenen Höhlen öffnen, so würden noch viele neue Thierarten herauskommen. Nach dem Tode kehren sie in diese Höhlen zurück. Andere halten jedoch die Milchstraße für den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, wo ihre Vorfahren Strauße jagen, deren Federn sie den Hinter-

bliebenen in jenen flockigen Wölkchen am Himmel zeigen, die wir Schäfchen nennen. —

Ihre Wohnungen sind Binsenhütten, oder Zelte. Gegen die Kälte schützen sie sich auf mancherlei Art; die Köpfe sind jedoch, sowohl bei Männern, als Weibern, meistens unbedeckt. Letztere binden das Haar mit einem bunten wollenen Gurte hoch auf dem Kopfe in einen Schopf zusammen. Der Mantel von Thierfellen wird mit einem Gurte zusammengehalten. Er reicht bis an die Waden, die Schenkel und Füße bleiben fast nackend. Die dauerhaftesten Mäntel sind von Guanakofellen, andere von Füchsen, Fischottern, Pferdehäuten, das Rauche nach innen zu gekehrt. Das Haar dieser Thiere wird auch zu Kleidern verarbeitet und gefärbt, die sie unter den Mänteln tragen, aber auch nur kurz und kaum über die Knie reichend. Die Mitte des Körpers deckt ein kleiner Schurz bei den Weibern; bei den Männern wird ein breites Leder zwischen den Schenkeln durchgezogen und an einem Gurt befestiget. Zum Reitmantel dient eine Haut oder ein Stück Zeuch mit einer einzigen Oeffnung, durch welche der Kopf gesteckt wird, dazu Halbstiefeln von den Häuten, welche von den Lenden der Füllen unaufgeschlitzt abgestreift und mit Fett geschmeidig gemacht werden, bisweilen auch ein von den Spaniern erkaufter Hut. Ein spitziges Holz vertritt die Stelle der Sporen.

Die Weiber putzen sich mit Schnuren von Glaskorallen, welche sie an die auf beiden Seiten herabhängenden Haarzöpfe befestigen, mit kupfernen Ringen, Messingplättchen u. s. w., wie bei andern Völkern. Wenn sie reiten, haben sie einen spitzig zulaufenden Strohhut wie die Chinesen, eben solche Mäntel wie die Männer, auch sonst noch allerlei kleine Auszeichnungen, z. B. ein kleines buntes Schürzchen von Wolle, das bis an die Knie reicht, und Schnüre mit blauen Knöpfen um Hals, Arme und Schenkel. Ihr

Kinder lieben sie außerordentlich zärtlich, besonders die südlichen Patagonier und nehmen sie überall mit. Sie bereiten auch mehrere Arten Chica, oder starke Getränke, ziehen aber den Brantwein allem andern vor. Eine Art Chika wird aus beerenartigen Früchten eines Baums gemacht, und bewirkt auf einige Tage völlige Sinnlosigkeit mit wildem fierem Blicke.

Die Farbe der Patagonier ist, wie die aller Uramerikaner, kupferbraun. Die Weiber sind etwas heller gefärbt, manche ziemlich weiß, und gegen die Männer gehalten, von schönerm Wuchse. Da sie keine Augenbraunen haben, so ist es wahrscheinlich, daß sie sich dieselben ausreißen. Der Eifersucht ihrer Männer nicht ausgesetzt, führen sie ein ziemlich freies Leben und gehen ungehindert mit jedem Fremden um. Sie besorgen meistens die Beerdigungen, so verschieden auch übrigens die Gebräuche dabei seyn mögen. Bei einigen Stämmen nehmen sie dem Leichnam die Eingeweide aus und verbrennen sie. Der Körper wird skeletirt, und das Gerippe, mit Kleidern und der ganzen Rüstung ausgeziert, bei den Moluchen in viereckte, klaftertiefe Gewölbe nicht weit von ihren rußigen Hütten, bei den Puelchen und Tehuelten aber oft 70 — 80 Meilen weit von ihrem Lande, in Hütten oder Zelten über der Erde aufgestellt, und die skeletirten Pferde des Verstorbenen um diese Grabmäler herum gereihet. Während dessen geht man mit geschwärztem Gesicht um die Hütte des Verstorbenen herum, die Weiber ritzen sich die Brust und Wangen blutig, und die Männer schlagen mit langen Stangen auf die Erde, um die bösen Geister zu vertreiben. Die Wittwe muß ein ganzes Jahr in der Hütte bleiben, ihr Gesicht schwarz lassen und sich mancher Speisen enthalten. Bogen, Pfeile und Trinkgeschirre des Verstorbenen werden auch in die Grabeshöhle gebracht. Die östliche wüste Sandküste 20 Meilen südlich vom Rio Negro bis zum Cap Farewell ist ganz mit solchen Grabmälern bedeckt.

Die zwei Hauptvölkerschaften in Patagonien sind die Molutschen in den westlichen Gegenden, längs den Cordilleras der Anden, die sich aber auch nach Osten hingezogen haben, und die Tehuelten, auch Pueltschen und Tueltschen, d. i. die Ostmänner, welche den ganzen östlichen Theil bewohnen. Jene sind in 3 besondere, diese aber in mehrere andere Stämme, als Tschetscheheten, (bei den Spaniern Serranos, d. i. Bergvölker) Peguenchen, Sanguelchen, Taluheten, Diviheten, Leuwutschen (ein zahlreicher Stamm) Kallileheten, ein Bergvolk zwischen 45 und 52 Gr. s. Br., bis zur Magelhanischen Meerenge, u. s. w. eingetheilt. Außer ihnen findet man noch die Poyus, unter dem 45 — 47 Gr. der s. Br., Tschulitaukunier, über diesen Schoaukunier in Osten, über dem 50. Grade, u. a. m. Die Leuwutschen sind das herrschende Hauptvolk aller Tehuelten. Sie zeichnen sich auch durch hervorstechendere Eigenschaften des Geistes und Körpers vor andern Patagoniern aus, sind vorzüglich groß und stark, kriegerischer als die andern und Feinde der Molutschen: aber auf ihr Wort darf man sich nicht verlassen. Ihre sehr unstete Lebensart rührt von Mangel an Unterhalt in ihrem Lande her. Die Kallileheten, welche aus 3 Stämmen bestehen, wohnen theils zu Osten, theils in Westen an den Anden, in fast gleich großen Landstrichen von Norden nach Süden. Ihr, so wie aller Patagonier, Hauptgeschäft ist die Strauße- und Guanako-Jagd, wobei ihnen ihre vielen Hunde, die leichten Pferde und ihre Steinschleuder, welche der Reiter stets bei sich führt, gute Dienste thun. Auch Abiponer ziehen in Patagonien herum. Die kolossalisch gebauten Kunchet und die vorzüglich riesenmäßigen Huillichen scheinen Araucker, denn sie sind ihnen an Sitten und Sprache ziemlich gleich. Manche sollen über 6 Fuß, breitschulterig, und überhaupt ein starker Schlag von Menschen seyn, indessen der Feuerländer, die häßlichen und elenden Pescherä

eben so verkrüppelt sind, wie die Samojeden am Eismeer und die Eskimoer in Labrador.

6.

Merkwürdigste Plätze.

Bei dem gänzlichen Mangel an Anbau dieses großen und wüsten Landes ist an Eintheilung in Provinzen, an Städte und Dörfer gar nicht zu denken. Blos Niederlassungen und einzelne Colonien sind hier zu suchen. Die erheblichsten sind: Ciudad del Rey mit einem Haven, unterm 46. Grad de. s. Br. San Philippe, am Cap von San Philipp an der Meerenge. Calbuco, unter dem 41. Gr. 35 Min. s. Br., an einer Bai hinter der Insel Chakao.

7.

Noch einige Bemerkungen.

---

1. Als Ferdinand Magelhaens zum erstenmal hierher kam, sahe er die Bewohner in Thierhäute gekleidet, welche sie über die Schultern hängen hatten; um die Füße waren ebenfalls Felle gewickelt, so daß sie Pfoten wie Thiere zu haben schienen. Magelhaens bekam einen derselben auf sein Schiff und gab ihm (von dem spani-

schen Worte pata, Franz. patte, Pfote) den Namen Patagan, welches hernach die allgemeine Benennung der Einwohner und des Landes selbst wurde.

2. Magelhaens war der erste Europäer, der die nach ihm benannte Straße entdeckte, und zuerst durch dieselbe das große stille Meer befuhr und also die erste Reise um die Erde machte.

3. Mit den Französischen Seefahrern, die an diesen Küsten landeten, tauschten die Patagonier Bogen, Pfeile und Arm- und Halsbänder von Muscheln, gegen allerlei Europäische Waaren. Ihrer vier ließen sich bewegen, auf das Schiff zu kommen. Man behandelte sie gütig und reichte ihnen zu essen. Den Speck zogen sie allen übrigen Speisen vor. Zum Nachessen gab man jedem ein Talglicht, welches sie mit dem größten Appetit verzehrten. Aus Dankbarkeit bewirtheten sie am Lande die Franzosen wieder nach ihrer Art auf das herrlichste mit Pferde- und Guanakofleisch, ließen sie ohne Eifersucht bei ihren Weibern und Töchtern schlafen, beschenkten sie mit Mänteln aus Fellen und Armbändern von Muschelwerk, ja ihrer 3 — 4 legten sich über einen Jeden ihrer Gäste, um sie zu erwärmen und vor der Kälte zu schützen.

6.

Das noch freie Südamerica, oder die Länder der noch freien Südamericaner.

Unter allen bis jetzt den Europäern noch nicht unterworfenen Indianischen Nationen zeichnen sich die Karai-

ben, sowohl durch ihre Anzahl, als durch ihren Muth und ihre Thätigkeit, besonders aus. Sie wohnen großentheils in denjenigen Ländern, welche an spanische Besitzungen stoßen, in Guiana, am Orinoko, zum Theil auch auf den kleinen Antillen, an 10,000 — 12,000. Sie leben unter sich selbst in beständiger Fehde und standen vordem in gutem Vernehmen mit den Franzosen, welche einen einträglichen Tausch- und Schleichhandel mit ihnen trieben. Sie haben ihre eignen Oberhäupter und versammeln sich auf das Zeichen mit einer großen Seemuschel, wenn sie zum Kriege mit einer benachbarten Nation aufgefordert werden. „Diese Menschen, sagt Herr von Humboldt, sind unstreitig nach den Patagoniern die stärksten, kühnsten und tapfersten.“ Nach den ältern Reisebeschreibern sind sie Kannibalen oder Menschenfresser; wenigstens verzehren sie das Fleisch ihrer gefangenen Feinde mit der Gier eines Habichts oder Geiers. Es würde für die Leser ermüdend seyn, jede einzelne kleine, oft nur aus etlichen Hunderten bestehende Völkerschaft, hier anzuführen und ihre Sitten insbesondere zu schildern. Wir begnügen uns damit, nur die vornehmsten Stämme anzuführen und auf ihre Wohnplätze hinzuweisen. Die meisten halten sich in weitläuftigen Wäldern und rauhen Gebirgen in dem Innern von Südamerica, besonders in dem unermeßlichen Brasilien auf, in Gegenden, dahin noch kein Europäischer Fuß gedrungen ist, wo sie folglich, noch fern genug von der Uebermacht der Spanier, Engländer und Portugiesen, frei unter ihren eignen Kaziken, meistens sehr eingeschränkten Fürsten, leben, sich mit Jagd, Fischfang und Krieg beschäftigen, die Feld- und Hausarbeit den Weibern überlassen und eine herumstreifende Lebensart führen. Viele von ihnen sind beritten, manche zur katholischen Religion übergegangen; mehrere verehren die Sonne, den Mond, vierfüßige Thiere, geschnitzte Vögel ꝛc. haben ihre Pfaffen, die zugleich Aerzte, Zauberer und Wahrsager sind, aber keine Tempel oder Bethäuser. Einzelne Stämme,

z. B. die Kamüchirer, sind ohne Beihülfe der Europäer etwas cultivirt. Andere, als die Laguer, Guaranier ꝛc. treiben etwas Ackerbau; manche bauen Schiffe treiben damit Handel und unternehmen selbst weite Fahrten; andere sind noch völlig rohe Barbaren, auch wohl Menschenfresser, wie die Kasibyer und mehrere Karaibenstämme.

Die Sprachen aller dieser Völkerschaften sind sehr verschieden, und man zählet ihrer schon gegen 200. Viele sind blos dialektisch verschieden. Hauptsprachen sind die Quichua- (Kitschua) Sprache, die Guaranische (welche fast überall verstanden und daher auch in den Missionsländern von den christlichen Bekehrern gebraucht werden), die Mappurische, Kaliburnische, Tapuische, Galibische u. a. m. — Die Anzahl aller freien südamericanischen Indianer wird ungefähr auf 1 Million geschätzt. Wer hat sie gezählt? — Wer kennt sie alle? — Wahrscheinlich sind ihrer eher mehrere, als wenigere. Von Vielen weiß man noch nicht einmal die Namen. Aber unläugbar ist, daß Kriege unter sich sowohl, als mit den Europäern, Blattern und Brantwein ihre Zahl sehr vermindert haben. —

Außer den schon genannten Karaiben und den vorhin bei Patagonien angeführten, noch keiner Europäischen Macht unterworfenen und völlig unabhängig lebenden Moluntschen, Puultschen, Tehuelten u. s. w. bemerken wir hier als freie Indier noch:

1. Die Akkawauer, in Guiana; wenig zahlreich und weiter von den Meeresküsten nach dem Innern zu entfernt, als die Karaiben am Orinoko. Sie lebten mit den Holländern in gutem Einverständniß, sind aber treulos, tückisch, verrätherisch und wissen unter ihren Nägeln ein langsames Gift zu verbergen. Ihre kleinen

Dörfer sind mit Palissaden verrammelt, deren Spitzen ebenfalls vergiftet sind.

2. Die Woyroer, ebenfalls in Guiana, am Orinoko bis an die Colonien von Surinam. Ein grausames, verächtliches Volk, schmutzig und ekelhaft, häßlich an Farbe und Charakter, düstern Blicks, feig, obgleich von starkem Körperbau, und widrig in ihrem Betragen. Mitunter gehen sie ganz nackend, und verbreiten einen unerträglichen Geruch um sich herum. Ihre Faulheit ist ohne Gleichen. Ehe sie arbeiteten, auf die Jagd oder den Fischfang giengen, essen sie lieber Wurzeln und wilde Früchte und trinken Wasser.

3. Die Piannokotaer, welche sehr tief im Innern leben, sind Feinde der Europäer, mit denen sie nichts zu schaffen haben, nicht einmal Handel treiben wollen.

4. Die Galibyer in Cayenne bis zum Orinoko, die vorzüglichste und zahlreichste Völkerschaft des Französischen Guiana, deren Sprache auch fast allgemein verstanden wird. Sie scheinen viele Aehnlichkeit mit den Karaiben zu haben und mit ihnen eines Ursprungs zu seyn. In einem einzigen Hause leben zuweilen 20 — 30 Familien zusammengeschichtet. Unter sich sind sie sehr verträglich, und die öffentliche Sicherheit ist bei ihnen so groß, daß Tag und Nacht die Thüren offen stehen und wer will, hinein gehen kann.

5. Die Ottomachen und Arrowaken, an den Gränzen der Colonie von Essequebo, längs den Flüssen Pumeron und Kuima, auch sonst in Guiana ausgebreitet, gegen 10,000 Seelen stark; ein glückliches Völkchen, das weder Rang noch Reichthum kennt, die Quellen des Neides und Elendes bei den aufgeklärtesten Nationen. Sie leben in ihren reizenden Gefilden, wo ein ewiger

Frühling herrscht, ohne Sorgen, Kummer und selbstgemachte künstliche Bedürfnisse, ohne sich um den andern Morgen zu bekümmern. Auch über das künftige Leben, von dem sie eine dunkle Vorstellung haben, machen sie sich keine Unruhe, sondern sterben in Frieden.

6. Die Maysuren, mit den Awaniern und Cherugiern etwa 2000 Mann stark, ebenfalls in Guiana.

7. Sehr viele noch freie Völker im Innern von Guiana, als: die Maynaer, Omaguer am See Parima, etwas cultivirt, und in ansehnlichen Dorfschaften oder Flecken lebend. Die Ufer des Sees und einige Inseln desselben bestehen aus Talkstein, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt, woher die Jahrhunderte lang geglaubte Fabel von einem Goldlande, El-dorado, entstanden ist; Makusier, Maquiritarier, Guajariben, in derselben Gegend; Kiriskoter und Parabuyanen am obern Maroni, u. a. m.

8. In Neu-Granada und Peru, die Taguer, Maypurer, Kamüchier, (am Naponflusse), Laguer, Guaguaer, am Peba, Poigraber, Abaner, Dokunarier, Sipiver, Amachuakaer, Schipäer am Ukayal und in der Pampa del Sacramento, Kasiber und Karazacher am Pachitofluß, Amaruker am Abuzay, Kapanaguer am Magua, Naunaer, Kononamer, Quatosier, zwischen dem 5 — 10 Gr. der Südbreite, Piroer, Panoer am Huallaga und Pachito, Kapanaguaer, Abisgaer u. a. m.

9. In Chile, Puelschen, Arauker, Aukaer, ein Hauptstamm von vielen andern Geschlechtern, Kunchier, Huilicher, Serraner, Molutschen.

10. In Paraguay, Sekonduer, Lenguaner, Abiponer (zahlreich) Mokoker, Yayaer, Mbayaer, Monteser, Boaer, Charruaer u. s. w.

11. In Brasilien, Tupinamber, beinahe überall in diesem weiten Lande umher zerstreuet, Tapuyer, als allgemeiner Name aller noch nicht unterjochten Völker, Karianer, Arinagoter, Umaretibitanner, Utaeaer, Karpinaer, Yoemanaer, Pauscher, Puvaer, Huariwaer, Zuriner, Maraguaer, Guarinumaer, Topiquaer, Bororoer, Arakater, Aperaer u. a. m. Man zählt ihrer über 150 einzelne Stämme. Die Meisten leben ohne alle bürgerliche Verfassung, als Reinwilde und rohe Barbaren, und kennen weder Eigenthum noch Unterschied der Stände; die ältesten Familienväter sind die Oberhäupter, Priester und Aerzte, denen man einen unbedingten Gehorsam leistet und die einige Vorzüge vor andern voraus haben.

Die Geschirre und Handgeräthe der meisten dieser Indianer sind sehr einfach, jedoch zu ihren Bedürfnissen vollkommen hinreichend. Einige Töpfe und Schüsseln von einer schwarzen Erde, die sie selbst verfertigen, einige Säcke, Schläuche, Körbe und Kürbisflaschen, ein Stein zum Mahlen und Zerreiben, machen ihren ganzen Hausrath aus, den sie auch leicht auf ihren Wanderungen mit sich führen können. — Statt des Kalenders brauchen sie eine Schnure oder Saite mit Knoten. Ihre musikalischen Instrumente sind eine Art Hirtenflöten, Tutu, aus einem Rohr oder sehr dicken Binsen gemacht, deren Töne so ziemlich dem Brüllen eines Ochsens ähnlich sind und weder Harmonie noch Abmessung haben; dann eine andere Flöte, Quarta, die aus mehreren neben einander gestellten und verbundenen ungleichem Rohr- oder Schilfhalmen besteht und den kleinen Papageno- oder Orgelpfeifen*) in der Gestalt gleicht,

*) Der bei Ovid vorkommende Syrinx der Geten und Sarmaten, der bei einigen andern Dichtern die Schallmey des Pan.

aber ebenfalls abscheulich klingt. — Unter ihre Waffen gehört, außer Bogen und Pfeil, auch noch eine aus sehr schwerem und hartem Holze gemachte, schon vorhin angeführte Keule, die sie Aputu nennen, und an welche sie oft noch einen spitzigen Stein befestigen. Ein Schlag damit zerschmettert unausbleiblich die Hirnschaale.

7.

Die Inseln.

Im Osten, Süden und Westen von Patagonien liegen mehrere Inselgruppen, die zum Theil unfruchtbar und unbewohnt, zum Theil noch nicht recht bekannt sind. Die vornehmsten sind: Das Feuerland mit den umliegenden kleineren Eilanden, die Falklandsinseln, Madre de Dios, de la Campana, de tres Montes, der Archipelag de Chonos oder die Chiloeinseln, die Orlowsinseln, Neu-Georgien und Sandwichsland.

I.

Feuerland oder Terra del Fuego.

Diese große Insel nebst mehreren kleinern, welche zusammen über 1530 Quadratmeilen enthalten, hat ihren Namen von Magelhaens bekommen, weil die Mann-

schaft auf seinen Schiffen, bei der ersten Durchfahrt durch die von ihm benannte Meerenge, auf den Küsten viele von den Wilden gegen die Kälte angezündete Loderfeuer wahrnahm. Sie wird durch die Magelhanische Straße von Patagonien getrennt, und liegt zwischen dem 52 Gr. 30 Min. und dem 55. Grad 45 Min. ſ Breite. Der eigentlichen Südspitze von Südamerica liegt sie südöstlich, und ihre Nordküste läuft mit der Südküste des festen Landes ziemlich parallel, so daß man deutlich siehet, daß sie durch die dazwischen getretene Meeresfluth gewaltsam vom festen Lande ist abgerissen worden. In Osten wird sie durch die Straße la Maire (welche von einem Holländer dieses Namens gefunden und zuerst befahren wurde), von der Staateninsel getrennt. Die Fahrt durch die Magelhanische Meerenge ist, wie bereits bei Patagonien schon bemerkt wurde, mit vielen Gefährlichkeiten verbunden und erfordert oftmals 2 bis 4 Monate Zeit, weßhalb sie jetzt wenig oder gar nicht mehr unternommen wird; da hingegen der Weg durch le Maires Straße und am Cap Horn (der Südspitze von l'Hermite-insel) vorbei gewöhnlich in einem Monat geendigt ist, daher man auch in den neuern Zeiten diesen Lauf immer jenem vorgezogen hat.

Das Klima ist äußerst rauh und unfreundlich; im Winter strenge Kälte, und selbst im Sommer auf den hohen kahlen Gebirgen der Nordseite und in den benachbarten Thälern Schnee und Frost. Dicke Nebel bedecken beinahe beständig die Küsten und man glaubt in Kamtschatka zu seyn. Indessen ist es doch nicht so kalt, als es von manchen Reisenden beschrieben worden ist, denn es wachsen daselbst ebenfalls Blumen, Gras, Pflanzen und Bäume. Man findet die vortrefflichsten, antiscorbutischen Kräuter, welche den Seefahrern so heilsam sind, z. B. Kresse, Löffelkraut, wilder Sellerie ꝛc. Der Boden ist zum Anbau wenig, höchstens nur auf der Ostseite, geschickt, wo auch an mehreren

Oeten Waldungen sind, aber auch hier sind die Sommer kalt und hindern das Wachsthum. Es finden sich zwar viele Berge, unter denen auch Vulkane sind, zumal auf der Nordseite und selbst im Innern, an der Küste hohe, rauhe und wüste Klippen, doch aber auch hin und wieder fruchtbare Thäler und Ebenen. Die Berge sind zum Theil sehr hoch, schwarz, felsig, voll rauher, in die Höhe ragender Gipfel, mit ewigem Schnee bedeckt. Die Gebirge an der Magelhanischen Straße haben besonders eine ungemeine Höhe und übertreffen bei weitem die auf der nördlichen Halbkugel, welche unter gleichen Parallelen liegen. Hier wächst wenig oder nichts. Schrecklich sind die Küsten der Magelhanischen Straße entlang. Selten haust hier ein lebendes Geschöpf, selten erblickt man eine wirthliche Hütte, nur einzelne Seevögel krächzen hin und wieder. Die Flammen mehrerer Vulkane erleuchten die trübe Luft und den ewigen Schnee, ohne ihn zu schmelzen. Das Meer dringt hier durch unzählige Canäle ein, aber die Durchgänge und Schluchten sind so schmal, die Strömungen so heftig, die Winde so ungestüm, daß der Schiffer sich kaum in dieses zerstörende Labyrinth wagt. Nichts ladet ihn auch dazu ein; Lavastücke, Granit- und Basaltfelsen, wild durcheinander geworfen, bilden ungeheure Klippen und Abschüsse, Trümmern und Abgründe, oder tiefe Schlünde, unter denen die brüllenden Wellen tosen. Bisweilen unterbricht ein prächtig schäumender Wasserfall die öde Stille; Seehunde von allen Gestalten spielen in den Buchten, oder ruhen mit ihren schwerfälligen, plumpen Massen an dem flachen, sandigen Ufer. Möven, Fettgänse und andere Vögel des Antarktischen Oceans verfolgen daselbst ihre Beute, oder flattern mit widrigem Geschnatter umher.

Von ähnlicher Beschaffenheit ist auch die Süd- und Westküste und die Natur der übrigen Inseln. Cook entdeckte hier einen Haven, den er Weihnachtshaven nennte, und welcher von großem Nutzen für die Seefahrer

ist, welche um das Cap Horn segeln. Diesen Weg nehmen jetzt (seit 1616, de la Maire und Wilhelm Schouten zum erstenmale diese Fahrt versuchten) fast alle neuern Seefahrer, wenn sie in die Südsee steuern wollen, da alle vorhergehende durch die Magelhanische Meerenge, wo sie mit so vielen Gefahren zu kämpfen hatten, gegangen waren. Merkwürdig ist auch die von den Schiffern besuchte Bai des glücklichen Fortganges (du bon succés) an der Ostküste. — Die übrigen herumliegenden, meistens unfruchtbaren, eben so kalten, als gebirgigen Inseln heißen: die Staateninsel in Osten, durch die Straße le Maire vom Feuerlande getrennt, mit der Bai de nouvelle An, noch rauher und fürchterlicher als das Feuerland; die Insel l'Hermite in Süden, mit dem Cap Horn, der südlichsten Spitze von Südamerica, Isle nouvelle, die Evouts- und Barneveltsinseln, die Insel St. Ildefons u. a. m. Hunde, Seekälber, Seelöwen, Füchse, Haasen, auch Pferde, sind die Säugethiere, welche man auf den meisten dieser Inseln findet; aber Landvögel, als Habichte, Adler, Geier, und Wasservögel, besonders Möven, Enten, Fettgänse, Fische, Schaal- und Muschelthiere, giebt es im Ueberflusse.

Die Einwohner dieser Inseln, die Feuerländer, Pescherä's, an der Zahl etwa 2000, welche auch an der Südspitze Patagoniens hausen, sind klein und äußerst häßlich und schmuzig, zwar munter, gefällig und gastfreundlich, aber höchst ungebildet und noch auf der untersten Stufe der Menschheit. Sie sind höchst wahrscheinlich aus Patagonien über die Meerenge hierher gekommen und bestehen ohne Zweifel aus mehreren verschiedenen Stämmen, oder vielleicht gar einzelnen Völkerschaften. Sie sehen zum Theil so verkrüppelt, zerlumpt und verhungert aus, daß man sie für die elendesten Geschöpfe der Erde zu halten genöthiget ist. Die meisten sind ursprünglich weiß, wie die Europäer, an-

dere olivenfarbig, bemalen sich aber mit Farben und sind so mit Schmuz überzogen, daß man die eigentliche Farbe ihrer Haut nicht unterscheiden kann. Dickköpfe mit breiten Gesichtern, platten Nasen, und hervorstehenden Backenknochen, dumm und stumpfsinnig, von welchen man kaum 3 oder 4 Worte zu hören bekommt, und darunter am häufigsten das Wort Pescherähh, daher sie auch nach diesem Worte benennt wurden. Das mit Thran eingeschmierte schwarze Haar hängt ihnen zottig um den Kopf; der Ausfluß der Nase wird von dem garstigen offenen Munde aufgefangen; das Kinn ist mit einzelnen Borsten besetzt, der Unterleib, troz der breiten Schultern, ganz eingeschrumpft, die Beine sind bei starkem Knie dünn und krumm. Es fehlen ihnen die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens; ihre Kleidung besteht aus Seehundsfellen; ihre erbärmlichen Hütten, in Form der Zuckerhüte, sind beständig mit den erstickendsten Dünsten angefüllt und so wenig verwahrt, daß der nördliche Europäer mitten im Sommer darin erfrieren möchte. Sie leben von nichts als Fischen, Muschel- und Schaalthieren, welche die Weiber mit Stöcken von den Felsen ablösen, oder mit geflochtenen Körben fischen, von verfaulten Vögeln und stinkendem Seehundsfleisch, das man von den Knochen abnagt. Dennoch denken sie auf nichts so sehr, als ihren Putz und Zierath. Sie bemalen sich nicht nur mit farbigen Erden, sondern machen sich auch aus kleinen Knochen und Muscheln Arm- und Halsbänder, und lieben nichts mehr als rothe Glaskorallen.*) Auf dem Kopfe tragen viele Federmützen. Andere haben rothe und weiße Streifen auf der Haut. Ohne Neugierde sehen sie Alles gleichgültig an, und bezeigen höchstens einige Spur von

*) Im Museum zu Kassel und Göttingen, welche überhaupt ungemein reiche Sammlungen von südländischen Merkwürdigkeiten enthalten, findet man dergleichen Halsbänder von niedlichen schillernden Schneckchen.

Freude, wenn man ihnen Glaskorallen und Spiegel zeigt und schenkt.

Die an der Bai des glücklichen Fortganges scheinen etwas civilisirter. Als Biron durch die Magelhanische Straße hierher kam, fuhren ihm die Einwohner mit ihren Kanoten entgegen, und begaben sich auf geschehene Einladung ohne Furcht oder Schüchternheit auf seine Schiffe. Sie schienen außerordentlich dumm und konnten besonders den Gebrauch der Messer, die man ihnen zum Geschenk anbot, nicht begreifen. In einem andern Theile der Meerenge aber hatten sie über die ertheilten Geschenke eine große Freude, tanzten und sangen am Bord der Schiffe, schienen weniger stumpfsinnig, bezeigten über die Europäischen Sachen ihre Verwunderung, besonders über die Spiegel, freueten sich, da sie lächelnd von dem Bilde im Spiegel wieder angelächelt wurden, und brachen dann in ein lautes Gelächter aus. Ihre Kanots waren aus Baumrinde gemacht und wurden von den Weibern gerudert. Sie hatten auch Bogen und Pfeile, die sehr sauber gearbeitet, mit Federn geschmückt und mit Krystall- oder Schieferspitzen versehen waren. Auch Zauberer hatten diese Menschen. Wo sie einige Zeit sich aufzuhalten gedenken, dafern Nahrung für sie gefunden wird, bauen sie sich die oben genannten Zuckerhutförmigen Hütten, die aus einem Paar an den Spitzen zusammengebogenen Pfählen bestehen und an der Wetterseite mit Zweigen, Gras oder Fellen bedeckt sind. An der andern Seite befindet sich der Eingang, wo gewöhnlich ein Feuer brennt, um welches, selbst mitten im Sommer, die frierende Gesellschaft zitternd umher sitzt. —

2.

Die Malouinen oder Falklandsinseln.

Diese Inseln liegen im Osten von Patagonien, der östlichen Einfahrt der Magelhanischen Meerenge gegenüber, und von derselben 55 Meilen, so wie von der Staateninsel 40 Meilen gegen Nordost entfernt, zwischen 51 und 52½ Grad Südbr. und 40 — 44 Gr. westlicher Länge. Sie sind ein Archipelag von 2 größern und mehreren kleineren Inseln, zusammen 160 Quadratmeilen groß. Die beiden größern Inseln werden durch den Falklandscanal, oder, wie ihn die Spanier (die jetzigen Besitzer dieser Inseln) nennen, San Carlos-Sund, von einander getrennt und heißen, die westliche, Falkland, die östliche aber Solebad. Sie haben nach und nach von ihren Entdeckern verschiedene Namen erhalten. Der Englische Seefahrer Richard Hawkins, welcher sie 1593 zuerst entdeckt haben soll, nannte sie Maidenland (Mädchen- oder Jungfernland), der Königin Elisabeth zu Ehren, deren (durch die Geschichte wenig begründete) Jungfrauschaft dadurch verewigt werden sollte. Allein das Land, welches Hawkins sah, scheint eher ein Stück des festen Landes, (vielleicht Patagoniens) zwischen 49 und 50 Gr. s. Br. gewesen zu seyn. 1598 sah Sebald de Wert die kleinen Inseln, welche die größern Falkland umgeben, und nannte sie nach seinem Namen Sebaldinen. 1683 fand der Engländer Cowley in dieser Gegend auch eine Insel, welche er Peppys benannte, dem Secretär des damaligen Großadmirals von England, Herzogs von York, zur Ehre. 1689 kam der Englische Seecapitän Straghan (nach Andern Strong) hierher und entdeckte zuerst den Canal, welcher die beiden größern Inseln trennt, und gab ihm den Namen Canal von Falkland, von seinem Gönner, dem Lord Falkland,

elche Benennung in der Folge auf die Inseln selbst über-
ng. Im Spanischen Successionskriege von 1700 bis 1708
fuhren einige Französische Seefahrer auf ihrer Hin- und
erreise von und nach der Südsee, diese Gewässer, beson-
rs Porée von St. Malo, erblickten ebenfalls diese
nseln und nannten sie Malouinen, welchen Namen
auch noch jetzt in Frankreich und Spanien führen. Ad-
iral Roggewein sahe sie 1721 ebenfalls und nannte
seinem Vaterlande zu Ehren Südbelgien. Keiner
n allen diesen hat sie aber zum ersten Mal gesehen, denn
on Americo Vespucci fand sie 1502, so daß sie
ohl eigentlich Vespucci's Inseln heißen sollten. Die
einere östliche wurde 1764 von Bougainville Port
ouis genannt und von den Franzosen den Spaniern ver-
uft. Jetzt eignen sich sowohl diese, als alle übrigen, die
ngländer zu. —

Klima und Luft sind sehr gemäßigt. Der Schnee
ibt kaum ein Paar Monate auf den Bergen und einige
ochen in den Niedrigungen liegen. Die Flüsse frieren
r nicht zu, und die gefrornen Seen trugen nie über 24
unden Menschen. Nur ist die Witterung sehr veränder-
h, oft hagelt es (wie bei uns) mitten in der heißen Jah-
szeit, und die häufigen Nebel, welche der Ostwind den
nseln zuführt, verstatten wenige recht heitere und warme
age, und machen den Sommer unfreundlicher, als er ge-
öhnlich in den südlichen Ländern zu seyn pflegt. Der Bo-
n ist zwar bergig, aber doch des Anbaues fähig, wenn
nur erst durch Menschenhände bearbeitet würde; weil es
er hieran fehlt (denn die Inseln sind ganz menschenleer),
ist Alles noch der Natur überlassen. Eine beträchtliche
ebirgsreihe durchschneidet die beiden größern Inseln von
sten nach Westen, die von der Südseite her einen sehr
lden Anblick gewähren und den kahlen, rauhen Felsen des
uerlandes ähnlich sehen. Die kleinern sind zum Theil blo-

ße Felsen und Seeklippen. Kleine Bäche ergießen sich allenthalben in's Meer, und bewässern den Erdboden reichlich. Man findet auch Moor- und Torfgegenden, und wenn man die Erde nur etwas durchwühlt, Quarz, Feuersteine, gelben und rothen Ocker.

Es wächst hier nicht nur sehr hohes Gras, Sauerampfer, wilder Sellerie, Haidekraut und andere Kräuter, sondern es kommen auch Europäische Gartengewächse fort. Bäume finden sich hingegen nicht, doch wird der Mangel des Holzes hinlänglich durch Torf und Treibholz von der Patagonischen Küste her ersetzt. Die Engländer zogen hier Kartoffeln, Möhren, Rüben, Spinat, Kohl, Kresse, Gurken ꝛc.; auch Erbsen würden fortgekommen seyn, wenn der Mäusefraß nicht zu arg gewesen wäre. Getraide wollte nicht fort, auch Zwiebeln, rothe Rüben, Rettige, Radiesen ꝛc. trieben bloß in's Kraut.

Die übrigen Naturgaben sind: Füchse, (andere vierfüßige Thiere giebt es hier nicht, denn Ziegen, Schweine, Schaafe, Rindvieh, Kaninchen, die alle sehr gut fortkommen, sind erst von den Europäern hierher gebracht worden) Pinguinen oder Fettgänse, deren Eier in zahlloser Menge im Grase liegen, wilde Enten, Gänse, Schnepfen und andere Vögel, zu ganzen Schaaren (die Gänse kann man, ohne daß sie scheu werden, mit Stöcken todtschlagen); Seelöwen, Seebären, Seewölfe (15 — 20 Fuß lang und 8 — 10 im Umfange) Robben, Wallfische und andere thranreiche Säugethiere, Fische ꝛc. giebt es in ungeheurer Menge. Besonders wichtig und einträglich könnte auch der Wallfischfang in diesen Gewässern werden. Ungeachtet diese Inseln von den nach der Südsee Schiffenden häufig besucht werden, hat man doch darin erst kleine Versuche gemacht,*) auch bis jetzt noch keine Niederlassung hier gegründet; denn Port Sa-

*) Nur zuweilen sind diese Inseln von Englischen Wallfischfängern besucht worden.

bad oder Berkleysund auf der östlichen, und Port gmont auf der westlichen Insel sind 1774. jener von n Spaniern, dieser von den Engländern, freiwillig wieder rlassen worden, ungeachtet beide zu den besten Häven der rde, wenigstens auf dieser Halbkugel, gehören.

Die Gummibäume erreichen hier nur eine Höhe von — 4 Fuß, geben aber das vortrefflichste elastische Harz, elches sich in der Luft verdickt und einen sehr gewürzreichen eruch hat. Im Weingeiste läßt es sich zum Theil auflösen, id angezündet läßt es ein bräunliches Oel zurück. — Unter m Treibholze fand Bougainville Bäume von der icke seiner Schiffstonnen. Die meisten Europäischen Seehrer, welche in diese Gegenden kommen, nehmen hier lches ein.

Der Archipelagus de los Chonos, oder die hiloeinseln, welche im Vorhergehenden beschrieben sind, greifen eigentlich nur die zwischen dem 41. und 46. Gr. der üdbreite liegenden Inseln, wovon Chacao und tres ontes die erheblichsten und größten sind. Man kann er die großen Inseln Campana oder St. Barbara wischen 48 — 49 Gr. s. Br.), Madre de Dios (49 e. 50 Min. — 51 Gr.) und St. Lucie (unter voriger) it dazu rechnen. Die Inseln zwischen Chacao und dem fe en Lande, und um und über tres Montes, gegen 3000 an r Zahl, sind meistens unbewohnt, noch wenig bekannt nd gar nicht angebaut.

Die Orlowsinseln, vom Capitän Krusenstern st vor wenigen Jahren entdeckt, und dem Grafen Or. ow in Rußland zu Ehren also benannt, liegen unfern des

Cap Horn unter dem Feuerlande südlich. Die Einwohner, ein eben so armseliges Völkchen, als die Pescherähs auf dem Feuerlande, nennen sie selbst Main-Tualin. Der beste Platz ist Krisenoi, von einer in diesem Himmelsstriche unerwarteten Bauart und Regelmäßigkeit.

Neu-Georgien und Sandwichsland mit St. Peters Insel, gehören zum Beschlusse noch hieher, wegen ihrer Nachbarschaft mit den Malouinischen oder Falklandsinseln, welchen sie südöstlich liegen. Alle 3 wurden im Jahr 1775 von Capitän Cook berührt und zuerst entdeckt. Die St. Petersinsel und Neu- oder Südgeorgien (zum Unterschied von der Insel gleiches Namens in Australien) liegt zwischen dem 54. und 55. Gr. s. B., und soll schon einmal von la Roche 1675 gesehen worden seyn. Beide sind mitten im Sommer fast bis zur Wasserfläche mit Schnee und Eis bedeckte Felsen, die nach Forster weiter nichts als 2 Pflanzenarten, Dactylis und Ancystrum, kümmerlich hervorbringen. Der einzige Landvogel ist die Lerche; Fettgänse und Meerkälber sind in Schaaren da und theilen sich ruhig in diese traurige Wüste. Eine Insel an der Südspitze heißt die Coopersinsel. — Sandwichland, das bis jetzt bekannte südlichste Stück Fels des Erdbodens, liegt dem Südpol noch 4 Grad näher als Neugeorgien und St. Peters Insel, von der letztern etwa 75 Meilen weiter nach Südosten, ebenfalls von Cook 1775 zuerst entdeckt, scheint ein Archipelag von Steinklippen zu seyn, die, ohne die mindeste Spur von Vegetation, mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind. — Nördlicher liegen die Saunders- und die Lichtmeßinseln, und westlich vom Feuerlande Drake's Insel und Drake's Haven, beide unter dem 56. Gr. der Südbreite, ebenfalls völlig unfruchtbare, von Eis und Frost starrende Felsen.

Süd-America.

Fünfte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Theile und Länder.

III.

Mittel-America oder Westindien.

Beschreibung der einzelnen Länder.

Unter allen Ländern der neuen Welt ist dieses unstreitig der interessanteste und für die Europäer wichtigste Theil, so wie der größte und reichste Archipelag auf dem ganzen Erdboden. Die Menge der Inseln ist beinahe unzählbar; die meisten sind sehr klein und unbewohnt, und liegen theils einzeln zerstreut, theils in großen Gruppen bei einander. Kaum wird wohl eine Gegend der Erde häufiger besucht, als diese. Aber gleichwohl wird auch schwerlich eine gefunden werden, wo die Europäische Herrsch- und Gewinnsucht mehr Zunder zur Entflammung so mancher Kriege hingeworfen hat, als diese: auch werden gerade hier die meisten Afrikanischen Neger der unmenschlichsten Grausamkeit und Habsucht aufgeopfert. — Um auch hier einer gewissen Ordnung zu folgen, bleiben wir dem einmal gewählten Plane getreu, und betrachten diese große Inselwelt A. Im Allgemeinen, B. Insbesondere, unter welcher Ansicht sie in 3 Hauptgruppen zerfällt: 1. In die großen Antillen. 2. In die kleinen Antillen. 3. In die Bahama- oder Luccaischen Inseln.

A. Mittel = America oder Westindien im Allgemei

I.

Name. Lage. Eintheilung. Gränzen. Größe.

Der Westindische Archipelag, auch Wes
dien schlechtweg, imgleichen Mittel-America,
die Mittel-Americanischen Inseln, Antil
und Zuckerinseln genannt, begreift das gesammte n
Inselreich zwischen Nord- und Süd-America, dehnt
von Osten nach Westen nahe an 300 Meilen aus, liegt
in der heißen Nordzone zwischen dem 10. und 28. Grad
Br. und 40. — 69. Grad w. L., im Westatlantischen
re, vom Eintritte des Mexicanischen Meerbusens bis an
Mündungen des Orinoco und schließt mithin diesen
selbst, so wie auch den Caraibensee mit ein. Den Na
Westindien (worunter man nicht selten auch ganz Am
ca versteht) gab man diesem Theile von America zum Un
schied von dem schon vorher bekannten Indien, weil
meinte, daß die von Columbus entdeckten Länder
Theil von diesem Indien wären, das sich bis so weit
streckte, zu welchem man aber nicht anders kommen kön
als wenn man von Europa aus westlich steuerte. Von
ser Zeit an wurde auch erst das eigentliche Indi
dahin man östlich schiffet, Ostindien genannt.
Namen Zuckerinseln, hat dieser Archipelagus von sei
Hauptproducte, dem Zucker, erhalten, womit er
größten Theil von Europa von jeher versorgt hat. —
Größe überhaupt läßt sich bis jetzt, da man die kleine
noch nicht genau kennt, unmöglich ganz genau angeb
Bei den größeren wird sie weiter unten bestimmt werd
Man theilt sie, wie bereits erwähnt ward, in die gro

und kleinen Antillen *) und in die Bahama- oder Luccaischen Inseln ein; in einer anderen Hinsicht spricht man auch von Inseln über und unter dem Winde. —

2.

Andeutungen aus der Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung.

Diese Inseln waren die ersten, welche Columbus (und nach ihm Andere) auf seiner Entdeckungsreise in der neuen Welt sahe, auf denen er landete und sie in Besitz nahm. Er nannte die erste, welche er entdeckt hatte und die ihm zu seiner Errettung half, San-Salvador. Sie ist aber unter dem Namen Guanasain, den ihr die Eingebornen gaben, bekannter und gehört zu den Luccaischen- oder Bahamainseln. Er sah noch verschiedene andere Inseln und berührte drei der größten, die er Santa Maria Conception, Ferdinandina und Isabella nannte. Da aber ihr Boden, ihre Producte und Bewohner denen von San Salvador ziemlich ähnlich waren, hielt er sich bei keiner derselben lange auf, sondern steuerte südwärts und entdeckte die große Insel Cuba und bald nachher Hispaniola oder St. Domingo, oder Haity, wie sie von den Eingeborenen genannt wird. Seine Nachfolger entdeckten nunmehr ohne Schwierigkeit eine Insel nach der anderen, nachdem erst die Bahn gebrochen war und man die Schätze hatte kennen gelernt, welche hier zu hohlen waren.

*) Nach der allgemein angenommenen Meinung ist der Name Antillen dieser Inselgruppe durch die ersten Schiffer gegeben worden, um anzuzeigen, daß diese Inseln vor dem neuen Continente lägen, ante-insulae, gleichsam Antilles wären. Ob diese Ableitung die richtigste ist, mag dahin gestellt bleiben.

Mehrere Europäische Regenten sind gegenwärtig
Herren dieser gesegneten Länder. Die Spanier besitz
Cuba und Portorico; die Franzosen (vor der Rev
lution) St. Domingo (doch immer nur einen Theil davo
indem das bei weitem größte Stück den Spaniern, das Gan
jetzt den Negern gehört, welche einen eigentlichen Freistaat e
richtet haben), Guadeloupe, Martinique, Desira
de, Maria galante, St. Martin, Tabago, S
Lucie, die Heiligeninseln, St. Eustach, Sab
und Curaçao; die Engländer (welche gegenwärtig i
Westindien beinahe allein die unumschränkten Herren sind
Antigua, Jamaica, Dominique, St. Christop
Anegada, Anguilla, Tortola, Spanishtown
Newis, Montserrat, Barbados, St. Vincent
Grenada und die Grenadillen, Trinidad und di
Bahamainseln; die Dänen haben St. Thomas, S
Croix und St. Jean; den Schweden gehört allein di
Insel St. Barthelemy.

Die Constitution in den einzelnen Inseln richte
sich — mit Ausnahme von St. Domingo, wo beinah
durchaus ein Negerstaat eingerichtet ist, — meistens
nach der Verfassung der Mutterländer, und die meisten wer
den durch besondere Gouverneure regiert.

3.

Klima und natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer. Wichtigkeit dieser Inseln.

Da alle diese Inseln in der heißen Nordzone liegen, s
ist das Klima und die Witterung so ziemlich auf Alle
dasselbe, mit Ausnahme zufälliger Verschiedenheiten, wel

che die besondere Lage, die Beschaffenheit des Bodens und der bessere oder schlechtere Anbau desselben mit sich bringen. Zwischen den Wendekreisen liegend und beständig den senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, sind sie das ganze Jahr hindurch der größten Hitze unterworfen, welche unerträglich seyn würde, wenn sie nicht durch die Seeluft abgekühlt würde und nicht starke Regen die Luft erfrischten, den Boden anfeuchteten und Menschen und Thiere erquickten, die bei der langen Dürre, welche gewöhnlich vom Januar bis zu Ende des Mai dauert, verschmachten müßten. Den größten Theil des Jahres ist der Himmel ganz frei von Wolken, wie im mittäglichen Frankreich in den schönsten Sommertagen, und man kennt nur 2 Jahreszeiten, die nasse und die trockene. Jene dauert vom Ende des Mai bis zum Januar, diese von da bis in den Mai. So wohlthätig jene auch zur Erfrischung und Abkühlung der Luft wirkt, so hat sie doch dabei den Nachtheil, daß dadurch die Atmosphäre so feucht wird, daß in kurzer Zeit Alles in Fäulniß übergeht, das Brod schimmelig, der Wein sauer und das Fleisch oft in 12 Stunden stinkend wird. Diese Regen in Westindien (so wie auch in Ostindien) ergießen sich in Strömen wie Wolkenbrüche herab, die Flüsse schwellen in wenigen Minuten davon an und das flache Land wird bald überall wie von einer Fluth überschwemmt. Diese Regen machen hier den einzigen Unterschied der Jahreszeiten; die Bäume sind das ganze Jahr hindurch grün; man kennt weder Kälte, noch Eis, noch Schnee. Schloßen und Hagel fallen zuweilen, jedoch nur äußerst selten. Mit dem letzteren sind gemeiniglich schreckliche Stürme verbunden, wobei der Hagel sehr groß und schwer ist. Alle Metalle werden in dieser Jahreszeit vom Rost angefressen und in Kurzem davon verzehrt, die Wolle der Schaafe verwandelt sich in Haare und überhaupt arten hier die größten und stärksten Europäischen Thiere in Americanische Kleinheit und Kraftlosigkeit aus. Diese ätzende Feuchtigkeit trägt auch eben so

sehr als die Hitze dazu bei, das Klima für jeden Europäer ungesund und unerträglich zu machen.

Während dieser Regenzeit, besonders im Monat August (seltener im Julius und September), ereignen sich auch die meisten Orkane, die schrecklichste Geißel dieser Länder, welche oft binnen 24 Stunden die Arbeit vieler Jahre zerstören und die schönsten Felder in Wüsteneien verwandeln. Gemeiniglich sind Wolkenbrüche, Donner und Blitz und Uebertreten des Meeres, bisweilen auch die schrecklichsten und verheerendsten Erdbeben damit verbunden. Als Beispiel ihrer Zerstörungen werden ganze Felder mit Zuckerrohr in die Luft gehoben und auf der Oberfläche des Landes herumgeworfen. Die größten Bäume werden mit den Wurzeln herausgerissen und wie Holzstücken in der Luft herumgeschleudert, Windmühlen in einem Augenblicke über den Haufen gestürzt, die stärksten Anker, Balken, Eisenstangen, eingemauerte Kessel, Lagerbäume u. s. f. aus der Erde herausgerissen und in Stücken zerbrochen, Dächer abgedeckt, Häuser fortgeführt, und die Fluthen, die in einer Stunde zu einer Höhe von 5 — 6 Fuß steigen, wälzen sich mit unwiderstehlichem Ungestüm über die Einwohner und schwemmen sie mit sich in den Schlund des Verderbens.

Die regelmäßig herrschenden Winde sind die aus Osten und Nordosten, welche die erschreckliche Hitze mäßigen; hingegen die aus Süden und Westen wehenden veranlassen meistens jene verheerenden Orkane und Erdbeben, welche beinahe alljährlich wüthen. Wegen des öfteren und bisweilen plötzlichen Umspringens dieser Winde, zumal in der Nähe der größeren Inseln, sind die Schiffer genöthiget, auf der Hinfahrt nach Westindien ganz andere Wege und Jahreszeiten als zu der Rückfahrt, zu wählen. Eben so wenig können sie zu allen Tageszeiten (weil bei den größeren Inseln periodische Tageswinde statt der herrschenden Passate eintreten)

n den Küsten der Inseln landen, noch in ihre Häven ein-
laufen, oder aus ihnen abfahren. Bei der Rückfahrt von
uropa steuern daher die Schiffe mehr südwärts, um bald
n die Breite zu kommen, wo die östlichen Passatwin-
e wehen, welche das Segeln ungemein beschleunigen.
ei der Abfahrt von Westindien hingegen würden diese Win-
: es den Schiffern beinahe unmöglich machen, in dieser
ichtung nach Europa zu kommen. Daher fahren sie Alle
m Westindien aus Anfangs nordwärts, um in eine nörd-
here Breite zu kommen, wo sie von den Passatwinden
icht gehindert werden. Ueberhaupt haben die Europäer
rch eine lange Erfahrung die Kunst gelernt, diese Fahr-
n, trotz aller, sowohl physischen, als, besonders in Kriegs-
iten, auch politischen Gefahren, mit Kenntniß und Ge-
hicklichkeit zu verrichten und Unglücksfällen auszuweichen.

Der Boden dieser Inseln ist im Allgemeinen sehr
uchtbar und ergiebig. Die meisten haben viele und hohe
erge, welche Spuren vulkanischer Verwüstungen an sich
agen, so wie viele Inseln noch selbst Vulkane enthalten.
ie Richtung dieser Berge geht in der Regel von Nordwest
ch Südost. Die Felsenart aller dieser Eilande ist ein, aus
rmalmten Muscheln und andern harten Producten des
eers entstandener, Kalkstein. Auf erhöheten und vom
eere entfernten Orten trifft man ganze und unverkennbare
tücke von Madreporen, Milleporen, Korallen
id anderen Lithophyten an, welche dem felsigen Bo-
n fest einverleibt sind. Die Oberfläche der Hügel besteht
eistens aus fetter Thonerde oder vulkanischem Tuffstein,
ehr oder weniger mit vegetabilischer Erde vermischt. Die
üsten bestehen großentheils aus sandigem Erdreiche und
il sie fast überall eine wasserrechte Lage mit dem Meere ha-
n, werden sie von demselben oft überschwemmt. Uebri-
ns ist die Meinung Derer, welche behaupten, daß alle die-
Inseln ehedessen zusammengehangen und eine große Kette

von Gebirgen gebildet hätten, die nach und nach durch die Wellen und Winde unterminirt worden wären, grundlos, denn an den meisten Stellen, bis auf eine sehr kleine Entfernung vom Ufer, hat das Meer eine fast unermeßliche Tiefe und verstattet überall zwischen den Inseln eine freie und ungehinderte Durchfahrt.

Die Flüsse auf den größeren Inseln sind wegen ihres kurzen Laufes weder breit noch schiffbar, ungeachtet ihrer auf den Gebirgen viele entspringen, die sich mit Ungestüm herabstürzen und ganze Felsenstücken und Bäume mit fortreißen. Stehende Seen finden sich auf Jamaica und St. Domingo.

Die Wichtigkeit dieser Inseln, sowohl für Europa als America, erhellet nicht nur daraus, daß sie eine der reichsten Fundgruben an den edelsten und vortrefflichsten Producten auf dem Erdboden sind, sondern ihr Besitz auch den Europäern die fortwährende Herrschaft in jenem Welttheile sichert, da ganz Mittel-America ein wahres Europäerland ist und ihnen dort Alles zu Gebote steht.

4.

Producte. Handel. Industrie. Ackerbau. Zubereitung.

Alle Reisende rühmen den überschwenglichen Reichthum der Natur dieser Inseln. Sie versehen nicht nur America mit ihren mannichfaltigen Producten, sondern auch Europa, ja selbst Asien und Afrika schöpfen aus ihren unermeßlichen Vorrathskammern. Natürlich können nicht alle Erzeugnisse in einem so heißfeuchten Klima gedeihen, wie das Westindische ist, aber für die Ureinwohner, welche ehe-

mals so zahlreich waren, und jetzt beinahe ganz ausgerottet sind, brachten diese Inseln alles das im Ueberflusse hervor, was sie zu ihrer Nahrung und Kleidung, und selbst zu einer Art von Wohlleben nöthig hatten. Seitdem hat man auch noch viele fremde Producte dahin gebracht und dort einheimisch zu machen gewußt. Die ungeheuern Waldungen, welche noch jetzt einen großen Theil des Bodens bedecken, liefern eine Menge der seltensten und härtesten Baum- und Holzarten, Wildpret, die schönsten Früchte, Blumen und Kräuter im Ueberflusse. Hierher gehören der Kohl-, Manzinollien-, Mahagony-, Sandel-, Gummi-, Eisen-, Kalabassen-, Pimento-, Terpentin-, der wilde Zimmet-, (Caneel-, oder weiße Zimmet-) Copaiv-, Platanen-, Yams-, Dattel-, Pomeranzen- und Limonienbaum. Ferner: Cocos- und Stachelpalmen (auf Jamaica, St. Barthelemy, Martinique ꝛc.), Pisonien (auf den Luccaischen Inseln), Boerhavien, Indianische Feigenbäume, Brotäpfel (eben daselbst), Citronen, Pataten, Plantanen, Kaffee, Cacao, Quassia, (so häufig, daß man die Schiffe statt Ballast damit beladet) Ingwer, Aloe, Tabak, Mastix, Sassaparille, Zucker,*) vielerlei Arzeneigewächse, Indigo, Pfeffer, Ananas, Roucou, Manioc oder Cassavestaude, Baumwolle, Angolischer Erbsenstrauch, Americanische Gurken, mehrere Cactusarten, besonders Opuntiencactus auf Jamaica, Sassafraß, der Ricinusbaum, Aron oder Eddoes, Scythisches Lamm (auf Barbados) Fieber- oder Chinarindenbaum (auf Porto-Rico und Martinique), berauschender Baum (ebendaselbst) Reiß, Tamarinden, Melonen und Arbusen, Avocadobirnen, Kaschu-Nuß- und Aepfel- (alles dreies auf Antigua) Palma Christi, oder Castorbusch (ebendaselbst), Guajac- oder Franzo-

*) Auch das von Otahiti hierher verpflanzte Zuckerrohr, welches auf demselben Flächenraume ⅓ mehr Zucker giebt, als die Canna Creolia, überdieß ein dickeres, holzreicheres Rohr liefert, und dadurch dem großen Mangel an Brennmaterialien in Westindien abhilft.

senholz (so fest, daß bei'm Fällen und Zerhauen oft die Beile zerspringen), Cedern, Honiggras, Kürbisse (aus denen man Brod macht), der Wunderbaum oder die sogenannte schwarze Purgiernuß, Kampeschenbäume, Cassia (die man nicht mit der Quassia verwechseln darf, in erstaunlicher Menge) Fernambuk- oder Brasilienholz, Westindische Anacardia, Nierenbaum oder Elephantenlausbaum (auf Jamaica), Wurzelbaum (Rhizophora), mehrere Arten der Anona (s wird z. B. aus dem Safte der Anona muricata oder des Zuckersackbaumes eine angenehme Gallerte zur Erfrischung in hitzigen Krankheiten gemacht: auch wird dieser Saft als ein Mittel gegen den Durchlauf gebraucht), Melonenbäume, Pisang, Wegatobaum, Schambaum (alle 4 auf den Lucayen), Cujavabaum (auf St. Domingo), Jasmin, prächtige Convolvulus- und Daturaarten, Agaven, (alle auf St. Croix) u. a. m.

An Thieren finden sich: von den Spaniern hieher versetzte Pferde, Esel, Maulthiere, Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, sogar Kameele aus Afrika, welche aber alle aus der Art schlugen, die Schweine ausgenommen, die sich hier nicht nur ungemein vermehrten, sondern sogar veredelten; die Kühe geben wenig und schlechte Milch, und diese muß schon 6 Stunden nach dem Melken gerahmt werden. Ferner, einheimische Thiere: Leguane, Schildkröten, Delphine, Haifische, Racous, Cucujus, Skorpionen (doch nicht sehr schädlich; ihr Stich schmerzt etwa $\frac{1}{4}$ Stunde lang. Wegen der Kakerlaken — einer Art gefährlicher Motten oder Schaben — verstattet man ihnen gern den Aufenthalt in Schränken, hinter Büchern, alten Papieren und Tapeten, und durchsucht nur bei'm Anziehen die Aermel der Kleider, worin sie sich gern verkriechen, um nicht gestochen zu werden), Giftspinnen, und andere Spinnenarten, eine Menge Vögel und wildes Geflügel, Enten, Schnepfen, Papagaien, der prächtige rothe Flamingo, der

afgerichtet, beinahe die Höhe eines Menschen erreicht, Cobris, Geier, der merkwürdige Murmurvogel, Eidechsen, chlangen, Heuschrecken, Vielfüße, Purpurschnecken, Bärmuscheln, Alligatoren oder Kaimahne, Palmlarven, uskiten, Bohrkäfer und Bohrflöhe, Kartoffelläuse, Chigo, Holzsclaven, Kakerlaken, die nicht nur Seuche und cher, sondern auch Leder, Brod und Butter fressen, nd andere schädliche Insecten; der leuchtende Springkäfer, ische von erstaunlicher Mannichfaltigkeit und besonders abechenden schönen Farben, dem reinsten Blau, brennenden oth, glänzendem Grün und Gelb; Schaalthiere, meisen, (Termiten, die große Verwüstungen in den Zuckpflanzungen anrichten, überaus zahlreiche Republiken auchen und sich jetzt auf allen Westindischen Inseln ausgeeitet haben) Ratzen und Mäuse, Fledermäuse, Kaninen, Hirsche, Rehe, Laubfrösche und andere Froscharten, ächtige Schmetterlinge u. s. w.*).

An Mineralien: ehemals häufig Gold, Silber nd Kupfer auf Cuba und Portorico; Topase und andere delsteine, die man zum Unterschiede von den orientalischen ccidentalische, auch wohl Brasilianische nennt bschon unter diesen eigentlich nur die aus Brasilien mmenden verstanden werden). Sie sind nicht so hart als ne, aber größer. In den vulkanischen Ruinen von Teneffa und anderen Inseln viele Lava, Schörl, Kalkspath, eldspath, Quarz, Glimmer, eisenhaltiger Thon, Bimsteine, Salz auf Portorico, den Leeward-, Curaçao und

*) Man sehe hierbei nach: West's Beschreibung von St. Croix, S. 194 folg. — Peter Le Dru Reise nach den Inseln Teneriffa, Trinidad, St. Thomas ꝛc. aus dem Französischen von Zimmermann, 2 Bände; 1ter B. S. 65. 83. 135. 169. 190. 2ter B. S. 33. 68. 153. und anderwärts. — Euphrase's Reise nach St. Barthelemy, St. Eustache und St. Christoph, von Blumhof. S. 50 folg.

Barthelemy, Steinöl, Erdpech, Tropfstein auf Barbados, Sandsteine, schwarzer Augit, Basalt, röthliche Granaten, Granit, auf Teneriffa, Schwefel auf Guadeloupe, Pechstein auf St. Lucie, thoniger Felsenstein mit Krystallen von Feldspath und gemeiner Hornblende auf Teneriffa, Ammonshörner u. s. w. Kalk wird aus der Hauptsteinmasse dieser Eilande gebrannt. Zu Gebäuden dienen auch die rohen Kalksteine vortrefflich. Sie sind, aus dem Bruche genommen, so weich, daß man ihnen leicht alle beliebige Formen geben kann; an der Luft werden sie aber nach und nach härter. Sehr viele, besonders der kleineren Inseln, bieten beim ersten Anblicke nur eine unregelmäßige, durch das Feuer der Vulkane, geborstene Masse von Lava, von Schlacken, zerrissenen, auf und über einander gehäuften und gleichsam zufällig hingeworfenen Felsen dar, in deren Schluchten man allerlei Lavaarten, Muscheln und vulkanische Materien, durch Kalkmörtel verbunden, Breccien von Bimssteinen und eisenhaltigen Thon u. s. w. antrifft. —

Mehrere unter den genannten eigenthümlichen, zumal vegetabilischen Producten, rotteten die Europäer, nebst den ungeheueren Wäldern aus, um für diejenigen Erzeugnisse Raum zu gewinnen, welche sie auf diesen Inseln anpflanzen wollten. So wurde z. B. aus Afrika der Angolische Erbsenbaum und der Manioc oder die Cassavestaude hierher verpflanzt. Brod aus Cassave essen die Spanier ohne Unterschied, und die Franzosen füttern die Negersclaven damit. Die übrigen Europäer aber, mit Ausnahme der Engländer, machen wenig oder gar keinen Gebrauch davon.

Folgende Handelsproducte werden von den Europäischen Pflanzern durch die Neger vorzüglich auf den Westindischen Inseln gebaut: Tabak, Zucker, Kaffee, Cacao, Roucou, Indigo und Baumwolle. Das erste und die 4 letzten Produkte sind in America einheimisch.

d der Tabak, Cacao und Roucou diesem Erdtheile ur-
änglich allein eigen. Kaffee und Zucker sind aus Asien
her gekommen. Das erste Product, welches man eifrig
bauen anfing, war der Tabak. Nachher folgte der Bau
Roucou, des Cacao und des Indigo. Die Baumwollen-
ude fanden die Spanier schon 1511 auf Cuba, als sie
se Insel eroberten. Den Zucker ließen sie bald nach 1550
s ihrem Vaterlande nach St. Domingo verpflanzen, so
e die Portugiesen ihn um eben diese Zeit von St. Thome
d Madeira nach Brasilien versetzten. Späterhin folgte
ch der Kaffeebau, der von den Holländern aus Arabien
erst in Java, dann in Surinam, durch die Franzosen in
penne und zuletzt in den Westindischen Inseln so allge-
ein verbreitet wurde, daß er jetzt eines der einträglichsten
roducte ist. Weil also nun die Westindischen Pflanzer die
nähnten 7 Handelsproducte in so reichlicher Menge bauen,
mal den Zucker, so können sie dafür aus Europa Alles ha-
n, was sie bedürfen; und dieses macht eben den Han-
l Westindiens, sowohl in Absicht der Ausfuhre, als
Einfuhre, so wichtig und ausgebreitet.

Die vornehmsten Gegenstände der Ausfuhre sind:
ucker (roher und raffinirter), Kaffee, Rum (oder Taffia),
aumwolle, Indigo, Syrup, Cacao, Tabak, Ingwer,
oucou, Piment (Pfeffer aus Jamaica), Schildpatt,
atteln, Cocosnüsse, Aloe, Mahagony und anderes schö-
s Holz, Copaivbalsam, Caneel, Chinarinde, Guajak,
assaparille, Cassia, Sassafraß, Quassia, rohe Häute,
astix, Pomeranzen, Gummi, Reiß, Fernambuk, u. a. m.
ur allein in St. Domingo betrug ehedem die jährliche
usfuhre mit Französischen Schiffen an rohem und weißem
ucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Cacao, Häute,
panischen Piastern ꝛc. über 150 Millionen Livres. Außer-
m verkaufte die Colonie noch den Engländern für 4 Mil-
nen Livres bittern Syrup, den Spaniern für 400,000

Livres Taffia, ohne was der Schleichhandel fortschleppt. In Martinique beträgt die Totalsumme der Ausfuhr im Durchschnitt mehr denn 30 Millionen Livres, auf 130 Schiffen. Die Englischen Inseln lieferten 1803, 238,700 Orhoft Zucker; 77,500 Faß Rum, 173,883 Ctnr. Kaffee, 90,256,878 Pfd. Baumwolle, auf 732 Schiffen. Im Jahre 1804 betrug der Zoll für den Zucker allein 2½ Millionen Pfd. Sterling. Der Werth des in England eingeführten Zuckers beträgt jährlich überhaupt über 7 Millionen Pfd. Sterling. In den Englischen Zuckerinseln macht man jährlich 120,000 Fässer Rum, wovon nach England 36,000, nach den Freistaaten 37,000 ꝛc. verkauft werden. Großbritannien gewinnt bei diesem Handel allein mit Rum 2½ Millionen Pfd. Sterling. Schon hieraus wird man sich einen Begriff von der Größe des Westindischen Handels machen können, dessen Umfang weiter hin durch die Angabe bei den einzelnen Inseln noch einleuchtender werden wird.

Die wichtigsten Artikel der Einfuhre sind die zum Anbau des Landes bestimmten Schwarzen, deren alle Jahre gegen 90,000 eingeführt werden, und wovon St. Domingo allein 18 — 20,000 braucht. Eine Menge Fabrik- und Manufacturwaaren, als Tücher und andere wollene Zeuche, seidene, baumwollene und linnene Zeuche Eisen-, Messing-, Kupfer-, Stahl-, Zinn-, Töpferwaaren, silberne Geräthschaften, Galanteriewaaren, Papier, Instrumente, Leder, Schuhe, Stiefeln, Hüte, Blech, hölzernes Geräthe ꝛc. dgl. Ferner: Pferde, Maulthiere, Ochsen, Häringe, Stockfisch, Holz, Wachslichte, Talg, Lichte, Reis, Erbsen, Bier, Wein, Mehl, *) Ochsenfleisch, Butter

*) Nur allein die Englischen Inseln brauchen von diesem Artikel, 200,000 Faß, und nach den Gesetzen dürfen nicht mehr als 32,000 Faß aus Großbritannischen Häven dahin geschickt werden. —

Käse, Speck, Seife, Oel, frische und getrocknete Früchte, Weinessig, Liquere u. s. w. Allein aus England giengen 1803 an Fabrik- und Manufacturen für beinahe 6 Millionen Pfund Sterling nach Westindien, und aus Frankreich vor der Revolution, an Französischen Producten und Waaren allein nach Martinique für 15,133,000 Livres, und von fremden und andern Waaren eben dahin für 9,200,000 Livres. Die Engländer, Franzosen und Holländer befrachteten 1788 2700 Fahrzeuge mit 40,000 Matrosen, und die Ersteren führten auf 1815 Schiffen mit 21,114 Matrosen aus ihren Besitzungen für 6½ Millionen Pfund Sterling aus. Und hierbei ist der sehr beträchtliche Schleichhandel noch nicht mit in Anschlag gebracht. —

Der Gewerbfleiß ist noch erst im Werden und eben deßhalb müssen die meisten Fabrikbedürfnisse und Lebensmittel aus Europa und den Freistaaten eingeführt werden. Hauptbeschäftigungen, meistens der Neger, sind Anpflanzungen und Handwerke; eigentlicher Ackerbau findet hier noch nicht Statt, sondern mehr gartenmäßige Anlagen und Benutzung des Bodens. Eben diese Afrikaner betreiben beinahe einzig und allein alle Zuckerraffinerien, Zuckermühlen, Rumbrennereien, Koffeereinigungs-Mühlen u. s. f., und werden so die Erwerber großer Reichthümer für die Europäer, aber auch zum Theil die bedaurenswürdigen Schlachtopfer der Habsucht dieser Letzteren. Die Baumwollencultur, die Gewinnung des Indigo, Tabak, Cacao, Roucou, Manioc ꝛc. sind ebenfalls wichtige Erwerbszweige und ergiebige Quellen für die Gewinnsucht der Weißen. Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Maurer, Zimmerleute, Weber ꝛc. findet man gleichfalls unter den Schwarzen.

Ein vorzüglicher und Westindien fast allein eigener Industriezweig, ist die Zubereitung des Rums (oder Zuckerbranntweins), der auf den Französischen Inseln Tafia oder Guildive heißt und ein, aus dem Zucker oder Zuk-

kerrohr gebrannter Geist ist. Man nimmt jedoch nur selten Zuckerrohr dazu: es geschieht dieses nirgends als nur in einzelnen Zuckerpflanzungen, wo man entweder aus Nachläßigkeit, oder durch einen Zufall, oder weil es an Arbeitern fehlt, eine große Menge schlechten Zuckerrohrs vorräthig hat, welches man nicht ganz verderben lassen will. Von diesem läßt man den Saft gähren, um Rum daraus zu machen. Gemeiniglich ist es die Melasse und der Schaum vom Zucker, den man dazu nimmt. Die Melasse oder der Syrup ist der flüssige Theil, der vom Zucker übrig bleibt, wenn dieser raffinirt ist, und durch das Kochen zu dieser Dicke gebracht worden ist. Der Zuckerschaum ist der leichteste Theil, der in den Pfannen oben schwimmt, und den man mit dem Spüliche in eigene Behälter laufen läßt, sobald der Zucker hinlänglich gekocht hat. Diese zwei Stoffe läßt man einige Tage gähren und zieht sie sodann in den Brennkolben herüber. Die dadurch gewonnene Flüssigkeit ist sehr geistig, zumal wenn sie noch einmal abgezogen wird. Der Französische Rum ist schlechter als der Englische und hat einen widrigen Geschmack, der vom brenzlichen Syrup herrührt. Die Engländer brennen ihn mit mehr Vorsicht und Sorgfalt und trieben, besonders in den Freistaaten, einen ausgebreiteten Handel damit. Für den besten wird der Jamaica-Rum gehalten.

Der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der, in den Missionen vereinigten Indianer (der Karaiben), der Neger und Mulatten, ist hauptsächlich auf eßbare Pflanzen gerichtet. Sie bauen Manioc, Maiß, Kartoffeln, Reiß, Bananen, Ignamswurzel u. s. w. Auch treiben Manche mit einigen anderen Gegenständen, als Indigo, Baumwolle, Roucou, Hamaks, grober Leinwand ꝛc., einen kleinen Handel, ob sie gleich nie eigentliche Kaufleute werden. Sonst hat die Europäische Cultur auf sie bis jetzt noch wenig Einfluß gehabt.

Hierher gehört auch die Bearbeitung der Bürgaumuschel. Sie kommt von einer Schraubenschnecke her, die an den Küsten der Antillen so gemein ist, wie bei uns die Gartenschnecke. Man findet sie von verschiedener Größe, manche sind wie eine Faust, andere wie ein Ei; die kleinsten von 3 — 4 Zoll, werden am meisten geschätzt, weil sie die schönsten Gehäuse haben. Hohlt man diese Muschel aus dem Meere, so sieht man Anfangs bloß einen schwarz marmorirten Grund mit vielen schiefen und weißen Flecken. Sobald man sie aber durch Branntwein zieht, in welchem Salz aufgelöst worden ist, so geht die erdige Materie ab und die Schaale zeigt die mannichfaltigste Schattirung von Aschfarbe, Silberfarbe, Blau, Roth und Grün, welche auf das schönste unter einander spielen und mit einem so glänzenden Lack oder Firniß überzogen sind, daß kein Schmelzwerk und keine Malerei diesen Grad der Schönheit zu erreichen im Stande ist. Die Bürgauschaale wird daher weit höher geschätzt und ist viel theurer, als die Perlmutter. Man benutzt sie zu allerlei niedlichen und kostbaren Arbeiten, eben so wie die Perlmutter, und überzieht damit z. B. Tabakedosen, Messer- und Gabelstiele, Büchschen, Stockknöpfe u. a. m.

5.

Bewohner. Lebensart. Beschäftigungen. Sitten und Eigenheiten. Krankheiten, sowohl der Weißen als Schwarzen. Religion und Geistescultur. Bevölkerung. Urvölker und dahin gewanderte Europäer.*)

Die Verschiedenheiten der Menschengattungen Westindiens lassen sich am besten in 2 Classen bringen, in

*) Man vergleiche hierbei: *Malouet* mémoires sur les Colonies, 5 Tomes, Paris, l'an X. — Dr. *Pinckard* notes on the West-Indies, 3 Vol. Lond. 1806. —

Weiße und Schwarze. Jene können wieder in 2 Arten getheilt werden, die weißen Europäer und die weißen in Westindien (besonders in St. Domingo) geborenen Creolen. Diese, die Sclaven der Europäer, bestehen ebenfalls, wie die Weißen, aus 2 Unterarten, den aus Afrika eingeführten Negern, und den auf den Inseln (vornehmlich auf St. Domingo) geborenen Sclaven-Creolen. Die Letztern haben von jeher immer mehr Fleiß, Thätigkeit und Verstand gezeigt als die Afrikaner, welche nach Westindien und Südamerica eingeführt worden sind und noch werden, wenn nicht dem ehrlosen Menschenhandel gesteuert wird.

Zwischen diesen beiden einander entgegen gesetzten Gattungen, den Weißen und Schwarzen, findet sich noch eine erstaunliche Verschiedenheit, durch die mannichfaltige Vermischung der anderen hervorgebracht, und unter der Benennung der farbigen Leute bekannt. Man zählt dieser verschiedenen Schattirungen achterlei, unter denen die

W. *Young* the West-India Common Place Book, Lond. 1807. — Pater Le Dru Reise nach den Inseln Teneriffa, Trinidad, St. Thomas, St. Crux und Porto-Rico, mit Anmerk. von Sonnini, aus dem Französischen, und mit Bemerkungen begleitet, von Zimmermann, 2 Bde. Leipzig. 1811. — *Mentelle* und *Malte-Brun* Géographie, Tom. XV. p. 24 folg. — R. C. Dallas Geschichte der Maronen-Neger auf Jamaica ꝛc., aus dem Engl. im 22ten Bde. der Bibl. der Reisebeschr. Weimar, 1805. — *Mac Callum* Travels in Trinidad etc. Liverpool, 1805. — *Mac-Kinne's* Reise nach dem Brittischen Westindien, übersetzt von Ehrmann, Weimar 1805. — Reise nach der Insel Martinique von J. R***. aus dem Französischen. Ebendaselbst 1805. — Le Blond's Reise nach den Antillen und Südamerica, nach dem Franz. und mit Anmerk. begleitet von Zimmermann, 2 Bde. Hamburg, 1815. — Daurion Lavaysse Reise nach der Insel Trinidad ꝛc., aus dem Franz. Weimar, 1816 u. a. m., die wir noch weiterhin anführen werden.

bemerkenswerthesten folgende sind: 1) die Sakatras, aus einer Vermischung von Negern mit Griffen und Sakatras; sind wenig von den Negern unterschieden. 2) Die Griffen, von Negern mit Mulatten, Marabu's, Sakatras und Griffen; fast wie die vorigen. 3) Die Marabu's, von Quarterons, Negern, Griffen, Sakatras und Marabu's. 4) Mulatten, entstehen aus zwölferlei Vermischungen, besonders von Weißen und Schwarzen, Sakatras und Griffen. 5) Mestizen, von Weißen mit Quarterons, Mulatten und anderen farbigen Leuten beiderlei Geschlechts. 6) Quarterons aus Verbindungen mit Weißen und Mulatten, Marabu's, Mestizen u. a. m. Sie nähern sich an Farbe und Einsicht den Weißen am meisten.

Außer diesen findet sich noch auf einigen Inseln, z. B. auf Vincent und Dominique, eine kleine Anzahl Karaiben aus Louisiana, durch Englische Schiffe hierher zur Sclaverei gebracht, die sich aber jetzt an Farbe mehr den Schwarzen oder Mulatten nähern, weil ihre Vermischungen mit Negerinnen dieselben Resultate, wie bei den vorigen Rassen geben, nur daß das Haupthaar weniger kraus bei denen ist, die aus Neger- oder Mulattenverbindungen herstammen. Sie sind gegenwärtig zwar sehr zusammengeschmolzen, behaupten sich aber mit ihrer beharrlichen Tapferkeit immer noch auf einigen Inseln, wo sie einheimisch sind, und sind fleißige, auch den Ackerbau treibende Menschen. —

Die ursprünglichen Einwohner dieser Inseln, die kupferrothen Indier, welche sich bei der ersten Entdeckung America's vorfanden, sind durch die Barbareien der Europäer, besonders der Spanier, und auch zum Theil durch die hier angesiedelten Karaiben, jetzt völlig vertilgt. Sie waren keine ganz rohen Menschen, keine Wilden, als die Europäer hierher kamen, sondern sie baueten Maiß und Manioc, bewässerten ihre Felder, webten und färbten Baumwolle,

baueten große Fahrzeuge, die mit Matten von Palmblättern gegen Regen bedeckt waren. Die Vornehmeren hatten kunstreiche Stühle von Ebenholz, mit Schnitzwerk von Thieren, Blumen, Muscheln u dgl. Das Volk stand unter Fürsten oder Kaziken, deren Gewalt in den meisten Inseln wahrscheinlich unumschränkt und erblich war. Wenn sie starben, wurden ihre Körper getrocknet und in Höhlen beigesetzt, wo man sie wie Götter verehrte Auf einigen Inseln folgte auch die Lieblingsfrau ihrem Manne im Tode nach. Allgemein wurde ein höchstes Wesen verehrt. Ihre Sitten waren überaus sanft und in ihren feierlichen Reden hatten sie mit den Nordamericanischen Wilden viele Aehnlichkeit

Da diese Menschen in der Cultur schon so ziemlich vorgeschritten waren, so fanden die Europäer ihre Wohnplätze, die Inseln, auch bedeutend bevölkert, fast eben so wie Mexico und Peru, mit welchen sie überhaupt wohl die meiste Aehnlichkeit hatten. Allein die unmenschlichen Spanier ruheten nicht eher, als bis sie diese schuldlosen Menschen gänzlich vertilgt hatten. Sie schossen wie unter Thiere nach ihnen, ließen sie durch große, abgerichtete Hunde zerreißen, und manche Spanier erwürgten jeden Morgen, einem gethanen Gelübde zufolge, 13 arme Indier, zur Ehre Gottes, des Heilandes und seiner Apostel.*)

Länger erhielten sich ihre alten Erbfeinde, die zweiten Ureinwohner, die Karaiben, denen es aber nachher nicht viel besser gegangen ist. Sie heißen auch Kannibalen und sind eigentlich auf dem festen Lande von America, besonders in Guiana, Florida und auch in Louisiana, zu Hause, lagen aber mit Jenen in beständiger Fehde, indem sie von Zeit zu Zeit auf die Antillen schifften, sich derselben endlich zum Theil gar bemächtigten und alle Ureinwohner

*) Man lese nur Robertsons Geschichte von America.

männlichen Geschlechts vertilgten. Es giebt kupferfarbene, oder rothe und schwärzliche oder gelbbraune Karaiben, welche bei den letzteren Arten Abkömmlinge von Karaiben und Negern sind. Im Ganzen sind es starke und kräftige Menschen. Die Lippen, Ohren, Nasen und das Kinn, verzieren sie theils durch allerlei Gehänge, theils durch Hauteinschnitte auf mancherlei Art, wie mehrere andere Amerikanische Nationen. Ein Stück Zeuch um die Hüfte, höchstens ein kurzes Hemde, ist ihre Bekleidung, und der Körper wird so mit Roucou gebeitzt, daß sie wie gesottene Krebse aussehen. Figuren von Weiß, Schwarz und Blau, werden auf diesen rothen Grund aufgetragen und um die Hüfte ein großes Messer gehängt.

Die Schwarzbraunen sind stärker und größer als die Kupferrothen. Lange kämpften sie mit Wuth und Unerschrockenheit für ihre Freiheit, endlich aber unterwarfen sie sich doch (seit 1763) der Englischen Oberherrschaft. Sie sind die reinlichsten unter den Americanischen Wilden, tapfer, aber auch gränzenlos in der Rache. Viele gehen ganz nackend. Wenn nicht ihre künstliche Farbe aus Roucou sie noch mehr als die natürliche (die schwärzliche und olivengelbe) verunstaltete, so würden Viele hübsch seyn, zumal da sie sich immer baden, und die Reinlichkeit lieben. Da sie aber noch überdieß den Kindern die Nase und Stirn flach drücken, so sehen Manche recht häßlich aus. Dieß geschieht durch zwei leichte, aber feste Bretter, wovon das eine vorne und das andere hinten sich befindet, und zwischen welchen der Kopf nicht selten dergestalt zusammen gedrückt wird, daß die Augen aus dem Kopfe treten. Dazwischen gelegte baumwollene Kissen verhindern, daß das Kind verwundet wird. Diese Art von Verband, oder vielmehr Presse, tragen die Neugebornen 9 Tage lang, man nimmt ihn aber auf einige Zeit weg und legt ihn dann auf's Neue an, bis der Hirnschädel die nöthige

Festigkeit erlangt. Man sieht Kinder von 3 bis 4 Monaten mit diesem seltsamen Kopfputze. *)—

Die Knaben werden sehr hart erzogen, müssen schwimmen, klettern, laufen und fischen lernen, das Schußziel mit dem Pfeil treffen, die länglich runden Hütten oder Karbets erbauen helfen, ja sie müssen wohl gar erst den Zweig zerschießen, an welchem ihr Frühstück hängt, ehe sie es zu essen bekommen. Alle von gleichem Alter nennen sich Brüder; die Aelteren sind die Väter der Jüngeren. Will der Jüngling unter die Tapferen, unter die Krieger aufgenommen, will einer ein Oberhaupt oder Kazike, oder auch ein Zauberer werden, so muß er vorher harte Prüfungen überstanden haben. Ein Oberhaupt besonders ist vielen Proben unterworfen. Er muß im Tragen, Schwimmen und allen körperlichen Fertigkeiten, die Mitbewerber übertreffen, mehrere Feinde erlegt haben, 6 Wochen lang bloß von Mais und Cassave dürftig leben, wird auch wohl, um Schmerzen ertragen zu lernen, während dieser Zeit täglich gepeitscht, und darf dabei, obschon das Blut in Strömen am Leibe herabrinnt, kein Zeichen des Schmerzes äußern, weil sonst alle die anderen Prüfungen und Hoffnungen verloren wären.

Nun darf er sich eben so lange wieder erhohlen, liegt in seiner Hängematte, über welche, als Siegeszeichen, alle Peitschen gehängt werden, die seinen Rücken zerfleischt haben, und genießt nahrhaftere Kost. Sind diese Wochen um, so verstecken sich alle Oberhäupter um die Hütte des Bewerbers, brechen dann unter schrecklichem Geheul hervor und tragen ihn zusammt dem Hamak in den Wald, wo sie ihn zwischen zwei Bäumen aufhängen, ihn über seine bewiesene Standhaftigkeit eine Lobrede halten und dann noch ein Mal tüchtig durchpeitschen. Hierauf legt er sich in den Hamak nieder, unter welchem ein Feuer angezündet wird,

*) Le Blond Reise, B. 1. S. 187.

dessen Rauch ihm so zusetzt, daß er bis zum Ersticken ohnmächtig wird. Geistige Getränke bringen ihn wieder in's Leben zurück, wenn es ihm diese Operation nicht gar geraubt hat. Während er sich über dem Feuer quält, zechen die anderen Oberhäupter lustig unten auf der Erde. Die Hauptprobe endlich, (die in Guiana auch dann Statt findet, wenn eine Braut Frau werden soll,) besteht darin: daß dem Bewerber schwarze Ameisen, die entsetzlich beißen, in einem Gürtel um den Hals oder Leib gelegt werden, und wenn auch diese überstanden ist, so wird der Abgemattete wieder mit kräftigerer Kost gestärkt, bis er sich ganz erhohlt hat, wo er sodann einen Bogen zum Zeichen seiner Würde erhält. Jetzt ist er aber nur erst Unterkazike. Will er der erste Anführer eines Stammes werden, so muß er, ohne Jemandes Beihülfe, ein Canot verfertigen, worüber leicht ein Jahr und längere Zeit hingehen kann. —

Noch qualvoller sind die Prüfungen eines Doctors (Arztes und Zauberers.) Er muß zwei ganzer Jahre bloß von Mais und Cassave, das dritte Jahr von einer besonderen Art Brod und von kleinen Krabben, (Krebsen), ein viertes nur von kleinen Vögeln und Fischen leben, von welchen Nahrungsmitteln er gerade nur so viel erhält, daß er nicht verhungert. Alle Monate wird er einmal tüchtig laxirt. Bei der darauf folgenden Hauptprobe stehen die, nach ihrer Art leckersten Gerichte vor ihm, man bittet ihn sogar, davon zu genießen, aber er muß sie gleichgültig ansehen. Man macht ihm nunmehr rautenförmige Einschnitte am ganzen Leibe und färbt ihn mit Roucou. Die davon übrig bleibenden Narben geben dem Körper das Ansehen, als wäre er mit einem gegitterten oder rautenförmigen, dünnen Zeuche bekleidet. An hinlänglichen und tüchtigen Peitschenhieben fehlt es auch bei diesen Prüfungen nicht, auch wird der Bewerber wohl an einem Baume in der Nähe eines Wespennestes aufgehängt, welche heftig stechende Insecten man mit Stöcken reizt, über

den Armen herzufallen, wobei jedoch die Augen durch ſtarke Binden geſchützt werden.

Wenn Alles glücklich überſtanden iſt, ſo giebt's erſt einen Doctorſchmaus, und der neue Beſchwörer darf ſodann mit Singen, Springen, Klappern, Kräutern, Zauberformeln u. ſ. w., gegen den Teufel und die von demſelben herrührenden Krankheiten zu Felde ziehen, die tollſten Curen vornehmen, und die Kranken, ſeines Anſehens unbeſchadet, dem Tode in die Hände liefern. Von Denen, welche bei den Göttern gut ſtehen, glauben ſie, daß ſie nach dem Tode auf den Bergen zu wohnen kommen, die Böſen aber erhielten ihre Wohnungen gegen Weſten.

Sie ſtehen mit der Sonne auf und eſſen gleich nach dem Aufſtehen viel, ohne hernach den ganzen Tag wieder etwas zu ſich zu nehmen. Ihr Getränk bereiten ſie aus Wurzeln, es hält ſich aber kaum 2 bis 3 Tage, iſt nicht ſtark, aber magenſtärkend und bewirkt bei Denen, die nicht daran gewöhnt ſind, den Durchlauf. Thiere und Fiſche eſſen ſie ohne alle Zubereitung, nur die in der Nähe der Europäer Wohnenden, haben das Kochen gelernt. Jagen, Fiſchen, Tanzen und ihre Feinde bekriegen, ſind ihre Hauptbeſchäftigungen. Während deſſen bereiten die Weiber das Getränk, beſorgen ihre Betten, die Hamaks, von baumwollenem Zeuche, welche an der Decke hängen, u. andere häusliche Verrichtungen.

Im Kriege haben ſie eine eigene, den Weibern und Kindern unverſtändliche Sprache. Dieß kommt daher, weil ihre Vorfahren, als fremde Ankömmlinge und Menſchenfreſſer, auf den Antillen die Ureinwohner des männlichen Geſchlechts zu Gefangenen gemacht, verzehrt und ſonſt aufgerieben hatten, mit den weiblichen hingegen ſich verehlichten. So lehrte der Vater die Söhne ſeine Sprache, ſo wie dafür die Mutter die Töchter an die ihrige gewöhnte. *)

*) Eine Reiſenachricht, die oft wiederhohlt worden iſt, welche mir aber unwahrſcheinlich vorkommt.

Ihre Hütten sind sehr groß, so daß in manchen 200 und Mehrere Platz haben. Sie sind mit der Rinde von Palmen, oder mit Zuckerrohr bekleidet, welche von oben bis auf die Erde herab gelegt werden. Mehrere machen ein Karbet oder Dorf aus. Ihre Waffen sind Bogen und hölzerne Schwerdter, von dem hiesigen, sehr harten Holze, das an dem einen Ende scharf geschnitten wird. Muth, Unerschrockenheit und Tapferkeit, sind ihre vornehmsten Tugenden. Sie fechten standhaft, und ihre Kämpfe endigen alle mit Mord und Blutvergießen, denn von Feigheit und Ausreißen wissen sie nichts. Jeder bringt den Kopf oder Skalp des von ihm erschlagenen Feindes mit und hängt ihn über der Thüre auf. Sonst wurden alle männliche Gefangene erst gemästet, dann geschlachtet, oder mit Schwerdthieben getödtet, gebraten und gefressen. Obgleich dieß jetzt nicht mehr, wenigstens nicht mehr allgemein, Sitte ist, so sagen sie dennoch von sich selbst: ihre Nation sey schlechter, entarteter geworden, und bald werde sie so schlecht wie die Christen seyn. Aus ihren offenen Karbets (Dörfern) und Hütten, wird nie von einem unter ihnen etwas entwendet; ist es ja der Fall, daß etwas fehlt, so heißt es: „ganz gewiß ist ein Christ, ein Europäer da gewesen." —

Ehemals, als sie noch unter sich Krieg führten, verlangten sie von ihren Gefangenen weiter nichts, als daß sie sich für überwunden bekennen sollten; allein nichts konnte diese zu einem solchen Geständniß vermögen. Keiner war, der nicht lieber getödtet und gefressen seyn wollte, als daß er sich für besiegt erklärt und um sein Leben gebeten hätte. Nicht selten schenkten sie den Gefangenen bei sich die Freiheit, damit ihnen das Leben desto werther bliebe, und unterhielten sie gewöhnlich mit der Androhung des Todes und künftiger Qualen, welche sie zu erwarten hätten, mit den Zubereitungen zu ihrer Hinrichtung, mit der Zerstückelung ihrer Glieder und mit dem Gastmale, welches mit ihrem

gebratenen Fleische angestellt werden sollte. Alles in der Absicht, um ihnen ein erweichendes, flehendes Wort zu entlocken, oder ihnen Lust zur Flucht zu machen, damit sie die Freude, den Triumph erlebten, sie erschreckt und ihre Standhaftigkeit erschüttert zu haben. Aber trotz aller dieser Schreckniſſe blieben die Gefangenen unbewegt, so daß ſie nach zwei bis drei Monaten denſelben frohen Muth, dieſelbe Unerſchrockenheit zeigten, und durch Spott und Neckereien ihre Peiniger noch mehr zu reizen ſuchten, bis dieſe ſie endlich doch noch dem qualvollſten Tode und einer kannibaliſchen Mahlzeit übergaben.

Haben ſie mit ihren Canoten oder Pirogen Schiffbruch gelitten, ſo ſind ſie, vermöge der Leichtigkeit und Behendigkeit ihres Körpers im Stande, ſich Tage lang über dem Waſſer ſchwimmend zu erhalten, um durch Erreichung des Ufers ihr Leben zu retten. Kein Unwetter, kein Windſtoß ſetzt ſie in Verlegenheit, weil ſie Alle gute Schwimmer ſind.

Im Jahre 1660 kamen die Engländer und Franzoſen darin überein, daß ſie den Karaiben die Inſeln Dominique und St. Vincent eigenthümlich überlaſſen wollten, um ſich von den Unruhen zu befreien, welche dieſe Wilden in den, auf den andern Antillen kaum erſt gegründeten Europäiſchen Niederlaſſungen, anrichteten. Die Karaiben vereinigten ſich darauf in großer Anzahl auf St. Vincent. Dieß waren rothe Karaiben, ohne irgend eine Miſchung von ſchwarzen. Die Letzteren kamen auf folgende Weiſe hierher: Ein Engliſches Schiff mit einer Ladung Afrikaniſcher Schwarzen, welche die Mannſchaft ermordet hatten, ſtrandete mit vollen Segeln an der Küſte von St. Vincent. Die rothen Karaiben nahmen die Geretteten mit Freuden auf, und verbanden ſich mit ihnen gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Weiſſen. Sie vermiſchten ſich unter einander, und aus der Miſchung dieſer beiden Raſſen entſtand eine neue, die der ſchwarzen Karaiben. Zwiſchen Beiden herrſcht jetzt ein un-

versöhnlicher Haß und sie verfolgen einander, wo und wie sie nur können *), ob sie gleich gegenseitig allerlei Gebräuche von einander angenommen haben, z. B. das Plattdrücken der Stirn ihrer Kinder.

So viel von den Ureinwohnern! —

Unter den eingewanderten und eingebrachten Fremdlingen, bemerken wir vornehmlich die Europäer oder Weißen, zu welchen man auch die Mulatten und Mestizen, so wie die Creolen, oder die in Westindien von Negern und auch Europäern geborenen Nachkommen zählen kann; und dann die Neger, oder die schwarzen Sclaven aus Afrika.

Sechs Europäische Nationen haben sich in Mittel-America sehr ungleich getheilt, und spielen daselbst eben so die Herren, wie in Nord- und Süd-America, nämlich Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen und Schweden, unter welchen gemischt auch viele Teutsche, besonders Herrenhuther, endlich auch Juden leben. Die Spanier besitzen die meisten und besten Inseln, benutzen sie aber am wenigsten. Um den Feldbau bekümmerten sie sich Anfangs gar nicht, denn ihr Goldburst trieb sie bloß zum Bergbau, wozu sie erst die Eingeborenen zwangen, und als diese, einer so harten Arbeit ungewohnt, dazu unfähig befunden wurden, und größtentheils aufgerieben waren, hohlten sie zu diesem Zwecke seit 1500 erst Mohrische Sclaven, und seit 1510 auch Neger aus Afrika. Vom Jahre 1517 an aber gebrauchen sie sowohl zum Berg- als Feldbau, lauter Negersclaven,

*) Als die Ursache giebt Le Blond die Eifersucht der rothen auf die schwarzen an, welche Letzteren weit stärker und kräftiger sind, als Jene. —

worin andere Europäiſche Nationen, zur Schande der Menſchheit, den Spaniern nachgefolgt ſind.

Nach den Spaniern ſind die Engländer in Weſtindien am zahlreichſten, welche ſich beſonders in der gegenwärtigen Periode, ſeit der Zeit der Franzöſiſchen Revolution, des Handels faſt allein zu bemeiſtern gewußt haben. Die Franzoſen, jetzt beinahe ganz verdrängt, und ohne Bergbau, (der in dieſen Inſeln auch nicht Statt findet) ganz allein auf den Handel eingeſchränkt, verſtanden ehemals, da ſie noch ihre Kauffahrer hierher ſandten, die Kunſt, durch Speculation, Fleiß und Nachſinnen, aus dieſem Theile der Erde Gold und Silber in Menge zu ziehen, und durch ihren Zucker- und Kaffeebau faſt Alles zu bekommen, weſſen ſie bedurften. Die Holländer und Dänen beſitzen in dieſer Weltgegend nur wenig, nämlich St. Martin, St. Thomas, St. Jean und St. Croix, die noch dazu ſeit 1807 von den Engländern beſetzt ſind, und die Schweden (ſeit 1784) die kleine Inſel Barthelemy.

Die Sitten und Cultur dieſer verſchiedenen Nationen ſind beinahe dieſelben, wie wir ſie ſchon aus früheren Schilderungen der Lebensart derſelben, in Nord- und Süd-America kennen. Sie ſchwelgen als die Herren des Landes, und als reiche Guts- oder Plantagen-Beſitzer, von dem Mark deſſelben in trägem Müſſiggange, und laſſen ſich von ihren Sclaven nach ihrer Gemächlichkeit bedienen. Die Wenigſten erhalten eine ausgezeichnete Erziehung, oder moraliſch gute Bildung. Viele ſind rohe Seeleute, ausgewanderte Officiere, Kaufleute, die bloß des Gewinnes halber hierher kommen, ihre Mutterſprache bald vergeſſen oder unbarmherzig entſtellen, und durch einen ſeltſamen Miſchmaſch und ſchwer zu verſtehenden Galimathias verderben. Wenig verſtehen zu leſen oder zu ſchreiben, die Verhandlungen reduciren ſich meiſtens auf elende Unterſchriften. Bei den Franzoſen und Spaniern findet man ſelten Notare, Richter,

Procuratoren. Kirchen, Schulen, Prediger und Religionsübungen sind eben so selten, und Viele sterben ohne Sacramente, Beichte und Absolution. Die sonst so lebhaften Franzósinnen, leben hier ziemlich eingezogen und sprechen nur wenig, weil sie sich Französisch nicht ausdrücken können. Sonst sind die Französischen Colonisten gute Herren gegen ihre Sclaven und sehr gastfrei gegen die Weißen. Ihre Wohlhabenheit, gleich weit entfernt von Reichthum, wie von Dürftigkeit, macht sie mehr mitleidig und theilnehmend, als hart und stolz.

Mehr Reichthum, Pracht und Aufwand findet man bei den Engländern, auch mehren sich die Colonien derselben von Tage zu Tage. Ihre Häuser, Einrichtung, Möblement, Maschinen, Tafel, Equipagen u. s. w., Alles verkündiget Wohlhabenheit und Geschmack. Die Woche hindurch mit Geschäften überhäuft, widmen sie den Sonntag der Ruhe, dem Wohlleben und Besuchen. Statt sich jener rauschenden Fröhlichkeit der Franzosen zu überlassen, beschäftigen sie sich lieber mit Politik, mit dem Handel und den Operationen des Londner Parlaments. Bei Schmäusen, zumal bei Militärpersonen, wird oft bis zum Berauschen im Weine gezecht. Dann wird man in ein benachbartes Zimmer gebracht, wo man den Rausch nach Lust und Gefallen ausschlafen kann. C'est comme chez nous! —

Die Creolen, (deren es schwarze und weiße giebt) sind meistens fleißige und arbeitsame Menschen, anständig in ihren Häusern, gastfrei und nicht der Niederträchtigkeit fähig, wie die meisten Neger. Viele sind in Frankreich erzogen worden; diese sind in ihren Aeußerungen sehr freimüthig und natürlich weit gebildeter, als die nicht von den Antillen weggekommnen, aber auch weniger unverdorben. Die Demarcationslinie zwischen den weißen und farbigen Leuten, macht Jene stolzer, so daß keine

anderen Verbindungen mit farbigen Frauenzimmern Statt finden, als die des Concubinats. Die Mulatten oder Mestizen, welche aus solchen Verbindungen entstehen, bleiben, was ihre Mütter sind, Sclaven oder Freie. Es ist nichts Seltenes, in einer und derselben Niederlassung die farbigen Kinder des Herren, als Sclaven seiner weißen Kinder zu sehen. Mit den liederlichen Negerinnen und Mulattinnen führen die Creolen oft eine ausgelassene Lebensart. Diese Dirnen locken sie auf alle Art an sich, richten ihre Gesundheit zu Grunde, und bringen sie um ihr Vermögen. Daher machen sie sich wenig aus weißen Frauen, und hiergegen giebt es wieder nur wenige Creolinnen, die nicht einen Europäer einem Eingeborenen vorzögen. Lauter Folgen der schlechten Erziehung und des gegenseitigen Hasses und der Verachtung der Schwarzen und Weißen unter einander. Die Jugend des Landes, ganz sich selbst überlassen, ohne Beschäftigung und unter Sclaven aufwachsend, die ihr allen Willen lassen und sich in alle ihre Launen fügen müssen, fühlt bald ihre Ueberlegenheit über die Schwarzen, und da sie weder, wie bei uns, zu den Wissenschaften angehalten, noch geleitet wird, in den Gränzen der Moral zu bleiben; so überläßt sie sich dem Sinnengenusse, wozu das Klima den Trieb so frühzeitig weckt. Ein guter Fechter seyn, heißt bei den Creolen Erziehung haben, im höchsten Sinne des Worts.

Diese fehlerhafte und verkehrte Einrichtung auf den Colonien, veranlaßt die Reicheren, ihre Kinder häufig nach Frankreich oder England zu schicken; ihre dortige prunkvolle Lebensart macht sie aber mehr geneigt, ihr Vermögen durchzubringen, als zu erhalten, oder gut anzuwenden. Wenn sie nun nach den Antillen zurückkommen, so überlassen sie sich, unfähig ihre Geschäfte selbst zu führen, allen Vergnügungen, und durch das allgemeine Beispiel fortgerissen, gehört das Spiel für sie zum guten Ton und die Untreue zur Mode. Dabei herrscht bei den meisten Creolen ein Geist

des Hochmuths, der Alles verachtet, was er unter sich glaubt. Die Reichen bleiben bei der erwähnten liederlichen Lebensweise; die Armen, welche sich durch ein Handwerk hätten ernähren können, verachten dieß, weil sie mit farbigen Leuten, oder gar mit Sclaven hätten zusammen arbeiten müssen. Die Vernünftigen gehen als Diener in eine Handlung; der größte Theil zieht den Matrosenstand, der ihrem freien Geiste am meisten zusagt, vor, oder werden Verwalter und Rechnungsführer auf einer Pflanzung, wo sie aber auch nicht selten Unheil stiften. *)

Im Ganzen sind die Creolen gut gebildet, viele von einer einnehmenden Gestalt; doch ist ihre Farbe nicht so frisch und lebhaft, als die der Europäer, die aber auch bald blaß und gelb werden, wenn sie nach den Antillen kommen. Durch Muth, Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, haben sie sich bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft ausgezeichnet, und es würde keine besseren Soldaten geben, wenn sie unter Zucht und Ordnung zu bringen wären. Lebhaft von Einbildungskraft, mit einem durchdringenden, natürlichen Scharfsinn, kennen sie keine Tücke, Heuchelei oder Verstellung. Argwohn und Falschheit kommen äußerst selten in ihre unbefangene Seele; sie lieben die Freimüthigkeit

*) Ein Beispiel davon erzählt Le Blond, B. 1. S. 414. „Ein Creole, Verwalter in einer Zuckerfabrik, stand in einer geheimen Verbindung mit der Frau eines Negers. Eines Sonntags, da die Frau eben bei'm Verwalter war, wird sie von ihrem Manne gerufen. Als man nicht antwortet, bricht er in Drohungen gegen sie aus. Der Verwalter geht hinaus und giebt ihm einige Peitschenhiebe. Der Neger, in Verzweiflung, läuft nach Hause, nimmt einen Brand und legt Feuer in den Zuckerrohrfeldern an. Es war 10 Uhr des Morgens; der Westwind blies heftig, in Kurzem war der Brand allgemein. Ein Drittel der Aernte verbrannte, und der Schwarze wurde gehängt. Man schätzte den Schaden auf 50 — 60,000 Franken. —"

und Offenheit. Die Creolinnen, welche außerordentlich fruchtbar sind (Manche hat 10, 12 und mehr Kinder), sind sehr nüchtern und mäßig, lieben aber die Chocolade, den Kaffee und geistige Getränke, welche den Organen den Ton, die Stärke und Lebhaftigkeit geben, die das Klima verzehrt. Eifersüchtig bis zur Wuth, sind sie ihren Gatten selten untreu, ihre Gemächlichkeit, Unempfindlichkeit und Sorglosigkeit, welche die Gefallsucht ersticken, ihr sehr eingezogenes Leben, woher Schüchternheit und Furchtsamkeit entspringt, der Geschmack der Männer für die Negerinnen, sind die besten Wächter ihrer Tugend. *)

Das Schicksal und der Zustand der Negersclaven ist auch auf den Antillen, so wie in dem übrigen America, höchst traurig und bemitleidenswerth. Denn sie sind auch hier die allgemeinen Lastthiere der stolzen, selbstgenügsamen Weißen. Eine Folge davon ist unstreitig die große Sterblichkeit unter diesen Menschen, welche nicht vom Klima herrühren kann, denn in ihrem Vaterlande in Afrika, sind sie an dieselbe heißfeuchte Temperatur der Luft gewöhnt. Alle Bemühung der Plantagen- und anderer Gutsbesitzer, Creol-Neger, d. h. in Westindien geborene Neger zu haben, ist bisher von nur schlechtem Erfolge gewesen, wenigstens hat man dabei der Afrikaner noch nicht entbehren können. Gram, Kummer, Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, Leiden und Peinigungen aller Art, verkürzen das Leben dieser unglücklichen schwarzen Schlachtopfer des Europäischen Golddurstes dergestalt, daß alle Jahre eine Recrutirung von mehr denn 80,000 nöthig ist, um den, durch schlechte Behandlung verursachten Abgang zu ersetzen. Man

*) *Raynal* histoire philosophique etc. An vielen andern Orten seines Buchs macht er jedoch eine ganz andere Schilderung von ihnen. Vielleicht hat er die Originale dazu von mehrern Inseln hergenommen.

beschuldigt sie des Starrsinns, der Widerspenstigkeit, der Faulheit, der Treulosigkeit, Tücke, Verrätherei, des Aufruhrs ꝛc., kurz, es ist fast kein Laster, das man ihnen nicht zur Last legt. Allein aufmerksame Beobachter haben bemerkt, daß dieß nur von Wenigen gilt, daß die Neger zwar grobe und plumpe Geschöpfe, aber von Natur gutmüthige und gelehrige Menschen sind. Der neueste Reisende, Herr Daurion Lavaysse gehört mit zu diesen billigen Beurtheilern dieser unglücklichen Menschenclasse. Er gesteht den Negern sowohl Gefühl, als Talente zu, schreibt auch der Veränderung des Wohnplatzes im Allgemeinen einigen Einfluß auf die Neger zu, bemerkt aber besonders, daß auch bei dieser fremden Rasse von Menschen gar mancherlei Verschiedenheiten Statt finden.

Schon im Aeußern sind die Negervölker sehr von einander abweichend. So finden sich mehrere, welche weniger hervortretende Backenknochen und Lefzen, so wie eine gut gebildete, keine platte Nase haben, ein Fall, der sich besonders bei einigen Congo-Nationen zeigt. Aber auch in Absicht der Geistesfähigkeiten findet sich eine auffallende Verschiedenheit. Viele sind wirklich ganz dumm, Mehrere zeigen mäßiges Fassungsvermögen, Andere, z. B. die von der Westseite des Senegal und von Mozambique herübergekommenen, sind sehr klug und talentvoll; doch übertreffen die Creolneger, d. i. die auf den Antillen geborenen, ihre Voreltern sowohl an Körperbildung, als Geistesvorzügen, weit. Der Moko- oder Ibo-Neger ist sowohl in Hinsicht des Körpers, als besonders der Geisteskräfte, ausgemacht eben so unter dem Mandingo- oder Coromantin- oder Mozambik-Neger, als der Kalmüke unter dem Europäer. Eben so gewiß ist es, daß sich im Allgemeinen das Geschlecht der Schwarzen mit den Jahren, das ist, mit ihrer Fortstammung, auf den Inseln am Körper und Geist immer mehr veredelt. Mehrere zeigten wirklich einen sehr

hellen Verstand: Dabei geht aber den Creol-Negern jener natürlich gutartige Blick und jenes gutmüthige Lächeln des Original-Negers aus Afrika verloren. Die Coromantiner unterscheiden sich besonders durch ihren stolzen Gang und Blick, ohne jedoch etwas Wildes zu äußern. Die Mandingos, Fulier und Mozambiker, durch die Sanftmuth des Auges und gutmüthiges Lächeln; die Mokoer und Iboer durch eine schmale Stirn, kleinen Kopf, vorstehende Zähne und matte Augen; die Creol-Neger aber überhaupt durch Züge von List und Freiheit, die sie sich durch den Umgang mit den Weißen erwerben.

Die Grausamkeiten und Empörungen der Neger gegen ihre Herren, die Pflanzer und Güterbesitzer, so wie gegen die Weißen überhaupt, lassen sich durch die schreckliche Lage der unglücklichen Schwarzen, durch die schauderhafte Behandlung von den Weißen, durch den entsetzlichen Negerhandel selbst, einigermaßen rechtfertigen, und man muß sich nur wundern, daß jene elenden Menschen sich nicht weit häufiger empören und die Weißen, nach dem Wiedervergeltungsrechte, nicht noch viel wüthender behandeln. Mehrere Reisende rühmen die natürliche Gutmüthigkeit der Neger, ihre Liebe, Treue und Anhänglichkeit an ihre Herren, wenn sie gut behandelt werden, ihre Gewandheit, ihr richtiges Urtheil, ihre schnelle Geistesgegenwart, ihre Verstandeskräfte überhaupt, die gute Denkungsart, Dankbarkeit, als auch ihre Empfindlichkeit bei Beleidigungen, ihre Ehrlichkeit und Eitelkeit*). So verträgt z. B. ein Neger eher Stock-

*) Wer hiervon, so wie über die Neger überhaupt, genauer belehrt zu werden wünscht, der lese Daurion Lavaysse Reise nach den Inseln Trinidad, Tabago und Margaretha ꝛc. mit Anmerk. von Zimmermann. Weimar 1816. S. 140 folg. 223, u. a. a. O. — Gregoire Schrift: Die Neger, ein Beitrag zur Staats- und Menschenkunde. Aus dem Franz. Berlin, 1809. — Le Blond Reisen nach den Antillen ꝛc. Kap. 12. 19. und 21.

schläge, als einen verachtenden Blick. Oft artet aber auch der Stolz der Schwarzen in die lächerlichste Eitelkeit und den albernsten Hochmuth aus, wobei es sehr merkwürdig ist, daß Gall die Organe des Hochmuths- und Eitelkeitssinnes bei den Negern ganz besonders stark und ansehnlich fand. Uebrigens stimmen die neuesten Beobachter der Neger alle dahin überein, daß eine gute Behandlung der Sclaven dem Eigenthümer immer vortheilhaft ist, weil sie hierdurch nicht nur länger am Leben erhalten werden, sondern sich auch weit stärker vermehren; da hingegen bei einer tyrannischen Behandlung von 30 nach 5 — 6 Jahren, vom Einkauf angerechnet, kaum noch 6 — 8 sich gesund und brauchbar erhalten. Von dieser schlechten Behandlung und der groben, harten Nahrung rühren auch die beiden Hauptlaster der Sclaven, das Kinderabtreiben und der Selbstmord durch Gift, her: im letzteren Falle pflegen sie ihre Kinder zuerst zu vergiften. —

Die Zufluchtsorte der entlaufenen oder flüchtigen Neger sind gewöhnlich bergige und waldige Gegenden, von da aus sie die Wohnungen der Weißen und Mulatten oft haufenweise überfallen, plündern und verbrennen, und nicht selten die Besitzer gefährlich verwunden, oder wohl gar tödten. Auf der Insel Grenada waren ganze Horden solcher entlaufenen Neger. Eben dergleichen finden sich auch auf Jamaica und St. Domingo, auf welcher letzteren Insel jetzt ein ordentlich organisirter Negerstaat besteht, von weit größerem Umfange, Menschenzahl und bedeutenderer Macht, als der in Guiana und Surinam. Man nennt solche entlaufene Negersclavenhorden auch Marons oder Buschneger.*) Die Grausamkeit der Europäer, ihre Härte und die schlechte Beköstigung, zwingen die

*) Man sehe R. C. Dallas Geschichte der Maronen-Neger auf Jamaica, aus dem Englischen v. Ehrmann, Weimar, 1805.

unglücklichen Schwarzen zum Entlaufen, da sie sich denn in das Dickicht undurchdringlicher Wälder, hinter unwegsame Sümpfe und Gebirge retten, von wo aus sie den Pflanzungen sehr großen Schaden zufügen. Es sind meistens die kräftigsten, dauerhaftesten, mit elender Kost zufriedene Menschen, arbeitsam und fleißig im Ackerbau. Auf Jamaica waren sie schon im Besitz von 5 Ortschaften. Nach mehreren langen und blutigen Kämpfen, zu welchen man auch Hunde aus den Spanischen Besitzungen kommen ließ, besiegte man sie endlich auf der letzteren Insel wieder, vertheilte und führte sie in andere Britische Besitzungen, wo man ihnen Ländereien gab. Auf St. Domingo oder Hayti (wie man diese Insel nach ihrem ursprünglichen Namen jetzt nennt) gieng dieß nicht, weil sie bereits zu einer allzu starken Macht seit ihrer ersten Empörung 1794 angewachsen waren. Auf der Insel Grenada versuchte General Melville, zu Anfange der Revolution Französischer Gouverneur dieser Insel, die entlaufenen Neger zu zerstreuen, welche, außer den Diebstählen, die sie auf den Niederlassungen begiengen, die widerspenstigen Sclaven an sich zogen, was am Ende leicht gar einen allgemeinen Aufstand der Schwarzen veranlassen konnte. Er ließ zu dem Ende mehrere Linientruppen gegen sie marschiren und kleine Feldstücke auf sie richten, deren Kugeln aber auf den unzugänglichen Felsen, wo sie ihre Zufluchtsörter hatten, und dahin die Truppen nicht klettern konnten, abprallten oder zersprangen, so daß man nicht im Stande war, sie ganz zu vertreiben. Sie hatten einen kühnen und klugen Anführer, der sie so gut leitete, daß man mit jeder Minute einen allgemeinen Aufstand der Schwarzen fürchtete, als eben dieser Anführer in den Armen einer Negerin, welche ihn verrathen und ausgeliefert hatte, getödtet wurde. Nun verloren die Neger den Muth und stellten ihre verheerenden Plünderungen ein. Man war indessen noch immer auf der Huth gegen sie und ihre Räubereien. Mehrere wurden gefan-

gen genommen und aufgehangen oder erschossen. Viele, denen es an Allem fehlte, und die beinahe vor Hunger starben, kehrten zu ihren alten Herren zurück und unterwarfen sich der gewöhnlichen Strafe gegen die Entlaufenen, der Karbatsche und der Kette.

Die Impfung der Pocken ist jetzt auch unter den Schwarzen schon ziemlich allgemein im Gebrauch, hier und da auch schon seit einigen Jahren das Impfen der Schutzblattern. Ehedem riß dieses Uebel der Blatternkrankheit beinahe alle Jahre eine Menge Neger dahin. Aber auch andere Krankheiten sind ihrem Leben gefährlich. Außer dem mörderischen gelben Fieber, das auch in den Inseln, unter Weißen sowohl, als Schwarzen, wüthet, die Letzteren aber weniger angreift, sind sie noch einer Art von skorbutischer Ruhr, dem Magendrücken, gastrischen oder gallichten Fiebern, Flüssen, Halsweh, der Bleichsucht, dem Seitenstechen, Tetanos oder Starrkrampf ꝛc. unterworfen. Am Magenweh kommen besonders Viele um. Es ist eine langwierige und hartnäckige Krankheit, welche durch einen Fehler im Magen und durch schlechte Verdauung unterhalten wird und mehrentheils mit Auszehrung, oder Wassersucht endiget. Sie befällt vorzüglich die Schwarzen, welche erst von der Afrikanischen Küste angekommen sind, und hat meistens ihren Grund in dem langen Kummer, der durch gezwungene, ungewohnte Arbeit, und vornehmlich durch das Heimweh, oder das süße Andenken an das Vaterland, nach welchem sich die Armen sehnen, genährt wird.

In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft sucht man sie in frohe Laune zu setzen, theils durch gute Kost und wenige Arbeit, theils durch Tanz und andere Vergnügungen. Die alten Schwarzen, welche ihre Afrikanischen Brüder freudig bewillkommnen, nehmen sich ihrer dabei treulich an, helfen ihnen und sorgen für sie, wie und wo sie nur können. Aber gleichwohl entlaufen sie oft und man findet sie wieder,

indem sie in der Jere herum gehen und der Meinung sind, nach ihrem Vaterlande zurückzukommen. Viele erhängen sich aus Verzweiflung und bereden Andere, wie zu einer Lustpartie dazu. Le Blond sahe ihrer neun, welche sich an der Küste an Weinstöcke mit Lianen aufgehängt und den Tag vorher noch getanzt und sehr vergnügt geschienen hatten. Wenn die Zeit kommt, da sie in den Zuckerfabriken arbeiten müssen, dann hört alle Schonung auf. Man behandelt sie hart und die Faulen unter ihnen verfallen am Ende in die Krankheit, deren trauriges Gemälde wir eben entworfen haben. Man sieht häufig, daß sie Erde essen; aber anstatt ihren Muth durch eine menschliche und mitleidige Behandlung zu heben, droht man ihnen, bestraft sie und bringt sie zur Verzweiflung, indem man die Barbarei so weit treibt, daß man ihnen eiserne Masken vormacht, woran eine Zunge sitzt, die ihnen in den Mund geht, so daß sie nicht kauen können; anderer noch empörenderer Grausamkeiten zu geschweigen.

Aber auch die Europäer sind nach ihrer Ankunft auf den Antillen mancherlei Krankheiten ausgesetzt. Die gewöhnlichste und mörderischste ist die, welche man im gemeinen Leben mit dem Namen Tribut bezeichnet, und die aus dem ungewohnten Klima und der schrecklichen Hitze der heißen Zone entsteht. Alle neue Ankömmlinge müssen sich mit der größten Sorgfalt hüten, sich der Sonne auszusetzen, zumal mit bloßem Kopfe. Die Erhitzung des Bluts, welche darauf erfolgt, ist gefährlich und oft tödtlich. Gewöhnlich verfallen sie in eine mehr oder minder gefährliche Krankheit, je nachdem der Stoff dazu in ihrem Körper liegt, oder die Gegend ist, welche sie bewohnen. Das Uebel fängt sich gemeiniglich mit einer allgemeinen Abspannung der Fiber an, mit Wallung im Blute, dem ein heftiges Jucken, oder Hitzblattern und selbst Hautausschläge folgen, die wie Flohstiche aussehen. Kommen diese hervor, so hat man wenig weiter zu fürchten, denn das Blut und die Säfte werden

dadurch gereiniget und man ist akklimatisiret, wenn eine gewisse Blässe der Haut auf die frische Farbe der kalten Klimate folgt. Finden aber diese Hautausschläge nicht Statt, oder werden sie durch Sonnenstiche, oder durch das Schlafen an zu warmen und nicht hinlänglich gelüfteten Orten unterdrückt, dann entsteht Schwindel, heftiger Kopfschmerz, Neigung zum Erbrechen, Lendenschmerzen, ja wohl gar ein hitziges Fieber, das gelbe Fieber und andere schlimme Zufälle mehr.

Außer dieser sogenannten Tributkrankheit sind skorbutische Uebel, Hautausschläge, Flechten, die Elephantiasis, die Rose, das Rothlaufen, krampfartige Koliken u. a. m. in den heißen Klimaten der Wendezirkel sehr häufig, sowohl unter Weißen, als Schwarzen. Für Kinder ist besonders der Kinnbackenjammer in den ersten 9 Tagen nach ihrer Geburt äußerst gefährlich, ja oftmals tödtlich. Nach dieser Zeit sind sie demselben nicht mehr unterworfen. Diese Krankheit rafft in den, an der Küste liegenden Niederlassungen eine bedeutende Anzahl Kinder von allen Farben hinweg: in denen, welche entfernter vom Meere sind, ist sie seltener. Sie besteht in einer krampfhaften Spannung der Kinnbacken und hat viele Aehnlichkeit mit dem Tetanus (der Halsstarre).

Bei allen diesen Zufällen ist die größte Vorsicht, für Europäer besonders, nöthig, weil bei der kleinsten Vernachlässigung der Tod die unausbleibliche Folge ist, und als allgemeines Resultat geht daraus dieses hervor, daß Westindien für Ausländer ein höchst ungesunder Aufenthalt ist. Allein es drohet fast Jedem noch ein anderes Unglück, — die Giftmischereien der Neger, in welchen sie Alle sehr erfahren sind. Sie bedienen sich nämlich, theils zur Befriedigung ihrer Rache*), theils zur Erreichung noch schäd-

*) Wie weit die Rache der Neger gegen ihre Herren oftmals gehe, zeigt unter andern folgende schreckliche Geschichte.

licherer Zwecke gewisser Gifte, die äußerst wirksam sind und allemal den gewissen Tod nach sich ziehen. Mehrentheils bringen sie ihn dem Gegenstande ihrer Rache in einem Glase Tafia bei, und zwar nicht allezeit auf einmal, sondern in mehreren kleinen Dosen, wodurch er desto zerstörender wird.

Mit der Geistesbildung, der wissenschaftlichen und religiösen Aufklärung aller dieser Menschen, der Europäer sowohl, als der Afrikaner und ihrer Abkömmlinge in den Antillen, sieht es noch äußerst kläglich aus. Das Christenthum soll daselbst die herrschende Religion seyn. Aber welch' ein Christenthum ist dieß! — Die zahlreichste Menschenclasse daselbst, die Neger, sind größtentheils noch Fetischdiener; etwa 50,000 sind, besonders durch die Missionäre der evangelischen Brüdergemeine, getauft und sonst noch durch Englische und katholische Priester zu verschiedenen christlichen Religionsparteien bekehrt worden. Die späteren Ureinwohner, die Karaiben (deren aber nicht viele mehr sind), sind Sonnenanbeter, da sie,

Im Jahr 1779 ließ ein reicher Pflanzer in einer Französischen Colonie, einen von seinen Negern, den er im Verdachte eines Diebstahls hatte, auf das entsetzlichste peitschen. Der Neger war unschuldig und beharrte bei der Betheuerung seiner Unschuld. Dieß half aber nichts, sondern er wurde auf die Folter gespannt. Einige Tage darauf, als der Pflanzer ausgegangen war, fand der Neger Mittel, sich der 3 kleinen Kinder seines Herrn zu bemächtigen. Er stieg mit ihnen auf das höchste Dach, und als er seinen Wütherich auf dem Rückwege erblickte, rief er ihn bei Namen. Der Herr sahe hinauf, und in dem Augenblicke lag das jüngste seiner Kinder zerschmettert vor seinen Füßen. Nun bat er auf das flehentlichste seinen Sclaven um das Leben der beiden übrigen; aber das zweite hatte dasselbe Schicksal wie das erste. Der Pflanzer warf sich auf die Knie, und beschwor ihn unter den glänzendsten Versprechungen, nur des dritten zu schonen. Lachend stürzte sie der Neger mit dem dritten hinunter, und beide blieben todt auf der Stelle. —

nach ihren Urvätern, die Sonne für das gute Wesen oder den grosen Geist (Tupan) halten. Sie verehren auch wohlwollende Gottheiten, welche diesem obersten Wesen untergeordnet sind. Dem bösen Wesen, Maboupa, bringen sie grose Opfer, eigentlich aber dessen Priestern oder Zauberern, welche in ihren Personen alle Macht und Wissenschaft vereinigen und sowohl die geistlichen als leiblichen Aerzte machen, wobei sie die offenbarsten Betrügereien verüben, ja nicht selten sich selbst für den Teufel oder grosen Maboupa ausgeben.

Auf den Dänischen Inseln und auf der Schwedischen Insel St. Barthelemy sind Lutherische Christen; auf den ersteren und auf einigen Englischen und Französischen Inseln auch mehrere Herrenhuter. Die Englischen Inseln haben vornämlich zahlreiche Bekenner der Englisch-bischöflichen Kirche; doch findet man daselbst auch andere christliche Religionsparteien. Katholische Glaubensgenossen sind auf den Spanischen, Französischen und einigen Englischen Inseln. Auf manchen befinden sich auch Juden. Verschiedene Städte und andere Hauptniederlassungen auf mehreren Inseln (z. B. Havanna auf Cuba, wo sogar eine Universität — ist), haben höhere und niedere Lehr- und andere Bildungsanstalten in Europäischen Formen, aber mit beschränkteren Planen und dürftigeren Hülfsmitteln, als im cultivirteren Mutterlande, so daß sie noch gar viel zu wünschen übrig lasen. Am meisten vernachläßiget sind in Erziehung und Unterricht die Kinder der Neger und farbigen Leute. Reichere schicken ihre Kinder nach Frankreich, Spanien oder England zur Erziehung und Unterweisung in Sprachen, Künsten und Wissenschaften. Hin und wieder werden auch Buchdruckereien unterhalten, z. B. auf Cuba und St. Domingo, wenigstens zu Zeitungen und obrigkeitlichen Bekanntmachungen. Auf Newprovidence ist seit einigen Jahren auch eine Ackerbaugesellschaft errichtet worden.

Die Anzahl aller Einwohner auf den sämmtlichen Westindischen Inseln mag etwa 1½ Million betragen, unter denen ungefähr 290,000 Europäer und freie, farbige Leute, und 1,300,000 Neger sich befinden. Die übrigen machen die Eingebornen (Karaiben) und das Militär aus.

6.

Noch einige allgemeine Bemerkungen und einzelne Merkwürdigkeiten.

1. Der Winter ist nicht die beste und bequemste Jahreszeit, in diese Meere zu segeln, denn ob er schon nicht so stürmisch ist, wie unter den nördlichen Breiten, und obgleich die Passatwinde gewöhnlich eine nördliche Richtung halten, so ist doch die Unbeständigkeit des Wetters und die Unsicherheit der Ströme äußerst unangenehm und gefährlich. Mit guten Schiffen und erfahrenen Seeleuten hat es indessen wenig Gefahr; aber wenn man diese gefährliche Schiffahrt auch von Leuten unternehmen sieht, welche diese Gewässer zum erstenmale befahren und sich bloß auf die Nachweisungen, oft sehr unrichtiger Charten, verlassen müssen; so muß man billig erstaunen. Dieses ist besonders der Fall bei den Americanern, die durch ihre Verwegenheit in diesen unsicheren Strömungen, wo selbst der erfahrenste Seemann einzig und allein zur Vorsicht und Behutsamkeit seine Zuflucht nehmen kann, häufig Schiffbruch leiden.

2. Besonders merkwürdig ist die außerordentliche Klarheit des Seewassers, welche man an allen Orten um die sämmtlichen Westindischen Inseln wahrnimmt, wo das Wasser nicht durch Landströme getrübt wird und die Tiefe desselben nicht beträchtlich ist. Wenn man in einem Boo-

te zwischen den kleinen Inseln, besonders bei den Bahama-Eilanden herumfährt; so genießt man den herrlichsten und seltensten Anblick. Das Boot schwimmt auf einer krystallenen Flüssigkeit, in welcher es wie in der Luft zu hängen scheint. Nicht daran gewöhnte Personen werden von diesem Anblicke leicht schwindelig. Unter sich sieht man auf dem reinsten, weißesten Sande, der den Boden deckt, jede Kleinigkeit, tausenderlei Gewürme, Seeigel und Seesterne; Schnecken und Muscheln und bunte Fische. Man fährt über ganze Wälder der schönsten Seepflanzen, von Korallen, Gorgonien, Alcyonien, Fladellen und mancherlei buschigen Schwammgewächsen, hinweg, welche durch ihre mannichfaltigen Farben das Auge nicht minder ergötzen, und von den Wellen so sanft hin und her bewegt werden, wie eine der blumenreichsten Gefilde über der Erde. Das Auge täuscht sich in der Beurtheilung der Tiefe, in welcher man diese Gegenstände erblickt, und man glaubt, mit der Hand Pflanzen pflücken zu können, welche bei näherer Untersuchung mit einem 8 — 10 Fuß langen Ruder kaum zu erreichen sind.

3. Die Englischen Colonisten leben in den Colonien besser und prächtiger, als die Französischen, und sind dessen ungeachtet reicher. Sie wissen meisterhaft Ausgabe und Einnahme, Arbeit und Vergnügen in Gleichgewicht zu setzen, was die Franzosen nicht können. Daher verarmen diese so oft und sehen sich überall, wo Engländer sind, genöthigt, ihre Besitzungen an diese zu verkaufen. Der zu große Credit, welchen ihnen die Londner Kaufleute geben, richtet sie zu Grunde, da sie vieles Geld auf einmal nicht erhalten können. Die Französischen Colonisten wußten Anfangs ihres Reichthums kein Ende; ihre Wohnungen wurden neu erbaut und verschönert; der Aufwand für Tafel, Spiel,

Equipage und andere Dinge war außerordentlich. Jetzt sind Viele so herunter gekommen, daß sie die engsten Einschränkungen zu machen genöthigt sind. —

4. Alle unsere Tabake sind bekanntlich Americanischen Ursprungs. Die Americaner auf dem festen Lande nennen dieses Kraut Petum; daher in der Folge der Name einer besonderen guten Sorte desselben, Petum optimum entstanden ist. Die Insulaner nennen es Yoli. Anfangs hieß es Cohoba, auch Givia, auf Mexicanisch Yetl, Pynetl. Eine andere Art hieß Guauhyelt. Das Rohr aber, wodurch man es rauchte, hieß Tabaccos, und die Insel Tabago erhielt von den Spaniern diesen Namen, weil sie viel von diesem Rauchkraute daselbst antrafen. Anfangs brauchten es die Spanier als Wundkraut, wenn sie von den vergifteten Pfeilen der Karaiben getroffen wurden; allein sie nahmen ihren Irrthum bald wahr. Es ist mithin falsch, daß die Spanier diese Pflanze nach der Insel Tabago benannt hätten. Der erste Europäer, welcher dieses Kraut von den Americanern rauchen sahe, und die Nachricht davon aufzeichnete, war Jacob Cartier, der Vater der Französischen Entdeckungen in Nordamerica. Auf seiner Reise nach Canada 1534 fuhr er den Lorenzstrom hinab, und da sah er die Einwohner zu seinem großen Erstaunen Blätter rauchen. Auch bei den Virginiern war das Rauchen dieses Krautes, welches sie Uppowock nannten, üblich.

5. Merkwürdig ist es, daß die in den Antillen geworfenen Hunde nicht toll werden; bei denen aber, die aus kälteren Ländern dahin gebracht werden, ist die Tollwuth immer zu befürchten.

6. Auch dieß ist bemerkenswerth, daß Grenada, die südlichste der Antillen, kaum 15 Meilen vom festen Lande, eben so sehr durch Windstöße leidet, als die andern An-

tillischen Inseln. Vielleicht rührt dieß daher, weil sie nicht so liegt, daß sie gegen den furchtbaren Westwind durch die Küstengebirgskette von Cumana geschützt wäre. Eben so merkwürdig ist es, daß die Insel Tabago, die doch wie Trinidad östlich der Küstengebirgskette liegt, nie von einem solchen Windstoße etwas ausgestanden hat.

7. Seltsam ist auf manchen Inseln die Froschjagd in den Wäldern. Es ist dieses eine sehr große Art von Fröschen, die man ordentlich auf die Märkte bringt und welche von den Creolen und Negern häufig gegessen werden. Sie fangen selbige nicht nur am Tage, sondern auch in der Nacht bei Fackelschein,*) gegen 2 oder 3 Uhr des Morgens, wenn der Regen aufgehört hat, oder der Nebel gefallen ist, in den feuchten Wäldern. Die Frösche laufen und springen nach dem Lichte, und die Jäger betäuben oder tödten sie durch Schläge mit dem flachen Säbel und stecken sie dann in einen Sack. Diese Jagd ist nicht sehr schwierig, aber gefahrvoll, denn die Schlangen gehen auch dem Lichte nach, und man steht in Gefahr, von ihnen gebissen zu werden, wenn die Säbelhiebe sie nicht tödten.

8. Der gewöhnliche Thau vor Tagesanbruch in den heißen Ländern, zwischen den beiden Wendekreisen, ist so stark, daß er wie Regentropfen herabfällt und die Baumblätter voll Wasser sind. Dabei herrscht des Morgens eine empfindliche Kälte. Hiernach wird es begreiflich, wie die Bäume und Pflanzen, selbst zur Zeit der größten Dürre, vegetiren können, und daß die Temperatur 6 oder mehr Grade unter der Wärme des Tages diese Wirkung zu erzeugen vermöge, indem sie die Lufttheilchen einander nähert und zu-

*) Nicht bei Pechfackeln, sondern solchen, die von einem sehr leichten, weichen und harzigem Holze gemacht werden.

sammendrückt, wo alsdann das Wasser, womit die Luft geschwängert ist, wie aus einem Schwamm gedrückt wird.

B. Die Westindischen Inseln insbesondere.

1. Die großen Antillen.

Darunter versteht man die 4 großen Inseln Cuba, Jamaica (mit Groß- und Klein-Caiman), St. Domingo (aber jetzt Haity) und Portorico. Sie liegen sämmtlich zwischen dem 17. und 23½ Grad der Nordbreite (also in der heißen Nordzone), haben ziemlich hohe Gebirge, viele Flüsse, in deren einigen man Goldsand findet und die zum Theil schiffbar sind, ein feuchtes, besonders für Europäer ungesundes Klima, das vorzüglich in den Ebenen nachtheilig wirkt und sind schrecklichen Orcanen und Erdbeben ausgesetzt, liefern aber die vortrefflichsten Erzeugnisse der Natur und sind eine wahre Schatz- und Vorrathskammer für Europa. Die Hitze ist hier überaus heftig, längs den Küsten kühlen aber häufige Seewinde die erstickende Wärme ab und machen die Luft gesünder. Cuba und Portorico gehören den Spaniern, Jamaica den Engländern, St. Domingo aber befindet sich gegenwärtig in den Händen der Neger und ihres Oberhauptes, Christoph. In Absicht des Reichthums und Grades des Wohlstandes, so wie des Handels, stehen die Englischen Colonien oben an; ihnen folgen die vormals Französischen und (bei den kleinen Antillen) die Holländischen, dann kommen zuletzt die Spanischen, welche in einem Zustande von Erschlaffung und Trägheit schlummern, der sich der Barbarei nähert. — Betrachten wir nun jede Insel allein!

a. Cuba.

I.

Name. Lage und Gestalt. Eintheilung. Größe.

Cuba, die größte aller Westindischen Inseln, ward bei ihrer Entdeckung von Columbus, Juanna genannt, nachher (dem Spanischen König Ferdinand zu Ehren) Ferdinandina, behielt aber zuletzt ihren jetzigen Namen, den sie bereits vor der Ankunft der Spanier hatte. — Sie liegt gerade unter dem Wendekreis des Krebses, also zwischen dem 20 — 23½ Gr. nördl. Breite, und dem 55 — 66 Grad westl. Länge, 17 Meilen unterhalb der Südspitze von Florida und 13 Meilen nördlich oberhalb Jamaica. Westlich bespült sie der Mexicanische Meerbusen und östlich liegt St. Domingo. Sie bildet eine Art von Bogen, dessen höchster Theil sich dicht dem nördlichen Wendekreise nähert. Ihr östlicher Theil springt nach Osten und Westen in zwei Spitzen aus. Im Allgemeinen geht ihre Richtung von Westen nach Osten und läuft mit dem Aequator ziemlich parallel; doch ist sie mehr lang als breit, nämlich 150 Meilen in der Länge und 30 — 50 Meilen in der Breite, da wo sie am schmalsten ist, hat sie nur 14 Meilen. Die Eintheilung geschieht nach Gouvernements, welche unter einem Generalcapitän stehen. Der Arealinhalt beträgt 2310 Quadratmeilen. Sie gehört den Spaniern, welche hier große Niederlagen von Waaren und Gold und Silber aus Mexico und den angränzenden Ländern, so wie von Europäischen Fabricaten halten. Sie ist gleichsam der Schlüssel zu allen Spanisch-Americanischen Besitzungen.

2.

Boden. Klima. Berge. Gewässer.

Der Boden dieser großen und herrlichen Insel ist vortrefflich und wird für den besten in ganz America gehalten, nur von den Spaniern schlecht benutzt. Eine beträchtliche Kette von Bergen, welche Kupfergruben enthalten, durchziehet die ganze Insel von Osten nach Westen, welche sich in die Vorgebirge St. Antonio westlich, und Maize östlich endigen. Die Küstenländer sind indessen größtentheils flach und zur Zeit der Regenperiode, wenn die Sonne vertical steht, überschwemmt. Das Klima ist heiß und trocken, aber nicht ungesund, nur müssen Neuankömmlinge sich vor Erkältung hüten. Es ist weit gemäßigter als das von St. Domingo, wegen der vielen Regen, und Nord- und Ostwinde, welche die Luft erfrischen. Die Flüsse, welche größtentheils nach Süden und Norden laufen, sind wegen ihres kurzen Laufs und geringen Breite nicht schiffbar. Manche enthalten jedoch Goldsand.

3.

Vorgebirge. Küsten. Buchten. Baien.

Diese Insel hat, außer den schon erwähnten Vorgebirgen St. Antonio und Maize, noch mehrere Landspitzen, z. B. de las Mulas, Mata, St. Pedro, Cruz, Corrientes u. a. m., an den Küsten, welche meistens niedrig sind und in der Nähe viele Bänke und eine Menge kleiner Inseln haben, viele Baien und Buchten, z. B. de la Regla, Bahia Honda, oder die tiefe Bai, Occa, Guanacoa, Atarés

Bagua, in welcher 2 — 3 Meilen vom festen Lande, also fast mitten im Meere, Quellen süßen Wassers mit Ungestüm und hohem Wellenschlag ausbrechen, mit dem sich die Küstenfahrer zu versorgen pflegen, und in dem auch häufig die Flußkuh erlegt wird, die sich nie in salzigem Wasser aufhält. Ferner die Bai Cortes oder Philippina, der Golf von Xagua, die Bucht de Gibarea, die Bank Isabella, die rothe Bank oder los Colorados u. a. m. Merkwürdig ist auch die Blinole-Klippe, 9 Klafter tief, zwischen Cuba und Groß- und Klein-Caimaninsel.

4.

Producte. Handel. Industrie.

Bei dem fruchtbaren Erdreiche dieser Insel sind die Aernten an sehr mannichfaltigen Erzeugnissen alljährig überaus ergiebig. Die Felder liefern eine Menge Früchte, wohlriechender Pflanzen, herrlicher Blumen, und die Wälder sind mit Cedern, Akazien, Eichen, Tannen, Palmen, Granaten, Koaba- und Mahagonyholz, Guajak und Ebenholz bedeckt. Yucas oder Manioc, Zuckerrohr, Kaffee, Maiß, Anis, Baumwolle, Cacao, vortreffliche Sorten von Tabak, der die anderen Americanischen Arten weit übertrifft, Ingwer, langer Pfeffer, Aloe, Weinstöcke, Cassia, andere Gewürze, Cocusnüsse, Platanen, Bananas, Mastix, Sassaparille, Limonien, Küchengewächse, Apothekerwaaren u. a. m. sind im Ueberfluß vorhanden. Außerdem Honig, Wachs, Seide, Rindvieh (welches mehr der Häute zum Verschiffen, als des Fleisches wegen benutzt wird), Pferde, Maulthiere, Schaafe, zahme und wilde Schweine, Seevögel, Wildpret, zahmes Geflügel, Papagaien, blau-

köpfige Rephühner, Schildkröten, Welse, Barben und andere See- und Flußfische, aber auch Alligatoren; hingegen auf der ganzen Insel keine wilden noch giftigen Thiere. Gold, Silber, Kupfer und andere Metalle, Magnete, heiße mineralische Wasser, Salzquellen ꝛc., werden häufig gefunden.

Der Handel ist, wie sich schon aus den angeführten Producten vermuthen läßt, und weil Cuba die Haupt-Waaren-Niederlage der meisten Spanischen Colonien in America sowohl, als der Europäischen Fabricate ist, sehr bedeutend. Es pflegen auch beinahe alle Spanische und Americanische Schiffe bei ihrer Hin- und Zurückreise hier anzuhalten. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Tabak, Zukker, Kaffee, Cassia, Ochsenhäuten, Wachs, Baumwolle, Holz, Gewürze, Gold und Silber. Der Haven von Havanna ist der Hauptstapelplatz des Handels der Insel. Im Jahre 1790 wurden für 1.293,570 Livres Tabak, 200,000 Ctr. Zucker von 600 Mühlen, am Werthe für 8 Millionen Livres, 20,000 Arroben Wachs, 6000 Arroben Baumwolle, für 138,800 Livres Ochsenhäute, und für 1,064,500 Livres Gold und Silber ausgeführt. Die Einfuhrartikel sind: Neger (alljährlich 12 — 14,000), Europäische Fabrik- und Manufacturwaaren aller Art, in Seide, Wolle, Baumwolle, Linnen, Metallen, Luxus- und Galanteriewaaren, Hausgeräthe, Papier, Bilder, allerhand Lebensbedürfnisse, Wein, Oel, Getraide, Mehl, Butter u. s. w.

In dem Haven von Havanna liegen zu jeder Zeit des Jahres eine Anzahl Spanischer Gallionen und Registerschiffe, die aus America nach Spanien abgehen. Unter jenen versteht man solche, welche der König von Spanien ehedem alle Jahre nach America schickte, um das Gold, Silber, Juwelen ꝛc. die man dort gesammelt hatte, abzuhohlen. In der neuesten Zeit hat diese Art von Schifffahrt

sehr abgenommen. Registerschiffe senden Spanische Kaufleute, welche die Erlaubniß dazu erkauft haben, mit Europäischen Waaren nach America, um diese dort gegen Americanische Landesproducte zu vertauschen. Sie führen diesen Namen daher, weil Alles, was auf diesen Schiffen aus Europa nach Westindien geht, vorher genau aufgezeichnet, oder in ein Register eingetragen werden muß, damit man gewiß wisse, daß die Kaufleute nicht mehr Waaren laden lassen, als ihnen der König gegen eine Summe Geldes nach dem Spanischen America zu versenden erlaubt hat. Ehe man die Einrichtung mit den Registerschiffen machte, wurde jährlich eine Flotte unter dem Namen der Silberflotte, theils auf Rechnung des Königs, theils für Rechnung der Kaufleute, nach Westindien geschickt, sowohl um Gold, Silber, Perlen, Diamanten und andere Edelsteine abzuholen, als auch Kaufmannsgüter hinzuführen und von da zurückzubringen. Da aber schon seit mehreren Jahrzehenten zu dem letztern die Registerschiffe gebraucht werden, so ist der Name Silberflotte jetzt ganz außer Gebrauch gekommen.

Der Gewerbfleiß auf dieser Insel steht noch auf seiner untersten Stufe und man findet kaum nothdürftig die unentbehrlichsten Künstler und Handwerker. Beinahe alle Lebensbedürfnisse werden aus Europa eingebracht, und nur wenige Zweige für den Erwerb bearbeitet. Gegen 600 Zuckermühlen sind fast immer im Gange, welche vortrefflich raffinirten Zucker liefern, der dem Holländischen und Hamburger gleich kommt und wovon alle Jahre über 200,000 Centner nach Europa gehen. Auch weißes Wachs von der besten Güte wird verfertigt. In Havanna sind einige Tabaksfabriken, Schiffswerfte und Webereien in groben Zeuchen. Die Colonisten sind unter den Spanischen in America noch die thätigsten und betriebsamsten, zumal was den Handel betrifft.

5.

Einwohner. Einkünfte.

Die Zahl der Bewohner der Insel Cuba steigt an Europäern, Negern, Creolen, Mulatten, Mestizen und anderen farbigen Menschenclassen über $\frac{1}{2}$ Million. Indianer sind nur noch wenige mehr vorhanden. Ihre Vorfahren waren, wie aus Columbens Entdeckungsgeschichte bekannt ist, friedlich, furchtsam, gastfreundschaftlich und kannten nicht die verabscheuungswürdige Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen. Sie verabscheuten den Diebstahl, Luxus, die Unkeuschheit, Tücke und Verrath, wurden aber von den Spaniern, wie überall, auf das treuloseste und schändlichste behandelt und beinahe ganz ausgerottet. Die jetzigen Einwohner sind ganz anderen Stammes und lauter Fremdlinge. Es befinden sich unter ihnen sehr viele Spanier, auch Engländer und Franzosen. Die Zahl der Neger steigt über 50,000. Das weibliche Geschlecht ist munter, gesellig, gesprächig, angenehm im Umgange und im Ganzen tugendhaft.

Die Einkünfte der Insel betragen nach Raynal für die Staatskassen (nach Abzug der Ausgaben) beinahe $2\frac{1}{2}$ Million Livres. Die Regierung giebt zum Anbau und Ankauf des Tabaks auf der Insel 2,272,000 Livres jährlich aus; 1,350,000 Livres gehen für die Unterhaltung der Festungswerke auf, und 2,160,000 für die gewöhnliche Besatzung, welche nicht über 15,000 Mann geht; 3,780,000 Livres endlich für die Marine. Die 26 Klöster auf der Insel besitzen an liegenden Gründen die ansehnliche Summe von $14\frac{1}{2}$ Million Livres. Die Einkünfte der so genannten Universität zu Havanna belaufen sich auf 38,000 Livres.

6.

Merkwürdigste Plätze.

Die Insel wird in 2 Gouvernements eingetheilt, de la Havanna (das westliche) und de Cuba (das östliche), welche unter einem General-Capitän oder Gouverneur stehen, der vormals auch mit über Luisiana und Florida zu befehlen hatte. Die bedeutendsten Städte in beiden Statthalterschaften sind:

1) Havanna, die Hauptstadt der ganzen Insel (23 Gr. 10 Minuten n. Br.), und des gleichnamigen Gouvernements, der Südspitze von Florida gegenüber, an der Nordwestküste, eine ansehnliche, feste und regelmäßig angelegte Stadt, mit mehr denn 2000 Häusern und 37,500 Einwohnern, einem vortrefflichen und sehr geräumigen Haven, in welchem mehr als 1000 Schiffe bequem und sicher liegen können, und der durch mehrere starke Batterien vertheidiget wird. Die Häuser sind alle von Stein, aber nur ein Stockwerk hoch; die Straßen, welche des Nachts erleuchtet werden, gepflastert und nach der Schnur gezogen. Hier ist der Mittelpunkt des ganzen Spanisch-Americanischen Handels, der Hauptsitz der Schiffahrt in diesen Meeren, weßhalb auch große Magazine und Werfte hier angelegt sind, der Aufenthalt des General-Capitäns und einer General-Administration des Corseos, d. i., des Oberpostamts. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich die Kathedralkirche nebst einigen anderen Kirchen und Klöstern, der Palast des Gouverneurs, das große Hospital, das Findelhaus, ein großes Schauspielhaus, das Colisäum zu Stiergefechten, welche, so wie die Hahnenkämpfe und Bäder

zu den Hauptvergnügungen der Einwohner gehören,*) das Zeughaus, das Fort la Fuerza u. a. m., aus. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Neger und Creolen, die guten Tabak verfertigen. Es werden hier nicht nur Kauffarthei- sondern auch Kriegsschiffe gebaut, zu welchem Ende ein besonderes Departement der Marine mit einem Commandeur eingerichtet ist, welcher die Escadre, Barlovento genannt, befehligt, die beständig hier liegt, theils zur Sicherheit der Küsten, theils zur Begleitung der Flotten, welche ankommen und abgehen. Es ist hier auch ein katholischer Bischof, dessen Kapitel in St. Jago de Cuba (s. weiter unten) ist, eine Universität, ein Collegium, Seminarium, mehrere Klosterschulen, eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und Künste, mehrere Kranken- und Armenhäuser u. s. w. Der vornehmste Spazierplatz ist die Almeda, außerhalb der Stadt. Mehrere Forts und Schanzwerke sind zum Schutz der Stadt in der Nähe angelegt, als: Castello de San Diego, San Carlos de la Cabana, de Alaves, de Corimar, del Prinzipe, San Salvador de la Punta, u. s. w. Die vielen vornehmen und sehr reichen Familien dieser Stadt machen einen großen Aufwand und ansehnlichen Staat. Der Haven ist zu allen Zeiten mit Schiffen angefüllt und der Handel beträchtlicher als irgendwo in America, denn hier ist der Sammelplatz aller aus Mexico nach Spanien zurückkehrenden Schiffe, so wie die Niederlage von allem Gold, Silber und Edelsteinen aus Mexico; daher ist die Concurrenz sowohl, als die Reichthümer der Stadt sehr bedeutend, und so lange die Americanischen Flotten im Haven liegen, ist

*) S. Fischer's Beiträge zur genaueren Kenntniß der Spanischen Besitzungen in America. Dresden, 1802.

hier eine beständige Messe. Vormals war hier auch der Stapelort der Gallionen.

2) **St. Jago, (de Cuba)** im Südosten, an der Küste, (20 Gr. 10 Min.) die ehemalige Hauptstadt, mit einem guten und sicheren, sehr geräumigen Haven. Von ihren vorigen 20,000 Einwohnern zählt sie jetzt kaum noch die Hälfte, indem sie selbst und ihr Handel im Verfall sind. Ehedem machten sie ausgebreitete Handelsgeschäfte in Zucker, Früchten und Tabak. Sie hat einen Bischof und eine Kathedralkirche. Das hiesige Frauenzimmer wird für das schönste auf der ganzen Insel gehalten.

3) **Guanavacoa**, auf einer Anhöhe am Meere, mit 12,000 Einwohnern und ziemlich lebhaftem Handel.

4) **San Jago de las Vegas**, eine hübsche Stadt mit 5500 Einwohnern. Sie liegt in einer Gegend, die aus sehr feiner Bolus-erde besteht, daher die Häuser ganz roth aussehen.

5) **Puerto** oder **Villa del Principe**, mit 30,000 Bewohnern, die einen einträglichen Handel mit Landesproducten treiben. Sie ist nach Havanna die beträchtlichste Stadt der Insel.

6) **Santa Cruz**, ein ansehnlicher Ort an der Nordküste, 6 Meilen östlich von Havanna, mit einem Haven und 5000 Einwohnern.

7) **Bayamo**, eine ansehnliche Stadt mit 10,900 Einwohnern und gutem Handel.

8) **Espiritu Santo**, fast in der Mitte der Insel, mit 7000 Bewohnern.

9) **Cumberland**, mit einem guten Haven und etwas Handel.

10) San Carlos de Matanzas, mit 7300 Bewohnern und einem guten Haven.

11) San Juan de los Remedios, mit 8000 Einwohnern.

12) Halguin, mit 6200 Einwohnern.

Die übrigen Oerter und Niederlassungen, z. B. Baracca, Santa Clara, Trinidad, Mariel, San Diego, San Miguel u. a. m., sind von geringem Belang.

In der Nähe die Inseln de Pinos, die Gartens insel, oder de los Jardinos, der Garten des Königs, der Königin u. a. m. —

---

b. Jamaica.*)

I.

Name. Lage und Gestalt. Gränzen. Größe. Eintheilung.

Jamaica, von den früheren Spanischen Geschichtschreibern Yaimaca genannt, welches Land der Quellen bedeutet, ward von dem unsterblichen Columbus erst auf seiner zweiten Reise nach der neuen Welt, am 2. Mai 1494 entdeckt und in Besitz genommen. Er gab ihr den Namen San Jago (Jacobsinsel), welchen sie auch bis

*) Man sehe Dallas Geschichte der Maronen = Neger auf Jamaica, besonders die Einleitung über die Geschichte von Jamaica. Weimar, 1805. — Mac Kinnen's Reise nach dem Britischen Westindien, eben daselbst, 4tes Kapitel. — Malte-Brun und Mentelle a. a. O. S. 53.

1655 behielt, da sie in einem Kriege zwischen Spanien und Großbritannien den Spaniern von den Engländern weggenommen wurde. Von dieser Zeit an bekam und behielt sie den Namen Jamaica, wie Einige vermuthen, von dem Herzog von York, welcher James (Jacob), hieß, so wie die Briten die Insel selbst (ihre wichtigste Besitzung in Westindien), bis jetzt ungestört besessen haben.

Sie liegt zwischen dem 17. und 18½ Grad nördl. Breite und dem 75 — 79. westl. Länge, nach derselben Richtung wie Cuba, von der sie aber kaum ¼ Länge hat. Ihre Gestalt ist ein unregelmäßiges, längliches Oval. Nördlich 23 Meilen gerade über ihr liegt Cuba, und gegen Osten in einer ungefähr gleichen Entfernung Hayti oder St. Domingo; gegen Westen kommt man in die Honduras-bai, und gegen Süden durch den Antillischen Busen auf den großen Continent von Südamerica, nach Porto bello, oder Carthagena in den St. Magdalenenfluß. Der Mittelpunkt der Insel liegt ungefähr unter 18 Gr. 12 Minn. Br. und dem 76. Gr. 45 Min. westl Länge (von London), und ihre Größe beträgt 276 Quadratmeilen, die Länge von Osten nach Westen 35 Meilen und von Süden nach Norden 13 — 14 Meilen, versteht sich nach der größten Ausdehnung. Die Eintheilung geschieht nach 3 Grafschaften, a) Middlesex, b) Surey und c) Cornwall, und diese werden wieder in 20 Districte oder Kirchsprengel, deren jeder etwa 34 Städte und Dörfer enthält, eingetheilt.

2.

Naturbeschaffenheit. Luft. Boden. Berge. Gewässer.

Im Allgemeinen hat das hiesige Klima nichts Besonderes; es ist dasselbe wie auf allen Westindischen Inseln, d.

h., eine faſt unerträgliche Hitze am Tage mit kaltfeuchten Nächten, welche Abwechſelung den Europäern wenig zuſagt, daher auch die Meiſten ihr Alter ſelten über 30 Jahre bringen, und von England aus immer neue Bewohner nachgeſchickt werden müſſen. Die Temperatur der Luft iſt ungeſund, und nur auf der Südſeite wird ſie durch die abwechſelnden See- und Landwinde abgekühlt und von den erſtickenden Dünſten gereiniget. Wenig gutes Trinkwaſſer, nur 2 Jahreszeiten; eine trockene und eine naſſe, häufige Nebel, faſt alle Abende Wetterleuchten ohne Donner, der aber, wenn er ſich hören läßt, ſchrecklich iſt. Im Februar und März erwartet man Erdbeben; verheerende Orkane wüthen oft, und im Mai und October ſind die Regengüſſe äuſſerſt ſtark, beinahe Wolkenbrüchen ähnlich. Erkältungen iſt man hier bei der kleinſten Unvorſichtigkeit ausgeſetzt, zumal im ſüdlichen, bei weitem heißeren Theile der Inſel. Das nördliche Klima iſt geſünder, etwas kühler und dem Engliſchen ähnlich. Sobald man nur von der Küſte ſich entfernt, und den Bergen näher kommt, wird die Luft mit jeder Meile merklich kühler, und in den Gebirgen ſelbſt darf man nicht über drückende Hitze klagen. An einem Auguſtabende, wo es im Unterlande ſehr heiß war, konnte man in der Gebirgsgegend ein Kaminfeuer ganz wohl vertragen: Ja auf manchen Bergen war es ſelbſt zu Mittag nicht übermäßig heiß. Der gröſte Grad der Hitze ſteigt hier nie über 75 Gr. Fahrenheit; der gewöhnliche Stand des Thermometers iſt zwiſchen 60 und 70 Grad. Unterhalb der Gebirge aber ſcheint im Sommer die Sonne ſo heiß, daß man es kaum aushalten kann. Des Morgens 8 Uhr iſt die Hitze am drückendſten.

Die ſtarken Regengüſſe im Mai und October ſind für die Befruchtung der Anpflanzungen auf Jamaica eben ſo zuträglich, ja nothwendig, als es die Ueberſchwemmungen des Nils für Aegypten ſind. Es tritt dann die üppigſte Vegeta-

tion ein und die reichsten Aernten stehen zu erwarten. Das Land ist mit dem reizendsten Grün bekleidet, das Laub der Bäume treibt frischer und die dürren Savannen verwandeln sich in die reizendsten Fluren. Dieß ist der Frühling auf Jamaica. Gegen die herbstlichen Regenströme sind die Frühjahrsregen nur Schauern zu vergleichen. Sie fangen gewöhnlich des Morgens an, verwandeln sich gegen Mittag oft in Gewitter und verbreiten Seegen und Fruchtbarkeit, dauern aber selten länger als 14 Tage. Dann wird die Luft trocken und das Wetter beständig und gesund; kein Wölkchen trübt den Himmel, er ist stets in sein reizendes Blau gekleidet und der Westindische Sommer herrscht in seiner vollen Pracht. Ueberaus reizend sind um diese Zeit die immer hellen Nächte und besonders leuchtet die Venus mit einem so hellen Lichte, daß die Bäume in demselben ihre Schatten werfen, wie in dem Lichte des Mondes und die tropischen Sterne funkeln mit einem so blendenden Glanze, die Milchstraße hat einen solchen Schimmer, daß man den Mond, wenn er unsichtbar ist, beinahe nicht vermisset. So bleibt die Witterung beinahe bis in die Mitte des Augusts, da die Winde am Tage nachlassen und die Luft schwül und erstickend wird. In den folgenden 6 Wochen wechseln schwache Winde mit todten Windstillen. Mit dem October beginnt die feuchte Herbstzeit, wo die Wolken Ströme von Regen herabgießen und die Niedrigungen überschwemmen. Zwischen dem ersten August und letzten October wüthen jene furchtbaren Orkane, welche so schreckliche Verwüstungen anrichten. Gegen das Ende des Novembers treten die stärkeren Nordwinde ein, die heftigen Regengüsse hören auf, die Luft wird rein und kühl, und die Bewohner von Jamaica und der übrigen Antillen genießen bis zum April ununterbrochen des schönsten und heitersten Himmels, oder — Winters, wenn man ihn so nennen will.

Der Boden ist sehr verschieden, in den Ebenen größtentheils fruchtbar, zumal zum Anbau des Zuckerrohrs nach

den Küsten zu flach, zum Theil abgebacht, höher hinein sandig und felsig. In den südlichen Gegenden sind meilenlange Savannen oder Flächen, aber mit fruchtbarer Erde und immerwährendem Grün bedeckt, so daß Jamaica einem schönen grünen Teppich gleicht. Die Berge, ebenfalls mit stets grünenden Bäumen prangend, sind fast lauter Felsen und erstrecken sich in einer zusammenhängenden Reihe, die von Osten nach Westen läuft, so ziemlich nach der Mitte hin. Die häufigen Erdbeben haben einen über den andern geworfen, so daß sie in der Nähe einen wilden, schrecklichen Anblick geben. Dennoch ist ihre Oberfläche nicht nackend, sondern mit den prächtigsten, besonders Kaffeebäumen geschmückt, einem ewigen Frühlinge gleich. Man nennt sie die Liganey- und blauen Gebirge. Sie sind meistens steil und durch sehr viele Risse, tiefe Schluchten, und von herabstürzenden Regenwasser gebildete Canäle unterbrochen. In der heißen Jahreszeit geben sie einem großen Theile der Zuckerfabriken von Liguanea, welches westlich am Fuß dieser Berge liegt, einen sehr wohlthuenden Schatten. Sie schützen auch den südlichen Theil der Insel gegen die heftigen Südwestwinde. Die höchste Spitze dieser Berge erhebt sich 7430 Fuß über den Meeresspiegel. Bei'm Besteigen derselben stößt man alle Augenblicke auf die fürchterlichsten Abgründe, aber auch auf reizende Wiesen und blumige Gefilde, zwischen welchen sich die reinsten und hellesten Bäche über weißen Sandboden hinschlängeln. Den reizendsten Anblick gewähren sie dem Auge von der Seeseite her, wenn man die von den gewaltigsten Erdbeben zerrissenen, und in fürchterlichen Massen aufgethürmten Felsen, so von weitem mit den stolzesten, schönsten und stets grünen Bäumen, welche ihre Nahrung fast bloß aus dem häufig herabfallenden Regenwasser, das sich in den Felsenritzen sammelt, und aus den beinahe beständig über ihnen schwebenden Nebeln saugen, bewachsen, und zwischen diesen Klüften die fruchtbarsten Weideplätze liegen sieht. In den Ebenen hat man mehrere

Salzquellen entdeckt, und in den Bergen bei Spanisch-Town warme Bäder von vortrefflicher Heilkraft bei gefährlichen trocknen Kolicken, welche sich hier nach dem Gallen- oder gelben Fieber so gerne einzustellen pflegen. Städte und Dörfer sind auf diesen Ebenen oder am Fuße der Gebirge erbaut. —

Wie überall, entspringen auch hier aus den Bergen mehrere Flüsse, die sich öfters bei ihrem Anfange in Giesbächen, welche die reizendsten Wasserfälle, bisweilen 60 — 70 Fuß hoch, bilden, herabstürzen, und große Bäume und ganze Felsenstücke mit fortreißen, aber nicht schiffbar sind und bald dem Meere zueilen. Einige davon sind doch so breit, daß man in Canoten Zucker aus den entferntesten Pflanzungen bis an die Meeresküsten sicher fortschaffen kann. Das Wasser derselben hat meistens einen kupferartigen Geschmack und ist der Gesundheit nicht zuträglich. Unter den Seen ist der Riotta zu bemerken, der vieles Wasser einnimmt, ohne einen sichtbaren Abfluß zu haben, aber eine Menge Salz ausdünstet.

3.

Vorgebirge. Küsten. Baien. Wichtigkeit und Verfassung dieser Insel.

Die merkwürdigsten Vorgebirge von Jamaica sind: Negril im Westen, Morant im Osten, Gallina im Norden und Portland im Süden. Die Küsten sind größtentheils flach, aber mit vielen Bänken und Korallenklippen umgeben, welche den Schiffen oft sehr gefährlich werden und das Landen erschweren. Unter den Baien ist die Montego-, Blewfild- und Carlisle-Bai zu merken.

Die Wichtigkeit dieser Insel erhellet nicht nur aus der Mannichfaltigkeit und dem Reichthume ihrer Producte, so wie aus dem sehr einträglichen Handel, sondern auch daraus, daß sie reine 400,000 Pfund Sterling Einkünfte giebt, und von der Seite von Südamerica her, der Schlüssel zu den Antillischen Inseln ist. — Die Verfassung ist, mit einigen unbedeutenden Abweichungen, der Constitution des Mutterlandes ähnlich, und die meisten Gerichtshöfe sind wie die in England eingerichtet. An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur, welcher mit einem Staatsrath von 12 Gliedern die gesetzgebende Gewalt in Händen hat. Sie werden sämmtlich von der Krone ernannt, haben den nächsten Rang nach dem Gouverneur und führen den Titel honourable; aber die Entscheidung des Gouverneurs gilt auch dann, wenn der Staatsrath anderer Meinung ist. Beide zusammen machen einen Appellationsgerichtshof aus, an den von den Untergerichtshöfen appellirt wird. Das Volk hat mehr denn 50 von den Güter-Besitzern (Freeholders), die ein Vermögen von wenigstens 3000 Pfund Sterling besitzen, gewählte Stellvertreter, deren gesetzgebende Versammlung Assembly heißt, die Steuern und Abgaben bewilligt, Landesgesetze giebt und beinahe in Allem dem Hause der Gemeinen in England gleicht. Jedes Mitglied des Rathes ist auch zugleich ex officio ein Friedensrichter für ganz Jamaica, und das älteste Glied vertritt, wenn der Gouverneur stirbt oder abwesend ist, die Stelle desselben und führt dann den Titel eines Präsidenten der Insel. Der Gouverneur ist auch allein Kanzler; er commandirt die Truppen, die aus 6 — 7000 Mann bestehen, wenn eben kein General vom Stabe da ist; er hat die Macht eines Vice-Admirals, ertheilt Kaperbriefe, stellt Officiere bei'm Militär an, ernennt und setzt die Richter ab, vergiebt geistliche Würden und Schulämter u. s. w.

4.

Naturerzeugnisse. Handel. Feldbau. Gewerbe.

Jamaica, in den Händen einer weisen, aufgeklärten, den Ackerbau und die Industrie befördernden Regierung, ist vorzugsweise besser angebaut, als die meisten übrigen Mittelamericanischen Eilande. Die vielen vorhandenen, vortrefflichen Anlagen und Pflanzungen sind ein Beweis der Betriebsamkeit, der Sorgfalt und des Fleißes der Einwohner. Man zählte vor einigen Jahren nur allein 1011 Zuckerplantagen und über 2000 andere Anlagen. Zucker ist jedoch das vornehmste und einträglichste Product dieser Insel: auch wurde sonst viel Cacao gebaut. Die übrigen Erzeugnisse sind: Kaffee, Pomeranzen, Ingwer, Ananas, Indigo, Tabak, Pfeffer, Baumwolle, Brasilien-, Kampeschen-, Mahagani- und Maschinell-Holz, Kohlpalmen-, Seifen-, Cocos-, Piment-, Nelkenpfeffer-, Mangrove-, Kaneel-, Tamarinden-, Cassia- und Bananenbäume, Zitronen, Mais, Reis, Hirse, Americanische Gurken mit rundenstacheligen Früchten, Opuntien, Cactus, besonders diejenige Art desselben, welche die Cochenillenfeige heißt, weil ihre Frucht mit einem blutrothen Safte die natürliche Nahrung der Cochenilleninsecten ist, welche aus derselben ihre schöne, rothe Farbe ausziehen; Yams, Cassavestauden (Manioc), Sassaparille, Brodtfrucht, Jamaicakirschen (mit einem angenehmen säuerlichen Geschmack, aber nur in Gärten gezogen), seit 30 Jahren auch Zimmt, der Wunderbaum, oder die schwarze Purgiernuß (welche eine Menge Oel, sowohl zu Speisen, als zur Arznei liefert), Cedern-, Feigen-, Elephantenläuse- (sehr häufig zu schönem Hausgeräthe verarbeitet), Oliven-, Sago- und Gewürznelkenbäume, der Lebensholz-, Eisenholz-, Taubenholz-, Grünholz- und Sternapfelbaum, die Alle ein fast undurchdringlich festes und tar-

tes Holz haben*); vortrefliche Aepfel- und Birnarten, Orangen, Granaten, Melonen, die süßesten Beeren, mehrere Hülsenfrüchte und andere Feld- und Gartengewächse.

Das Thierreich ist nicht weniger reichhaltig an den schönsten und seltensten Quadrupeden, Vögeln und Fischen, welche die anmuthigen Wälder, die Luft und Gewässer beleben. In vielen Ländern der heißen Zone werden die Wälder, die Berge und Sümpfe durch wilde Thiere furchtbar und gefährlich gemacht, und sie nähren ganze Bruten der größten Schlangen voll grimmiger Wuth und des tödtlichsten Giftes; in Westindien hingegen ist der Biß einer Schlange nicht tödtend, und Jamaica insbesondere beherbergt kein Raubthier, das man verfolgen oder ausrotten müßte.**) Hier zeigt selbst das größte Crocodill (Kaiman, Alligator) keine raubgierige Wildheit, sondern zieht sich bei Ansicht eines Menschen furchtsam zurück. Die kleineren Eidechsen sind alle unschädlich, manche sogar schön. Die Iguana war den Indianern selbst ein köstlicher Leckerbissen, und noch jetzt — obgleich 3 Fuß lang — bringen sie Franzosen, Spanier und Engländer auf den Tisch und essen sie mit Appetit. — Die Säugethiere, welche Jamaica in früheren Zeiten eigen waren, bestanden aus folgenden 8 Arten: 1) das Aguti (Feldkaninchen). 2) Das Pakari (Tajássu, Bisamschwein). 3) Das Armadill oder Panzerthier. 4) Das Opossum (Beutelthier). 5) Der Rakuhn (Schupp- oder Waschbär). 6) Die Bisamratte. 7) Der Alko, eine kleine, folgsame Hundeart. 8) Verschiedene kleine Affenarten. Mehrere

*) Manche Bäume auf Jamaica haben einen Stamm von 80 — 90 Fuß, z. B. der Cedern- und Mahagonibaum, und der Stamm des Leiba, oder des wilden Baumwollenbaums ist noch höher, und giebt ausgehöhlt ein Boot, das 100 Menschen fasset. Noch riesenmäßiger ist der Feigenbaum.

**) Dallas Geschichte von Jamaica, von Ehrmann, S. 60.

dieser Thierarten sind durch die Europäer vertilgt worden. Jetzt findet man noch alle Europäische Hausthiere, Pferde, Rinder, Schaafe, Schweine, Ziegen, Hunde, Katzen, zahme und wilde Vögel, besonders schöne Papagaien, Pelikane, den prächtigen Flamingo, Kolibri's, den Spottvogel (die Spottdrossel), Wasserschnepfen, Kriechenten, Truthühner, Hühner aus Guinea, Gänse, Enten und anderes Geflügel; Schildkröten, Fische in Menge, Landkrabben, unschädliche Schlangen, Ratten in ungeheurer Menge, die besonders in den Zuckerrohrpflanzungen großen Schaden thun, aber von den Negern gefangen und gegessen werden; Bienen und andere Insecten.*) Merkwürdig ist auch die große Kugelschnecke oder das blaue Band, 4 — 5 Zoll dick. Die Indianer nennen sie Manetu und verehren sie göttlich, weil sie sich in manchen Feldern, z. B. Mais- und Reißpflanzungen häufig aufhält und hier vielen Schaden anrichtet. —

Von Mineralien kennt man hier erst wenige. Die Küste ist mit Korallenfelsen umgeben; im Innern hat man heiße, mineralische Quellen entdeckt.

Diese erwähnten Producte nun geben der Insel einen großen Werth für England und sind besonders für den Handel sehr wichtig. Der Umfang des letztern erhellet aus folgenden Angaben. — Im Jahre 1778 wurden ausgeschifft: 840,548 Centner Zucker, 2,543.000 Gallonen Rum, 6416 Gallonen Syrup, 6395 Ctr. Kaffee, für 1,905,467 Livres Baumwolle, für 27,623 Livres Indigo, 82 Ctr. Cacao, 4816 Ctr. Ingwer, für 616,444 Livres Nelkenpfeffer, für 18,140 Livres Tabak, 12,500 Tonnen Akazien- und Kampescheholz; so daß der sämmtliche Werth dieser Ausfuhrartikel über 51 Millionen Livres betrug.

*) Besonders eine kleine schädliche Hautlaus, die in's Fleisch dringt, sich in eine Schaale einhüllet und außerordentlich vermehrt.

Baumwolle geht noch jetzt jährlich für 137,000 Pfd. Sterling aus, Zuckersyrup 120 — 125,000 Orhoft, Kaffee 110 — 117,000 Ctr., Ingwer 5 — 6000 Ctr. — 1796 bestand die Ausfuhr in beinahe 2 Mill. Pfund Baumwolle, für 136,442 Pfd. Sterl., Ingwer 6,390 Ctr., Zucker 840,584 Ctr., außerdem Syrup und 254,300 Gallonen Rum,*) Sassaparille, Färbeholz, Zimmet, Häute, Indigo, Cacao ꝛc. 1802 betrug die Ausfuhr 129,544 Orhoft, 45,405 Tierce**) und 2403 Barrels***) Zucker; 45,632 Puncheons (à 1½ Orhoft), 2073 Orhoft, 473 Barrels Rum, 2,080 Säcke Ingwer, 7793 Säcke Englisch Gewürze und 18 Mill. Pfd. Kaffee. Der Schleichhandel nach den Spanischen Provinzen ist sehr ausgebreitet und ebenfalls überaus einträglich. — Eingeführt werden alle schon bei Cuba erwähnte Artikel und Waaren, da die innere Industrie zum Bedarf bei weitem nicht Alles liefert, und was sie schafft, nicht zureicht. Die Zahl der zum Englischen Handel gebrauchten Schiffe, bestand in dem oben genannten Jahre in 474, mit 9,300 Mann, und 1787 in 400 Schiffen mit 8845 Mann und 78,865 Tonnen.

Der Feld- und Gartenbau sind hier weiter gediehen, als in den Spanischen und Französischen Colonien. Man baut vortreffliche Küchengewächse, die edelsten Obstarten, allerlei Hülsenfrüchte, Mais, Hirse, Wurzeln, Kohlarten, Salat, Karotten, Rüben, Pastinaken, Artischocken, Schminkbohnen, grüne Erbsen, Calalue (eine Art von Spinat), Ananas u. s. f. gerathen ungemein gut. Selbst auf und an den Bergen siehet man urbar gemachte Plätze, wo die Hand des Fleißes Leben und Fruchtbarkeit hervorgerufen hat. Und nun die großen Strecken mit Zuk-

*) Der Jamaica-Rum wird für den besten gehalten.

**) Der dritte Theil einer Pipe, die 2 Orhoft hält.

***) 1 Barrel beträgt einige 30 Gallonen.

rrohr-, Kaffee- und Baumwollenpflanzungen bedeckt, wel-
e, zum Preise ihrer Bebauer, zugleich die Verheißungen des
Frühlings mit dem Ueberflusse des Herbstes vereinigen! —
Nach einer ziemlich genauen Berechnung enthält Jamaica über
Mill. Englische Morgen (Acres) Land, von denen beinahe
Mill. verpachtet und 1,740,000 angebaut, oder doch ur-
r gemacht sind. Die Zahl der Zuckerplantagen beträgt über
000, und jede derselben kann man im Durchschnitte zu
00 Morgen rechnen. Die Insel hat auch mehr als 400
olländereien oder Viehhöfe, von welchen jeder 700 Mor-
n haltend angenommen werden kann. Die ansäßigen
ernhuter sind besonders fleißige Landwirthe, denn der Feld-
u ist fast der einzige Erwerbszweig, auf den man sich hier
it Ernst und Eifer legt. Fabriken und Handwerke und je-
r andere Gegenstand der Industrie wollen und können nicht
beihen, da England mit seinen Manufakturwaaren die
nze Insel reichlich und im Ueberflusse versiehet.

Anmerkung. Den Totalwerth des Land- und Personal-eigenthums der Insel Jamaica, schätzt man auf 25 Mill. Pfd. Sterling; den von 250,000 Negern, jeder zu 50 Pfd. Sterling gerechnet, auf 12½ Mill. Pfd.; die Häuser und das Eigenthum in den Städten, die Handelsfahrzeuge, 400 an der Zahl, die etwas weniger als 80,000 (in manchen Jahren gegen 100,000) Tonnen halten und mit 9000 Seeleuten bemannt sind, mit eingeschlossen, auf 1½ Mill. Pfd.; und mithin den gesammten Werth von Jamaica, als Britisches Eigenthum, auf 39 Millionen Pfd. Sterling, oder 234 Millionen Thaler

---

5.

Ethnographische Nachrichten.

Die Einwohner auf Jamaica sind Engländer, anier, Teutsche, Neger und Mulatten, Ju-

den sind hier mehr als auf anderen Westindischen Inseln. Der Teutschen und Spanier sind nur wenige, mit den Engländern zusammen etwa 30,000. Man unterscheidet die alten Colonisten, oder ansäßigen reichen Pflanzer, welche große Plantagen besitzen, und die neuen Ankömmlinge aus Europa, die erst mit kleinen Ländereien anfangen und neue Plätze urbar machen, mit der Zeit aber auch reiche Pflanzer werden. Außerdem sind unter ihnen viele Kaufleute, Schreiber, Handwerker u. dgl. Der größte Theil der Bewohner der Insel besteht aus Negern und Mulatten: 1805 zählte man ihrer 280 000 und Mulatten und freie Neger 10,000, zusammen also 320,000 Einwohner.*) Unter den Negern gab es 1792 nahe an 40,000 durch die Quaker und Mähriſchen Brüder zum Christenthum Bekehrte. In 22 Missionen zählte man an 50 Negerprediger und andere geistliche Gehülfen. Die evangelische Brüdergemeine hat 6 Missionsplätze, Karmel, Bogne, Mesopotamien, Elim, Eden und Island. Vom Jahre 1735 an existirte in dem Gebirge eine kleine Republik von wilden (Mazonen-) Negern, welcher aber die Engländer, nach mehreren blutigen Gefechten, ein Ende gemacht und die Maronen theils verjagt, theils nach Neu-Schottland gebracht haben. Sie hauseten hin und wieder auf eine gefährliche Art für die Einwohner, lebten von Raub und Wild, verheerten viele Plantagen, ermordeten, was sich widersetzte und setzten bisweilen die halbe Insel in Furcht und Schrecken.

Die unglücklichen Neger seufzen auch hier, wie überall in America, unter der entsetzlichsten Sclaverei, und müssen unabläßig für ihre Herrn arbeiten. Der ist hier ein ar-

*) Die Anzahl der Bewohner aller Großbritannischen Besitzungen in Mittel-America beträgt über 600,000 Individuen, unter welchen 60,000 Weiße, und 22,000 farbige Leute, Mulatten, Mestizen, Samboes u. s. w. sind. Alle Uebrige sind Neger.

ner Mann, der 10 — 12 Sclaven hat; es giebt Pflanzer, welche 500 — 600 Schwarze als Leibeigene in ihrem Dienste haben. Sie werden auf eine äußerst herabwürdigende, oft grausame und barbarische Art behandelt, und ungeachtet die Mißhandlungen, welche in den vorigen Zeiten ihre größte Höhe erreicht hatten, in den neueren Zeiten durch scharfe Gesetze eingeschränkt und durch mildere Sitten gelindert worden sind, so werden hier und da dennoch immer noch unmenschliche Grausamkeiten ausgeübt, und die Neger auf eine Art behandelt, die dem Zeitalter und der Nation, welche solche Barbareien in unseren Tagen verübt, keine Ehre bringt. Die, ihren Einfluß immer mehr äußernde Menschlichkeit, verbessert zwar ihr Loos nur allmählich, aber hoffentlich einmal doch gewiß und dann vielleicht auf immer. —

Die Neger auf den Plantagen werden in 3 Classen eingetheilt. Die erste besteht aus den stärksten beider Geschlechter, und ihre Hauptbeschäftigung ist das Zubereiten und Anpflanzen des Landes mit Zuckerrohr, Kaffee, oder Baumwollenstauden, das Abschneiden alles dessen, wenn es reif ist, die Betreibung der Zuckermühlen und das Arbeiten in den Rumfabriken. Die zweite Classe machen Knaben und Mädchen, Schwangere und Wiedergenesene aus, die bloß leichte Arbeiten verrichten. Die dritte Classe endlich begreift die kleineren Kinder in sich, die unter der Aufsicht einer Alten stehen, und zum Jäten, Grasausrupfen und ähnlichen leichten Geschäften gebraucht werden. Die der ersten Classe werden mit Sonnenaufgang durch ein Horn oder eine Glocke zur Feldarbeit gerufen, und stehen unter einem weißen Aufseher und schwarzen Treiber. Wenn sie bis 8 oder 9 Uhr gearbeitet haben, bekommen sie ½ — 1 Stunde frei, ihr Frühstück zu verzehren; bis Mittag wieder Arbeit, da ihnen 2 Stunden Ruhe und Erhohlung vergönnt werden. Von 2 Uhr bis Sonnenuntergang sind sie wieder auf dem Felde. Dafür bekommen sie jährlich einen Anzug von grobem, leine-

nen Tuche und monatlich 1 Pfund Salz. Was sie sonst brauchen, müssen sie sich selbst erwerben. Zu dem Ende muß jeder Pflanzer bedacht seyn, außer dem, seinem Negern angewiesenen Lande, immer für 10 — 12 Neger einen Acker mit unter der Erde wachsenden Nahrungsmitteln, die nicht durch Orcane können verwüstet werden, zu bestellen. Zur Bearbeitung ihres Stück Landes wird Jedem, außer den Sonn- und Festtagen, noch alle 14 Tage ein Tag frei gegeben, und sie bauen wirklich Vegetabilien und ziehen sich Federvieh, Ziegen oder Ferkel, die sie selbst verzehren oder verkaufen. Andere verfertigen Stühle, Tische, Körbe, fangen Papagaien und andere Vögel, und bringen sie am Sonntage — dem einzigen Markttage — zu Markte, und kaufen sich von dem, was sie daraus lösen, gesalzenes Fleisch oder Salzfische, Werkzeuge oder Flitterstaat, woran sie viele Freude haben. Was sie sich auf diese Art erwerben, wird ihnen auch nicht streitig gemacht, sondern verbleibt ihr Eigenthum.

Die kleinen und schlechten Negerhütten sind gewöhnlich an einer Anhöhe aus harten Pfählen gebaut, die in der Erde befestigt werden, mit dazwischen geflochtenen Zweigen, mit Thon oder Mörtel beworfen, und das Dach mit Schilf, Palm- oder Cacaoblättern so gut bedeckt, daß weder Regen noch Sonne durchdringen kann. Eine solche Hütte faßt gewöhnlich 3 — 4 Personen, den Mann, sein Weib und die Kinder. Da sie im Dache keine Oeffnung haben, qualmt ein beständiger Rauch darin. Jede ist etwa 20 Fuß lang und hat 2 Abtheilungen. Der Boden ist die trockene Mutter-Erde. Eine Gruppe solcher Hütten gleicht einem kleinen Dorfe. Ihre Speisen kochen sie unter freiem Himmel, und des Nachts zünden sie in der Hütte, außerhalb welcher sie nicht ruhig schlafen können, ein Feuer an. Bei Krankheiten erhalten sie alle nur mögliche Hülfe, werden in besondere Krankenhäuser gebracht, von Aerzten besucht, und bekommen nach

Vorschrift auch Europäische Speisen und Getränke, Wein, Hafergrütze, Brühen u. dgl. — Die ihre Herren begleiten, oder im Hause zur Aufwartung dienen, erhalten auch wohl eine Livrée, die sie zur größten Plage in diesem heißen Klima tragen müssen. Viele unter ihnen sind auch Maurer, Böttcher, Zimmerleute, u. s. w.

Aus Freiheitsliebe und Haß gegen ihre Peiniger, die Weißen, rebelliren die Schwarzen nicht selten, worauf aber die härtesten Strafen folgen, damit ihnen die Lust, sich frei zu machen, vergehe. Man bindet sie z. B. mit den Händen in die Höhe und hauet den ganzen bloßen Unterleib mit dornigen Ruthen so lange, bis das Blut alle Theile bedeckt, ja bisweilen so arg, daß Stücken Haut und Fleisch abfallen. Auch bei anderen Vergehungen treffen sie die schwersten Züchtigungen. Wenn sie entlaufen, sich an einem Weißen vergreifen, entwichene Sclaven bergen ꝛc. erwarten sie die entsetzlichsten Peitschenhiebe, lebenslängliche schwere Arbeit, ja im zweiten Falle der Tod. Ein Weißer hingegen, der einen Schwarzen ohne Grund und unschuldig schlägt, im Eifer verstümmelt oder schwer verwundet, wird mit einer — Geldbuße oder mit Gefängnißstrafe belegt.

An außerordentlichen Feiertagen sind sie bisweilen ganz ausgelassen und nehmen die tollsten Streiche vor. An einem solchen Tage war es, wo 3 Sclaven vor wenigen Jahren nach vaterländischer Sitte folgende sonderbare Ceremonie veranstalteten: einer, Namens Thomas, ließ sich von 2 anderen, Namens Preston und Aberdeen, in ein Grab legen, welches er selbst gegraben hatte. Seine Kameraden erhielten von ihm den Auftrag, das Grab mit Erde zu bedecken und es wieder zu öffnen, wenn er binnen einer Stunde nicht herauskäme. Ein dritter Sclave sollte auf einem Afrikanischen Instrumente dazu spielen. Alles geschah pünktlich. Inzwischen kamen andere Neger herbei öffneten schnell das Grab; allein zu spät. Thomas war

ſchon ein Opfer des abergläubigen Gebrauchs geworden. Preſton, Aberdeen und der Muſikant wurden wegen dieſes Vergehens zu 40 Peitſchenhieben Jeder, zur Brandmarke und zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt. —

Die 10,000 farbigen Menſchen, welche von Weißen und Negern abſtammen, ſind die ſtärkſten an Körper und auch mit vielen Geiſtesfähigkeiten ausgerüſtet, die einer höheren Ausbildung fähig wären, als ſie hier erhalten. Was dieſe Mulatten, Meſtizen und Samboes von den Weißen unterſcheidet, beſtehet darin, daß ſie 1) in Kriminalfällen gegen einen Weißen kein Zeugniß ablegen können, 2) nicht wahlfähig ſind, 3) alſo kein öffentliches Amt verwalten, oder eine höhere Anſtellung bei der Armee bekommen dürfen, 4) wenn ſie außer der Ehe erzeugt ſind, kein eignes Vermögen, das über 2,000 Pfd. Sterling geht, es ſey in Gütern oder Menſchen, beſitzen ſollen. Indeſſen werden doch in einzelnen Fällen dieſe Beſtimmungen abgeändert. Die Treue und Redlichkeit dieſer farbigen Menſchen iſt unbeſtechlich, und ihre Anhänglichkeit an die Weißen unveränderlich. Ihre Fortſchritte in nützlichen Kenntniſſen ſind freilich langſam, aber ſie werden auch wenig ermuntert, dergleichen zu machen, obſchon ihre Anlagen und natürlichen Fähigkeiten ſo beſchaffen ſind, daß ſie eine beſſere Entwickelung und Ausbildung verdienen.

Was endlich die Weißen, die eigentlichen Herren der Inſel, betrifft, deren Zahl, wie geſagt, an 30,000 beträgt, ſo iſt ein beträchtlicher Theil derſelben geborne Europäer, aber auch von den auf der Inſel Gebornen (Creolen) ſind Viele im Mutterlande erzogen worden. Allein ungeachtet deſſen haben doch Klima und moraliſche Urſachen, nebſt politiſchen Einrichtungen und dem beſonderen Zuſtande der Geſellſchaft in Weſtindien, eine Art von Charakter gebildet, der nicht leicht zu verkennen iſt und ſich deutlich in den weißen Creolen von Jamaica ausſpricht. Herrn

von Sclaven, sind sie eifersüchtig und stolz auf ihre eigene Freiheit, die für sie nicht bloßer Genuß, sondern eine Würde, ein Rang ist. Daher unter ihnen ein Geist der Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit sichtbar ist, der in Europa nicht leicht bemerkt wird. Im Allgemeinen aber sind sie gute Menschen, tapfer, unerschrocken, freimüthig, einsichtsvoll, verständig und von einem hohen Ehrgefühl begeistert, das sich durch Gastfreundschaft, Großmuth und Lebhaftigkeit unverkennbar an den Tag legt.

6.

Topographische Bemerkungen.

Die ganze Insel wird gegenwärtig in 3 Grafschaften Middlesser, Surry und Cornwall abgetheilt. Jede hat wieder ihre besonderen Bezirke oder Kirchspiele mit den dazu gehörigen Städten und Dorfschaften oder Niederlassungen.

1. Middlesser, hat 8 Kirchspiele, eine Stadt und 13 Dörfer. St. Jago de la Vega oder Spanish-Town, ein noch von den Spaniern*) erbauter Ort und jetzt die Hauptstadt der Insel, mit fast 600 Häusern und 5000 freien Einwohnern, ohne die Sclaven. Sie liegt am Flusse Cobre, 1 Meile vom Meere und ist der Sitz des Gouverneurs und des allgemeinen Gerichtshofes. Sie hat einen schönen Palast, in welchem der Gouverneur seine Wohnung hat und einige andere ansehnliche Häuser der vornehmsten Beamten. Sie ist die älteste Stadt in dem Britischen Westindien und liegt nicht unregelmäßig gebaut, auf einer kleinen Anhöhe an der Südseite der blauen Ge-

*) Nämlich von Diego, dem Sohne Columbus, ungefähr um das Jahr 1520.

birge. Auf einem freien Platze, unweit des Palastes des Statthalters ist eine schöne Colonade, in deren Mitte die Bildsäule des Lord Rodney, als ein Denkmal des Dankes steht. Die Straßen sind nicht gepflastert und in mehreren Theilen enge und düster.

2. Surry enthält 7 Kirchspiele, 2 Städte, Kingston und Port-Royal, und 8 Dörfer. a) Kingston, an der Nordseite eines schönen, stark befestigten und bequemen Havens, ist die Haupthandelsstadt von Jamaica und der reichste Platz auf der ganzen Insel. Der Grund dazu ward 1693 gelegt, als eine Reihe von Unglücksfällen, Feuersbrünsten und besonders das große Erdbeben im Jahre 1692 Port-Royal verwüstet hatte. Sie zählt jetzt über 2000 Häuser (ohne eine Menge Negerhütten) und 27,000 Einwohner, 17,000 Sklaven mit eingeschlossen; ist offen, aber regelmäßig gebaut, hat 2 Englische Kirchen, 1 Versammlungshaus der Quäker, 2 Judensynagogen, breite, gerade aber ungepflasterte Straßen, viele bequeme und gut eingerichtete Gebäude, und einige darunter, die an Pracht gränzen. Wegen der Erdbeben sind die Häuser alle nur ein Geschoß hoch, leicht aus Backsteinen gebaut und mit vielen Thüren und Fenstern versehen, um einen beständigen Luftzug zu haben. Die Fisch-, Fleisch- und Gemüsemärkte der Stadt werden mit ausgesuchten Producten dieser Art im Ueberflusse versehen. — b) Port-Royal, an der südlichen Küste, einst der Sitz einer großen Volksmenge und des Ueberflusses, jetzt wieder aus seiner Asche steigend, enthält 250 Häuser, hat einen vortrefflichen, stark befestigten Haven, ein königliches Schiffsmagazin und Werft, die Festungswerke der Stadt sind stark, und gut erhalten, das Hospital und einige Baraken ansehnliche Gebäude. Der Haven kann wenigstens 1000 Schiffe fassen. Die Umgegend ist unfruchtbar und es fehlt selbst an frischem Wasser.

3. Cornwall hat 5 Kirchspiele, 3 kleine Städte und 6 Dörfer. Die Städte sind: a) Savanna la Mar, an der Südseite der Insel, ist 1780 durch einen Orcan und heftige Ueberschwemmung beinahe ganz zerstört worden, doch sind seitdem etwa 100 Häuser wieder aufgebaut. b) Montego-Bai, eine kleine, aber wohlhabende Stadt mit 180 Häu-

fern und 760 weißen Einwohnern. c) Falmouth, oder wie es gewöhnlich genannt wird, The Point (die Spitze), an der Nordseite der Insel, mit dem Haven Martha-Bai, mit 250 Häusern und 1,100 weißen Bewohnern. Die Stadt hat sich schnell gehoben und ist noch im Zunehmen.

In den 20 Kirchspielen von Jamaica findet man, außer den Kapellen, 18 Kirchen. Jedes Kirchspiel hat einen Pfarrer, der statt des Zehenten eine Besoldung an baarem Gelde bekommt, welches durch Auflagen erhoben wird. Der jährliche Betrag der Kirchenpfründen ist zwischen 100 — 1000 Pfd. Sterling, aber ein beträchtliches Kirchengut vermehrt noch die Einkünfte von einigen. — Uebrigens wohnen die wenigsten reichen Gutsbesitzer auf der Insel selbst, sondern halten sich entweder auf dem festen Lande von America oder in England auf, und lassen über ihre Pflanzungen durch Verwalter disponiren. —

7.

Noch einige Anmerkungen.

1. Seit 15 Jahren haben sich die Zucker-, besonders aber die Kaffeepflanzungen in Jamaica sehr vermehrt, welches man dem Einflusse und Beispiel der von St. Domingo hierher geflüchteten Franzosen zuschreibt. Es läßt sich vermuthen, daß sich dieselben in Kurzem noch stärker vermehren werden, da es in den Gebirgen noch viele mit Holz bewachsene Gegenden giebt, die ihrer Lage nach zur Erzeugung des Kaffee vortrefflich geeignet sind. In den Liganpgebirgen hat man schon den gelungenen Versuch damit gemacht und 2 große Kaffeepflanzungen angelegt.

2. Zu dieſem Gouvernement gehören auch die Caimaniſchen Inſeln, Groß- und Klein-Caiman und Caimanbrok, nebſt noch einigen andern. Von manchen werden ſie noch zu Nordamerica gerechnet. Sie liegen Jamaica nordweſtlich und ſtehen ebenfalls unter Großbritanniſcher Herrſchaft. Der Einwohner ſind auf Allen kaum 200. Sie erkennen zwar die Engliſche Landeshoheit an, leben aber übrigens ganz unabhängig und wählen ſich ihre eigenen Vorgeſetzten. Schildkröten und Fiſche ſind die einzigen Producte von Wichtigkeit.

3. Merkwürdig bleibt das große Erdbeben am 7. Juni 1692, und der ſchreckliche Orcan am 28. Auguſt 1722. An dieſen beiden grauenvollen Tagen zerſtörte die Natur mit einemmal dieſen ganzen prächtigen Schauplatz des Reichthums und der üppigſten Vegetation. Der heitere blaue und wolkenloſe Himmel ward finſter und tödtlich. Ein dumpfes Getöſe verbreitete ſich unter der Erde von den Bergen nach der Ebene hin. Drei entſetzliche Stöße zwiſchen 10 und 11 Uhr verwüſteten in wenigen Augenblicken die Stadt Port-Royal. Felſen zerſprangen, Hügel, durch große Thäler getrennt, rückten näher an einander. Stinkende Seen entſtanden an der Stelle verſchlungener Berge; ganze Pflanzungen wurden mehrere Meilen weit von ihrer alten Lage verſetzt. Es öffneten ſich tiefe Abgründe, aus denen dicke Waſſerſtröme heraufſchoſſen, welche die Luft verdarben. Manche Plantagen verſchwanden in der Tiefe der Erde, andere wurden fortgeſchleudert oder ſtürzten zuſammen. Das Meer ward bald mit Bäumen bedeckt, welche die Erde hineinwarf und die Winde weiter trieben. Mehr als 13,000 Menſchen fanden den Tod in dieſem Chaos, und 3000 ſtarben an der auf dieſes Unglück folgenden Seuche. Eben ſo der wüthende Orcan 1722. Er warf Häuſer um, riß die größten Bäume aus, verheerte die Producte des Landes

und vernichteten ein ungeheures Vermögen, das in den Städten angehäuft lag, oder in den einzelnen Anpflanzungen war ausgelegt worden.

4) Jamaica hat einige außerordentlich große Höhlen mit mehreren Grotten, von denen vorzüglich eine hier näher beschrieben zu werden verdient. Man befindet sich in derselben unter einem sehr hohen Gewölbe, in welchem nach verschiedenen Seiten mehrere Gänge zu Vertiefungen und abgesonderten Oertern gehen, über denen ungeheure Stalaktiten hängen. Man glaubt in den Tartarus, oder ein altes Gothisches Gebäude mit Hallen, dunkeln Gängen und Kellern, oder in ein Mäandrisches Labyrinth versetzt zu seyn. Die barokkesten Gestalten umgaukeln die Wanderer bei'm Schein der Fackel, zumal wenn er den zweiten Dom betritt, der höher als der vorige ist. Versteinerte Säulen, Orgeln, Einsiedeleien mit Eremiten, sonderbare Krystallisationen und andere seltsame Naturspiele — Alles scheint Zauberei; dazwischen die pechschwarzen Neger mit den Fackeln, die sie tragen, und die wie Leichen aussehenden Weißen, die ihnen folgen, — ein schauriges Gemälde der Unterwelt! —

---

c. San Domingo, jetzt Hayti.*)

I.

Name. Lage und Gestalt. Gränzen, Größe und Eintheilung.

Die dritte Insel, welche der unsterbliche Columbus auf seiner ewig denkwürdigen Entdeckungsreise kennen lernte,

*) Die hier mitgetheilten Nachrichten über St. Domingo sind großentheils aus *M. Walton's* present state of the Spanish Colonies etc. London 1810 und aus Rayn al's Uebersicht der politischen Lage und des Handelszustandes von

war das jetzige St. Domingo. Er nannte sie zuerst auf Spanisch Espannola, d. h. die Spanische Insel. Daraus machte man in der Folge aus Irrthum, ganz unrichtig und sprachwidrig Hispaniola, d. i. Klein-Spanien. Als aber Columbus auf dieser Insel eine Stadt anlegte, die er seinem Vater zu Ehren San Domingo nannte, so wurde dieser Name nach und nach allgemein und endlich der ganzen Insel beigelegt, blieb auch bis in die neuesten Zeiten der gebräuchlichste, nur daß ihn die Franzosen, dem Genius ihrer Sprache gemäß, in Saint-Domingue veränderten. Die Eingeborenen aber nannten die Insel bei Columbens Ankunft Hayti, auch Cpana (wiewohl dieß nur besondere Bezirke bezeichnete), und den ersten Namen hat sie in der jetzigen Periode ihrer Revolution wieder angenommen.

Ihre Lage ist zwischen dem 17. Gr. 20 Min. und 20. Gr. der Nordbreite, und dem 68. — 74. Gr. 30 Min. der westlichen Länge. Sie hat eine ähnliche Richtung wie Jamaica, welcher sie östlich liegt, nach Nordwest aber macht das Meer einen großen Einschnitt in die Insel, und bildet einen ähnlichen Haken wie bei Cuba. Sie ist voller Buchten und Einbiegung und hat östlich die Insel Portorico, westlich Jamaica, südlich den großen Antillischen Meerbusen oder das Karaibische Meer, nordwestlich Cuba und nördlich eine Menge kleiner Inseln, die eine Fortsetzung der Bahamainseln sind.

Sie wird für die reichste und fruchtbarste unter allen Antillischen Inseln gehalten. Ihre Größe beträgt 1,390 gevierte Meilen, die Länge 80 Meilen von Osten nach We-

St. Domingo, aus dem Französischen, Leipzig 1788, gezogen. Man vergleiche auch noch des Freiherrn von Wimpfen neueste Reisen nach St. Domingo, Erfurt 1798 und *Malte-Brun* und *Mentelle* Géograph. Tome 15. p. 69

sten, die Breite an den meisten Orten bis an den nordwestlichen Einschnitt 15 — 20 Meilen. Der Umfang mag gegen 300 Meilen haben. Vor der Revolution auf dieser Insel seit 1794 ward sie in den Französischen und Spanischen Theil geschieden; der größere östliche Theil war unter Spanischer, der westliche kleinere unter Französischer Oberherrschaft. Letzterer begriff längs der Küste die lange, meistens 5 Meilen breite Erdzunge, Jamaica gegen über, aber auch im breiteren Theile nördlich noch das Cap François, auch schlechtweg das Cap genannt, und macht ungefähr $\frac{1}{3}$ der ganzen Insel aus. Jetzt hat diese Eintheilung einstweilen aufgehört und die Insel ist nach der neuen Negerorganisation in gewisse Provinzen eingetheilt und zu einer freien Republik erhoben, deren Gebiet in das westliche, östliche, südliche und nördliche Departement zerfällt.

2.

Kurze Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung.

Columbus entdeckte die Insel am Ende des Octobers 1492, und die Spanier wußten bald durch Liebkosungen und kleine Geschenke das Zutrauen der friedlichen Insulaner zu gewinnen, die Anfangs, erstaunt über die fremde Farbe und Gestalt der neuen Ankömmlinge, ihnen Lebensmittel und Erfrischungen in Menge brachten, ihnen auch die Goldgruben und Goldflüsse zeigten und von diesem Metalle selbst auf ihr Verlangen hohlten, späterhin aber ihre Gutherzigkeit zu bereuen Ursache genug hatten; denn die Spanier machten es hier wie allenthalben, sie plagten die unschuldigen Einwohner, ermordeten eine Menge und rotteten sie in der Folge beinahe ganz aus, so daß auch hier Neger eingeführt

mußten, um nur Arbeiter zu haben. San Domingo damals wegen des daher kommenden Goldes die erste Pflanzstadt der Spanier in Westindien. Diese verringerten sich aber mit den Landeseingebornen, eine Reihe Ursachen, deren eine immer verderblicher war, als die andere, vornehmlich aber die so schädliche Auswanderung nach Mexico und Peru, brachten endlich die Colonie auf Domingo mit der Zeit so in Abnahme und Verfall, daß sie im Jahre 1717 dem Mutterlande nur noch durch ein einziges Schiff bekannt blieb, das alle 3 Jahre dahin gieng. Die 1756 zu Barcellona errichtete Handelsgesellschaft, um der Colonie empor zu helfen, so wie die 1766 allen Spanischen Fahrzeugen freigegebene Schiffahrt, blieben ohne Erfolg. Schon 1625 benutzten daher die Franzosen die Nachläßigkeit der Spanier, landeten in Verbindung mit den Engländern, deren Anführer Warner hieß, auf der Insel und theilten sich friedlich in die Küsten des Landes, welche sie von den Einwohnern verlassen fanden. Sie waren die ersten Stammväter jener berüchtigten Seeräuber, die man Flibustier und Bucaniers nannte. Sie wurden zwar 1630 durch eine starke Spanische Flotte vertrieben, nahmen aber dennoch, als die Gefahr vorüber war, wieder Besitz von der Insel, so wie von mehreren Antillen, verjagten die Karaiben, die Ureinwohner, und suchten sie überall auszurotten. St. Domingo fieng nun allmählich an, auf seinem Nichts sich wieder empor zu heben. Der Handel ward blühender, die Thätigkeit größer, die Bevölkerung stieg; bis 1755 zwischen Frankreich und England ein Krieg ausbrach, da die Insel für ersteres verloren gieng, aber im Frieden derjenige Theil wieder an dasselbe zurückgegeben wurde, den es immer inne gehabt hatte. Die Engländer leisteten ganz Verzicht auf den ferneren Besitz, indessen die Spanier, welche noch auf ihrem Antheile sich befanden, nach ihrer gewohnten Art, die Colonien, den Handel und die Schiffahrt fortsetzten, bis sie 1795 ihren Distrikt ganz an

Frankreich abtraten. Aber auch in dem Französischen Antheile gedieh St. Domingo nicht zu demjenigen Flor, zu dem es hätte gelangen können, wenn man mit mehr Ernst und werkthätigem Eifer auf die Wegräumung der Ursachen bedacht gewesen wäre, welche das Emporkommen der Colonie hinderten.

So standen die Sachen auf San Domingo bis zum Ausbruch der Französischen Revolution, in welcher Spanien, wie gesagt, auf den Besitz dieser Insel ganz Verzicht leistete und Großbritannien Miene machte, eine Escadre dahin zu schicken. Als aber vollends der Nationalconvent am 4. Febr. 1794 das Manifest auf der Insel publicirte, daß alle Neger und Mulatten freie Menschen und Brüder seyn sollten, entstanden die fürchterlichsten Unruhen und ein allgemeiner Aufstand aller Schwarzen und farbigen Leute, der die Ermordung fast aller Weißen zur Folge hatte. Man machte eine neue Constitution und der Negergeneral Dessalines wurde den 8. Oct. 1804 als Kaiser der Insel, welche ihren alten Namen Hayti wieder annahm, unter dem Namen Jacob I. ausgerufen, allein 2 Jahre nachher in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem haben sich 2 neue Staaten unter den Generalen Christoph und Petion gebildet. Die neueste Constitution des General Christoph für die Neger auf dem Cap ist vom 17. Febr. 1807. Nach ihr ist Hayti eine unabhängige Republik, und Henry Christoph auf Lebenszeit zum Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht (!) ernannt, mit der Gewalt, Krieg und Frieden zu erklären. Ein Staatsrath von 9 Personen, die durch den Präsidenten ernannt werden, und wovon $\frac{2}{3}$ Generale sind, hat die Verwaltung der obersten Regierungsgeschäfte. Der Präsident erwählt unter den Generalen seinen Nachfolger, und legt diese Wahl in einem versiegelten Pakete nieder. Es ist ein Staatssecretär, ein Generalintendant der Finanzen, der Marine und des Innern angestellt. In

jeder Provinz soll ein Commerztribunal, eine Centralschule und Friedensrichter seyn. Die katholische Religion ist die einzig anerkannte; es werden aber auch andere Confessionen geduldet. Alle Einwohner von 16 — 50 Jahren müssen nöthigenfalls die Waffen ergreifen. Die Sclaverei ist durchaus abgeschafft und die Ehescheidung verboten. Die Insel geht auf keine Eroberungen aus und beunruhigt keinen ihrer Nachbaren. — Dieser ähnlich ist die Constitution des General Petion für die Mulatten, vom 27. Jan. 1807. Er ist ihr Präsident, auf 4 Jahre gewählt, kann aber auch wieder gewählt werden. Der Senat hat 24 Mitglieder auf 3, 6 und 9 Jahre, so daß alle 3 Jahre ein Drittel austritt. Jeder Europäer ist vom Eigenthumsrechte auf der Insel ausgeschlossen, mit Ausnahme derer, die bei der Armee dienen, öffentliche Stellen bekleiden und bereits auf der Insel wohnen. Diese beiden Partheien verfolgen aber einander beständig, so daß zu befürchten ist, daß sie mit dem ganzen Negerstaate über lang oder kurz die Beute eines Mächtigern werden.

3.

Klima und natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer.

Einer der neuesten Reisebeschreiber*) spricht von der Insel San Domingo, auf welcher schon so viele Tausend Europäer ihr schauervolles Grab gefunden haben, als einem eigentlichen, von der Natur mit allem, was nur in-

*) *M. Walton* in dem present state of the spanish Colonies, Lond. 1810.

gend den Sinnen zu schmeicheln und die Augen zu fesseln vermag, ausgestatteten Paradiese. „Es ist unmöglich, — sagt er, — diese Mischung von Schönem und Erhabenem gehörig zu schildern. Diese Ufer, umkränzt mit Mangofruchtbäumen, deren Zweige sich unter dem Gewichte der sich an sie anklammernden Austern darnieder beugen; diese Gefilde, bewachsen mit dem prächtigen Kaffeebaum, dessen Blüthen an Weiße mit dem Jasmin wetteifern, und dessen Schoten an Glanz die Korallen übertreffen; diese herrlichen Rohrpflanzungen und grünen Plätze, dicht mit Guineagras bewachsen, über dessen Halmen sich der nützliche Pisang, das geschmeidige Bambusschilf und der majestätische Cocosbaum mit wogendem Wipfel wiegt; diese lachenden Gebüsche, von Orangen mit goldener Frucht, von Akazien-, Granatäpfel- und Jasminbäumen, die hier und da ein kleiner Palmenwald durchschneidet; dieß wilde, immer grünende Buschwerk, umgeben mit Zäunen von wohlriechender Aloe, oder eingeschlossen von bejahrten Wäldern, welche die emsige Biene durchsummt; diese frischen und klaren Bäche, welche in schönen Wasserfällen von den Abhängen der mit dichtem Gehölze bekränzten Berge herabfallen, oder sich zwischen beblümten Wiesenteppichen durchschlängeln; diese tiefen Grotten und Abgründe — — alle diese Spiele der Natur zusammen genommen, bilden ein eben so mannichfaltiges als imponirendes Ganze, und erfüllen die Seele mit einem Gefühle von Bewunderung, wovon nur derjenige sich eine Vorstellung machen kann, der es selbst empfunden hat." —

Nach der Versicherung eben dieses Reisenden sind die Regen auf der Insel San-Domingo auch periodisch, die an sich heiße Luft wird durch kühle Winde gemäßigt und ist ziemlich gesund. Die Nachtheile bestehen mehr in der schlechten Diät und in den Ausschweifungen, welche sich die Europäer bei ihrer Ankunft erlauben, als in dem Klima selbst. Ihre

Unmäßigkeit macht diesen Himmelsstrich für sie tödtlich. Zur Zeit der Regenperiode ist die Atmosphäre beständig feucht und kühle Nächte sind nichts seltenes. Auch Orcane und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Die abwechselnde Hitze und Kühlung erzeugen, besonders durch Erkältung herbeigeführte Krankheiten, welche Schwarze und Weiße, oft in großer Anzahl dahin raffen. Im östlichen und südlichen Theil der Insel nennt man die Zeit der Stürme den Winter, vom April bis zum November. Hier kennt man weder Herbst noch Frühjahr. Im nördlichen Theile fängt der Winter im August an und endigt mit dem April. Dieß ist die Zeit der Nebel, Regen und Winde, wo die Nächte und Morgen frisch, ja mitunter kalt sind und man sich gern an's Kamin setzt. Darauf beginnt der schönste Frühling, der bis in den Juni dauert, da dann die erstickende Hitze zu drücken anfängt. Sie währet bis zum October. Mit dem November ist der Herbst zu Ende. Dieß ist die Zeit der Stürme, der Krankheiten, besonders der Fieber. Reizend sind die Tage des Frühlings und Sommers: Die Sonne sinkt schnell hinter dem Horizonte herab, und man weiß daselbst nicht von jenem langsamen Uebergange vom Tage zur Nacht und vom Lichte zur Dunkelheit. Die Mondnächte haben einen ganz unwiderstehlichen Zauberreiz.

Der Boden, zumal in den Ebenen, ist der fruchtbarste und man kann San Domingo mit Recht die ergiebigste und reichste Insel unter den Antillen nennen. Sie ist zwar, vornehmlich in den mittleren Gegenden, sehr gebirgig, aber diese Berge (unter denen der Cibao und Bauruco die beträchtlichsten sind), sind keine kahlen unfruchtbaren Felsen, sondern mehr sich sanft abwärts senkende und in große angenehme Ebenen auslaufende Höhen, die an den Küsten viele Vorgebirge bilden. Die ostwärts liegenden ⅔. welche ehehin den Spaniern gehörten, haben bei wenigen Einwohnern noch wenige Cultur und viele Moräße-

und der beste Theil des Landes wird noch immer zu Viehweiden benutzt. Besser angebaut ist das westliche Drittel, welches den Franzosen gehörte, ungeachtet auch hier noch viele wüste Stellen gefunden werden. Das Rindvieh gedeihet auf der Insel vortreflich. In den zeitherigen Negerkriegen und Unruhen sind zum unersetzlichen Schaden der Insel und zum Theil auch Europa's, eine Menge vormals sehr blühender Pflanzungen ganz zu Grunde gerichtet worden.

Unter der Menge von Flüssen, welche nach allen Seiten hinströmen, aber lauter Küstenflüsse sind (mehrere darunter schiffbar), zeichnen sich besonders aus, der Yägue, Nieva, Artibonite, Ozauka, Isabelle, Ozama, Juna: Die übrigen sind bloße Bäche. Drei große Salzseen, unter welchen vornehmlich der Henriquill und Saumache im südlichen Theile zu bemerken ist, scheinen mit dem Meere durch unterirrdische Höhlen in Verbindung zu stehen. Von Zeit zu Zeit, besonders wenn Erdbeben zu fürchten sind, höret man in denselben ein starkes unterirrdisches Getöse und heftiges Brausen. Auch fehlt es der Insel nicht an heißen Quellen und Mineralwassern. In einem Gebirge soll eine solche heiße Quelle gefunden werden, die aber nur bisweilen (in den letzten 30 Jahren kaum 4 — 5 mal) aus der Erde hervorsprudelt; 2 andere sind schwefelhaltig u. s. w.

4.

Vorgebirge. Küsten. Baien, umliegende Inseln.

Die Insel San Domingo hat eine große Anzahl von Vorgebirgen und Baien, von welchen wir nur folgende merken wollen: Cap St. Nicolaus, Maria

und Tiburon in Westen, Cap François, la Grange, Isabelle und Cabron in Norden, Samana, Raphael, Enganno in Osten, Beata, Aguias und Gravois in Süden; die Bai Dauphin, Ecceceſa, Samana und Azua. Die Küſten ſind meiſtentheils ziemlich angebaut, doch finden ſich auch ſandige, thonige und felſige Erdſtriche längs derſelben. Die Nord- und Weſtküſte hat viele Kalkberge, die durch erſtaunliche Maſſen von Madreporen gebildet werden, und ſehr ſchroff ſind. Von dem Fluſſe Nieva (oder Naiba) bis an die Inſel Altavela iſt eine ſehr ungleiche Küſte, welche eine traurige und finſtere Anſicht gewähret. Man findet in dieſem ganzen Umfange nur wenig Spuren von Cultur, weil die Spaniſchen Coloniſten von Natur träge ſind, und, an wenig Bedürfniſſe gewöhnt, ſich mit der bloßen Schaafzucht begnügen. In dem Franzöſiſchen Antheile entdeckt man ſchon der Küſte entlang mehr Anpflanzungen. — Unter den um San Domingo herum zerſtreuten kleineren Inſeln iſt Saone an der ſüdöſtlichen Spitze die bedeutendſte. Die übrigen heißen: Tortue oder Tortuga in Nordweſten, La Vache oder die Kuhinſel und St. Louis in Südweſten, erſtere mit einem ſehr fruchtbaren Boden und gutem Haven, Gonave in der weſtlichen Einwiek, und die kleineren Beateninſeln. Samana in Osten iſt eine Halbinſel, welche durch eine Erdenge mit San Domingo verbunden iſt.

5.

Naturproducte. Anbau. Handel. Gewerbfleiß.

Mehrere dieſer Inſel eigenthümliche Gewächſe ſind ſchon unter der dritten Nummer angeführt worden; viele hat ſie mit den übrigen Antillen und dem feſten Lande von America

gemein. Zukker ist ein Hauptproduct. Wegen des fruchtbaren Bodens gedeihet er hier besser als auf den Englischen Zuckerinseln. Daher konnten ihn auch ehedem die Franzosen 15 — 20 Prozent wohlfeiler liefern. 1789 waren hier 795 Zuckerplantagen, mit Aernten von 163 Millionen Pfund, 3000 Pfd. Syrup und 303 Barilen Rum und Taffia. Eine jede ist mit ihren Gebäuden, Sclaven und Werkzeugen gegen 2 Mill. Franken werth. Indigo, von vorzüglicher Güte, im ehemaligen Französischen Antheile 3160 Pflanzungen mit einem Gewinne von 1 Million Pfd. Kaffee, ebenfalls von besonderer Güte. Er wurde erst in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in den mittleren gebirgigen Gegenden der Insel, die vorher mit undurchdringlichen Waldungen bewachsen waren, recht zu bauen angefangen, da man vorher bloß an den Küsten die Pflanzungen anlegte. Im Französischen Antheile befanden sich 1789 weit über 6000 Pflanzungen, mit einem Gewinne von 70 Mill. Pfund. Baumwolle, ein sehr beträchtlicher Handelsartikel, davon bloß im ehemaligen Französischen Antheil 790 Plantagen mit einem Ertrage von mehr als 6 Mill. Pfund vorhanden waren. Fieberrindenbäume von mehrerlei Arten; Cacao, allein im Französischen Antheile 54 Plantagen; Manioc oder Cassave, deren aus der Wurzel gepreßter Saft hier ein Gift ist und fürchterliche Schmerzen, ja den Tod zur Folge hat, wenn er roh genossen wird. *) Frisch zu einem Brei geschabt ist hingegen diese Wurzel, äußerlich gebraucht, ein vortreffliches auflösendes Mittel. Allerlei Holzarten, als Palmen, Cedern, Eichen, Ulmen, Rosen- und Mandelholz, Citronen und Pomeranzen, Eisenholz, Färbehölzer, Kohlbäume, Fichten, Ala-

*) Le Blond versichert, dasselbe auch auf anderen Antillischen Inseln beobachtet zu haben, z. B. auf St. Vincent, St. Lucie u. a. m. Eben dieß sagt schon Raynal, Beschreibung von St. Domingo. S. 121.

zien, Mimosen, Paradiesfeigenbäume ꝛc. ganze Wälder voll: ferner Tabak, die schönsten Südfrüchte, eingemachte Früchte, Guajakharz, Ingwer, Jalappe, Cassia, Artischocken, Pataten, Reiß, Mais, Hirse, Guineakraut, Wein, Melonen, Ipekakuanha, Lianen, Roucou, die schönsten Blumen u. s. w.

Aus dem Thierreiche finden sich Ochsen, Kühe, Schaafe, Schweine in Menge, zahme und wilde Pferde, Maulthiere, Esel, Fische im Ueberflusse, Schildkröten, Crocodille, alle schon mehrmals angeführte Westindische Vögel, Bienen, Insecten, darunter ein ganz eigenes, Cucujo genannt, eine Käferart 1 Zoll lang und ½ Zoll dick, welches einen hellern Glanz als 30 unserer Johanniswürmer um sich her verbreitet, deßwegen auch statt der Laternen und Nachtlichter gebraucht wird: 3 — 4 in ein Glas gelegt, erleuchten ein ganzes Zimmer. Ihr Leuchten ist so stark, daß man es selbst am hellen Tage gewahr wird. Sie tödten alle Mücken und Muskiten in einem Hause, daher man sie frei herumfliegen läßt, nachdem man alle Oeffnungen vorher verstopft hat. Ganz außerordentlich häufig und in ungewöhnlicher Größe finden sich auf San Domingo die Landkrabben. Am Tage graben sie sich in die Erde ein und des Nachts kommen sie wieder in Menge hervor. Einst landeten in nächtlicher Stille die Engländer mit einem kleinen Corps auf der Insel, um das Spanische Lager aufzuheben. Schon hatte sich die erste Linie der Engländer gebildet und wollte eben eine Anhöhe besetzen, als ihnen auf einmal ein starkes Getöse, wie heransprengende Reiterei zu Ohren kam. In der Meinung, es wären die Spanischen Lanzenreiter, vor welchen sich die Briten nicht Stand zu halten getrauten, schifften sich diese wieder ein und thaten auf ihre Unternehmung Verzicht. Allein es zeigte sich bald, daß jener Lärm nichts anders als eine Schaar Landkrabben war, die sich bei der Annäherung der Engländer über das dürre Laub in ihr

Löcher flüchteten. Zum Andenken an diesen sonderbaren Zufall feierten die Spanier den Jahrestag ihres Sieges durch das — Krabbenfest, an welchem eine massiv goldene Krabbe von der Größe einer Trommel in Prozession herumgetragen wurde. Dieses seltene Stück ward in der Kathedralkirche der Hauptstadt aufgestellt und blieb hier eine geraume Zeit. Allein die Franzosen konnten bei ihrer Besitznahme des Spanischen Antheils der Insel, der Versuchung nicht widerstehen, die Krabbe aus gediegenem Golde zu ihrer eigentlichen Bestimmung — in den Schmelztiegel — zu bringen.

An Mineralien giebt es hier, Gold in Bergen und Flüssen, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Magnete, Quecksilber, Krystalle, Schwefel, Steinkohlen, Marmor, Schiefer, Mergel, in mehreren Bergschluchten und Höhlen Stalaktiten und vulkanische Producte, Granit, Jaspis, Porphyr von besonderer Schönheit, Steinsalz, Ambra, Alabaster, Seesalz (im See Henriquill und Saumache), Mineralwasser, allerlei Versteinerungen u. s. f. An der Küste de Fer, nahe am Meere, ist eine sonderbare Höhle, la grande Colline, welche 7 große Grotten oder einzelne Gewölbe hat und eine Menge Geräthschaften, Fetische und die Gebeine der vormaligen eingebornen Wilden enthält. Solcher unterirrdischen Grüfte oder Grabhöhlen giebt es mehrere auf San Domingo, die in ihrem Innern, oder in den einzelnen Vertiefungen eine Menge Petrefacten, Stalaktiten, Knochen und Alterthümer enthalten.

Der Anbau dieser schönen und fruchtbaren Insel könnte stärker seyn. Im ehemaligen Spanischen Antheile waren 1,600,000 Acres angebaut und der Anpflanzungen in Allem 8530. Der Französische Antheil ist bei weitem besser angebaut, ungeachtet er weit kleiner, weniger fruchtbar und bewässert ist als der Spanische. Außerdem unterscheidet sich dieser im Allgemeinen von jenem auch durch seine geringere

Vielheit der Mönche,*) die indeſſen [illegible] Umwandlung der Inſel ſehr verringert [illegible] betrug der Capitalwerth des Franzöſiſchen [illegible] Plantagen, Vieh und Niederlaſſungen 1483 Mil[illegible] und die Productenausfuhr gegen 130 Mil[illegible] gab an 800 Zuckerpflanzungen, über 6000 Kaf[illegible] Cacao-, 3160 Indigo-, an 800 Baumwollen-, [illegible] Getreidepflanzungen, über 100 Taffiabrennereien, 260 [illegible]. 90 Ziegelhütten, 80 Kalköfen in den Manufacturen. Von Europäiſchen Gewächſen gerathen beſonders der Hirſen und Mais ſehr gut. Die Futterkräuter für Thiere ſind die Blätter und Stängel der Patate, die kleine grüne Hirſe, das Kraut von Guinea, die Köpfe und Blätter des Zuckerrohrs, die auch ſehr fett machen. Das ſanfte und zarte Grün der Felder, die zur Cultur der beiden letztern Arten beſtimmt ſind, hebt ſich auf eine liebliche Weiſe in dem Contraſte mit dem düſtern Grün der Bäume und Kaffeepflanzungen.

Aus den obigen Angaben kann man ſich leicht eine Vorſtellung von dem Handel der Inſel San Domingo machen, wie er war, ehe die Verwüſtungen der Neger die blühenden Städte und Pflanzungen vernichteten. Die Ein- und Ausfuhr beſchäftigte jährlich im Durchſchnitte 500 Schiffe des Mutterlandes. Von dem weit weniger bekannten Spaniſchen Antheil fehlen genaue Angaben. Allein Frankreich führte im Jahre 1774 147½ Millionen Pfd. Zucker aus, am Werthe für 49½ Million Franken, Indigo 1,850,000 Pfd. am Werthe 11½ Mill. Franken, Kaffee 30 Mill. Pfd., am Werthe 12 Mill. Franken. Im Jahre 1776 führte man aus der Inſel nach Frankreich überhaupt an Producten für 90 Mill. Franken, wovon der Zoll allein 6 Mill. betrug. 1787, 58 Mill. Pfd. Zucker, 70 Mill. Pfd. Kaffee, 73 Mill. Pfd. Moscovade, gegen 7 Mill. Pfd. Baumwolle.

*) Man giebt ihre Anzahl auf der ganzen Inſel zu 5000 an.

über 1 Mill. Pfd. Indigo; noch im Jahre 1800 wurden in 598 Schiffen (worunter aber nur 1 Französisches war), für 44,700,000 Franken ausländische Producte und Waaren eingeführt.

Vergleichung der Ausfuhr von St. Domingo im Jahre 1789 mit der von 1800.

1789.	Centner	1800.
Rohzucker	940 692	167,850
Raffinadezucker	410,226	—
Kaffee	984,645	277,441
Cacao	1753	945
Baumwolle	67,056	23,419
Indigo	8435	19

Hieraus kann man sich sowohl von dem Werthe der ganzen Insel, als auch von dem unersetzlichen Verluste, den Frankreich in seinen Westindischen Colonien erlitten hat, einen Begriff machen. Sehr viele Zucker-, Kaffee-, Indigo- und Baumwollenpflanzungen sind jetzt, seit den innerlichen Unruhen von 1792, 93, 94 und 1806, so gut, wie ganz verwüstet, und aller Handel, Schiffahrt, Gewerbe und Verkehr mit dem Auslande liegt darnieder.

6.

Einwohner. Bevölkerung.

Ueber den gegenwärtigen Zustand läßt sich, da alle Nachrichten bei der verschlossenen Lage der Insel fehlen, nichts sagen. Wir folgen daher frühern Angaben. Nach Moreau de Saint-Mery betrug im Jahre 1790 die Anzahl aller Einwohner der Insel 620,000 Individuen:

Industrie und die Vielheit der Mönche,*) die indessen seit der politischen Umwandlung der Insel sehr verringert worden ist. 1790 betrug der Capitalwerth des Französischen Theils an Plantagen, Vieh und Niederlassungen 1482 Millionen Franken und die Productenausfuhr gegen 130 Millionen. Es gab an 800 Zuckerpflanzungen, über 6000 Kaffee-, 54 Cacao-, 3160 Indigo-, an 800 Baumwollen-, 650 Getraidepflanzungen, über 100 Taffiabrennereien, 260 Viehstände. 90 Ziegelhütten, 80 Kalköfen in den Manufacturen. Von Europäischen Gewächsen gerathen besonders der Hirsen und Mais sehr gut. Die Futterkräuter für Thiere sind die Blätter und Stängel der Patate, die kleine grüne Hirse, das Kraut von Guinea, die Köpfe und Blätter des Zuckerrohrs, die auch sehr fett machen. Das sanfte und zarte Grün der Felder, die zur Cultur der beiden letztern Arten bestimmt sind, hebt sich auf eine liebliche Weise in dem Contraste mit dem düstern Grün der Bäume und Kaffeepflanzungen.

Aus den obigen Angaben kann man sich leicht eine Vorstellung von dem Handel der Insel San Domingo machen, wie er war, ehe die Verwüstungen der Neger die blühenden Städte und Pflanzungen vernichteten. Die Ein- und Ausfuhr beschäftigte jährlich im Durchschnitte 500 Schiffe des Mutterlandes. Von dem weit weniger bekannten Spanischen Antheil fehlen genaue Angaben. Allein Frankreich führte im Jahre 1774 147½ Millionen Pfd. Zucker aus, am Werthe für 49½ Million Franken, Indigo 1,850,000 Pfd. am Werthe 11½ Mill. Franken, Kaffee 30 Mill. Pfd., am Werthe 12 Mill. Franken. Im Jahre 1776 führte man aus der Insel nach Frankreich überhaupt an Producten für 90 Mill. Franken, wovon der Zoll allein 6 Mill. betrug. 1787, 58 Mill. Pfd. Zucker, 70 Mill. Pfd. Kaffee, 73 Mill. Pfd. Moscovade, gegen 7 Mill. Pfd. Baumwolle.

*) Man giebt ihre Anzahl auf der ganzen Insel zu 5000 an.

über 1 Mill. Pfd. Indigo; noch im Jahre 1800 wurden in 598 Schiffen (worunter aber nur 1 Französisches war), für 44,700,000 Franken ausländische Producte und Waaren eingeführt.

Vergleichung der Ausfuhr von St. Domingo im Jahre 1789 mit der von 1800.

1789.	Centner	1800.
Rohzucker	940 692	167,850
Raffinadezucker	410,226	—
Kaffee	984,645	277,441
Cacao	1753	945
Baumwolle	67,056	23,419
Indigo	8435	19

Hieraus kann man sich sowohl von dem Werthe der ganzen Insel, als auch von dem unersetzlichen Verluste, den Frankreich in seinen Westindischen Colonien erlitten hat, einen Begriff machen. Sehr viele Zucker-, Kaffee-, Indigo- und Baumwollenpflanzungen sind jetzt, seit den innerlichen Unruhen von 1792, 93, 94 und 1806, so gut, wie ganz verwüstet, und aller Handel, Schiffahrt, Gewerbe und Verkehr mit dem Auslande liegt darnieder.

6.

Einwohner. Bevölkerung.

Ueber den gegenwärtigen Zustand läßt sich, da alle Nachrichten bei der verschlossenen Lage der Insel fehlen, nichts sagen. Wir folgen daher frühern Angaben. Nach Moreau de Saint-Mery betrug im Jahre 1790 die Anzahl aller Einwohner der Insel 620,000 Individuen:

nämlich im Französischen Antheile 40,000 freie Weiße, 28 000 Freigelassene und 452,000 schwarze Sclaven; im vormaligen Spanischen, 1795 an Frankreich abgetretenen Antheile, 100,000 Individuen, darunter 10.000 freie Weiße, 20,000 freigelassene farbige Menschen, Mulatten und Creolen, und etwa 70,000 Neger. Die Weißen sind in den fürchterlichen Empörungen der Neger größtentheils umgebracht worden; die Ureinwohner, an der Zahl über 1 Million, schon früher durch die Spanier ausgerottet, so daß man auch hier genöthigt war, aus Afrika den Abgang zu ersetzen und Neger einzuführen. Diese theilen mit ihren übrigen schwarzen Brüdern in Westindien gleiches Loos und Schicksal; denn sie wurden um nichts besser behandelt, als auf den andern Inseln. Zu ihrem Unterhalte ist ihnen, wie in Jamaica, ein Stück Land angewiesen, worauf sie sich Reiß, Mais, Patáten, Igname, Manioc, Hirse ꝛc. bauen können. Auffallend aber ist es, daß die Europäerinnen weit grausamer gegen sie waren, als die Europäer, daher die Wuth der Schwarzen gegen beide Geschlechter gleich stark war. Dennoch ertrugen sie, nach ihrem ursprünglichen Charakter mehr gut- als bösartig, bei aller ihnen sonst eigenen Empfindlichkeit, die Härte und gebieterischen Launen ihrer Zwingherren, mit bewundernswürdiger Geduld. Selbst nach Erlangung der Freiheit wurden sie, wie die Mulatten mit Verachtung behandelt und zu einem öffentlichen Amte für unfähig angesehen. Ein Neger konnte hier nicht länger als 15 Jahre genutzt werden, dann war er unfähig zur Arbeit, oder ein Raub des Todes. Die unersättliche Habsucht ihrer Herren betrachtete sie nicht anders als ein schlechtes Ackergeräthe, das man so lange benutzt, bis es abgenutzt ist. Sechs Ellen grobe Leinwand jährlich waren des Schwarzen Kleidung, ein Stück von ihm in den zur Ruhe bestimmten Tagen und Stunden bearbeitetes Land gab ihm den kärglichen Unterhalt: seine übrige Zeit, alle seine Kräfte, sein Schweiß und Blut gehörte seinem Herrn, der ihn ungestraft mit den grausam-

sten, qualvollsten Züchtigungen belegte. Daher die Verzweiflung, die unversöhnliche Rachsucht, die sich besonders in den letzten Mordscenen so stark aussprach, die Selbstvergiftungen und Selbstentleibungen der Schwarzen; daher so viele Feuersbrünste in den Pflanzungen; daher das Erwürgen und Ermorden aller Weißen ohne Schonung und Erbarmen in den Unruhen, in welchen sie das unerträgliche Joch abschüttelten und ihre Menschenrechte vindicirten.

Das Zulaufen von Abenteurern aller Art aus Europa (von den Negern kleine Weiße genannt), war hier so stark, daß die Colonisten bei der Regierung dagegen nachdrückliche Vorstellungen thaten und ein Gesetz auswirkten, daß jeder Ankömmling sich mit guten Zeugnissen und einem Bürgen bei der Admiralitätscanzlei des Havens, wo die Landung geschah, stellen sollte: allein man wußte auch dieses weise Gesetz zu umgehen, und des Herbeiströmens ward kein Ende, besonders aus Frankreich. Die Spanier waren auch hier äußerst träge und ließen sich von den eben so faulen Mönchen beherrschen. Sie beschäftigten sich weniger mit dem Ackerbau, als mit der Viehzucht, rauchten Tabak, tranken Taffia (Zuckerbranntwein), und sangen und beteten Lateinisch, das sie nicht verstanden. Ihre ohnehin schlecht gehaltenen Pflanzungen ließen sie nicht selten, da sie aus Trägheit nicht auf die Jagd giengen, vom Wilde verzehren. Das schöne Geschlecht war besonders dem Müßiggange, dem Tanze, Spiel, der Gesellschaft und anderen Vergnügungen der Sinne ergeben. — Die Mulatten, Creolen und andere Zwitterarten farbiger Menschen befinden sich hier in denselben Verhältnissen gegen die Weißen und Schwarzen, wie in dem übrigen America. —

7.

Merkwürdigste Plätze.

Die Insel war vor ihrer letzten Umwandelung (denn die gegenwärtige Eintheilung liegt für uns im Verborgenen) in 5 Departements getheilt, das nördliche, westliche und südliche, welche die altfranzösischen Besitzungen ausmachten. Samana, oder das nordwestliche, und Enganno, oder das südöstliche, begriffen die altspanischen Besitzungen, oder den neufranzösischen Antheil.

1. In dem vormals Spanischen, aber seit 1795 an Frankreich abgetretenen, also neufranzösischem Antheile bemerken wir: a) San Domingo (18 Gr. 15 Min. n. Br.), die älteste Stadt nicht nur auf dieser Insel, sondern in ganz America, und die Hauptstadt des vormaligen Spanischen Antheils, noch gegründet im Jahre 1494 durch Bartholomäus Columbus, den Bruder des unsterblichen Weltentdeckers, am Flusse Ozama. Er gab ihr den Namen zur Ehre seines Vaters Domenico, und von ihr erhielt hernach die ganze Insel den Namen. 1502 zerstörte ein Orkan die ganze Niederlassung, so daß der damalige Statthalter Ovando 1504 den Platz verließ und an dem jenseitigen Ufer des Ozama eine neue Stadt anlegte. Sie ist groß, fest und wohlgebaut, hat einen guten Hafen, viele schöne öffentliche Gebäude, mehrere ansehnliche Kirchen, unter denen sich die Dom- oder Kathedralkirche auszeichnet, wo in 2 bleiernen Särgen die Gebeine Christoph Columbus und seines Bruders Ludovico ruhen; 2 Universitäten (Collegien), 1 Hospital, 7 Mönch- und 2 Nonnenklöster und 25,000 Einwohner, die aus Europäern, Creolen, Mulatten, Mestizen und Negern gemischt bestehen. Sie war ehedem der Sitz eines katholischen Erzbischofs und des Spanischen Statthalters und trieb einen einträglichen Handel. In den zeitherigen Unruhen hat sie sehr gelitten. b) Macao, ein kleiner Ort an der Ostküste, südlich über den Ebenen (los Llanos). c) Azua, 10 Meilen westlich von St. Domingo an einem

Meerbusen. d) St. Vega und e) St. Jago, 2 Niederlassungen.

2. In dem altfranzösischen Gebiete waren die, während der Unruhen größtentheils zerstörten, Städte: a) Cap Français, (19 Gr. 46½ Min. nördl. Br.), auch bloß le Cap, Ville du Cap (Capstadt), an der Nordküste, ehemals die Hauptstadt mit einem guten Haven, in einer zwar angenehmen, aber ungesunden Gegend, in einem Thale zwischen Morästen, am Fuße eines hohen und steilen Berges, der die Stadt zur Hälfte umgiebt, so daß die Strahlen der Sonne dadurch dergestalt auf sie concentrirt werden, daß die Hitze unerträglich und höchst schädlich wirkt. Dabei ist das Wasser in und außer der Stadt äußerst schlecht. Sie war die schönste, reichste und blühendste Stadt der Insel und hatte 1790 800 Häuser und über 7000 Einwohner, sowohl Weiße als Schwarze, ohne die Soldaten und Seeleute. ⅔ der Stadt wurden 1793 in den bürgerlichen Kriegen eingeäschert, bald nachher aber schöner wieder aufgebaut. Ihr jetziger Zustand ist unbekannt. b) Port = Republicain, vorher Port = au = Prince, eine ansehnliche, schöne und in einer angenehmen, gesunden Gegend liegende Stadt, an der Westküste, mit einem Haven, den eine große Bai einschließt. 1790 hatte sie 600 Häuser und gegen 3000 weiße Einwohner. Da sie dem Erdbeben oft ausgesetzt ist, ist sie schon zweimal, zum letztenmal 1770, fast ganz zerstört worden. 1791 ward sie eingeäschert. Die Umgegend ist reich an Indigo, Kaffee und Baumwolle. c) Mole St. Nicolas, an der äußersten nordwestl. Spitze der Insel, ein schöner sicherer und bequemer Haven. Die Wohnhäuser hier sind alle von Holz und kommen völlig fertig gezimmert aus Neu = England herüber — d) St. Marcus, an der Westküste, der Insel Gonave gegenüber, mit 400 Häusern, in einer angenehmen Gegend und in der Tiefe der Bai gelegen. Die schöne Rhede und die Reichthümer der Ebenen von Artibonite, die sich hier in einer Fläche von 8 Meilen lang und 3 — 4 Meilen breit ausdehnen, locken viele Schiffe hierher. e) Leogane, ebenfalls auf der Westküste, in einer schönen und fruchtbaren Ebene gleiches Namens, mit einem guten Haven und Rhede, und ansehnlichem Verkehr; vormals der Sitz des Französischen

Gouvernements. Wegen der unerträglichen Hitze würde hier nichts in den Gärten wachsen, wenn man die Gewächse nicht mit Dächern von Laube und grünem Gebüsche bedeckte. In der Umgegend viel Zucker, Indigo, Cacao, Manioc und andere Westindische Producte. f) Groß- und Klein-Goave, 2 und 3 Meilen von Leogane; in einer dürren und ungesunden Gegend, mit sicheren Häven. Das letztere war ehedem sehr blühend. g) Jeremias oder la grande Anse (der große Henkel), eine Reihe von Niederlassungen oder Colonien längs der Küste von Tibouron bis Petit-Trou, 10 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen in's Land hinein. Cacao ist das Hauptproduct, welches gewonnen wird. Der Vereinigungspunkt ist ein kleiner niedlich gebauter Ort auf einer Anhöhe, wo die Luft sehr gesund ist. h) Cayes, in einer ungesunden, morastigen Gegend, an der südlichen Küste der Erdzunge in Westen, unter dem Gebirge la Hotte, mit 600 Häusern und 3480 Einwohnern; eine Hauptniederlage von Kaffee, Zucker, Indigo und Baumwolle, die in der Umgegend erzeugt werden. i) Jakmel, eine wunderschöne Küstenstrecke an der Ostseite des südlichen Departements, aus 3 Kirchspielen und mehreren Niederlassungen bestehend, in einer Länge von 18 Meilen, bald mehr, bald weniger tief in's Land. Es wird in dieser Gegend vieler Kaffee, Zucker, Indigo und Baumwolle gebaut, und eine Menge Zuckersiedereien angetroffen. Der Hauptort heißt ebenfalls Jakmel.

Anmerkung. Ein Fehler, den alle neue Ansiedler auf San Domingo vom Anfange ihrer Niederlassung an begingen, bestand darin, daß sie alle Bäume 100 Toisen in der Runde um ihren Wohnsitz abhauen ließen, wodurch sie sich der doppelten Glut der Sonnenstrahlen aussetzten, die von obenher einfallen, und von unten, d. h. von der unbeschützten Erde, wie aus einem glühenden Backofen, zurückgeworfen werden. Zur Rechtfertigung dieses unsinnigen Verfahrens führt man an, daß der Transport der Baumaterialien zu mühsam wäre und man sich daher der nächsten bedienen müsse. So kann bloß die Faulheit sich entschuldigen! —

d. Porto = Rico.

I.

Name. Lage. Gestalt. Gränzen. Größe. Eintheilung.

Porto = Rico, oder San Juan de Puerto Rico, ehedessen San Juan schlechtweg, ist unter den großen Antillen die kleinste, denn sie hat nur 180 Meilen Flächenraum. Columbus entdeckte sie erst auf seiner zweiten Fahrt nach America 1493. Sie gehört den Spaniern und liegt unter dem 18. Gr. nördl. Breite und dem 65 — 66 Gr. westl. Länge, zwischen San Domingo und den Virginischen oder Jungfer = Inseln Tortola, St. Thomas, St. Croix und Vieque, hat die Gestalt eines Parallelogramms, ist 19½ Meilen lang und 7 Meilen breit, und hat ungefähr 120 Meilen im Umfange. Nördlich ist der große Atlantische Ocean und südlich der Antillische Meerbusen. Die Eintheilung geschieht nach Kirchspielen, a) auf der Nordwestküste, von der Stadt St. Jean bis an das Cap Boriquen, 11½ Meilen, mit 8 Kirchspielen; b) auf der westlichen Küste von Cap Boriquen gegen Norden, bis zum Cap rouge gegen Süden, 19 Meilen, mit 7 Kirchspielen; c) auf der südlichen Küste vom Capo Roxe gegen Westen bis zum Cap François oder Malapasca gegen Osten, 31 Meilen, mit 5 Kirchspielen; d) auf der Ostseite, vom Cap François oder Malapasca gegen Süden bis zum Cap St. Jean gegen Norden, 18 Meilen, mit 1 Kirchspiel; e) auf der Nordküste, vom Cap St. Jean bis zur Hauptstadt 13½ Meilen, mit 3 Flecken außer der Hauptstadt.

Gouvernements. Wegen der unerträglichen Hitze würde hier nichts in den Gärten wachsen, wenn man die Gewächse nicht mit Dächern von Laube und grünem Gebüsche bedeckte. In der Umgegend viel Zucker, Indigo, Cacao, Manioc und andere Westindische Producte. f) Groß- und Klein-Goave, 2 und 3 Meilen von Leogane; in einer dürren und ungesunden Gegend, mit sicheren Häven. Das letztere war ehedem sehr blühend. g) Jeremias oder la grande Anse (der große Henkel), eine Reihe von Niederlassungen oder Colonien längs der Küste von Aibouron bis Petit-Trou, 10 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen in's Land hinein. Cacao ist das Hauptproduct, welches gewonnen wird. Der Vereinigungspunkt ist ein kleiner niedlich gebauter Ort auf einer Anhöhe, wo die Luft sehr gesund ist. h) Cayes, in einer ungesunden, morastigen Gegend, an der südlichen Küste der Erdzunge in Westen, unter dem Gebirge la Hötte, mit 600 Häusern und 3480 Einwohnern; eine Hauptniederlage von Kaffee, Zucker, Indigo und Baumwolle, die in der Umgegend erzeugt werden. i) Jakmel, eine wunderschöne Küstenstrecke an der Ostseite des südlichen Departements, aus 3 Kirchspielen und mehreren Niederlassungen bestehend, in einer Länge von 18 Meilen, bald mehr, bald weniger tief in's Land. Es wird in dieser Gegend vieler Kaffe, Zucker, Indigo und Baumwolle gebaut, und eine Menge Zuckersiedereien angetroffen. Der Hauptort heißt ebenfalls Jakmel.

Anmerkung. Ein Fehler, den alle neue Ansiedler auf San Domingo vom Anfange ihrer Niederlassung an begingen, bestand darin, daß sie alle Bäume 100 Toisen in der Runde um ihren Wohnsitz abhauen ließen, wodurch sie sich der doppelten Glut der Sonnenstrahlen aussetzten, die von obenher einfallen, und von unten, d. h. von der unbeschützten Erde, wie aus einem glühenden Backofen, zurückgeworfen werden. Zur Rechtfertigung dieses unsinnigen Verfahrens führt man an, daß der Transport der Baumaterialien zu mühsam wäre und man sich daher der nächsten bedienen müsse. So kann bloß die Faulheit sich entschuldigen! —

d. Porto = Rico.

I.

Name. Lage. Gestalt. Gränzen. Größe. Eintheilung.

Porto = Rico, oder San Juan de Puerto Rico, ehedessen San Juan schlechtweg, ist unter den großen Antillen die kleinste, denn sie hat nur 180 Meilen Flächenraum. Columbus entdeckte sie erst auf seiner zweiten Fahrt nach America 1493. Sie gehört den Spaniern und liegt unter dem 18. Gr. nördl. Breite und dem 65 — 66 Gr. westl. Länge, zwischen San Domingo und den Virginischen oder Jungfer = Inseln Tortola, St. Thomas, St. Croix und Vieque, hat die Gestalt eines Parallelogramms, ist 19½ Meilen lang und 7 Meilen breit, und hat ungefähr 120 Meilen im Umfange. Nördlich ist der große Atlantische Ocean und südlich der Antillische Meerbusen. Die Eintheilung geschieht nach Kirchspielen, a) auf der Nordwestlichen Küste, von der Stadt St. Juan bis an das Cap Boriquen, 21½ Meilen, mit 8 Kirchspielen; b) auf der westlichen Küste von Cap Boriquen gegen Norden, bis zum Cap rouge gegen Süden, 19 Meilen, mit 7 Kirchspielen; c) auf der südlichen Küste vom Capo Roxo gegen Westen bis zum Cap François oder Malapasca gegen Osten, 31 Meilen, mit 5 Kirchspielen; d) auf der Ostseite, vom Cap François oder Malapasca gegen Süden bis zum Cap St. Juan gegen Norden, 18 Meilen, mit 1 Kirchspiel; e) auf der Nordostküste, vom Cap St. Juan bis zur Hauptstadt 13½ Meilen, mit 3 Flecken außer der Hauptstadt.

2.

Kurze Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung.

Die Insel, 1493 von Columbus entdeckt, ward erst 1511 durch Jean Ponce de Leon, nach blutiger Gegenwehr, den Eingebornen entrissen. Viele zogen es vor, mit den Waffen in der Hand umzukommen, als ihre Freiheit zu verlieren und lebendig in die Minen vergraben zu werden, wo der Geiz sie dazu verdammte, Gold herauszugraben. Nirgend ward die Jagd mit Hunden auf die unglücklichen Indianer, die sich in die Holzungen und Gebirge flüchteten, grausamer ausgeübt, als hier. 1530 kamen die Karaiben den Einwohnern zu Hülfe, tödteten eine Menge Spanier, so daß diese 1532 Porto-Rico verließen. Der Admiral Franz Drake plünderte 1595, nachdem er die Küsten von Peru und Terra-Firma verwüstet hatte, die Stadt St. Jean und zündete die Häuser des Havens an. Unter Philipp II. erhielt die Insel neue Truppen, Munition und Colonisten aus Spanien; man rief auch die, auf andere Inseln geflüchteten Eingebornen und Colonisten zurück. Im Jahre 1615 landete eine Englische Flotte, wurde aber bald zurückgeschlagen. 1673 versuchte der Anführer der Flibustier, Bertrand Ogeron vergeblich 2 Expeditionen gegen die Insel, denn er ward ebenfalls mit Verlust zurückgetrieben. Eine Englische Escadre von 22 Schiffen forderte einige Jahre später St. Jean zur Uebergabe auf; allein durch einen Sturm giengen die Schiffe zu Grunde und die dem Untergange Entkommenen wurden zu Gefangenen gemacht. Eine zweite Expedition der Engländer 1702 lief nicht glücklicher ab. Durch diese und ähnliche glückliche Ereignisse wuchs der Muth der Colonie und sie fieng schon an aufzublühen, als ein entsetzlicher Vorfall sie in Schrecken setzte. Kaum befand sich eine, mit großen Kosten bewaffnete

Flottille, unter Bedeckung eines Kriegsschiffs von 50 Kanonen, auf dem Meere, um die Seeräuber, welche ihre Küsten verheerten, anzugreifen, als sie im Sturme unterging und 500 Mann dabei ihr Leben verloren. Dieses Unglück richtete viele Familien zu Grunde. Die Einwohner, über ihren wahren Vortheil besser aufgeklärt, entsagten von nun an dem Angriffskriege und richteten ihren Fleiß auf den Handel und Ackerbau. Allein die Colonie wollte dennoch nicht recht in die Höhe kommen, bis Spanien 1763 erstlich darauf dachte, diese schöne Besitzung besser zu benutzen und daher genauer zu beachten. Die Engländer versuchten auf's neue mehrmals, sich der Insel zu bemächtigen, wurden aber jedesmal von den Spaniern und Franzosen abgewiesen. Die neueste Landung auf Porto-Rico und die Belagerung der Hauptstadt St. Jean, den 17. April 1797 durch die Engländer, so wie die Aufhebung der Belagerung am 1. Mai desselben Jahres, sind noch in frischem Andenken,*) und die Insel ist von der Zeit an im ungestörten Besitze der Spanier geblieben.

An der Spitze der Regierung steht ein vom Könige ernannter Generalcommandant, der in St. Jean residirt. Er hat die Leitung von allen Civil- und Militärsachen. Er ist der Präsident des Finanzcollegiums, und von einem Beisitzer unterstützt, entscheidet er über Civil- und Criminalfälle, welche in zweiter Instanz an ihn gelangen. Indessen kann von seinem Urtheile noch an den hohen Gerichtshof appellirt werden. Unter ihm stehen in den 2 Arrondissements, welche alle Kirchspiele der Colonie begreifen, und worin St. Jean und St. Germain die Hauptorte sind, alle Untergerichte, Cabilden oder Municipalitäten, die Maires, Alcaden, Regidors u. s. w. In kirchlichen Angele-

*) Ausführlich beschreibt sie de Dré in seinen Reisen, 2ter Band, Cap. 24.

genheiten entscheidet das geistliche Gericht, welches aus einem Bischofe, dem Generalvicar, einem Obervorsteher und Fiscal besteht. Unter ihm stehen alle Pfarreien, von denen manche 5000, andere 1500, andere 1000 Franken eintragen. Die begünstigte Religion ist die katholische, daher auch 45 Mönche und 20 Nonnen, und 62 Priester hier leben, die Tag und Nacht ihre Rosenkranzprocessionen halten und der Jungfrau Maria zu Ehren mancherlei andere religiöse Gebräuche vornehmen, welche immer 3 — 400 Andächtige begleiten, die Litaneien singen, Fackeln und Laternen tragen, die Guitarre dazwischen spielen und im langsamen Schritte durch die Straßen ziehen.

3.

Naturbeschaffenheit. Luft. Boden. Berge und Flüsse.

Das durch Seewinde gemäßigte Klima und die große Fruchtbarkeit des Bodens machen Porto-Rico zu einer der angenehmsten Inseln Westindiens. Sie ist fast das ganze Jahr hindurch dem Ostwinde ausgesetzt, der beständig zwischen den Wendekreisen wehet. Die Süd- und Westwinde führen, zumal vom August bis zum Januar, so vielen Regen herbei, daß sie die Felder überschwemmen und in der Atmosphäre eine schädliche Feuchtigkeit verbreiten. Die Hitze ist begreiflich auch hier sehr groß. Das Fleisch verändert sich schnell; in 4 Tagen ist ein Aas in freier Luft verfault und wird von Tausenden von Würmern und Insecten gefressen, die sich in unglaublicher Menge erzeugen. Orcane, die schrecklichste Geisel der Antillen, suchen nur die Küsten heim, auf der Insel selbst sind sie äußerst selten. Die gleichzeitige Wirkung der Hitze und Feuchtigkeit, der häufige Regen, morastige Savannen oder Holzungen, schäd-

liche Nebel, die starken Süd- und Nordwinde, die unmäßige und ausschweifende Lebensart, veranlassen zu Zeiten auch mehrere schwere Krankheiten, als den Tetanus (die Starrsucht), Wechselfieber, Katharre, Lungenentzündung, Ruhren, Ausschläge u. a. m. Im Allgemeinen aber ist die Luft gesund und der Aufenthalt hier angenehm. — Das Erdreich ist sehr ergiebig, hier und da sumpfig, mit fruchtbaren Ebenen wechselnd, und an den meisten Orten gut bewässert. In andern Gegenden ist der Boden bergig und mit Holz bewachsen, mit Thälern, Wiesen und Feldern geschmückt, wird aber, ungeachtet neuerer Bemühungen und Aufmunterungen, noch nicht gehörig benutzt. Im Innern wird die Insel in ihrer größten Erstreckung durch eine Kette von hohen Bergen geschieden, wovon einige nach Norden, andere nach Süden bis an das Meer hinlaufen, und in ihren Zwischenräumen die fruchtbarsten Ebenen in sich schließen, welche von mehr als 50 Bächen und Flüssen bewässert werden, davon 4 bis auf 2 — 4 Meilen über ihre Mündung schiffbar sind. Diese Bergkette wird gegen Osten von den Gebirgen von Laquillo, gegen Süden von denen von Capronito beherrscht, deren hoher Gipfel häufig mit Schnee bedeckt ist. In weiter Ferne auf dem Meere entdeckt man beide, und sie dienen zum Vereinigungspunkt für die Schiffe, welche von Europa nach dem Meerbusen von Mexico segeln.

4.

Vorgebirge. Küsten. Buchten. Umliegende Inseln.

Ein Zweig des, die Insel durchziehenden, Kettengebirges bildet im Norden das felsige Vorgebirge Puente d'Aquilar (Nordspitze), welches den auf einer kleinen, be-

de, Maulesel, Ziegen, Schafe, Schweine, wildes Geflügel, Europäisches Federvieh, Fische, Bienen, Ratzen, kriechende Thiere, Ameisen ꝛc., Gold (jetzt weniger als vormals), Silber, Blei, Quecksilber, Salz, Schwefel, mineralische Wasser, *) Flußsand mit Goldflittern u. s. w.

Seit 30 Jahren denken die Bewohner mehr auf die Benutzung ihres vortreflichen Bodens und treiben den Feldbau fleißiger als ehedem, doch aber immer noch nicht so, wie sie es sollten und könnten, weil viele Colonisten es noch vorziehen, daß sich ihre Heerden auf den ungeheuern Savannen nähren. Indessen bauen sehr viele Reiß, Mais, Tabak, Kaffee, Kartoffeln, Bohnen, Kohl, und andere Gemüse, Obst, Roucou, Baumwolle, Malaguette-Pfeffer und andere Vegetabilien. Der sämmtlichen Anpflanzungen zählt man jetzt über 6000, der Viehstände 238, die Stutereien mit eingeschlossen, deren jährliche Erzeugnisse vor einigen Jahren in 11,200 Pferden, 1000 Maulthieren und 31,000 Stück kleinem Vieh bestanden. Andere Industrie-Zweige, die Bearbeitung des Zuckerrohrs, Kaffee's, der Baumwolle und des Indigo abgerechnet, kennt man hier nicht, da alle Fabrik- und Manufacturwaaren aus Europa eingeführt werden.

Der Handel zwischen Porto-Rico und Spanien und den andern Colonien dieser Macht in America war bis zum Jahre 1778 von geringer Bedeutung. Kleine Fahrzeuge oder Paketboote führten eine kleine Quantität Kaffee, Malaguette und einige Häute aus, deren Werth kaum 100,000 Franken betrug. Jetzt hat die Ausfuhr

*) Bei Coamo, am Flusse gleiches Namens ist eine heiße Quelle, deren Hitze 28 Gr. Fahrenheit beträgt. Sie dünstet einen Schwefelgeruch aus. Trinkt man das Wasser in Menge, so hebt es Verstopfungen des Unterleibes, Rheumatismen und stockende Menstruation.

bedeutend zugenommen, und außer den genannten Artikeln zieht Spanien jährlich aus Porto-Rico: Zucker, Ingwer, Cacao, Pomeranzen, rohe und gesponnene Baumwolle, Guajak, Tabak, Färbehölzer, Gummi, und führt dagegen ein: Tücher, Oel, Wein, Leinwand, Waffen. Die Freistaaten liefern ihm: Eßwaaren, Mehl, Wachs, Quincailleries, Kleiderstoffe, Reiß u. a. m.

6.

Einwohner.

Außer den Weißen, besonders Spaniern und Franzosen, giebt es hier Creolen, Mestizen, Mulatten, Griffs (von einem Mulatten und einer Negerin Erzeugte), Terzeronen, Quarteronen, nebst den übrigen Mischungen farbiger Menschen, und Neger, zusammen 80 — 90,000 Individuen. — Die Weißen sind begreiflich auch hier die Herren und unumschränkten Gebieter. Auf die aus Europa gekommenen äußert das Klima seine Wirkung bald mehr, bald weniger. Im Allgemeinen sind sie mager, oft krank, indessen die gesittetsten, fleißigsten und unterrichtetsten auf der Insel. Die reinen Weißen, ohne irgend eine Vermischung mit fremdem Blute, sind sehr selten. Raynal schätzt ihre Anzahl auf 28 800. Allein es sind ihrer nicht die Hälfte so viel; die Rassen haben sich so durchkreuzt, daß man am häufigsten nur kastanienbraune Gesichter siehet. Die vornehmen und reichen Pflanzer bewohnen hübsche, von Stein erbaute Häuser und führen eine Europäische Art zu leben; die übrigen Einwohner begnügen sich mit hölzernen Wohnungen aus eingerammten Pfählen mit Querbalken, die 3 — 4 Zimmer haben, denen auch das Innere entspricht. Vergeblich sucht man darin Tapeten, Commoden, Spiegel, Schornsteine. Die Stühle und Tische sind ganz einfach von Holz, die Speisen sehr frugal, die Schlafstellen (wegen der

Hitze) über hölzerne Rahmen stark aufgespannte Leinwand. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zum 10. und 12. Jahre meistens nackend oder sind höchstens nur mit einem Hemde bekleidet. — Die Creolen oder die in America gebornen Weißen, sind gut gebaut, gewandt, gastfrei, brav, gute Seeleute, aber auch träge, unbeständig, auf die Europäer eifersüchtig, sehen bleich aus und altern mit dem 30. Jahre. — Die Mulatten und Mestizen machen den größten Theil der Einwohner aus. Sie haben eine kastanienbraune Haut, kleine matte Augen und krauses Haar: indessen sind sie groß, gut gewachsen, stärker und fleißiger als die Weißen und Creolen. Die meisten sind Landleute, Handwerker oder Soldaten. — Die Neger, von denen einige als Sclaven von der Afrikanischen Küste gekommen, andere hier oder auf andern Antillen geboren sind, zerfallen in 2 Classen, in solche, die wie ihre unglücklichen Väter, die Fesseln der Tyrannei tragen, und solche, die unter dem Namen der Freigelassenen bekannt, und Krämer, Handwerker oder Fischer sind. —

7.

Ortsbeschreibung.

1. St. Jean, Spanisch San Juan de Puerto-Rico, die Hauptstadt der Insel, auf der Nordküste, an der Westseite einer kleinen Insel, die von Osten nach Westen 2 Meilen lang und ½ breit ist, am Vorgebirge Puente de Aquilar. Die Erdzunge steht mit der Hauptinsel durch eine Brücke in Verbindung, welche die Bai vom Ocean scheidet. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat 10 hübsche Straßen, die sich rechtwinkelig durchschneiden, einen guten Haven, eine Domkirche, 3 Klöster und ein 1615. gegründetes Militärhospital, so wie ein schönes Zeughaus. Starke Festungswerke machen sie beinahe unangreifbar.

Sie ist der Sitz des Gouverneurs und eines katholischen Bischofs, treibt einen ansehnlichen Handel, mit dem jedoch auch vieler Schleichhandel verbunden ist, und hat mehrere reiche Einwohner. Manufacturen und Schulen sucht man hier vergeblich. Nur die Mönche und Nonnen unterrichten einige Kinder in der Religion und in der Grammatik. Der Einwohner sind gegen 8000. Die wenigsten können lesen und schreiben.

2. Arecive, ein hübscher Flecken mit 5000 Einwohnern, die Reiß, Mais und Tabak bauen, und zahlreiche Heerden halten.
3. Manaty, ebenfalls ein Flecken mit 3500 Einwohnern, welche Zucker, Kaffee, Reiß, Maiß und andere Vegetabilien mit gutem Erfolge bauen, und zum Theil nach St. Jean verkaufen.
4. Aguadilla, ein niedlicher Ort an der Westküste mit 2600 Menschen, die durch den Handel ziemlich wohlhabend geworden sind, indem sie Kaffee und Tabak an die Seefahrer verkaufen.
5. San-German, eine kleine Stadt, nach St. Jean der wichtigste Ort der Insel, an der Südküste, der mit seinem Gebiete 9000 Einwohner ernährt, deren Hauptreichthum, in Heerden, Baumwolle, Reiß und Kaffee besteht, welche Producte zum Theil nach Guaria auf der Küste von Carracas ausgeführt werden.
6. Ponce, eine bedeutende Gemeine von 5700 Menschen, die von ihren Kaffeeärnten und durch den Schweinehandel beträchtlichen Gewinn ziehen.
7. Ober-Coamo, ein Flecken mit 4500 Einwohnern, in einer gesunden und sehr gemäßigten Gegend, die Kaffee, Mais, Reiß und andere Gewächse hervorbringt. In ihrer Nachbarschaft ist die obengenannte Schwefelquelle.
8. Guayama, ein Flecken von 250 Häusern, mit 5000 Bewohnern, welche Reiß, Mais, Kaffee, Malaguette-Pfeffer bauen, und vieles Lastvieh und Bauholz verkaufen.

Die übrigen Ortschaften sind von weniger Bedeutung.

Druckfehler des 4. Heftes.

Seite 343 in der Anmerkung, lese man Verzeichnisse st. Verhältnisse.
— 372 Zeile 1 sich für sie.
— 403 — 2 da la für de la.

Süd-America.

Sechste Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Theile und Länder.

III.

Mittel-America oder Westindien.

β. Die kleinen Antillen.

Unter denselben versteht man die ganze Kette von Inseln, die von Portorico an wie ein Halbzirkel bis an die Küste von Südamerica, und längs derselben nach Westen zu liegen. Der Zahl nach übertreffen sie die großen Antillen weit, in Absicht der Größe aber stehen sie ihnen nach. Man nennt sie auch die Karaibischen oder Kannibalen-Inseln von ihren ehemaligen Bewohnern, und theilt sie in Hinsicht des periodischen Ostwindes ein: a) In Inseln über dem Winde (Islas Barlovento, Leewards-Islands), die von Portorico bis an die Ostseite von Südamerica sich erstrecken, und von Nordwest nach Südost herablaufen, wo Tabago die letzte ist. Sie liegen folglich unter allen Antillen am östlichsten; b) in Inseln unter dem Winde (Islas sotto vento, Windwards-Islands), die längs der Nordküste von Südamerica liegen. Weil nämlich zwischen den Wendekreisen, wo diese Inseln liegen, das ganze Jahr hindurch der Ostwind weht, und die ostwärts liegenden In-

seln ihn eher haben müssen als die westwärts gelegenen, so heißen diese auch Inseln unter dem Winde. Indessen ist Eintheilung und Erklärung verschieden. Die Spanier und Franzosen sprechen auch von Inseln im Winde und zählen dahin die Inseln der Nordküste von Südamerica entlang, von Westen nach Osten, so wie die 4 großen Antillen, und nennen die eigentlichen Karaibischen Inseln die Inseln unter dem Winde. Die Engländer hingegen nennen bloß die Insel Barbados Insel im Winde, die andern aber Inseln unter dem Winde.

Diese ganze lange Inselkette, an Größe und Fruchtbarkeit sehr verschieden, gehört theils den Engländern, theils (vor der Revolution) den Franzosen (welche sie aber jetzt fast sämmtlich verloren haben und zum Theil in den Händen der Britten, zum Theil in der Gewalt der Neger sehen müssen), theils auch den Dänen, Spaniern, Holländern und Schweden. Viele sind gar nicht besetzt, nicht einmal bewohnt, mehrere bloße Felsenklippen. Alle, nur mit Ausnahme einiger, sind klein, die meisten aber von Natur fruchtbar an den gewöhnlichen Naturgeschenken der Westindischen Inseln, und meistens gesund und angenehm zu bewohnen. Von vielen machen die Reisebeschreiber die reizendsten Schilderungen eines paradiesischen Aufenthaltes, eines wonnevollen Lebens und wunderschöner Naturscenen. Verschiedene sind aber auch verheerenden Erderschütterungen und wüthenden Orkanen ausgesetzt. Zunächst in Osten um Portorico ist das Meer noch nicht genau bekannt und die herumliegenden Inseln werden noch mit zu Portorico gezählt. Die Engländer spielen gegenwärtig den Meister in diesen Gewässern und sind die Herren der allermeisten kleinen Antillischen Inseln. — Beginnen wir unsere Reise durch die kleinen Antillen von Portorico aus, so treffen wir zuerst auf

a. Die Virginischen oder Jungferinseln.

Eine Gruppe von ungefähr 60 kleinern und größern Inseln, die östlich von Portorico liegen. Die meisten sind dürre, wasserarm und daher unbewohnt. Vor 1807 gehörten die drei wichtigsten davon, St. Thomas, St. Croix und St. Jean den Dänen, seit dieser Zeit den Engländern, so wie auch die übrigen größtentheils jetzt dieser Macht unterworfen sind. Bloß Spanien besitzt noch die Passage- oder Schlangeninsel. Die Dänischen waren noch am besten angebaut, weil der Boden hier fruchtbarer war. Der Schleichhandel ist hier von jeher sehr bedeutend, und mit großem Gewinne für die Unternehmer verbunden gewesen. Die Zahl der Einwohner auf Allen steigt an 50,000 Individuen, unter denen gewiß 35,000 Neger sind. Die Ausfuhr durch den Schleichhandel beträgt in manchen Jahren 35 — 40 Millionen Franken, bisweilen noch mehr. St. Thomas, St. Croix und St. Jean wurden vom 22. — 27. December 1807 von einer Englischen Escadre in Besitz genommen.

α) St. Thomas. *)

Liegt unter dem 18. Gr. 20 Min. n. B., ist von den drei genannten Inseln die nördlichste, kaum drei Quadratmeilen groß, größtentheils gebirgig und daher nicht ganz angebaut,

*) Ausführlichere Kunde über diese Insel, so wie über die beiden andern, giebt Peter Le Drü's Reise nach Teneriffe, Trinidad, Thomas, St. Crux ꝛc. — West Beiträge zur Beschreibung von St. Croix, nebst einer Uebersicht von St. Thomas, St. Jean ꝛc. Aus dem Dänischen. Kopenhagen, 1794.

hat auch Mangel an gutem Quell- und Trinkwasser. Die Dänen nahmen sie 1671 ein und legten bald Plantagen an. Wegen ihres vortreflichen, sehr sichern und bequemen Havens, der eine Flotte von 100 Linienschiffen fassen kann und durch natürliche Wälle geschützt wird, war sie eine sehr wichtige Besitzung der Dänen in diesen Gewässern. Ungeheure Magazine empfiengen hier täglich Waaren aus Europa oder den Freistaaten. Von da brachte man sie — öffentlich oder heimlich — in die andern Colonien. Die Spanier von Portorico vertauschen unter andern hier Piaster und Tabak gegen seidene, wollene, baumwollene und leinene Zeuche, Kleinkrämerwaaren, kupferne Geschirre u. s. f. — Der hiesige Haven ist ein Freihaven, der viele fremde Schiffe herbeizieht und die Zufuhr vergrößert, daher die meisten Artikel hier wohlfeiler sind, als in St. Croix und St. Jean. Mit Dänemark hatte St. Thomas fast keinen andern Handel, als den, welchen zwei bis drei Altonaer Schiffe betrieben. Jetzt ist er größtentheils in Englischen Händen, und wird mit dem Mutterlande so lange still stehen, bis diese Inseln an Dänemark zurückgegeben werden.

Das Klima ist wie das aller Westindischen Inseln, heißfeucht, doch im Allgemeinen ziemlich gesund, der Boden fruchtbar, aber durch vieljährige Nutzung schon ziemlich erschöpft, zumal auf der Ostseite, die auf allen Inseln von den Passatwinden ausgetrocknet wird und nie so fruchtbar ist, als die Westseite. Die Dürre ist hier um so schrecklicher, da kein Bach, der vollen Lauf hat, die Insel befeuchtet. Dieser Umstand und die verminderte Fruchtbarkeit macht es den Landeigenthümern unmöglich, die Plantagen in den Stand zu setzen, wie sie in St. Croix sind: doch findet man sehr reiche und äußerst malerisch liegende Pflanzungen, z. B. Sorgenfrei an der Caretbai.

Die vornehmsten Erzeugnisse der Insel sind: Zucker (der wohl an Menge, aber nicht an Güte, dem besten

Zucker von St. Croix nachsteht, ja diesen bisweilen übertrifft), Kaffee, Baumwolle, Tabak, Mais, Zitronen, Limonen, Orangen, Yams, Indigo, Färbe-, Bau- und Tischlerholz, Maniok, Pataten, Bananas, Guaven ꝛc. Auch an Fischen und Krabben sind die Rheeden und Baien überaus reich, und zuweilen fängt man auch Schildkröten in Netzen. An Schaafen, Ziegen, Schweinen und andern Europäischen Thieren, ist kein Mangel. Im Jahre 1792 zählte man 78 Plantagen, 40 zum Anbau des Zuckers, 34 für Baumwolle und 4 zum Kaffeebau. Gewonnen wurden dabei 1400 Faß Zucker, 450 Faß Rum (jedes zu 1000 Pf.) 6—7000 Pf. Baumwolle und 1000 Ctr. Kaffee. Der gesammte Werth aller hier niedergelegten Colonialwaaren steigt über 30 Millionen Franken. Jetzt ist die Kolonie eine der reichsten an Waaren aller Art in America.

Die Einwohner bestehen aus Engländern, Holländern, Teutschen, Franzosen, Dänen und Negern. Der Dänen sind darunter die wenigsten, kaum 100, der Neger die meisten, nämlich 240 Freigelassene und 4770 Sclaven; der Weißen überhaupt waren 1797 730, zusammen also 5740 Individuen. Die Sitten dieser verschiedenen Einwohner weichen in vielen Stücken von einander ab. Da die Holländer am ersten hier sich ansiedelten und noch jetzt die zahlreichsten sind, so wie in St. Croix größtentheils Engländer, so ist auf St. Thomas das Holländisch-Kreolische, in St. Croix hingegen das Englische und Englisch-Kreolische die herrschende Sprache. Die Neger leben auch hier von den Erzeugnissen des Landes, erwerben sich aber auch Manches dadurch, daß sie Früchte, Holz und andere Dinge nach der Hauptstadt zu Markte bringen. Sie haben es hier etwas besser, als auf andern Westindischen Inseln.

Der beste Ort der Insel ist St. Thomas an dem sogenannten, für neutral erklärten Haven, mit 2900 Bewoh-

nern. Die Stadt hat sich seit der Coalition gegen Frankreich und im Besitz der Engländer an Handel, Wohlstand und Bevölkerung sehr vermehrt und ist gegenwärtig eine Hauptniederlage von Colonialwaaren. Sie hat nur eine einzige, ermüdend lange Gasse, liegt längs dem Ufer, und den unregelmäßig gebauten Häusern geht jener Geschmack und die Eleganz ab, die man auf andern Colonien wahrnimmt. Am 22. November 1804 brannte sie ganz ab, und war kaum wieder etwas hergestellt worden, als den 1. Oct. und 4. Dez. 1806 eine neue Feuersbrunst sie vollends einäscherte, denn es giengen 250 Häuser in den Flammen auf und der Schade betrug weit über 5 Millionen Piaster. — Neu-Herrenhut und Niesky, zwei Missionsörter der fleißigen und thätigen Mährischen Brüder. — Uebrigens wird die Insel durch das Fort Christian, vermittelst 100 Mann Europäischer Linientruppen und 360 Mann von der Colonialmiliz vertheidigt. —

β) St. Croix (oder San Cruz) mit Vorequen oder Crab-Eyland.

Diese Insel liegt der Gruppe der Virginischen Inseln südöstlich, unter dem 17. Gr. 43 Min. der Breite und dem 67. Gr. 10 Min. der Länge. Sie ist die vornehmste, blühendste und angebauteste Dänische Insel in Westindien (jetzt aber im Besitze der Engländer), 5 Quadratmeilen oder 52,000 Quadratmorgen groß, 3 Meilen in der Länge und 1½ in der Breite, ziemlich gebirgig, aber außerordentlich fruchtbar und einträglich. 160 Franzosen entrissen sie im Jahre 1651 den Spaniern. Als sie die Waldungen niedergebrannt hatten, bebauten sie selbige mit Tabak, Zucker, Indigo und Baumwolle. 1662 enthielt sie schon über 800

Weiße und 8 — 10,000 Neger. 1696 verließen diese steißigen Colonisten wegen Bedrückungen des Monopols die Insel und gingen nach St. Domingo, so daß sie bis 1733 fast wüste lag, bis Frankreich dieselbe für 738 000 Livr. an Dänemark abtrat, welches die Vortheile besser zu benutzen verstand, die ihm der vortreffliche schwarze und leichte, wenn gleich nicht tiefe Boden, der sehr zum Zuckerbau geschickt ist, einige gute Ankerplätze und die Nachbarschaft der anderen blühenden Colonien, darbot. Jetzt wird manche einzelne Pflanzung zwei Mal theurer bezahlt.

Das Klima, das sonst sehr ungesund war, ist durch das Abbrennen der meisten Waldungen, ungemein verbessert worden, dennoch will es nicht allen Europäern zusagen, und viele eilen daher nach dem Aufenthalte einiger Jahre, zur Stärkung ihrer Kräfte, wieder in ihr Vaterland zurück. Das weibliche Geschlecht ist im 14ten und das männliche im 16ten zu seiner völligen Reife gediehen, und unter den Schwarzen weiß man Beispiele, daß eine Negerin im 12ten Jahre ein Kind an der Brust hatte. Mit dem 30. — 35sten Jahre hört hier die Fruchtbarkeit auf, und 50 ist schon ein hohes Alter, welches ein Mensch erreicht. Die blühende Europäische Gesichtsfarbe geht auch hier in Westindien Bleichgelb über.

St. Croix ist fast ganz angebaut, vom Gipfel seiner Hügel bis an die Meeresküsten. Sein Boden ist in 350 Pflanzungen vertheilt, wovon jede 150 Morgen Land enthält. Die von der Nordseite ernähren eine große Menge Vieh. Auf 150 Plantagen wird Zucker gebaut, und man rechnet, daß jeder Acker jährlich 16 Ctr. Rohzucker liefert, der von vorzüglicher Güte ist und alle roh ausgeführt wird. Diese Ausfuhr betrug von 1780 — 1792 nach Dänemark 26 462 972 Pf., am Werthe 8,259,521 Rthlr., und nach Americanischen Ländern 19½ Mill. Pf., am Werthe 1,295,037

Rthlr. Im Jahre 1792 wurden ausgeführt für 4,200,0
Gulden Zucker, für 60,000 Gulden Baumwolle und
900,000 Rthlr. Rum, 9000 Faß, das Faß zu 100 — 1
Rthlr. Der Preis des letzten Artikels, so wie des Zucke
steigt in Kriegszeiten und in nicht fruchtbaren Jahren um
Von 1793 — 96 wurden ausgeführt:

Jahre.	Zucker.	Rum.	Baumwolle.
1793	24,887 Fässer.	9,993 Fässer.	455 Säcke.
1794	15,156 "	7,118 "	392 "
1795	14,204 "	7,655 "	235 "
1796	18,620 "	11,200 "	203 "

Man sieht, daß durch den vortheilhaften Ertrag
Zuckers die Cultur der Baumwolle vernachlässiget wur
Die Regierung hat aber zum bessern Anbau derselben dahin
aufzumuntern gesucht, daß seit 1796 gestattet ist, die Bau
wolle der Colonie gegen eine Abgabe von 7½ Procent i
Ausland zu führen. Die Einnahme der Regierung aus
ser Insel besteht ungefähr in 380,000 Rthlr., wozu die be
Zoll erhobenen Abgaben das Meiste beitragen.

Die übrigen Producte sind: Kassave (Manio
Yams, Pataten, Ingwer, Tamarinden, Bambuse
etwas Kaffee, Citronen, Orangen, Ananas, Kartoffe
Spanischer Pfeffer, Angolische Erbsen, Oleander, Spa
Aloe (deren Saft sich die hiesigen Kreolen gegen Mag
schmerzen und Würmer bedienen), Agaven, Südfrüch
Kassia, Guajak (jetzt beinahe vertilgt), Quassia, wel
Zimmet, mehrere Cactusarten, Guajavabäume, Myrth
Mammeebäume (mit Früchten wie ein Kindskopf und gel
Fleische), prächtige Passionsblumen, Ricinus, Pisang,
gen u. a. m. An Thieren: Viele Europäische Hausthi
Eidechsen, Delphine, Schildkröten, Haifische, Perl- u
Rephüner, Kolibris, Papagaien, Scorpionen, Kr
Schlangen, Ameisen, Grillen, Arachniden, Polypen, E

würmer u. a. m. Auch Konchylien, Steinaexten, Krystalle, Versteinerungen. *)

Die Zahl der Einwohner belief sich 1789 auf 2000 Weiße, 953 freigelassene Neger, und 22,492 Sclaven, also im Ganzen auf 25,445. Im Jahre 1797 bestand sie in 2223 Weißen, 1664 Freigelassenen, 25,492 Sclaven, im Ganzen also in 29,380 Menschen. Nach einer königlichen Verordnung von 1795 sollte in den nächsten 10 Jahren der Negerhandel aufhören: widrige Hindernisse haben aber bis jetzt die Ausführung dieser menschenfreundlichen Absicht unmöglich gemacht. Zu der Zeit hatte sie 28 655 Acres zum Ackerbau bestimmt, 115 Windmühlen, 149 Roßmühlen und 3869 Pferde und Maulthiere. Der Werth dieser schönen, 1733 für 738.000 Livres verkauften Insel, beträgt jetzt nach West's Berechnung 167,480,000 Livres.

Der Hauptort Christianstadt liegt nordöstlich, in der Tiefe an einer Bai, auf einem Kalkfelsen mit Madrepoven, eine hübsche Stadt mit 660 Häusern und 5000 Einwohnern, 11 parallel laufenden Straßen, die von 6 andern rechtwinkelicht durchschnitten werden und einem kleinen Hafen, in welchen jährlich 40 — 50 Schiffe aus dem Mutterlande, Hamburg und Altona, so wie 60 — 70 andere aus den Freistaaten, einlaufen. Die Stadt ist der Sitz des Gouverneurs dieser Inseln. Das Fort Christianswehr dient ihr zur Vertheidigung. Zwei Forts auf einer kleinen Insel nördlich und auf einer Erdzunge westlich schützen die Rhede. — Das auf dem südwestlichen Theile der Insel liegende Frederichsstädt zählt 1500 Einwohner, 200 Häuser und 10 einander durchschneidende Straßen. — Frederichsthal und Frederichsberg, zwei Herrenhuthische Missionsplätze.

*) Ein sehr ausführliches Verzeichniß giebt West, Beschr. von St. Croix, S. 194 — 249.

Auf der Insel findet man zwei lutherische Kirchen und eine reformirte Holländische. Es giebt hier Herrenhuther, Mennoniſten, Quäker, Juden, Anhänger der Engliſchen Kirche und Presbyterianer. Die Katholiken haben eine Kirche in Chriſtianſtädt und eine in Frederichsſtädt. St. Croix iſt jetzt eine der blühendſten Colonien der Antillen in Hinſicht ihres Umfangs, und ſteht vielleicht nur gegen Antigoa und Barbados zurück. Die Sitten ſind im Allgemeinen doch ſanft. Sowohl in der Stadt, als auf den Pflanzungen herrſcht Wohlhabenheit und ein guter geſelliger Ton. Die Coloniſten ſind gaſtfreundlich gegen Fremde und menſchlich gegen ihre Neger, dieſe dagegen aus Erkenntlichkeit fleißig und ruhig. Ordnung, Fleiß und Thätigkeit findet man auf allen Pflanzungen. Breite, ſchöne Straßen laufen durch die ganze Inſel, durch welche eine leichte Communication zwiſchen den beiden Städten nicht nur, ſondern auch zwiſchen allen Pflanzungen erhalten wird. Die Beſatzung beſteht aus 200 Europäiſchen Soldaten und 400 Milizen der Colonie.

Boreequen auch Bieque oder Crab-Eyland (Krabbeninſel) liegt von St. Croix nordweſtlich und iſt etwas kleiner als dieſe, der Boden ſehr fruchtbar, mit vielem Gehölz bewachſen und mit gutem Quellwaſſer verſehen, ſo daß Alles zum Anbau einzuladen ſcheint. Sie hat auch einen guten Haven und ſehr bequeme und ſichere Rheeden, iſt aber bis jetzt unbewohnt. Den Namen Krabbeninſel hat ſie von den vielen und großen Krabben erhalten, die ſich hier aufhalten und deren wir bei St. Domingo gedacht haben. Dänen, Spanier und Engländer ſind überein gekommen, dieſe Inſel gemeinſchaftlich zu benutzen, Holz zu fällen, zu jagen, zu fiſchen u. dergl., ſie aber unbewohnt zu laſſen und keine Pflanzungen darauf anzulegen. Alle Tage kommen daher die Einwohner von St. Croix hieher, um Holz und friſches Waſſer zu hohlen, das beides ihnen fehlt.

γ) St. Jean.

Die dritte und kleinste der Dänischen Antillen, denn sie ist nicht zwei volle Quadratmeilen groß und ihre Bevölkerung kann 2600 Menschen stark, unter welchen 2000 Neger sich befinden. Sie liegt ziemlich zwischen St. Thomas und St. Croix, doch etwas mehr östlich. Die Dänen nahmen sie 1719 in Besitz. Boden und Klima sind sehr gut, ob sie gleich ziemlich gebirgig ist; besonders gedeihet das Zuckerrohr hier vortreflich. Im Jahre 1795 waren hier 70 Pflanzungen, von denen allein auf 27 Zucker, das Hauptproduct gebaut wurde. In Allem beträgt das urbarfähige Land 71,453 Englische Acres; 32,014 Acres waren mit Zuckerrohr bepflanzt, und 1358 Acres mit Baumwolle, noch etwas weniges Land mit Kaffee (der hier von vorzüglicher Güte ist), Tabak und Früchten. Viele Landbesitzer sind seit mehreren Jahren mit ihren Capitalien und ihrem Fleiße nach St. Thomas und St. Croix ausgewandert, daher die Menschenzahl im Abnehmen begriffen ist. Der Ueberfluß an unbebautem Lande gestattet den Einwohnern viele Erdfrüchte und Negerprovisionen zu bauen, weßhalb auch die Einfuhr an Mehl und andern Bedürfnissen gering und Handel und Wandel nicht sehr lebhaft ist. Der Ertrag von St. Jean ist jetzt jährlich nicht mehr als 800 Faß Zucker, 360 Faß Rum und 3500 Pfund Baumwolle. Vom Kaffee sind die Aernten unbedeutend, da er nur auf zwei Plantagen gebaut wird. Der Hauptort heißt Friedensthal, südöstlich am Eingange einer tiefen Bai, die eine sichere Rheede bildet, aber keinen Haven hat. Zur Schützung derselben ist eine Batterie mit einigen Kanonen und 1 Lieutenant nebst 30 Mann von der Compagnie zu St. Thomas, angelegt. Die Mährischen Brüder haben hier eine Missionsanstalt.

Seit 1788 haben die Dänischen Antillen den Genuß dreier Schulen, wovon die eine auf St. Croix, die andere auf St. Thomas, und die dritte auf St. Jean von den Herrenhuthern errichtet worden ist. Vor dieser Einrichtung konnten die reichen Eigenthümer ihren Kindern nur dann eine angemessene Erziehung geben, wenn sie mit großen Kosten nach Europäischen Schulen oder Universitäten geschickt wurden. Die herrschende Sprache auf St. Jean ist Holländisch-Kreolisch; auch ist ein Holländisch-reformirter Prediger hier, welcher den Gottesdienst in einem Bethause verrichtet.

Tortola.

Diese den Engländern gehörige Insel, fast 4 Quadratmeilen groß, liegt so nahe bei St. Jean, daß man in ½ Stunde hinüber rudern kann; bis zur Stadt hingegen (die nur aus zwei Straßen besteht) hat man 1 Meile. Die Beschaffenheit des Landes ist wie in St. Jean, wovon es gleichsam eine Fortsetzung ist. In den Plantagen, welche auf Bergrücken liegen, genießt man die schönste Aussicht und die reinste Luft. Die Producte sind die, wie auf St. Jean: überdieß giebt es Schalotten, Zuckererbsen, Blumenkohl und andere Europäische Gewächse; auf manchen Plantagen fette Milch, Rahm, gekäsete Milch, ja harte, wohlschmeckende Butter, lauter Seltenheiten in der heißen Region. — Die Volksmenge beträgt 12 — 1300 Weiße und 4500 Neger, die sich mit Zucker- und Baumwollenbau, hauptsächlich aber mit der Viehzucht und Erzeugung von Lebensmitteln beschäftigen, und Zucker, Baumwolle, am meisten Häute

ausführen. Die Aernte beträgt in guten Jahren etwa 3000 Fässer (à 1800 Pf.) Zucker, in schlechten 12 — 1500 Fässer.

Spanish-Town oder Virgin-Gorda.

Auch noch zu der Gruppe der Jungfernsinseln und ebenfalls den Engländern gehörig, etwas kleiner als die vorige, mit etwa 500 Weißen und 2000 Negern, die sich vorzüglich mit der Viehzucht beschäftigen, auch etwas Baumwolle bauen. Der Boden ist steinig und wenig zu benutzen, daher auch viele Plantagen verlassen sind. Eine Naturmerkwürdigkeit ist die majestätische Reihe hoher grotesker und thurmspitziger Felsen an dem südwestlichen Theile und ein Bad in einer tiefen prächtigen Grotte. Auch soll eine Zink- und Kupfermine hier seyn. —

Anageda, unbewohnt, nur wegen der guten Weiden besucht.

Die Passage- und Schlangeninsel, beide 7 Quadratmeilen groß, mit 3000 Einwohnern, gehören den Spaniern.

---

b) St. Eustache und Saba. *)

Diese vormals den Holländern gehörige, aber am 22sten Februar 1810 von den Engländern in Besitz genommene

*) Vergleiche Euphrasens Reise nach St. Barthelemy, St. Eustache und St. Christoph, aus dem Schwedischen von Blumhof, Göttingen 1798.

Insel, heißt auch Eustaz, Eustatia, Eustatio St. Eustachiusinsel, ist nur 1 Quadratmeile groß besteht eigentlich aus zwei hohen Bergen, ehedessen V nen, zwischen welchen sich ein Thal hinzieht, die aber den Fleiß der Holländer nutzbar gemacht und an den S mit Zuckerrohr und Tabak bebaut sind. Sie liegt unter 17. Gr. 29 Min. nördl. Br., südöstl. unter Saba und westl. von St. Christoph, hat nur einen einzigen L Landungsplatz und bildet eine natürliche Festung. De liche Berg besteht aus einem schweren Bimssteine mit und Granit vermischt, doch ohne Lava. Nie siehet ungeachtet des häufigen Regens, weder in der trichterfö gen Vertiefung, noch im Thale das mindeste Wasser, aus man schließen will, daß der Abgrund einige Oeffnu oder Abflüsse haben müsse, durch welche das Wasser sich läuft oder durchsickert.

Der nördliche Theil des Landes ist sehr gebirgig uneben, wo besonders Baumwolle, Yams und Patate baut werden; der südliche Theil hingegen schön und wo daher Zuckerplantagen und mehrere Gärten angelegt Die Küsten sind hoch, felsig und unzugänglich und gleic von Natur gegen jeden Angriff gesichert. Einen Haven die Insel nicht, wohl aber eine gute Rheede, wo die S bequem aus- und einladen können. Ein Productenlan St. Eustache eigentlich nicht, wohl aber eine Hauptnieder der Holländer für ihren Westindischen Handel Denn ob gleich Baumwolle, Zucker, Tabak, Mais, Indische Fei Cocosnüsse, Citronen, Pomeranzen, Limonien und A sinen baut, so ist der Ertrag zu einem bedeutenden Ha mit diesen Producten dennoch zu geringe. Desto ausge teter ist dagegen der Schleich- und Zwischenhandel, der sonders zu Kriegszeiten hier getrieben wird. Es wachsen hier allerlei Europäische Küchengewächse, Ananasse, Ca pflaumen, Canna Indica, die schöne äpfelartige Pass

blume ꝛc. Man hat Pferde, Maulthiere, Ochsen, Kühe und Schafe, die schönsten tropischen Vögel, Fische in Ueberflusse, wird aber auch von Spinnen, Scorpionen, Kakerlaken und Ameisen arg geplagt.

Die Luft ist gesund, aber Orcane richten bisweilen großen Schaden an. An den Seiten der Berggipfel sind einige tiefe Höhlen, in deren Bezirk mehrere Arten Laubholz und Farrnkräuter, auch viel Heliconia Bihay, wachsen. Unter diesen Gewächsen ist es immer thauig, naß und feucht, welches die Wolken so an sich zieht, daß sich oft, wenn es auch sonst das helleste Wetter ist, die Wolken über dem Berge sammeln und häufig Regen fällt. Das Regenwasser sammelt man sorgfältig in Cisternen, weil es an Fluß- und Quellwasser fehlt.

Aus Holland bekam die Insel ihre nothwendigen, ihr selbst abgehenden Bedürfnisse, als Lebensmittel, Kleidergeräthe, Tücher, Schiffs- und Kriegsmaterialien, Wein, Oehl, Branntwein, Fabrik- und Manufacturwaaren, besonders Deutsche Linnen-, Eisen- und Stahlwaaren, Nürnberger und andern Kram, Glaswaaren, Ostindische Zeuche, Gewürze, Spiegel, Papier u. s. w., welches Alles wieder zum Theil von den Schiffen der benachbarten Inseln abgeholt, zum Theil durch Schleichhandel dahin gebracht wird. Deßgleichen kommen auch viele Spanische, Englische, Französische und Dänische Colonialwaaren hierher, so daß die Schifffahrt bei dieser kleinen Insel immer sehr lebhaft ist.

Die Zahl der Einwohner besteht aus 4500 Weißen, 600 Mulatten und freien Negern, und 10,000 Sclaven. Der Hauptort liegt auf der Westseite der Insel, und heißt wie diese, St. Eustache. Die Stadt ist volkreich und treibt starken Handel, hat mehrere große und wohlgebaute Häuser, aber enge und unregelmäßige Straßen. Sie liegt am

Strande und auf dem anſtoßenden Berge, und iſt täg
theils durch die brauſenden Wellen des Meeres, zumal
Orkanen, theils durch den zu fürchtenden Herabſturz
Berges bei Erdbeben, dem Untergange ausgeſetzt. Ein
kes Fort dient zu ihrer Vertheidigung. Ihre beſtändig
einer Menge Handelswaaren reichlich angefüllten Mag
enthalten große Reichthümer. Ein Gouverneur dieſer
der Inſel Saba hat hier mit einem ihm zugeordn
Rathe, ſeinen Sitz.

Saba, ein nordweſtlich von St. Euſtache liegen
und von dieſer Inſel abhängiger, zwar ſteiler, aber
guter Dammerde bedeckter Felſen, den Holländern gehö
1 Quadratmeile groß, der wegen vieler Sandbänke und
tiefen an den Küſten beinahe unzugänglich iſt. Das Kl
iſt rein und der Geſundheit ſehr zuträglich; häufige Re
erſetzen den Mangel an Quellwaſſer, wie in St. Euſt
Indigo, Baumwolle, vortreflicher Kohl, und andere G
tengewächſe, Fiſche nebſt Schaalthieren ſind die Haupt
dukte. Der Einwohner ſind gegen 1000, die in einfa
aber hübſchen Häuſern wohnen, Schuh und baumwol
Strümpfe verfertigen, und mit dieſen und etwas Indigo
Befriedigung ihrer ſehr mäßigen Bedürfniſſe einen klei
Handel treiben.

---

c. St. Martin.

Eine 8 — 9 Meilen im Umfange haltende, unter
18 Gr. 15 Min. der n. B. liegende, 4 Quadratmeilen
cheninhalt einnehmende, und vormals gemeinſchaftlich
Franzoſen und Holländern gehörige, aber am 6. Feb
1810 von den Engländern beſetzte Inſel, welche mit
guilla, Barbuda und St. Barthelemy die M

einsgruppe bildet, welche von Vielen noch zu den Jungferninseln gerechnet wird. Sie ist voll hoher Berge, und daher nicht sehr fruchtbar, hat aber ein reines und gesundes Klima. Die Küsten sind mit vielen Baien und Seen eingeschnitten. In der Mitte ist ein Salzsee, der sonst 100,000 Thaler einbrachte. — Die vornehmsten Producte sind: Zucker, Baumwolle, Tabak, etwas Indigo und Kaffee, Gummi, Lichtholzbäume (wovon dünne getrocknete Spähne statt der Lichter gebraucht werden, die wegen des darin enthaltenen Gummi noch überdieß einen sehr angenehmen Geruch geben), schöne Vögel, als Papagaien, Flamingos, Colibris, Turteltauben, Fische und Schaalthiere. Die Franzosen hatten die Insel in 10,180 Vierecke, jedes zu 2500 Quadratruthen getheilt, wovon die Holländer 5,900 auf 2¼ Quadratmeilen, die Franzosen hingegen nur 4,280 auf 1¾ Quadratmeilen besitzen; doch ist der Antheil der letztern fruchtbarer, als der der erstern. Die Holländer besitzen hier auch im Französischen Antheile mehrere Pflanzungen. Die Anzahl sämmtlicher Einwohner mag sich nach Raynal ungefähr auf 5800 belaufen, die Salz sammeln, Rum brennen, Zucker und Baumwolle bauen und damit Handel treiben. Die Holländer, an der Zahl 650 Weiße und 3520 Schwarze, bauen jährlich 1,600,000 Pfund Zucker, und 130,000 Pfund Baumwolle. Das in diesem Districte gesammelte Salz geht großentheils nach den benachbarten Inseln und den Nordamericanischen Freistaaten, die auch den Zucker und Rum den Colonisten abnehmen. Die Französische Colonie, aus 350 Weißen und 1200 Sclaven bestehend, gewinnt auf 19 Pflanzungen 100,000 Pfund Zucker und 200,000 Pfund Baumwolle. Die weißen Einwohner sind fast alle Englischen Ursprungs, mit Englischer Sprache, Sitten und Eigenheiten, auch ergaben sie sich 1810 der Englischen Escadre ohne den geringsten Widerstand. Neuere Nachrichten fehlen.

d. Anguilla (Schlangeninsel).

Sie hat diesen Namen von ihrer länglichen gekrümmten Gestalt und liegt unterm 18. Gr. 21 Min. n. B. und unterm 63. Gr. westl. Länge von London, nordöstl. über St. Martin und Barthelemy. Sie gehört, so wie die folgende, den Engländern. In der Länge hält sie 10 Lieues (5 Meilen), in der Breite 3 Lieues (1½ Meile), und 4 Quadratmeilen Flächenraum. Sie hat ein sehr heißes Klima, einen meistentheils ebenen, dabei kreidenartigen, aber fruchtbaren Boden, noch viele Waldungen und gute Viehzucht an Rindern, Schafen, Ziegen, Schweinen und dergl. Ihre Naturgeschenke bestehen in Zucker (jährl. gegen 50,000 Pf.), Baumwolle und Tabak. Von den 700 Einwohnern sind etwa 500 Sclaven, die den Feldbau, besonders Ziegen- und Schafzucht treiben. Ein Vicegouverneur, welcher immer ein Eingeborner ist, und unter dem Gouverneur auf Antigua steht, auch von ihm die Bestätigung erhält, besorgt die Verwaltung und Oberaufsicht.

e. Barbuda.

Oestlich von St. Barthelemy, etwas abgesondert, unterm 17. Gr. 50 Min. der n. B., liegt die Insel Barbuda, 3½ Meilen in der Länge, und 3 Meilen in der Breite. Sie hat einen fruchtbaren Boden und Ueberfluß an Vieh, Ziegen, Schafen, Schweinen und an allerlei Früchten, vornämlich an den herrlichsten Cocosnüssen. Ihre übrigen Erzeugnisse bestehen in Baumwolle, Pfeffer, Tabak, Anis, Ingwer und Zuckerrohr. Man findet verschiedene Arten von Schlangen

sowohl gelbe, als rothe, deren Kopf ganz platt und das Gift tödtlich ist. Ihre Rheede ist nicht die beste, sie steht aber auch in keinem unmittelbaren Handelsverkehre mit England. Die Einwohner, an der Zahl etwa 1500, beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht und schaffen dadurch einigen benachbarten Inseln Lebensmittel. Die ganze Insel ist ein Eigenthum der Englischen Familie Codrington.

f. St. Barthelemy. *)

Die einzige Schwedische Insel in Westindien, Schweden verdankt den Besitz derselben seinem unvergeßlichen Gustav III. Als nämlich dieser weise Regent bemerkt hatte, welche große kaufmännische Vortheile Dänemark von seinen kleinen Antillen zöge, suchte er seiner Nation ähnliche Vortheile zu verschaffen und wendete sich deßhalb an Frankreich, welches ihm im Jahre 1784 die Insel St. Barthelemy abtrat. Sie liegt zwischen dem 17. und 18. Gr. der Nordbreite, unfern von St. Martin, Anguilla, nordwärts über St. Eustach und St. Christoph, mit welchen sie ein Dreieck bildet. Der Flächeninhalt beträgt 2½ Quadratmeile, die Länge 2, die Breite fast 1 Meile; sie ist folglich noch nicht die kleinste unter den Antillen, sondern größer als z. B. St. Eustach und Saba, oder Montserrat.

Das Klima ist angenehm und so gesund, daß viele Menschen hier ein hohes Alter erreichen. Wind und Wetter sind 9 Monate lang fast immer beständig und nur die Monate

*) Man sehe Euphrasens Reise ꝛc. aus dem Schwedischen von Blumenhof. Göttingen, 1798.

540

August, September und October, als die dasige Zeit bei Winters, stürmisch, regnerisch und etwas rauh, wo daher auch die Schiffahrt in den dortigen Gewässern nicht bequem ist. Die Sonnenhitze wechselt bald stärker, bald schwächer, je nachdem die Sonne mehr südlich oder nördlich vom Aequator ist. Mehr oder weniger Regen macht auch einigen Unterschied. So groß die Hitze auch bisweilen ist, so wird sie doch durch den sanft wehenden Ostwind sehr gemildert, und die Luft ist fast immer hell und rein. Von Krankheiten wissen die wenigsten Bewohner etwas; bloß im Junius herrschen kathartalische Husten und andere Folgen von Verkältung. Doch werden neu angekommene Europäer, welche noch nicht an das hiesige Klima und die einfache Lebensart gewöhnt sind, im Anfange nicht selten mit hartnäckigen Diarrhöen, Rheumatismen und frieselartigen Ausschlägen, auch mit Augenkrankheiten und vom Sonnenstich mit dem Sonnenschuß, einer Art Wahnsinn, befallen. Dann und wann wüthen auch Orcane, deren Vorboten stilles Wetter mit Sonnenhitze und mehrere am Himmel zusammen gezogene dicke Wolken sind, welches die Einwohner in Acht nehmen und oft erfahren.

Der Boden, obgleich gebirgig, felsig, hochliegend und voller Wälder, leidet dennoch einen gänzlichen Wassermangel, daher die beständige Trockenheit und wenige Fruchtbarkeit. Wegen dieses Mangels an Flüssen und Quellwasser wird das Regenwasser sorgfältig in Cisternen gesammelt. Ungeachtet dieser Nachtheile ist die Insel doch vorzüglich wegen ihrer vortheilhaften Lage und mehrerer vortreflicher Häven wichtig und schätzbar. Auch fehlt es ihr deßwegen gar nicht an schönen und nützlichen Naturgeschenken; denn sie liefert in nicht unbeträchtlichen Quantitäten Baumwolle (jährl. 400 Ballen, jeder zu 4 — 500 Franken), Zuckerrohr (wovon der Syrup versendet wird), Indigo, Bataten, Orangen, Cacao, Tabak, Cassave, Ananas, Melonen,

bäume, Cocosnüsse, Guajak, Copaivabalsam, Quassia, icinus, Seifen-, Kalebassen-, Eisenholz- und Mahagonybäume, Honiggras (das als Getreide gebaut wird, sehr ell wächst und das 150 — 160 Korn giebt), Aloe, Sassafraß, Yams, Mais, Tamarinden, Manschinell, Cassia, mma Indica, Pfeffer, Fieberrindenbäume u. a. m. Aus der e oder Agavre macht man dort sehr schöne Hecken. Ueberpt sind die Gewächse auf dieser Insel häufiger und mannichfaltiger, als man nach der Trockenheit des Erdreichs vermuthen sollte. Von Thieren findet man: Ziegen, Hunde, ilde und zahme), Fledermäuse, Katzen, Ratten und äuse, Schafe, Hornvieh und Schweine (alle Europäischer t), Pferde, Falken, Enten, Gänse, Kolibris, den turmvogel, die Fregatte, tropische Vögel, Seemöven, eerschwalben, Tauben, Sperlinge, die Riesenschildkröte, corpione (deren Stich jedoch nicht gefährlich ist), Salamander, Leguane oder Kammeidechsen, Schlangen, sehr vielerl Fischarten (unter denen manche giftig seyn sollen), abben, Krebse, viele schädliche Insecten, z. B. die schike (eine Elephantiasis, die sich in Asche, Staube und ausgepreßtem Zuckerrohre aufhält, sich unvermerkt unter die Fußgel einnistet und bösartige Geschwüre verursachet), Schmetlinge, Muscheln u. s. w. An Mineralien: Salz, lk, (die steilen Ufer bestehen ganz aus Kalkstein und Sandgen, die niedern Ufer, welche keinen Sand führen, sind ller Granitgeschiebe) Thon, viele Korallenarten, Madreren ꝛc.

Die Einwohner, deren man im Jahre 1800 an 000 zählte, von welchen 5000 in der Hauptstadt leben, uen meistens Baumwolle, etwas Tabak und Mais, und iben damit, so wie mit Cassia, Tamarinden, Sassafraß, uassia und anderwärts her erhaltenem Indigo, einen nicht ngunbedeutenden Handel. Wären sie nicht so unwissend, arm d träge, so könnte sowohl der Anbau vieler nützlichen Pro-

August, September und October, als die dasige Zeit des Winters, stürmisch, regnerisch und etwas rauh, wo daher auch die Schifffahrt in den dortigen Gewässern nicht bequem ist. Die Sonnenhitze wechselt bald stärker, bald schwächer, je nachdem die Sonne mehr südlich oder nördlich vom Aequator ist. Mehr oder weniger Regen macht auch einigen Unterschied. So groß die Hitze auch bisweilen ist, so wird sie doch durch den sanft wehenden Ostwind sehr gemildert, und die Luft ist fast immer hell und rein. Von Krankheiten wissen die wenigsten Bewohner etwas; bloß im Junius herrschen katharralische Husten und andere Folgen von Verkältung. Doch werden neu angekommene Europäer, welche noch nicht an das hiesige Klima und die einfache Lebensart gewöhnt sind, im Anfange nicht selten mit hartnäckigen Diarrhöen, Rheumatismen und frieselartigen Ausschlägen, auch mit Augenkrankheiten und vom Sonnenstich mit dem Sonnenschuß, einer Art Wahnsinn, befallen. Dann und wann wüthen auch Orcane, deren Vorboten stilles Wetter mit Sonnenhitze und mehrere am Himmel zusammen gezogene dicke Wolken sind, welches die Einwohner in Acht nehmen und oft erfahren.

Der Boden, obgleich gebirgig, felsig, hochliegend und voller Wälder, leidet dennoch einen gänzlichen Wassermangel, über die beständige Trockenheit und wenige Fruchtbarkeit. Wegen dieses Mangels an Flüssen und Quellwasser wird das Regenwasser sorgfältig in Cisternen gesammelt. Ungeachtet dieser Nachtheile ist die Insel doch vorzüglich wegen ihrer vortheilhaften Lage und mehrerer vortreflicher Häven wichtig und schätzbar. Auch fehlt es ihr deßwegen gar nicht an schönen und nützlichen Naturgeschenken; denn sie liefert in nicht unbeträchtlichen Quantitäten Baumwolle (jährl. 400 Ballen, jeder zu 4 — 500 Franken), Zuckerrohr (wovon der Syrup versendet wird), Indigo, Bataten, Orangen, Cacao, Tabak, Cassave, Ananas, Melonen,

Arbusen, Cocosnüsse, Guajak, Copaivabalsam, Quassia, Ricinus, Seifen-, Kalebassen-, Eisenholz- und Mahagonybäume, Honiggras (das als Getreide gebaut wird, sehr schnell wächst und das 150 — 160 Korn giebt), Aloe, Sassafras, Yams, Mais, Tamarinden, Manschinell, Cassia, Canna Indica, Pfeffer, Fieberrindenbäume u. a. m. Aus der Aloe oder Agavre macht man dort sehr schöne Hecken. Ueberhaupt sind die Gewächse auf dieser Insel häufiger und mannichfaltiger, als man nach der Trockenheit des Erdreichs vermuthen sollte. Von Thieren findet man: Ziegen, Hunde, (wilde und zahme), Fledermäuse, Katzen, Ratten und Mäuse, Schafe, Hornvieh und Schweine (alle Europäischer Art), Pferde, Falken, Enten, Gänse, Kolibris, den Sturmvogel, die Fregatte, tropische Vögel, Seemöven, Meerschwalben, Tauben, Sperlinge, die Riesenschildkröte, Scorpione (deren Stich jedoch nicht gefährlich ist), Salamander, Leguane oder Kammeidechsen, Schlangen, sehr vielerlei Fischarten (unter denen manche giftig seyn sollen); Krabben, Krebse, viele schädliche Insecten, z. B. die Tschike (eine Floharr, die sich in Asche, Staube und ausgepreßtem Zuckerrohre aufhält, sich unvermerkt unter die Fußnägel einnistet und bösartige Geschwüre verursachet), Schmetterlinge, Muscheln u. s. w. An Mineralien: Salz, Kalk, (die steilen Ufer bestehen ganz aus Kalkstein und Sandbergen, die niedern Ufer, welche keinen Sand führen, sind voller Granitgeschiebe) Thon, viele Korallenarten, Madreporen ꝛc.

Die Einwohner, deren man im Jahre 1800 an 6000 zählte, von welchen 5000 in der Hauptstadt leben, bauen meistens Baumwolle, etwas Tabak und Mais, und treiben damit, so wie mit Cassia, Tamarinden, Sassafraß, Quassia und anderwärts her erhaltenem Indigo, einen nicht ganz unbedeutenden Handel. Wären sie nicht so unwissend, arm und träge, so könnte sowohl der Anbau vieler nützlichen Pro-

ducte, als der Verkehr mit denselben, weit ansehnlicher gemacht werden. Sie bestehen nicht nur aus Schweden, sondern auch aus Dänen, Engländern, Franzosen, Juden, Americanern, farbigen Leuten und Negern, und ihre Sprache ist ein wunderlicher Mischmasch aus den Sprachen aller dieser Völker. Die Meisten führen eine sehr frugale Lebensart; viele nähren sich bloß von Kartoffeln, Kassave, Ziegenmilch und Schnecken, und die Nahrung der Sclaven ist noch schlechter. Ihre Religion ist, so wie das Volk, vermischt. Eine katholische Kirche liegt mitten im Lande, in der Stadt Gustavia ist eine Schwedische, mit einem Thurme ohne — Glocken. Dieser neuangelegte Ort besteht jetzt aus 300 Häusern, hat gegen 5000 Bewohner, einen Freihaven Carenage, der über 100 Schiffe faßt, und einige der nöthigsten Werkstätten, als Tischler, Maurer, Schmiede, Zimmerleute, Bäcker, Schuhmacher, Böttcher und Schneider. Ihre Bedürfnisse an Hausgeräthe, Wäsche, Tischzeug, Porzellan, Glas, Messer und Gabeln ꝛc. erhalten sie aus Europa. Ihre Handelswaaren kommen theils aus Europa, theils aus den Freistaaten, theils von andern Westindischen Inseln, und jeder, der sich als Bürger setzt, hat das Recht zu handeln, wenn er Vermögen und Geld dazu besitzt.

An Einkünften zieht Schweden von dieser Insel jährlich 100,000 Speciesthaler.

---

g. St. Christoph.

Eine Englische Insel. Den Namen hat sie von dem großen Weltentdecker Christoph Columbus erhalten, welcher sie für die Spanier entdeckte und nach seinem Vornamen benannte, oder wie Andere meinen, zur Ehre des

großen Christophel, der das Kind Jesus auf seinem Rücken durch den Jordan soll getragen haben, weil nämlich Columbus bei der Landung und Besitznahme einen Berg erblickte, der auf seinem Gipfel einen andern kleinern hat, welchen daher Columbus mit dem heil. Christophel verglich. Bei den Engländern heißt sie auch St. Kitts, welches im Englischen so viel als Christoph ist. — Die Spanier verließen sie in der Folge, als ihrer Aufmerksamkeit unwürdig, und 1626 stifteten die Engländer und Franzosen daselbst mehrere Niederlassungen, bis sie endlich im Utrechter Frieden ganz an England abgetreten ward.

Die Insel liegt unter dem 17. Gr. 25 Min. der n. B. und dem 62½ Gr. der w. L. von London, mit einer Richtung von Nordwest nach Südost. Durch eine schmale Erdenge, wodurch der größere nordwestliche Theil mit dem weit kleinern südöstlichen zusammen hängt, wird sie sehr kenntlich. Ueber ihr liegt nördlich St. Barthelemy, nordwestlich St. Eustach, südöstl. Antigua, von welcher Insel St. Christoph etwa 12 Meilen entfernt ist und südlich Nevis, Redonde und Montserrat. Sie ist nach Jamaica und Barbados die wichtigste Britische Besitzung in Westindien (die jetzt besetzten Französischen Antillen nicht dazu gerechnet, welche zu ihrer Zeit wahrscheinlich werden zurück gegeben werden) und enthält 3½ Quadratmeilen Flächenraum. Das heiße Klima wird durch Seewinde sehr gemildert; aber häufige Orcane richten große Verheerungen an. Tag und Nacht sind hier, wie auf mehreren dieser Inseln, beinahe immer einander gleich. Im Innern ist sie voller Berge, und nach derselben Richtung, welche die ganze Insel hat, zieht sich in der Mitte eine hohe Gebirgskette hin. Unter ihnen ist der Mount-Misery oder Elendsberg,*) welcher 3711 Fuß

*). Er soll diesen Namen daher erhalten haben, weil einst ein junger unvorsichtiger Mensch, der ihn ersteigen wollte, herabstürzte und auf der Stelle todt blieb.

über den Meeresspiegel erhaben ist, und der Schwefelberg, der auf seiner Spitze eine Höhle hat, die beständig dampft und vielen Schwefel enthält, am merkwürdigsten. Auf einer derselben ist auch ein Fort angelegt. Die Berge und Vorgebirge längs der Küste, bestehen größtentheils aus Korallen und versteinerten Madreporen. Am Fuße der Berge entspringen zwar viele Quellen, die aber in trockenen Sommern meistens versiegen. In der südöstlichen Hälfte ist ein ziemlich großer Salzsee. Der Boden ist sandig und leicht zu bearbeiten, dabei fruchtbar und sehr ergiebig, aber die Berge sind steil und felsig, so daß der mittlere Theil der Insel, wegen der hohen und rauhen Felsen, jähen Klippen und Abgründe, kaum bekannt ist.

Die vornehmsten Producte sind: Baumwolle (3—400 000 Pf.), Ingwer, Pfeffer, Zucker (in manchen Jahren 50,000 Cr., und eben so viel Galonen Rum); Indigo, Mais, Pataten, Melonen und Arbusen, Bananas, ganze Wälder von Mahagony-, Manschinell-, Kohl- und Mastixbäumen, Kujavaäpfel, Vanille, Avocadobirnen, Tabak, Guajak, Yams und andere Pflanzengewächse, die wir bei St. Barthelemy angeführt haben; Thiere, wie auf der bereits erwähnten Insel, besonders sehr mannichfaltige Arten der schönsten Vögel, als Papagaien, Colibris, Orinocoadler, Schwäne, Kropfvögel, Löffelgänse, Pelicane; Affen von vielerlei Gattungen, wilde Bienen (daher Honig und Wachs), eine ganz eigene Eidechsenart, Roket (deren Vorderfüße länger sind, als die hintern, und deren mit gelben oder blauen Puncten bezeichnete Haut wie ein welkes Blatt aussieht, und die angenehm singt), Schildkröten, Schalthiere ꝛc. Salz im Ueberflusse (aus dem gedachten See), Schwefelkrystalle, warme Quellen u. s. w. Die sämmtlichen Baumwollen- und Zuckerplantagen, für welche der Boden vorzüglich geeignet ist, nehmen 44,000 Acres oder Englische Morgen ein, und die Handelsgegenstände überhaupt setzt man am Werthe zu 12 Mill. Franken an.

An Einwohnern rechnet man 3 — 4000 Weiße, 00 freie Neger und Mulatten, und gegen 27,000 Sclaven. ieſe bauen, wie geſagt, am meiſten Zucker und Baumolle, und brennen vielen Rum. Die Engliſche Sprache ird überall geredet, und nur in vornehmern Häuſern und n Franzoſen hört man Franzöſiſch ſprechen. Die Beſatzung r Inſel iſt immer ziemlich ſtark.

Die Eintheilung geſchieht nach ſechs Kirchſpielen, t. John, St. Mary, Chriſt-Church, St. nne, St. Thomas und Trinity. Die Hauptſtadt Baſſe-Terre (Schwed. Barrſtarre), 1½ Meile n der See, mit dem Fort Londonderry an einem rge. Sie hat zwar keinen Haven, aber eine offene Rhe, eine Apotheke, eine Buchdruckerei, mehrere Werkſtätten, en ſchönen Marktplatz, gerade und breite Straßen, mit den Seiten gepflanzten Bäumen, und treibt einen anlichen Handel. — Sand-Point, unregelmäßig gebut, und durch Brand halb zerſtöhrt. Die Einwohner treiben Handel, beſitzen Zuckerplantagen, und beſchäftigen ſich ch mit andern Gewerben, ſo daß ſie größtentheils reich und lhabend ſind. — Åldrå, eine kleine Stadt auf der idweſtſeite der Inſel, und zwei Meilen von Sand-Point, einem Fluſſe, der von einem Berge herabkommt, daher Bewohner von St. Barthelemy hier oft Waſſer hohlen, nn bei ihnen Dürre einfällt. Der Handel iſt unbedeutend; ch iſt bloß eine Rhede hier, und der Ort überhaupt einem ufe ähnlicher, als einer Stadt. — Die Feſtung Brimnhill unweit Barrſtarre. Man ſiehet auch hin und wieeine Menge ſchöner Landhäuſer mit Gärten, Springbrunn und Alleen.

h. Newis mit Redonda.

Von Barrestarre aus gesehen liegen die Inseln Newis, Redonda und Montserrat der vorigen südlich und scheinen dem Ansehen nach in dieser Entfernung klein und bergig, wie sie es auch wirklich sind. Sie gehören alle drei Großbritannien. Newis, kaum eine Quadratmeile groß, ist eigentlich nur ein hoher, mit Bäumen bewachsener Berg. Sie hat viele Quellen, aber ein heißes, ungesundes Klima, das besonders im October viele Fieber veranlasset; auch sind Orcane eine gewöhnliche Erscheinung. Der Boden ist leicht, sandig und daher gut zu bearbeiten, in den Thälern sehr fruchtbar, und überall erblickt man Pflanzungen von Zucker, Baumwolle und Tabak, den Hauptproducten der Insel. Außer ihnen findet man noch Citronen, Orangen, Limonien, Sellerie, Meerfenchel, Gurken, Melonen, Nasturtium, Pferde, Rindvieh, Maulthiere, Esel, Ziegen, Schweine, langhaarige Schafe, die jährlich zwei Mal lammen, und 3 — 4 Junge zugleich werfen, Affen, Kaninchen, Enten, Gänse, Kalekutische Hühner, Papagaien, Tauben, große Eidechsen, Soldatenschnecken (die keine eigenen Schalen haben, sondern sich in andere leere Gehäuse einquartieren), Scorpionen, Krebse, Krabben, viele Muschelarten, Meertulpen, Korallen, Hundertfüße, Fliegenfänger (ein kleines fliegendes Insect, welches Fliegen, Mücken ꝛc. in den Zimmern fängt), u. s. w. — Der Handel besteht in Zucker, dessen gegen 4000 Ctr. jährlich ausgeführt wird, in Baumwolle und Tabak, Alles zusammen ein Gegenstand von zwei Millionen Franken. Der Einwohner sind gegen 9000, unter denen etwa 1000 Weiße, die übrigen Neger und Mulatten sind, welche die Insel vortreflich angebaut haben. Die einzige Stadt ist Charlestown auf der Südwestseite, ohne Haven, aber mit einer sichern Rheede, wo die Schiffe vor Anker liegen. Sie hat große Waarenlager und ist durch

1 Fort beschützt. Bei heftigen Stürmen sind denn doch ch die Schiffe einiger Gefahr ausgesetzt. — Redonda ein bloßer, aus dem Meere hervorragender und unbewohn- Felsen. —

5. Montserrat.

Eine kleine, aber fruchtbare Englische Insel im Süden r vorigen. Sie hat zwei Quadratmeilen Flächeninhalt, ne eyförmige Gestalt, mehrere Berge und Bäche, und ist ber fruchtbar an Zucker, Baumwolle, Tabak, Indigo und ndern Erzeugnissen, wie auf den benachbarten Inseln, als: Ranschinellbäume, Cedern, Cypressen, Eisenholz, Acomas, Kuskuskraut, Indianische Kresse, Pfeffer u. s. w. Allein n Zucker werden gegen 6000 Ctr. gewonnen, so daß die Aus- hr mit der Baumwolle, Indigo und Tabak an 3 Millionen ranken beträgt. Der Einwohner sind 1500 Weiße, und 0,000 Neger, welche in der Cultur der eben genannten und nderer Producte sehr fleißig sind. Die Insel hat weder nen Haven, noch eine sichere Rhede. Der einzige Ort, er einer Stadt ähnlich ist, heißt Plymouth, dessen Einwoh- er mit den erwähnten Producten Handel treiben.

k. Guadeloupe, auch Gardeloupe.

I.

Name. Lage. Eintheilung. Gränzen. Größe.

Diese Insel erhielt ihren Namen von Columbus, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Spanischen Bergen gleiches Namens an der Gränze von Neu-Castilien und Estremadura, oder, weil er den Mönchen eines eben so genannten Klosters in Spanien versprochen hatte, daß er irgend eine der von ihm zu entdeckenden Inseln nach ihrem Kloster benennen wollte. Nach dem Verluste von St. Domingo ist sie eine der wichtigsten Französischen Inseln, die aber auch am 6. Februar 1810 von den Engländern besetzt ward. *) Sie liegt unter dem 15. Gr. 50 Min. bis 16. Gr. 40 M. n. B., und dem 61 — 62. Gr. w. L. von London, zwischen Antigua und Dominique, hält 40 Quadratmeilen Flächenraum und besteht eigentlich aus zwei besondern Inseln, die durch einen schmalen, etwa 50 Klaftern tiefen Meeresarm von Nordwest nach Südost hin von einander getrennt werden. Der Canal heißt der Salzfluß. Die eine nordöstlich liegende Insel heißt Grande-Terre, 7 Meilen lang, 3 Meilen breit, und hat eine Richtung von Nordwest nach Südost; die andere Basse-Terre, 7½ Meilen lang, und fast 4 Meilen breit, ist das eigentliche Guadeloupe. Desirade im Osten, Maria galante im Südosten und die Gruppe Les Saints im Süden, hängen von Guadeloupe ab, und machen mit einen Theil ihres Departements aus. Wir werden sie hernach beschreiben.

*) Den neuesten Nachrichten zufolge sind Martinique und Guadeloupe an Frankreich zurück gegeben worden.

2.

Klima und Naturbeschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer.

Die Luft auf diesen Inseln ist im Allgemeinen dieselbe, wie auf den übrigen Karaiben. Auf Grande-Terre herrscht jedoch ein etwas unangenehmeres und ungesunderes Klima, als auf Basse-Terre, wo die Luft reiner und heiterer, auch die Fruchtbarkeit merklich größer ist. Beide Theile haben hohe, steinige Berge, unter denen sich besonders der Schwefelberg, ein Vulkan auf Basse-Terre, aus dessen Oeffnung beständig, ein dicker schwarzer, mit Funken vermischter Schwefeldampf emporsteigt, und der Teufelsberg auszeichnet. In ihrer Umgegend findet man mancherley vulkanische Producte, Bimsstein, Schwefelkies u. a. m. Auf ihren Gipfeln schmoren nur weniges Moos und einige Farrnkräuter, aber am Fuße derselben sind die schönsten Waldungen und mehrere Teiche, deren Wasser sehr heiß ist. Sonst wechselt der Boden auf Basse-Terre sehr angenehm mit Hügeln, Wäldern, Hecken, Wiesen und Gärten ab, und ist im Ganzen fruchtbar. Auf Grande-Terre hingegen ist das Erdreich an mehreren Stellen morastig und wenig tragbar. Die Küsten und Vorgebirge bestehen aus versteinerten Madreporen von der Härte der Feuersteine: man entdeckt in denselben versteinerte Pflanzen, Holz vom Palmbaume, Ammonshörner u. s. w. Die kleine Insel Cochon besteht ganz aus versteinerten Madreporen und Trümmern von Muschelschaalen. Quellen und Bäche sind auf Basse-Terre eben so häufig, als sie auf Grande-Terre selten sind. Auf jener Insel ist auch ein prächtiger Wasserfall, der sich von einem hohen Felsen herabstürzt und dessen Geräusch man auf 3 Meilen weit hören kann. Schiffbare Flüsse hat weder die eine, noch die andere.

3.

Producte. Handel. Gewerbsfleiß.

Sehr vielfach und überaus einträglich sind die Naturgeschenke dieser Insel. Man findet gediegenen Schwefel in doppelten, vierseitigen Pyramiden, Korallen, versteinertes Holz, Madreporen; Citronen-, Galban- (Mutterharz-Calophyllum Calaba Linn.), Kampeschen-, Copaiva-, Korallen-, stacheliche Volcameriabäume, die bekannten Westindischen Producte, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indig, Reiß, Tabak, Mais, die Milchstaude (aus deren Fasern ein milchartiges Wasser gepreßt wird), den Korbarybaum (der ein vortreffliches Gummi giebt), Cacao, Färbeholz, Cassia, Kartoffeln, Roucou oder Orleans, Bananes, Pataten, Pfeffer, Ingwer und andere Gewürze. Unter den vielerlei Vögeln zeichnet sich besonders der Teufelsvogel aus, ein ganz schwarzer Zugvogel von der Größe eines jungen Huhnes, der sich von Fischen nährt, und nur des Nachts auf ihren Fang ausfliegt; Schildkröten und Fische in Menge, Seehunde, kleine schwarze Bienen ohne Stachel, die in hohle Bäume, aber ohne Zellen bauen, und einen sehr süssigen, purpurfarbenen Honig in wächsernen Blasen, von der Größe eines Taubeneies, sammeln; Ravet, eine Art Wanze, die Alles zernagt, und mit ihrem Unrath befleckt, und andere schädliche Insecten, Scorpionen, Meerkrebse, Krabben u. s. f. —

Der Handel ist bedeutend. Ludwig XVI. eröffnete auf Domingo, Martinique, Guadeloupe, St. Lucie und Tabago in Jahre 1784 mehrere Freihäven, in welche jedes fremde Schiff alle Arten von Geräthschaften, Steinkohlen, Zug- und anderes Vieh, gesalzenes Rindfleisch und Fische, Reiß, Mais und anderes trockenes Gemüse, Pelzwerk,

Leder, Harz und Theer, Französischen Fabrikwaaren in Tüchern, Zeuchen und Metallen u. s. w. einführen, dagegen Taffia oder Zuckerbranntwein, Rum, Syrup, Kaffee, Zucker, alle Arten Französischer dahin gebrachter Waaren, Baumwolle, Indigo, Cacao ꝛc. ausführen durfte. Im Jahre 1788 betrug die Ausfuhr:

	Centner.		Werth.	
Rohzucker	11,194	für	430,000	Franken.
Raffinirter Zucker	64,336	"	3,715,000	"
Zucker in Hüten	76,511	"	3,154,000	"
Kaffee	37,300	"	4,103,000	"
Cacao	559	"	30 000	"
Baumwolle	7,841	"	1,482,000	"
Indigo	7	"	6 000	"
Verschiedene Waaren		"	133,000	"
Zusammen ein Gegenstand von			13 Mill. 53.000	Franken.

Dagegen betrug der Werth der Einfuhr aus Frankreich . . . . . 5 Mill. 362,000 Franken.

Der Gewerbfleiß auf dieser Insel ist erst im Werden begriffen. Die unentbehrlichsten Handwerke, als Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Schneider, Schmiede, Schlösser, Tischler ꝛc. sind da. Die meisten andern Bedürfnisse zur Kleidung, Lebensunterhalt und Zierde werden aus Frankreich, oder gegenwärtig aus England, eingeführt, und zwar so reichlich, daß von hier aus wieder eine Menge Manufacturwaaren auf die benachbarten Inseln geschickt werden.

4.
Bevölkerung. Ortschaften.

Einwohner rechnet man, 155,000 Weiße und Farbige und 98,000 Neger, zusammen 253,000 Köpfe, oder nach andern frühern Angaben, 12,700 Weiße, 1350 Mulatten, Mestizen ꝛc., und 10,000 Schwarze, zusammen 24050 Individuen; doch scheint jene erstere Zahl die richtigere, da durch die Auswanderungen von St. Domingo die Bevölkerung auf Guadeloupe beträchtlich zugenommen hat.

Die Insel macht ein eigenes Departement aus, das aus 29 Cantons besteht, und enthält folgende Orte:

1) Auf Basse-Terre. a) Die Hauptstadt gleiches Namens, an der Südwestspitze, am gleichbenannten Flusse, nicht weit vom Meere, mit geraden Straßen und hübschen Häusern. Sie ist zwar ohne Mauern, aber gut gebaut, hat ein Fort, St. Charles, mehrere Springbrunnen, Gärten und Spaziergänge, selbst ein Theater, und ist der Sitz des Gouvernements. Das Fort schützt die offene Rheede, denn einen Haven hat die Stadt nicht. b) Le Petit Cul de Sac, im Osten, unweit der großen Rhede gleiches Namens, wo die Schiffe sicher vor Anker liegen.

2) Auf Grande-Terre. a) Point a Pitre, eine regelmäßig und gut gebaute Stadt, am südlichen Eingange des Salzflusses, mit mehreren schönen Gebäuden und einer Citadelle, deren Batterien den sehr geräumigen Haven vertheidigen. Ein nahe Morast macht ihre Lage etwas ungesund. b) Die Bai St. Maria in Osten, ein guter Ankerplatz

Von Guadeloupe hängen noch mit ab

1. Desirade.

Sie heißt auch Desiderade oder Deseade, d. i. ie Erwünschte, unter dem 16. Gr. 20 Min. der n. Br., it $4\frac{1}{2}$ Meilen im Umfange, und 1 Quadratmeile Flächen-aum, dürren, aber gleichwohl fruchtbaren Boden, mehrere queme Haven, und die beste Baumwolle in Westindien. hre übrigen Producte sind Zucker, etwas Kaffee, Mais, ananas und mehrere Westindische Holzarten und Pflanzen. m 30. März 1808 wurde sie von den Engländern besetzt. ie hat viele Berge, aber wenig Wasser. Im Jahre 1788 den hier 213 Weiße, 33 Mulatten und 629 schwarze klaven, welche sich mit der Production der oben genannten laturerzeugnisse abgaben.

m. Maria galante.

Unter dem 15. Gr. 45 Min. n. Br., hat $7\frac{1}{2}$ Meilen im mfange, und 4 Quadratmeilen Flächeninhalt, ist sehr berg, doch aber von vorzüglich fruchtbaren und ergiebigen rdreiche. Der Ostküste entlang laufen viele hohe senkrechte elsen hin, in deren Klüften sich eine Menge tropischer Vögel ufhält. Die vielen Hügel und Felsen geben mehreren klei-n Flüssen und Teichen den Ursprung. Es gedeihen hier rnämlich Baumwolle, Kaffee, Zucker, Cacao, etwas abak, Indigo, wilde Zimmet- und andere Bäume. Auch wurde 1808 am 9. März von Britischen Schiffen einge-ommen. Der Handel ist nicht unbedeutend, denn 1788

wurden 47,840 Ct. Zucker, 6360 Ct. Kaffee, 2300 Ct. Baumwolle, 550 Ct. Cacao und 300 Ct. Indigo ausgeführt. Die Zahl der Einwohner beträgt 20000 Weiße, meistens Franzosen, 230 Mulatten und 10,000 Neger.

---

n. Les Saintes oder die Heiligen-Inseln.

Auf manchen Charten auch Petit-Terre, eine Gruppe von drei kleinen Inseln zwischen Desirade und Marigalante, die zusammen 6 Quadratmeilen groß sind, und besonders Kaffee und Baumwolle hervorbringen. Im Jahre 1788 bestand die Menschenzahl auf denselben in 419 Weißen, 20 Mulatten und 865 Sclaven. — Alle diese zu Guadeloupe gehörigen Inseln sind aber nicht bloß als militärische Posten wichtig, sondern sie begünstigen auch das Spiel der Corsaren und Schleichhändler.

---

o. Antigua oder Antigoa.

I.

Name. Lage. Eintheilung. Gränzen. Größe. Kurze Geschichte.

Diese Großbritannien gehörige Insel führt sonst auch wohl den Namen Antego (bei den Karaiben Yamaka) vom Columbus auf seiner zweiten Reise Santa Maria de la Antigua genannt, und liegt unter dem 17. Gr. 40 Min. der n. Br. und dem 62. Gr. 3 Min. westl. Länge

(von London), über Guadeloupe, Dominique und Grenada in einer geraden Linie. Ihre Gestalt ist beinahe zirkelrund, obgleich mit vielen Ausschnitten und vorspringenden Spitzen, Einwieken und irregulären Küsten, welche besonders nordöstlich gebildet werden. Nordwärts über ihr liegt Barbuda und westwärts St. Christoph. Sie ist beinahe 5 Quadratmeilen groß und eine der nützlichsten und wichtigsten Inseln für Großbritannien, obgleich man sie Anfangs wenig achtete. Ihre frühere Geschichte enthält wenig Interessantes. Die Engländer ließen sich zuerst auf derselben nieder, nachdem der Admiral Warner im Anfange des 17ten Jahrhunderts von St. Christoph Besitz genommen hatte. Während des Kriegs, der 1660 — 1670 in Europa wüthete, wurde die Colonie von den Franzosen überfallen und verwüstet. Etwa 8 Jahre verstrichen nach dieser Periode, ehe der Oberste Codrington mit mehreren Pflanzern von Barbados auswanderte und 1674 den Grund zur gegenwärtigen Colonie legte.

Dieser kleine Staat hat von jeher Beweise eines freien und muthigen Charakters gegeben. Bei Gelegenheit eines despotischen Statthalters, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts sich den königl. Befehlen widersetzte, ergriffen 500 Einwohner die Waffen, und würden den Tyrannen, trotz des Widerstandes seiner Leibwache, der Strenge der Gesetze überliefert haben, wenn er nicht in einem Gefechte gefallen wäre. Antigua war auch die erste Antillische Insel, welche die Gesetze zu Gunsten der Sclaven milderte, und ihnen in Criminalfällen die Jury (das Gericht der Geschwornen) zugestand. *)

*) Mac Kinnens Reise nach dem Britischen Westindien, aus dem Englischen von Ehrmann, Weimar, 1804. Cap. 3. — Luffmann's kurze Beschreibung der Insel Antigua. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von Wiedmann. Leipzig, 1790.

Ihre Eintheilung geschieht nach Kirchspielen, deren sechs sind: St. John, St. Paul, St. Peter, St. Philipp, St. Maria und St. George.

2.

Luft und natürliche Beschaffenheit. Baden. Berge. Gewäßr.

Die Luft ist brennend heiß und wird nur durch die Ostwinde gemildert; daher sind die Morgenstunden und Abende besonders reizend. Am stärksten ist die Hitze früh zwischen 8 — 12 Uhr. Aber gerade um diese Zeit erhebt sich der Wind und wehet bis Sonnenuntergang ziemlich stark. So einladend indessen die Morgen und Abende sind, so gefährlich sind sie auch wegen des stark fallenden Thaues, der Vielen eine tödtliche Erkältung zuzieht. Durch die brennenden Strahlen der Sonne trocknen die Schindeln, womit hier alle Häuser gedeckt sind, dergestalt aus, daß ein Funken sie in helle Flammen setzt, daher hier öftere und weit sich verbreitende Feuersbrünste entstehen. Von der großen Hitze rührt auch wahrscheinlich der Hautausschlag, den man hier die stechende Hitze nennt, und welcher beinahe den ganzen Leib bedeckt, und ein unerträgliches Jucken verursacht, aber den Körper von schädlichen Säften reiniget. Erdbeben und Orcane sind nichts Seltenes, und richten oft große Verheerungen an; daher die hiesigen Häuser und Hütten, wie auf Manilla, meistens von Holz und sehr niedrig gebaut sind, um der Gefahr desto eher zu widerstehen.

In Absicht ihres Bodens und Productenreichthums gehört Antigua unter die gesegnetsten und fruchtbarsten Länder. Zwar ist sie größtentheils von Bergen und Hügeln umringt, die sich auf der Süd- und Südwestseite

zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Die Küsten bestehen mehrentheils aus Felsen, und vor der Insel liegen viele Sandbänke, von welchen besonders eine den schönen Haven zu versanden droht, so wie sie selbst viele Buchten, Häven und Biegungen hat. Die Shekerleysberge auf der Südseite sind bis zu ihrem Scheitel bewachsen, und der Monkshill ist so hoch, daß man von seinem Gipfel beinahe die ganze Insel übersehen kann. Aber ungeachtet dieser Bergreihen und mit unter mehrerer Sandebenen, bietet das Innere dennoch eine wohlangebaute Oberfläche, voll der reichsten Zuckerrohrfelder dar. Die niedrigen und ebenen Gegenden bestehen meistens aus schwarzem Erdreiche: auf den Anhöhen ist der Boden oft mit thon- oder kalkartigem Mergel vermischt, an den fettesten und fruchtbarsten Stellen aber hat er öfters eine schöne braune Chocolatenfarbe. Auf dem genannten Monkshill weidet sich das Auge nach Osten zu, und von da nördlich gegen die Stadt St. John, an einer der schönsten und angebautesten Gegenden der Inseln über dem Winde. Wer aber von den Wäldern und Gebirgen der mehr südlichen Colonien kommt, wird mit Vergnügen eine so weite Strecke offenen und urbar gemachten Waldlandes erblicken. Indessen ist doch das Innere des Landes, obgleich von seinem ursprünglichen Holze gereiniget, noch nicht ganz angebaut. Ein großer Theil der Insel, wo der Boden für den Bau des Zuckerrohrs, die Hauptsorge des hiesigen Pflanzers, nicht taugt, wird als Weideplätze benutzt. Den ganzen Umfang der Insel hat man zu 70.000 Engl. Morgen (Acres) berechnet; 40,000 davon sind behaut, das übrige wird zu Huthweiden angewendet.

An Quellwasser ist großer Mangel und nicht ein einziger Fluß, oder auch nur Bach anzutreffen. Doch ersetzen häufige Regen diesen Abgang des guten Wassers, und der starke Thau, der aber, wie gesagt, leicht gefährliche Erkältungen verursachet. Die Einwohner sammeln das

Ihre [illegible] Cisternen und filtriren es durch sechs sind [illegible] von aller Unreinigkeit, von Insec- Philip [illegible] befreiet wird. In trocknen Jahren ist [illegible] ner, daß man zuweilen Rum und Wein [illegible], und es von benachbarten Inseln zum [illegible] hat. Der Mangel an Bäumen macht zu [illegible] diese Trockenheit und Dürre noch drückender. [illegible] Theil, der noch am meisten vom Regen bewäs- [illegible] ist die Gebirgsgegend in Südwesten, wo auch [illegible] meisten Bäume angetroffen werden. Seit einigen [illegible] ist jedoch Antigua von einer zu großen Dürre befreiet [illegible].

3.

Anbau. Naturgaben. Handel. Industrie.

Nichts gewährt einen schönern Anblick und sieht einem Garten ähnlicher, als eine gut bestellte Zuckerpflanzung, und mit diesem edeln Gewächs ist durchgehends der ganze bearbeitete Theil der Insel bebaut. Diese grünen Felder von Zuckerrohr sind mit Gemüseländern von Yams, Mais, Arum, den herrlichsten Ananassen (denen hier das trockene Wetter vorzüglich günstig ist), oder auch mit regelmäßigen Beeten oder Gruben untermischt, in welche die jungen Pflanzen das künftige Jahr versetzt werden. Diese üppigen Fluren, diese reizenden Gefilde, die hier und da liegenden Wohnungen der Pflanzer, die großen Windmühlen, die Zuckerwerke, die vielen zerstreuten Hütten der Neger zwischen kleinen Hainen von Orangen-, Pisang- und Cocosbäumen, bilden eine Landschaft, die man mit kleinen Abänderungen auf dieser Insel immer vor Augen hat, und immer wieder gerne siehet,

aß Antigua unstreitig eine der cultivirtesten und blühend-
n Lewardsinseln ist.

Und wie mannichfaltig ist nicht ihr Reichthum an den edelsten Gaben der schaffenden Natur? Auf den Weidenplätzen wächst der Cujavabaum in Ueberflusse, von dessen Frucht die berühmte Cujava-Marmelade und Gelée zubereitet werden; hier findet man die beste Art von der Sapote (Achras Sapota), die schönsten Ananasse, sehr guten Zucker (dessen allein über 280,000 Ctr. jährlich ausgeführet wird), Wunder-, Kohl-, Tamarinden-, Kalebassen- und Manschinellbäumen, Indigo, Ingwer, Tabak, die vortreflichsten Südfrüchte, Pomeranzen, Apfelsinen, Cassave, Avocadobirnen, Kaschunüsse u. dergl. Aepfel, Arumwurzeln oder Eddoe (ein vortreffliches feifenartiges Gewächs in der Größe eines kleinen Apfels, das als Mehl zum Verdicken der Suppen gebraucht wird), Europäische Küchengewächse, die Palme Christi, oder der Castorbusch (woraus ein vortreffliches Oehl gepreßt wird), Plantanen, Bananas, süße Patatten, prächtige Passionsblumen, Anis u. a. m. Am Thieren: Europäische Hausthiere, als Ziegen, Schweine (deren Fleisch hier ganz vorzüglich gut ist), Ochsen, Kühe, Hunde, Ratzen, vieles Wildpret und Geflügel, als Enten, Schnepfen, Perlhühner, Truthühner, Regenpfeifer, eine Sperlingsart, Goldfinken, Colibris, aber gar keine Singvögel; Fische in Menge, und daher sehr wohlfeil, Schildkröten (auch die grüne oder Riesenschildkröte, die größte unter allen, auf deren Rücken 6 — 7 Personen stehen können, mit denen sie fortzulaufen im Stande ist, und der Hadichtsschnabel, der eine schöne Schaale hat, da die von der grünen nicht benutzt werden kann), Schlangen, Eidechsen, viele schädliche Insecten, als Muskiten, Scorpionen, Tausendfüße, Heuschrecken, deren Zischen, Pipen und Zirpen man überall, und von früh bis in die Nacht hört, schwarze Käfer (die häufig in die Häuser kommen), Kartoffelläuse

Regenwasser in steinernen Cisternen und filtriren es durch Sandsteine, wodurch es von aller Unreinigkeit, von Insecten und üblem Geruch befreiet wird. In trocknen Jahren ist es so selten und theuer, daß man zuweilen Rum und Wein dagegen vertauscht, und es von benachbarten Inseln zum Verkauf gebracht hat. Der Mangel an Bäumen macht zu manchen Zeiten diese Trockenheit und Dürre noch drückender. Der einzige Theil, der noch am meisten vom Regen bewässert wird, ist die Gebirgsgegend in Südwesten, wo auch noch die meisten Bäume angetroffen werden. Seit einigen Jahren ist jedoch Antigua von einer zu großen Dürre befreiet geblieben.

3.

Anbau. Naturgaben. Handel. Industrie.

Nichts gewährt einen schönern Anblick und sieht einem Garten ähnlicher, als eine gut bestellte Zuckerpflanzung, und mit diesem edeln Gewächs ist durchgehends der ganze bebaubte Theil der Insel bebaut. Diese grünen Felder von Zuckerrohr sind mit Gemüseländern von Yams, Mais, Arum, den herrlichsten Ananassen (denen hier das trockene Wetter vorzüglich günstig ist), oder auch mit regelmäßigen Beeten oder Gruben untermischt, in welche die jungen Pflanzen das künftige Jahr versetzt werden. Diese üppigen Fluren, diese reizenden Gefilde, die hier und da liegenden Wohnungen der Pflanzer, die großen Windmühlen, die Zuckerwerke, die vielen zerstreuten Hütten der Neger zwischen kleinen Hainen von Orangen-, Pisang- und Cocosbäumen, bilden eine Landschaft, die man mit kleinen Abänderungen auf dieser Insel immer vor Augen hat, und immer wieder gerne sieht.

so daß Antigua unstreitig eine der cultivirtesten und blühendsten Lewardsinseln ist.

Und wie mannichfaltig ist nicht ihr Reichthum an den edelsten Gaben der schaffenden Natur? Auf den Weideplätzen wächst der Cujavabaum in Ueberflusse, von dessen Frucht die berühmte Cujava-Marmelade und Gelée zubereitet werden; hier findet man die beste Art von der Sapote (Achras Sapota), die schönsten Ananasse, sehr guten Zucker (dessen allein über 280,000 Ctr. jährlich ausgeführt wird), Wunder-, Kohl-, Tamarinden-, Kalebassen- und Manschinellbäumen, Indigo, Ingwer, Tabak, die vortreflichsten Südfrüchte, Pomeranzen, Apfelsinen, Cassave, Avocadobirnen, Kaschunüsse u. dergl. Aepfel, Arumwurzeln oder Eddoe (ein vortreffliches seifenartiges Gewächs in der Größe eines kleinen Apfels, das als Mehl zum Verdicken der Suppen gebraucht wird), Europäische Küchengewächse, die Palme Christi, oder der Castorbusch (woraus ein vortreffliches Oehl gepreßt wird), Plantanen, Bananas, süße Patatten, prächtige Passionsblumen, Anis u. a. m. An Thieren: Europäische Hausthiere, als Ziegen, Schweine (deren Fleisch hier ganz vorzüglich gut ist), Ochsen, Kühe, Hunde; Ratzen, vieles Wildpret und Geflügel, als Enten, Schnepfen, Perlhühner, Truthühner, Regenpfeifer, eine Sperlingsart, Goldfinken, Colibris, aber gar keine Singevögel; Fische in Menge, und daher sehr wohlfeil, Schildkröten (auch die grüne oder Riesenschildkröte, die größte unter allen, auf deren Rücken 6 — 7 Personen stehen können, mit denen sie fortzulaufen im Stande ist, und der Habichtsschnabel, der eine schöne Schaale hat, da die von der grünen nicht benutzt werden kann), Schlangen, Eidechsen, viele schädliche Insecten, als Muskiten, Scorpionen, Tausendfüße, Heuschrecken, deren Zischen, Pipen und Zirpen man überall, und von früh bis in die Nacht hört, schwarze Käfer (die häufig in die Häuser kommen), Kartoffellänse

(die sich in die Schweißlöcher nisten und ein unerträgliches Jucken verursachen, so daß, wenn man kratzt, oft der leidende Theil ganz entzündet wird), Chiggers (die in die Haut dringen und ihre Eier hineinlegen), der Bohrer (welcher dem Zuckerrohre großen Schaden thut), der Holzsclave (eine Salamanderart, 4 Zoll lang und 2 breit, hat einige Aehnlichkeit mit der Kröte, hält sich bei altem Holze und hölzernen Gebäuden auf und packt mit seinen Freßzangen so fest an, daß man seiner nicht anders loswerden kann, als wenn man sie abschneidet, und bleibt dann nur das geringste davon im Fleische zurück, so sind die Folgen davon tödtlich), Schaben oder Kakerlaken, u. a. m.

Der Handel dieser Insel ist bedeutend und einträglich. Im Jahre 1788 (neuere Angaben fehlen) betrug der Werth der Ausfuhr:

An Zucker	284,526 Centner
" Rum	716,546 Gallonen
" Baumwolle	160,510 Pfund.

bloß in diesen 3 Artikeln mehr als 14 Millionen Franken.

Da die meisten Gegenstände der Einfuhre in Luxussachen und Stoffen zur Kleidung, in Lebensbedürfnissen, Geräthschaften in Holz und Metall u. s. w. bestehen, welche alle aus England oder Nordamerica hieher geliefert werden, so gehet daraus hervor, daß Handwerke und Kunstfleiß auf Antigua vergeblich gesucht werden, und wirklich findet man auch nur die allernothwendigsten Künstler und Handwerker, als Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Tischler, Schneider, Schuhmacher u. dergl.

4.

Ethnographie. Topographie.

Im Jahre 1774 belief sich die Volksmenge auf 9590 Weiße und 37,809 Negersclaven. 1787 wurde von einem Schriftsteller, der auf der Insel lebte, die Anzahl der Weißen auf 5000, die der Schwarzen und anderer farbigen Leute auf 45,000 angegeben, worunter über 5000 von den Mährischen Brüdern Bekehrte waren. Eine spätere Angabe setzt die Zahl der Weißen auf 2600, und die der Neger auf 37,000. Der allgemeine Charakter dieser Insulaner hat viel Einnehmendes. Sie sind unbefangen, lebhaft, offen und freigebig, und die Fremden werden mit vieler Gastfreundschaft empfangen, so daß die Meisten, welche hierher kommen, sich nur ungern von ihren Bekannten trennen. Die hiesigen Frauen und Mädchen gehen, oder fahren selten aus, ohne Masken oder Schleier vor dem Gesichte zu haben, um nicht von der schrecklichen Hitze braun zu werden. Das gewöhnliche Getränk der Männer ist Punsch oder Branntwein, mit Wasser vermischt. Es giebt auf der Insel sehr reiche Pflanzer: kein Europäer aber wird schneller reich, als die hiesigen Mäkler und Höker, welche die Neger ermuntern, die Pflanzungen ihrer Herren zu bestehlen, und ihnen die gestohlnen Producte um ein Spottgeld zu verkaufen. Eben diese Leute erpressen auch von jedem, der Geld bei ihnen wechselt, 5 — 10 Procent, wenn man nicht für die Hälfte des Geldes Waaren von ihnen nimmt. Aber auch die Verwalter der Plantagen haben es sehr gut. Sie ziehen auf den Gütern ihrer abwesenden Herren für sich allerlei Mast- und Federvieh (das auf den Märkten sehr theuer bezahlt wird), und füttern es mit dem Getreide, welches auf den Aeckern des Guts gebauet wird. Sie bauen auch auf eben diesen Feldern allerlei einheimische und fremde Früchte und Gemüsearten, die sie theuer verkaufen. Es giebt welche unter

ihnen, die täglich 10 — 12 Neger mit solchen Arbeiten, zum offenbaren Nachtheile ihrer Herren, beschäftigen, von welchem der Gewinn bloß für sie ist, und wodurch mancher in kurzer Zeit ein reicher Capitalist geworden ist.

Bei den Tafeln der Wohlhabenden sieht man eine Menge Negerdiener. Es ist aber nichts Seltenes, sie halb nackend um sich her zu erblicken, und die wenigen Kleider, welche sie anhaben, sind oft ganz zerrissen. Selbst in den besten Häusern, wo sie noch Hemde, Jacken und Hosen anhaben, tragen sie doch nie Strümpfe und selten Schuhe. Eben diese Menschen werden gewöhnlich zum Waarentransport gebraucht, und man findet auf den Landstraßen überall welche, die schwere Lasten schleppen. Uebrigens läßt sich kaum ein lebhafteres, zugleich aber auch auffallenderes Schauspiel denken, als die Sclaven am Sonntage, der sowohl ihr Markt- als Freudentag ist. An solchen Tagen scheint das ganze Negervolk in Bewegung zu seyn; sie sind auch dann gemeiniglich besser und reinlicher als sonst gekleidet. Hin- und wieder findet man auch wirklich wohlhabende Neger, denen nichts fehlt als die Freiheit, um es eben so gut zu haben, als ein reicher Bauer in Europa. Die Gesetze schützen sie auch in dem Besitze und Genusse ihres Eigenthums, wenn nicht geizige und harte Herren dieselben zu umgehen und demnach zu vereiteln wissen. Auch hier ist ihnen ein Stück Feld zum Bebauen für ihre Bedürfnisse zugemessen; außerdem erhält Jeder noch wöchentlich 3 — 5 Maaß Bohnen, Reiß oder Mais, und 3 — 4 Häringe, oder 2 Pfund Rind- oder Schweinefleisch. Manche bekommen auch Kassave, Yams, Arumwurzeln, Pataten, Pisang und Bananen; Hausneger erhalten Kostgeld, gewöhnlich 10 — 12 Groschen.

Wird ein Neger oder farbiger Mensch arbeitslos ergriffen, so führt man ihn in Verhaft und läßt seinen Namen

öffentlich, als den eines Flüchtlings, und von seinem Herrn Entlaufenen, durch den Herold ausrufen. Meldet sich nach 2 — 3 maliger Wiederhohlung kein Eigenthümer, so wird der Verhaftete nach Verlauf einiger Zeit, öffentlich verkauft. Auf diese Art wird bisweilen ein freier Mensch, bloß der verschiedenen Farbe wegen, zur Sclaverei verdammt, weil er in einem Lande, wo man sich gewöhnlich nur der Sclaven bedient, keine Arbeit finden konnte.

Die Lieblingsinstrumente der Neger sind der Banior, eine Art von Zither, deren Bauch aus der einen Hälfte einer großen Kalebasse besteht, an die sie einen hölzernen Hals befestigen, und sie mit einigen Darm- oder Drahtsaiten beziehen*), und der Tumbach, welcher unsern Tambus einen ähnlich, und mit Stückchen Metall, oder kleinen Muscheln behängt ist, welche beim Schütteln ein starkes Geklapper verursachen. Nach diesen Instrumenten tanzen oft 100 und mehr Neger, wobei sie die drollichtesten Stellungen und die lächerlichsten Grimassen machen. Ihr gewöhnlicher Tanztag ist der Sonntag Nachmittag, wenn der große Markt vorbei ist. Ueberhaupt ist der Sonntag ihr Handelstag, ihr Ruhetag, ihr Feiertag, kurz ihr einziger Tag, den sie fest nennen können, wo sie fühlen, daß sie Menschen sind, und an dem sie sich eine Freude machen dürfen.

Bei einem Sterbefalle wird Jedermann zum Leichenbegängniß eingeladen. Für die Gäste ist dann im Sterbehause ein Schenktisch reichlich mit Getränken und Backwerk besetzt. Die Neger erscheinen in weißen Jacken und Beinkleidern, mit einem schwarzen Bande um den Arm, die Negerinnen mit eben solchen Röcken, Leibchen und weißen Tüchern um den Kopf. Oft sind der Gäste 50, 100 und

*) Dieses Instrument ist eine eigene Erfindung der Neger, welche sie aus Afrika mit nach Westindien herüber bringen.

mehrere. Man verzehrt Speise und Trank, indessen in Nebenzimmer 3 — 4 Negerinnen und Mulattinnen den Sarg des Verstorbenen umringen, und unter verstellten Grimassen laut weinen und klagen. Jetzt geht der Zug fort: die Träger, Freunde und Verwandte des Verstorbenen sind mit langen Schärpen von Leinwand umgürtet, und mit Hutschleiern von Battist behängt; einige gehen Paar und Paar, andere fahren in Chaisen, viele haben die Trauerkleider blos geborgt. Die Todtenbahre gleicht einem Londoner Fuhrkarren.

Die Strafen der Verbrecher unter den unglücklichen Negern sind auch hier quaalvoll und Schauder erregend. Da dieß Gemälde schon mehrmals da gewesen und für gefühlvolle Leser zu Herz erschütternd ist, so ziehen wir lieber den Vorhang darüber. Die Mulatten, Mestizen, Quarterons u. a. m. werden zwar besser behandelt, aber es wird ihnen doch auch mit vieler Verachtung begegnet, und im Allgemeinen schätzt man sie noch weniger als die Neger, weil man sie nicht so zum unabläßigen Arbeiten zwingen kann. Man braucht sie daher meistens beim Handel oder als Hausdienstboten, und die vom weiblichen Geschlechte sind gewöhnlich feile Dirnen, woraus hier nicht viel gemacht wird, so nachtheilig dieß auch der Moralität, dem Ehestande hinderlich und der Zunahme der Bevölkerung schädlich ist. —

Von den Städten, Häven, Forts und Niederlassungen in den sechs Kirchspielen und eilf Districten der Insel, bemerken wir folgende:

1) St. John, die Hauptstadt, an der nordwestlichen Küste, eine der schönsten Städte in Westindien, $\frac{3}{4}$ Englische Meilen lang und $\frac{1}{2}$ breit, mit mehr denn 1800 Häusern, einem sichern und bequemen Haven, 2 Forts,

ausgebreitetem Handel, und der gewöhnliche Sitz des Britischen Statthalters über die Leewardsinseln. Die Herrenhuter und Methodisten haben hier Gemeinden. Zwei Feuersbrünste haben vor mehreren Jahren einen großen Theil der Stadt in Asche gelegt. Mitten in den breiten Straßen wachsen hin und wieder Gesträuche und Birnbäume. Da sie auf einem Abhange liegt, so reinigen die Regengüsse im Herbste, wenn sie auch öfters die Straßen, die nur einzeln gepflastert sind, zum Fahren ganz untauglich machen, die Stadt vom Schlamme und andern Unreinigkeiten, wozu auch wohl in andern Jahreszeiten die Neger gezwungen werden. In der Mitte der Stadt steht ein schönes steinernes Gebäude, in welchem die öffentlichen Geschäfte von den Gerichtshöfen und der gesetzgebenden Versammlung verhandelt werden. Die Anhöhen auf der Nordseite der Stadt gewähren eine schöne Aussicht über die Stadt nicht nur, sondern auch über den Haven, das Fort und die gegenüber liegenden Berge, die mit Wald bedeckt sind; auch zwei kleinere Inseln fallen reizend ins Auge. In einiger Entfernung erblickt man die Insel Montserrat, und die kegelförmigen Berge von Nevis und St. Christoph über die spiegelnde Oberfläche des Meeres emporragen.

2) Englisch Harbour (Englischer Haven), der beste Haven auf Antigua, mit Docken, Werften und Magazinen zum Kalfatern und Ausbessern der königl. Escadre versehen. Es ist auch hier ein Zeughaus, und den Haven vertheidigen mehrere Batterien und Festungswerke. Ueberall mit hohen Bergen umgeben, ist er gegen die heftigsten Stürme gesichert.

3) Parham, ebenfalls ein hübscher, obschon nicht großer Haven, denn er besteht bloß aus einigen Magazinen,

einem Zollhause und einer Kirche. Er liegt an der östlichen Küste, in der Nähe eines Morastes und dicht an einer Bai, die der Anhäufung des Sandes unterliegt (wie alle Baien an den Inseln über dem Winde), und ihrer Untiefen wegen zum Landen oft unbequem ist.

4) Fallmouth, an der Südseite der Insel, ebenfalls von einer Reihe hoher Berge umgeben, und an einer seichten Bai gelegen. Es wird von Englisch Harbour nur durch eine schmale Landzunge getrennt. Hinter Fallmouth, im Osten der südwestlichen Bergkette liegt

5) das Fort George, auf der Anhöhe Monkshill (Mönchshügel), welches oft als ein Zufluchtsort ist benutzt worden.

6) Gracehill, eine Niederlassung der Mährischen Brüder, welche von hier aus ihr Tauf- und Bekehrungsgeschäfte betreiben.

Anmerkung. Die Regierung ist in den Händen des Gouverneurs, dem ein Rath von zwölf Mitgliedern, und eine Versammlung von 25 Personen als Repräsentanten, beigefügt ist. Er hat (s. oben) seinen Sitz in St. John, und auf den andern zu seinem Gouvernement gehörigen Inseln, St. Christoph, Nevis, Anguilla, Barbuda und Montserrat, sind Vice-Statthalter angestellt, die von ihm ihre Bestättigung erhalten. Das ganze Gouvernement heißt „Government of the Leeward Charaiben-Islands" Statthalterschaft der Karaibischen Inseln über dem Winde.

p. Dominica oder Dominique. *)

1.

Name. Lage. Gränzen. Größe. Eintheilung.

Weil Columbus diese ebenfalls jetzt Britische Insel an einem Sonntage entdeckte, der bekanntlich im Lateinischen dies dominica heißt, so gab er ihr den Namen Dominica. Bei den Franzosen heißt sie Dominique, auch wohl Dominique aux Caribes. Sie liegt zwischen Guadeloupe und Martinique, unter dem 15. Gr. 20 M. bis 50 M. n. B., und unter dem 61½ Gr. w. Länge, hat beinahe dieselbe Richtung wie Martinique, und ist 14 Quadratmeilen groß, 5½ Meilen lang, und fast 3 Meilen breit. Sie hat ihren eigenen Statthalter, und wird in Cabes-Terre (hohes Land), und Basse-Terre (niederes Land), eingetheilt. Diese Benennungen rühren noch von den Franzosen her, welchen die Insel ehedem gehörte.

2.

Klima und Naturbeschaffenheit. Boden. Berge. Wasser. Küsten. Baien.

Die Luft ist an sich, wie auf allen diesen Inseln, sehr heiß, wird aber durch die herrschenden Ostwinde angenehm. Die Meerenge zwischen den Gestaden von Martini-

*) S. Thom. Atwood's Geschichte der Insel Dominica. Aus dem Englischen und mit Anmerk. von G. F. Beneke. Göttingen, 1795. — Le Blond Reise nach den Antillen u. s. w. Erster Band, Cap. 1 — 6.

que und Dominique ist plötzlichen und unordentlichen Windstößen ausgesetzt, und der herrschende Wind wird hier gewöhnlich von einem stärkeren entgegengesetzten Zugwinde verdrängt, der die Schiffahrt sehr unsicher und gefährlich macht. Gewitter, Stürme und Orcane sind eine gewöhnliche Erscheinung, und schreckliche Platzregen richten viele Pflanzungen zu Grunde. — Die Insel ist gut angebaut, obgleich der Boden nicht sehr fruchtbar und überaus gebirgig ist; doch fehlt es nicht an Wasser, gleichwohl ist das Erdreich mehr zum Kaffee- als Zuckerbau geschickt. An den Küsten wachsen die schönsten Bäume Westindiens. Im Innern sind hohe, ja einige unersteigliche Berge, die mehreren, zum Theil schiffbaren Flüssen, den Ursprung geben. Die angebauten Felder liegen meistens in Thälern und Niederungen, die von den Bergen vor Wind und Wetter geschützt werden, so daß die Insel, in der Ferne gesehen, einer großen unbebauten Wüste voll Felsen, Haiden und Gebirgen gleichet. Auf der Südseite rauchen hier und da Vulcane, auch sieht man vielen Schwefel, welcher aus den Seiten derselben ausgeschwitzt ist. Man hört aber weder Brausen noch Geräusch, auch ist seit mehreren Jahren keine Flamme ausgeworfen worden. Indessen brennt der eine Vulcan doch gewiß in seinem Innern, da eine aus ihm strömende schwefelige Quelle so heiß ist, daß Eier darin in drei Minuten sieden. Die kleinen Kaffeepflanzungen, welche mit hohen Hecken eingefaßt sind, um die Pflanzen und Stauden vor dem Winde zu schützen, liegen meistens auf Anhöhen, zuweilen auch selbst auf den Gipfeln der Berge, wodurch diese düstere feierliche Gegend einiges Leben erhält.

An guten Baien und Landungsplätzen fehlt es der Insel nicht; sonst zeigen die Küsten überall nackte Felsen von beträchtlicher Höhe und schnurgerade abgeschnitten, dabei von hohen Waldungen mit den stärksten Bäumen umkränzt. Besonders ist die Bai von Roseau, der Haupt-

stadt der Insel, mit sehr abschüssigen Anhöhen umgeben. In den Felsen bemerkt man viele perpendiculäre und in die Quere laufende Spalten, in welchen allerlei wildes Geflügel, See- und tropische Vögel, wohnen. Ueberall umgeben Felsentrümmer, die den Einsturz zu drohen scheinen, Thäler, welche der Ackerbau nur mäßig verschönert, und überall bietet diese Seite einen rauhen, wilden Anblick dar, den die stürmische See noch schauriger macht.

3.

Producte. Handel. Ein schön angebautes Thal.

Zucker, Kaffee, Tabak, Kampescheholz, wilde Zimmet- und Bananenbäume, Cacao, Indigo, Kassave, Mais, etwas Baumwolle, Feigen, Yams, Patateu, Anis u. s. w. Schweine, Ziegen, Schafe, Pferde, Rindvieh, Maulthiere, Esel, Federvieh, schöne und seltene Vögel, Seeanemonen, Fische, Schaalthiere und Schlangen von ungeheurer Größe, unter andern der fürchterliche Hundskopf (armsdick, über 12 Fuß lang, mit dickem kurzen Kopfe und einem Hundrachen), mehrere Schwefelminen und andere Westindische Producte werden auch hier gefunden. Von 50 Zuckerplantagen soll sich das jährliche Erzeugniß auf 3000 Orhoft, und von 200 Kaffeepflanzungen auf 40,000 Ctr. belaufen. Der Handel ist ansehnlich. Im Jahre 1788 betrug die Ausfuhr: an Zucker 71,302 Ctr., an Rum 63 302 Galonen, an Kaffee 16,803 Ctr., an Baumwolle 9708 Ctr.; mit dem Indigo, Cacao und einigen anderen Artikeln über 7 Millionen Livres, dagegen die aus England eingebrachten Waaren mehr denn 250,000 Pfund Sterling am Werthe ausmachten. Die Franzosen haben sich dem

Aufrühren der Engländer auf dieser Insel von jeher widersetzt, weil ihre Niederlassung daselbst zu Kriegszeiten die Verbindung zwischen Martinique und Guadeloupe stöhren kann. Uebrigens macht die Insel Dominique ein besonderes Gouvernement aus.

Unter die am besten bebauten Gegenden gehört das Thal bei Roseau. Vom Gipfel des Berges Morne hat man eine freie Aussicht über dasselbe, so wie über die ganze Stadt und die vor Anker liegenden Schiffe. Auf der entgegengesetzten Seite liegt jenes düstere, romantische Thal, welches sich mit dem kleinen Flusse, der von der Stadt Roseau hierher fließt, nach den Gebirgen und Centralgegenden windet. An den Ufern des Flusses erblickt man schöne Zuckerpflanzungen, und einen ziemlich großen, wohl angebauten Strich Landes, der sich östlich in dem Schatten der unersteiglichen Gebirge zu verlieren scheint. Dieses reizende kühle Thal, in welches die Sonne erst am hohen Tage dringen kann, bietet den Einwohnern einen angenehmen Aufenthalt dar; aber die faulen, bösartigen Dünste, die nicht selten aus dieser Tiefe in die Höhe steigen, und sich oft lange auf den Anhöhen festsetzen, waren schon öfters den Garnisontruppen, welche auf dem Berge Morne ihre Kasernen *) hatten, sehr nachtheilig.

4.

Ethnographische und topographische Notizen.

Obgleich diese Insel seit langer Zeit in dem Besitze der Engländer ist, so wohnen doch noch viele der vorigen

*) Neuern Reisenachrichten zufolge werden jetzt für die Besatzung gesundere und geräumigere Kasernen erbaut, die in diesem Augenblicke wohl schon fertig sind.

Einwohner (Franzosen) auf derselben; und die Französische Sprache ist noch immer unter den Schwarzen und den übrigen farbigen Menschen die herrschende. Es sollen hier noch 200 Kaffeepflanzungen seyn, die von Franzosen herrühren und auch noch Franzosen gehören, deren Ertrag in guten Jahren 4 Millionen Pfund Kaffee ist. Die Anzahl der Europäer beträgt etwa 1500, die der Negersclaven und übrigen farbigen Leute 15,000. Es sollen sich auch noch einige 30 Familien der wandernden ächten rothen Karaiben, der ursprünglichen Bewohner dieser Inseln, auf Dominica aufhalten, wenigstens sahen Reisende noch im Jahre 1790 welche von ihnen. Ihr Geschlecht wird jedoch in Kurzem vollends ganz verlöschen. Ihrer Farbe, Gestalt, Sitten und Gebräuchen nach stimmen sie mit den nördlichen Indianern auf das Genaueste überein. Ein Ueberrest von Karaiben, die von St. Vincent nach der Ratteninsel (Rat-Island, ein hoher Felsen, der sich weit in die Bai von St. John auf Antigua hinein erstreckt) geschafft worden sind, befindet sich jetzt unweit Truxillo in der Provinz Guatimala in Südamerica. Anfangs litten sie viel von Krankheiten, nach und nach haben sie sich jedoch an das veränderte Klima gewöhnt. Ihr gänzliches Vergehen scheint indessen nahe zu seyn, und ein unglückliches Schicksal erwartet vielleicht die Inseln, welche ihnen die Europäer abnahmen.

Dominica wird in zwei Districte getheilt, in Cabes-Terre und Basse-Terre, hohes und niederes Land. Der einzige Ort von Bedeutung ist Roseau auf der Westseite der Insel, der Sitz des jetzigen Statthalters mit einem Fort, an einem kleinen Flusse, der angenehm durch die Felsen nach der See fließt. Die Straßen sind hier und da gepflastert und ziemlich breit. Ein großer Marktplatz wird durch eine Reihe von Magazinen und Waarenlagern von dem Ufer getrennt, an welches die Wellen oft schäumend und so heftig tobend anschlagen, daß die Landung äußerst beschwer-

lich wird. Die Stadt, welche ungefähr 5900 Bewo
und mit Ausschluß der Hütten 560 Häuser hat, ist
einem schlechten, verfallenen Ansehen, das aber wohl
von dem Feuer herrühren mag, welches 1781 mehr denn
der besten Häuser einäscherte. Reinlichkeit und Bequemli
keit sucht man hier vergeblich. Der Boden wimmelt von In
ten, welche die brennende Sonne ausbrütet, und auf jed
unbebauten Flecken schießt häufiges Unkraut auf. Früc
Gemüse und Fische giebt es in Menge, aber Geflügel
Fleisch ist selten. Der nördliche Theil der Stadt an
Ufer des kleinen Flusses, ist noch am lebhaftesten. D
Haus des Statthalters steht auf einer Anhöhe, unweit
Citadelle am Fuße des Berges Morne, wo die Kaser
der Besatzung liegen. Der Haven ist zwar ein Freihav
aber mit so vielen Einschränkungen umhäkelt, daß sie d
fremden Handel äußerst nachtheilig sind. Die übrigen O
und Niederlassungen, als z. B. Charlottenville u
Jaquet, sind nicht des Anführens werth.

5.

Noch ein Paar Bemerkungen.

---

1) Dominique, St. Vincent, Grenada u
Tabago führen bei den Engländern auch den Nam
der abgetretenen Inseln (ceded Islands). S
wurden zugleich mit St. Lucie, weil Frankreich u
England über deren Besitz nicht einig werden konnt
für neutral erklärt und den Karaiben, als den Ein
bornen, zum Anbau überlassen. Nach dem Aach
Frieden 1748, fiengen die Franzosen an, die vier grö
zu bebauen, und weil die Engländer dieß nicht zuge

wollten, wurden sie mit eine Ursache des 1755 in America ausbrechenden Krieges. Nach dessen Beendigung wurden sie im Pariser Frieden 1763 zwischen den Siegern und Besiegten sehr ungleich getheilt. Frankreich mußte die vier erst genannten an England abtreten (woher der obige Name), und behielt bloß St. Lucie, wozu es 1783 noch Tabago bekam.

1) Barbados und die im Pariser Frieden 1763 von Frankreich abgetretenen Inseln Tabago, Grenada, nebst den Grenadillen, St. Vincent und Dominique heißen bei den Engländern auch noch the British windward Islands, die Britischen im Winde liegenden Inseln.

---

9. Martinique. *)

I.

Name. Lage. Gränzen. Größe. Andeutungen aus der Geschichte.

Die so wichtige, in den neuern Zeiten uns aber weniger als in den frühern, bekannte, vormals Französische Insel Martinique hieß bei ihren Urbewohnern, den Karaiben, in ihrer Landessprache Madianna. Die Spanier, welche sie entdeckten, legten ihr den Namen bei, den sie noch jetzt führt. Im Jahre 1635 nahmen die Franzosen von St. Christoph aus, Besitz von derselben, und behaupteten

*) Nach Le Blond Reise nach den Antillen ꝛc. 1r Bd, Cap. 3 — 6, und J. R*** Reise nach der Insel Martinique, nebst einer kurzen Beschreibung derselben. Weimar, 1805.

sich bis in die neuesten Zeiten darin; denn, ob sie ihnen gleich schon mehrmals im Kriege entrissen wurde, ward sie ihnen doch jedes Mal beim Friedensschlusse wieder zurückgegeben, bis sie endlich am 24. Febr. 1809 abermals durch Capitulation an Großbritannien übergeben ward, unter dessen Oberherrschaft sie noch in diesem Zeitpunkte steht. Sie ist nach dem Verluste von St. Domingo die wichtigste und reichste der Französischen Antillen, und liegt zwischen dem 14. Gr. 33 Min. bis zum 15. Gr. n. Br., und zwischen dem 60 — 61. Gr. w. Länge von London. Ihre Richtung geht von Nordwest nach Südost: im Norden liegt Dominique, im Süden St. Lucie. Sie ist von der Nordwestspitze bis zur Südostspitze 10 Meilen lang, 4 — 5 Meilen breit im Umfange, die Buchten mit eingerechnet, 28 Meilen, und nimmt beinahe 18 Q. M. Flächenraum ein. Die vielen Buchten und kleinen Baien, mit welchen sie umgeben ist, und die hier Culs de Sac (Sacklöcher) genennet werden, gewähren ihr, zumal im Handel, mancherlei Vortheile. Sie ist der Geburtsort der vormaligen Kaiserin von Frankreich, Josephine. —

2.

Natürliche Beschaffenheit der Insel. Boden. Küsten. Vorgebirge. Baien. Berge. Flüsse.

Das Klima ist, wie auf dieser ganzen Inselwelt, sehr heiß, und wegen der vielen Ausdünstungen feucht. Orcane sind eine nicht seltene Erscheinung, so wie starke Gewitter und bis auf das Hemde durchweichende Nebel. Die Regenzeit fängt hier in der Regel mit dem 1. Julius an, und endigt sich mit dem 2ten bis 4ten October. Die Athmo-

sphäre ist dann ganz von der Sonne erwärmt, die erst im Mai und dann im August zum zweiten Mal, bei der Rückkehr vom Wendekreise des Krebses nach dem Aequator, über die Insel geht. Auf die kühlen Ostwinde folgen dann Süd- und Südwest-, West-, bisweilen auch Nordwestwinde. Diese Winde sind immer ungesund, zumal die Südwinde, welche fast beständig wehen. Sie bringen nicht nur eine Menge Zugvögel, sondern auch dicke Wolken mit, welche sich von den Dünsten der sumpfigen Ufer des Maranhon und Orinokko bilden. Diese Wolken sind eben der Grund des dreimonatlichen Regens auf den meisten dieser Inseln, und der großen Ueberschwemmungen, welche dann nebst der dazu kommenden Sonnenhitze, die ohnehin schon verpestete Luft mit den schädlichsten Dünsten erfüllen, und eine Menge Fieber und andere Krankheiten verursachen, auch mit eine Quelle des entsetzlichen gelben Fiebers werden, welches aber freilich noch mehrere Nebenursachen hat, als Erhitzung, zu übermäßigen Genuß des Taffia und der physischen Liebe mit Negerinnen, Unreinlichkeit u. s. w.

Die Vegetation der Bäume und Pflanzen ist hier ganz außerordentlich stark, obgleich der Boden nicht durchaus der beste ist, denn die Insel ist voller Berge und meistens nur in den Ebenen fruchtbar, hier aber auch sehr gut angebaut, und an Zucker und Kaffee vorzüglich ergiebig. An mehreren Orten ist steiniges und felsiges Erdreich; auch giebt es noch viele Sümpfe und Moräste, die bis jetzt keines Anbaues fähig sind. Auf dergleichen Sümpfen siehet man ganze Felder von Blumenrohr (Canna Indica), einer apfelgrünen Pflanze, die mannhoch wächst, sehr lange und breite Blätter hat, und einen undurchdringlichen Wald macht. In andern Gegenden watet man wieder bis an die Knie im Moose und Haidekraut, oder reiset durch dichte Wälder; auch trifft man ein Paar heiße Quellen an. Unter den Bergen sind viele kegelförmig gestaltet und manche Vulcane,

wenige von bedeutender Höhe, sehr steil, durch Schluchten, Höhlen und Felsen geborsten. Der Pelens, Vauclain und Piton de Carbet sind darunter die höchsten und bei 600 — 1000 Toisen über den Meeresspiegel erhaben. Andere sind 300 — 500 Toisen hoch. Auf ihnen ruhet nicht selten eine Krone von Wolken, und die Mitte ist in Nebel gehüllt; der Regen, welcher auf den Seiten herab schießt, macht sie schlüpferig und das Besteigen schwer. Eine Menge Flüsse und Bäche nehmen in denselben ihren Ursprung. Die Berge sehen von Weitem wie ungeheuere Pyramiden aus, die mit Wäldern bedecket sind und werden schon in der See in ziemlicher Ferne entdeckt. Die meisten ziehen sich nach den Küsten hin und bilden mehrere, weit ins Meer hinein sich erstreckende Vorgebirge, so wie auch eine Menge von Buchten und Baien, wo die Schiffe vollkommen Sicherheit gegen Wind und Wellen finden. Merkwürdig ist der Felsen Le Diamant an der südlichen Spitze der Insel, von bedeutender Höhe, von allen Seiten abschüssig, mit Bäumen und Gesträuchen bekränzt, aber völlig unzugänglich. Die bekanntesten Vorgebirge sind: Macouba im Norden, Vaudain und Salinas im Osten; die Baien: Baie de la Trinité auf der Nordseite, Baie du Gallion auf der Ostseite, Cul de Sac marin auf der Südwestseite, Cul de Sac royal und die Rhede des Forts St. Pierre im Westen. An Wasser hat Martinique keinen Mangel, denn man zählt gegen 40 Flüsse und Bäche, welche diese Insel durchströmen.

3.

Anbau. Viehzucht. Producte. Handel. Industrie.

Im Allgemeinen ist Martinique vor mehreren Antillen gut angebaut. Besonders ist die Nordseite und hi

vorzüglich der Abhang vom Fuße der Berge bis an die See, eine Strecke von einigen Meilen, eine der am stärksten bebauten Gegenden dieser Insel, und ganz mit Zuckerrohrfeldern bedeckt. Weiter hin erblickt man das dunkle Grün der Kaffeeplantagen. Ein solches mit Zuckerrohr bedecktes Feld gleicht einigermaaßen unsern Kornfeldern gerade vor der Aernte. Andere Ebenen sind mit Baumwollenstauden, Indigo, Tabak, Melonen, Ananas, Kartoffeln, Zwiebeln, Bohnen, Erbsen, Maniok, Mais u. s. w. bepflanzt. Von der Bai des Fort-Royal bis an den Berg Peleus im Westen zeigen die Fluren ebenfalls überall den reichsten Anbau, und die malerische Lage der Wohnungen dazwischen, in den Thälern, auf den Hügeln, mitten zwischen Felsen, die vom Weitem wie Ruinen aussehen, und jeden Augenblick einzustürzen drohen, die Hecken von blühenden Zitronenbäumen, gemischt mit der reizenden Poincillade (eine Art Brombeerstaude, die gelbe und rothe Blumenbüschel trägt, und deren Früchte wie Bohnen gestaltet sind), die Orangen- und Pompelmußbäume, mit Blüthen und Früchten beschwert, der Papayer mit zierlich ausgehackten Blättern, mit gelben Früchten, wie die Küstenmelone, der Bananenbaum von mehreren Arten, der Aprikosen-, der Avocatbirnbaum, der Flaschen-, der malerische Cocos-, der Zimmetapfelbaum und andere Bäume, so wie andere Früchte des Landes, die den unsrigen an Schönheit und Schmackhaftigkeit nichts nachgeben, manche übertreffen, erinnern die Reisenden unwillkührlich an die berühmten Gärten Epikurs; und dieß das ganze Jahr hindurch und mit immer neuen Reizen, bald Laub, bald Blüthen, bald Früchte — eine solche Landschaft schildern zu wollen, hieße die Beschreibung von Armidens Gärten *) unternehmen. Nur der Anblick der armen Neger, deren Hände alles dieses mit Hacke und Spaten bearbeiten müssen, und deren Schweiß — ach! oft auch ihr Blut! — diese Felder

*) In Tasso's befreitem Jerusalem.

dünget (denn der Pflug ist hier so wenig, als in ganz Westindien eingeführt), vergället einem diese reizenden Schauspiele der malerischen Natur. Man kommt durchaus nicht von dem Vorurtheil zurück, daß diese Ländereien nicht anders, als nur durch Negerarme könnten bearbeitet werden. Auch dünget man die Zuckerrohrfelder nie, weil der Zucker dadurch einen übeln Geschmack bekommen soll! und weil die dortigen Felder 100 Jahre ohne Düngung trügen, auch sich jährlich selbst durch die Menge Blätter düngten. —

Die Viehzucht ist auf Martinique nicht minder ansehnlich. 1784 zählte man 2205 Pferde, 8681 Stück Rindvieh, 12,434 Schafe, Ziegen und Schweine, 209 Esel und 4773 Maulthiere. Die Eigenthumsbesitzer theilt man in vier Classen: a) Die Besitzer der großen Zuckerplantagen, welche zusammen etwa 12,000 Neger beschäftigen. b) Die Inhaber der mittleren Zuckerplantagen, mit ungefähr 9000 Negern. c) Die Besitzer der kleineren, mit 2000 Negern. d) Die Besitzer der Kaffee-, Baumwollen-, Cacao- und Maniokpflanzungen, mit etwa 12,000 Schwarzen. Die übrigen Negersclaven werden zum Hausdienste, zum Fischfange, zum Handel und zur Schiffahrt gebraucht.

Außer den vorhin schon erwähnten Hauptproducten, Kaffee, Zucker, Baumwolle und Indigo, liefert die Insel noch: Palmbäume (über 30 Fuß hoch), den berauschenden Baum (6 — 10 Fuß hoch; die Wurzeln und Blätter haben die Eigenschaft, das Wasser, in welches sie geworfen werden, berauschend zu machen. Man stößt sie, mengt ungelöschten Kalk darunter und wirft diese Masse in die Flüsse: alle Fische, die davon trinken, werden berauscht, springen in die Höhe und werden so von den Negern leicht gefangen), Chinarinde, Färbehölzer, Tabak, Indianische Feigen, Aloe, Roucou, Bananas, Cassia, Yams, Pfeffer, Ananas, Patateu, Orangenbäume, Seide, Welsche Hühner, Holz-

tauben, Ortolane und anderes Geflügel, Guineische Ferkel, Agutis (Westindische Hasen), sehr dicke grünliche Kröten und Frösche, die gegessen werden, Fische im Ueberfluß, Schildkröten und andere Schaalthiere, Scorpionen, Tarantuln, vielerlei und sehr giftige Schlangen, Ratten, Eidechsen, große Schwärme von schädlichen Insecten, besonders Zuckerameisen, die in den Zuckerpflanzungen vielen Schaden anrichten, Palmlarven oder Palmbohrer (fingersdick und 2 Zoll lang, sie werden gegessen und geben auch ein heilend des Oehl) u. dergl. mehr.

Der Handel beschäftigte vor der Revolution im Mutterlande mehr denn 150 Schiffe. Der hiesige Zucker wird aber, obgleich er sehr schön ist, für nicht so gut gehalten, als der von St. Domingo; hingegen ist der Kaffee von Martinique weit besser, als der von St. Domingo. Die Ausfuhr dieser Colonie nach Frankreich betrug im Jahre 1788

Rohzucker	18,795	Cr.	686,000 Livres.
Raffinirter Zucker	137,945	"	8,027,000 "
Hutzucker	119,453	"	5,049,000 "
Kaffee	68,161	"	8,315,000 "
Baumwolle	11,550	"	2,355,000 "
Indigo	10	"	10,000 "
Verschiedene andere Waaren für			675,000 "
		Summe	25,117,000 Livres.
An Fremde allerlei Producte für			7,717,000 "
		Totalsumme	32,834,000 Livres.
Dagegen wurden aus Frankreich an Französischen Producten und Waaren eingeführt für			15,133,000 Livres.
Von Fremden und an fremden Waaren			9,198,000 "
		Summe	24,331,000 Livres.
Ueberschuß zum Vortheil d. Insel			8,503,000 "

In demselben Jahre beschäftigte die Fortschaffung der Waaren hin und her zwischen Frankreich und Martinique 136 Schiffe mit 23 736 Tonnen. St. Pierre, die Hauptstadt, ist der Mittelpunct des hiesigen Handels. Die Einkünfte von Martinique beliefen sich vor der Revolution auf 800,000 Livres.

Der Französische Kunst- und Gewerbfleiß hat sich auch bis hierher verbreitet, und Martinique hat mehr Künstler und Handwerker aus allen Classen, als kaum eine andere der Antillischen Inseln. Selbst an Gelehrten fehlt es in der Hauptstadt nicht. Die Magazine und Läden sind voll der schönsten Waaren, deren freilich auch ein großer Theil nicht hier verfertigt ist, sondern aus Europa kommt. Die vornehmsten Industrie- und Erwerbszweige sind indessen die, welche aus Martinique's Productenreichthum entspringen. 1784 zählte man hier 220 Zuckerplantagen, 85 Zuckermühlen, 134 Wassermühlen, 169 Thiermühlen, 16 Windmühlen, 12,401 Quadrate von Zuckerrohr-Pflanzungen, 8 Mill. Kaffeebäume, mit einer Aernte von 68,000 Ct. Bohnen, Baumwollen-, Indigo-, Cacao-, Tabak- ꝛc. Pflanzungen 948, Bananasbäume 3,509,048, 1½ Million Cacaobäume u. s. w. Dieser ehemalige große Reichthum hat sich indessen seit den letzten 25 Jahren durch die Trennung von Frankreich, durch die Veränderungen in Nordamerica, durch die Hemmung des Handels, sehr vermindert und der Wohlstand der Insel wird sich schwerlich so bald wieder heben. —

4.

Etwas von den Einwohnern und merkwürdigsten Plätzen.

Die Bevölkerung dieser Insel ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Im Jahre 1700 belief sie

sich nur auf 6500 Weiße, 500 freie Schwarze und 14,500 Negersclaven, welche den Ackerbau nicht in den Flor bringen konnten, den er späterhin erlangte. 1736 zählte man schon 70,000 Schwarze, welche die Producte eines vor Kurzem urbar gemachten Bodens verfünffachten. 1763 schätzte man das Menschencapital auf 10,000 Weiße, 3000 freie Schwarze oder Mulatten, und 72,000 Sclaven von jedem Alter und Geschlecht. 1789 lebten hier 12,500 Weiße, 3000 Mulatten und andere farbige Leute und 78,000 Neger, *) auch noch einige wenige Karaibenfamilien, welche abgesondert von den übrigen Einwohnern sich in die Wälder und Gebirge zurück gezogen hatten. Auch hier theilen die unglücklichen Neger ihr Loos mit ihren übrigen schwarzen Brüdern in America. Aber bei allen traurigen Ereignissen, die aus dem harten Sclavendruck hervorgehen, ist wohl dieß das schrecklichste, daß sie beim völligen Ueberdruß ihrer Qualen zum Selbstmord, theils durch Erhängen, theils durch Vergiften, ihre Zuflucht nehmen. Besonders thun dieß die von der Nation der Ibo. Oft hängen sich mehrere an einen Baum, um, wie sie glauben, in Gesellschaft die Reise nach ihrem ersehnten Vaterlande zu machen. Eben so häufig ist das Vergiften. Man ist aber noch nicht hinter ihr Geheimniß gekommen, was sie für Ingredienzien zu ihren Vergiftungen nehmen; aber die Wirkung ist sicher, und sie vergiften nicht nur sich, sondern auch ihre Cameraden, bisweilen selbst ihre Weiber und Kinder, sogar das zur Pflanzung gehörige Vieh, und die Pflanzen selbst verbrennen sie. Eine nothwendige Folge davon ist, daß die Colonien immer mit neuen Negern müssen versehen werden, da so mancherlei Ursachen sie aufreiben. Dabei sind auch die Negerinnen in der Sclaverei wenig fruchtbar, und wenn sie ja Kinder bekommen, so sind diese großentheils schwach und sterben früh oder spät an Krämpfen.

*) Beaufort Grand-Portefeuille, Paris, 1789. Fol. Mentelle schätzt die Bevölkerung von Martinique auf 110,100 Individuen.

Die Insel wird in zwei Theile getheilt, in Basse-Terre, im Südwest, und Cabes-Terre, im Nordost, wozu noch die äußerste Nordspitze Mocouba kommt, bekannt durch ihren vortreflichen Tabak.

In der Provinz Basse-Terre sind folgende Oerter die wichtigsten:

a) St. Pierre im Westen an einer gleichnamigen Bai, mit einer Rhede, großen Waarenniederlagen und einem starken Fort. Eine der schönsten Städte in ganz Westindien und der bedeutendste Handelsplatz auf allen kleinen Antillen. Sie besteht aus drei Theilen, dem eigentlichen St. Pierre, der Galerie und dem Ankerplatz, welche zusammen gegen 2000 Häuser haben. Diese sind meistens von Stein gebaut und drei Stockwerk hoch. Unter ihnen zeichnen sich vorzüglich einige prächtige Kirchen aus, als die Pfarrkirche in St. Pierre, die Kirche im Ankerplatze, ein schönes Schauspielhaus u. a. m. Die Straßen sind alle regelmäßig und von der Kirche im Ankerplatze geht eine reizende Allee von Orangenbäumen nach dem Jacobinerkloster. Vor mehreren Jahren hatte ein heftiger Orcan hier große Verwüstungen angerichtet, deren Spuren hin und wieder noch sichtbar sind. Die Einwohner, deren Anzahl sich über 30,000 beläuft, bestehen aus Weißen (größtentheils Franzosen), Mulatten und Negern, welche einen starken Handel treiben, weßhalb man auch eine große Menge Kaufmannsläden und einen Ueberfluß an allerhand Waaren hier antrifft. Auf dem Ankerplatze ist es am lebhaftesten. Unter den Einwohnern trift man auch viele Künstler, Mechaniker, Manufacturisten, Professionisten, selbst mehrere Gelehrte an. Des Nachts brennen Laternen. Der Generalgouverneur, der gewöhnlich im Fort-Royal wohnt, hat hier ein Hotel. Die Hitze ist so groß, daß der Thermometer sich oft auf 26 — 28 Gr. Reaumür (im Schatten) erhält.

b) Fort-Royal (in der Revolutionsperiode Fort de France und Fort Livre, auch Fort Desaix), mit der gleichnamigen Stadt, an der geräumigen, sichern und bequemen Bai Cül de Sac Royal, im Südwest, ein vortref-

licher Haven, mit dem sehr wichtigen Fort Garnier, der Sitz des Statthalters und der Regierung. Der Ort hat aber eine ungesunde Lage, dennoch ist der Handel ansehnlich und der Platz mit vielen reichen Kaufleuten besetzt.

c) Mouillage, eine neue Stadt auf einer jähen, abhängigen Fläche, die nach einer halben Stunde keine Spur von den stärksten Regengüssen mehr übrig läßt, daher der Aufenthalt hier sehr gesund ist, indem der Boden immer trocken und die Luft beständig rein bleibt, obgleich die Hitze drückend ist. Nicht weit davon, und bloß durch einen Fluß getrennt, liegt das Fort St. Pierre.

d) Das Fort de France (sonst Fort de Bourbon), eine Citadelle mit vier Bastionen und einem Haven, auf dem Berge Garnier, ist von den Engländern vor wenigen Jahren abgerissen worden.

Auf Cabes-Terre liegt das Fort Trinité an der Bai gleiches Namens, die im Osten durch Point de la Caravelle und im Westen durch eine Erdenge gebildet, mit einem Städtchen, wo ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird, und Marin, ein im Entstehen begriffener Ort. — Außer diesen fünf Hauptplätzen giebt es auf der Insel noch 17 Flecken, Dörfer und einzelne Niederlassungen.

---

11. St. Lucie oder St. Alusia.

Diese, ebenfalls Französische, aber nun von Engländern besetzte Antille, schon von langer Zeit her ein Zankapfel zwischen England und Frankreich, südlich unter Martinique und nordöstlich über St. Vincent, liegt zwischen dem 15½ Gr und 16 Gr. 20 Min n Br., hat vier Meilen in der Länge, über zwei in der Breite und neun Quadratmeilen Flächeninhalt. Die Luft wird für sehr ungesund gehalten, zumal für Europäer, welches von den vielen Sümpfen,

Moräſten und ſtehenden Gewäſſern, beſonders in den Ebenen der Küſte entlang, herrühren ſoll. Im Sommer 1780 — 1781 ſtarben bloß von der Engliſchen Beſatzung mehr denn 2000 Mann. Dieß iſt auch mit der Grund, warum der an ſich, beſonders in den Thälern, ſehr fruchtbare Boden noch nicht überall ſo angebaut iſt, wie er es wohl ſeyn könnte. —

Von der Seeſeite betrachtet, ſcheint St. Lucie theils aus Hügeln, die ſich in Kegelform über das Waſſer erheben, theils aus hohen Gebirgen zu beſtehen, die mit Wäldern bedeckt ſind und in der Mitte über die andern hoch empor ragen. Das lebhafte Grün der Zuckerrohrfelder, an den ſüdlichen und öſtlichen Ufern, wechſelt auf eine ſehr angenehme Art mit den dunkeln Schatten des Waldes ab, der die großen Gebirge der Inſel bedeckt. Mehrere der einzelnen Berge ſind in der That ſehr ſteil und tragen deutliche Spuren ehemaliger Vulkane an ſich: beſonders hoch und ungemein ſchroff, faſt pyramidenförmig ſind die Pitons der Schwefelgrube, welche das Anſehen von zwei alten Forts haben, die den Eingang des davor liegenden Orts vertheidigen ſollen, und faſt beſtändig rauchen. Sie ſind aber mit keiner wirklichen Lava bedeckt, ſondern mit einer Art bröckelichem Tuff mit Bruchſtücken von Bimſtein, welche ſich zwiſchen den Fingern leicht zerreiben laſſen. Dazwiſchen wechſeln ſehr angenehme Ebenen mit mehreren Flüſſen und Bächen und Savaneen, oder natürlichen Wieſen, die während der Regenzeit ganz überſchwemmt werden. Uebrigens laſſen die Berge auf St. Lucie, in Abſicht der Höhe, mit denen auf Martinique keine Vergleichung zu. Jene können bis zum Gipfel bebauet werden, da dieſe bloß bis zu 400 Toiſen Höhe des Anbaues fähig ſind.

Ungeachtet dieſe Inſel bei weitem noch nicht gehörig angebaut iſt, liefert ſie doch eine Menge der edelſten Pro-

ducte Westindiens, als: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Indigo, vortreffliches Bauholz, in Pechstein verwandeltes Holz (das einige Stunden ins Wasser gelegt, beinahe durchsichtig wird und gegen das Licht gehalten, die Farben eines schönen Opals spielt), die merkwürdige Thierblume (ein Pflanzenpolyp, der aus dem Wasser hervorwächst und der Ringelblume gleicht, nur daß sie mehr ins Helle, Strohfarbene, fällt; kommt man ihr zu nahe, so zieht sie sich zusammen, oder taucht unter, kommt aber bald wieder zum Vorscheine und entfaltet sich von Neuem, sobald die Berührung aufhört: unter der Blume steckt ein schwarzer Stängel, vermuthlich der Körper des Pflanzenthiers; es lebt von kleinen Wasserinsecten, die es in seiner Blumenkrone fängt und verschließt), Schwefelminen, viele kriechende und giftige Thiere, besonders Schlangen (vor welchen man nicht einmal in den Häusern sicher ist), Scorpionen, Spinnen, schädliche Insecten in ganzen Schwärmen und andere im Vorhergehenden wiederholt aufgezählte Erzeugnisse des Pflanzen- sowohl, als des Thierreichs.

Der Anbau ist seit einer Reihe von Jahren, wie in den übrigen Französischen Antillen, mehr rück- als vorwärts gegangen. Im Jahre 1788 waren hier: 45 Zuckerpflanzungen und Mühlen, Baumwollenplätze 226, von Cacao 66, vom Kaffee 133 und 18 Rum- oder Taffiabrennereien. Unter der königlichen Regierung that das Mutterland sehr viel, eine blühende Colonie aus St. Lucie zu machen, aber die Revolution verdarb Alles. Von dieser Zeit datirt sich auch der Verfall des Handels, der 1788 noch ein Gegenstand von vier Millionen Franken war, indem die Ausfuhr sich belief:

An	rohem Zucker auf	16,660 Centner.
"	gereinigtem Zucker auf	13,340 "
"	Kaffee auf	15 600 "

An Baumwolle auf	2000	Centner.
" Cacao auf	953	"
" Indigo "	250	"

St. Lucie hatte 1772 mit den aus St. Vincent und von Grenada hierher gezogenen Colonisten, die der dortigen Englischen Regierung überdrüßig waren, nicht mehr als 17,000 Einwohner, nämlich: 2000 Weiße, 1000 freie Neger und Mulatten, und 14,000 Sclaven. Im Jahre 1803 hatte diese Zahl sich um 3000 vermehrt, denn man zählte 2800 Europäer, 1400 Mulatten und freie Schwarze, und 15 800 Negersclaven. Die Weißen sind ungesund, haben eine blasse gelbliche Farbe und ein aufgedunsenes Gesicht. Gar sehr kontrastiren dagegen die Schwarzen, deren muntere, lachende Gesichter ihre Gesundheit verkündigen. Man kann sich diese Erscheinung nicht anders als dadurch erklären, daß der Einfluß der heißen, stockenden und mephitischen Luft den Weißen, welche aus den gemäßigten Zonen kommen, sehr schädlich, der Gesundheit der Schwarzen aus Afrika hingegen, d. h. aus den heißesten Gegenden, welche man kennt, wo die durch ihre Sorglosigkeit nicht ausgetrockneten Sümpfe in den Ebenen ihren schädlichen Einfluß äußern, gewisser Maaßen günstig, wenigstens nicht nachtheilig ist. Das gelbe Fieber äußert auch hier seine schrecklichen Wirkungen.

Die Insel selbst wird eingetheilt in La Basse-Terre, auf der Westseite, und La Cabes-Terre, auf der Ostseite. Der einzige Ort von Bedeutung ist Port-Castries (auch Carénage genannt), in Nordwesten, mit einem bequemen und sehr geräumigen, den Franzosen besonders im Kriege höchst wichtigen Haven. Es können in demselben 32 Linienschiffe gegen alle Stürme sicher vor Anker liegen, doch nur wegen des schmalen Eingangs, zwischen zwei nahe bei einander liegenden Felsen, einzeln einlaufen. Er

Werftplatz, einige Magazine und etwa 90 Häuser machen das Ganze aus. Das Fort, welches Rechts vom Eingange auf dem höchsten Berge liegt, und Morne-Fortuné heißt, bestreicht die Rhede und die Stadt. Die Lage der Stadt und des Forts hat man durch Urbarmachung und Austrocknung der Sümpfe ziemlich gesund, wenigstens minder schädlich gemacht, ob es gleich außerordentlich heiß ist. 8 — 10 kleine, meistens Nordamericanische Fahrzeuge, geben dem jetzt dahin welkenden Handel noch einiges Leben.

---

8. St. Vincent. *)

Ist von St. Lucie kaum vier Meilen entfernt, so daß man sie bei heiterem Wetter an der Küste vor sich liegen sehen kann. Ihre Lage ist unterm 13. Gr. 8 Minuten der n. Br., und unterm 61. Gr. der w. Länge (von London), ungefähr drei Meilen lang, zwei breit und 6½ Q. M. in der Oberfläche. Sie heißt auch St. Vincent aux Caribes und gehört Großbritannien. Sie hat an mehreren Stellen gefährliche Brandungen. Der großen Hitze ungeachtet sind doch die Nächte sehr kühl und gewöhnlich fällt vor Tages Anbruch ein durchdringender Thau (wie auf allen den Inseln zwischen den Wendekreisen), den man beinahe für Regen halten sollte, so starke Tropfen fallen herunter. Das sonst sehr angenehme Klima, trägt, nebst dem schwarzen fetten Erdreiche, viel zu ihrer Fruchtbarkeit bei, die sich besonders in dem Anbau des Zuckerrohrs wirksam zeigt. Der Indigo kommt zwar auch gut fort, wird aber weniger

*) Vorzüglich verdient hier verglichen und nachgelesen zu werden: Le Blond Reise nach den Antillen, Cap. 10 — 14.

gezeugt, als auf den übrigen Westindischen Inseln. Ein Vorzug ist das vortrefliche Trinkwasser, welches man nicht so gut auf vielen andern Antillen findet. Dabei hat sie reizende Thäler und Ebenen und mehrere Flüsse und Bäche, unter welchen der Grand Sable der ansehnlichste ist.

Vom Süden nach Norden läuft ein ziemlich hohes Gebirge, welches in den südlichen Theilen noch mit andern Bergreihen zusammen hängt, unter denen sich auch ein rauchender Vulkan befindet. Viele dieser Berge tragen schöne Waldungen auf ihren Rücken, durch welche der Weg durch Lianen oder Schlingpflanzen beschwerlich gemacht wird. Die Lava ist auch hier in einen bröckeligen Tuff übergegangen und mit Bimsstein vermischt. Der Crater des Vulkans hat 40 Fuß im Durchmesser und eine bedeutende Tiefe, aus der beständig ein stinkender Schwefeldampf aufsteigt; und 1812 warf er Feuerflammen mit einer solchen Explosion aus, daß in kurzer Zeit eine unermeßliche Menge Steine und Asche beinahe die ganze Insel anfüllten. Die Felder rings herum wurden 2 — 3 Fuß hoch mit Asche bedeckt; zwei Flüsse sind ausgetrocknet und neue erschienen; ein Weißer und acht Schwarze waren dabei ums Leben gekommen.

Der Productenreichthum der Natur ist auch hier mit freigebiger Hand ausgespendet. Außer den Haupterzeugnissen, Zucker, Indigo, Kaffee, Cacao und besonders vortreflichem Tabak, liefert die Insel noch die übrigen gewöhnlichen Westindischen Gewächse, als: Yams, Zimmet (wovon es hier eine besondere Pflanzung giebt), Zuckererbsenbäume, Baumwolle, vielerlei Holzarten, Pataten, Mais, Cassave, Melonen, Kürbisse, Balata (eine Art Pisang), Arum (eine Art Kohl), Bananen, Seide, Seekrebse oder Krabben, Eidechsen, Tschiken, den Soldaten (ein Schaalthier, cancer miles bei Linné, roth wie ein gekochter Krebs, das sich in andere leere Muscheln einquartirt),

mehrere Arten Seeschnecken, unter andern den Burgo (welcher die schönste Perlmutter für die feinste Arbeit liefert, Franz. Bourgandine), Austern und Zoophyten, auf welchen man die schönsten Muscheln findet, Muskiten, Mükken u. a. m.

Daß der Handel von und nach St. Vincent nicht ganz unbedeutend seyn müsse, erhellet daraus, weil im Jahre 1788 die Ausfuhr allein ein Gegenstand von $4\frac{1}{2}$ Millionen Franken war. Die Hauptartikel bestanden in Zucker, Rum, Baumwolle, Indigo und Tabak.

Seit dem Frieden zwischen Frankreich und England 1783, in welchem die Insel an Großbritannien abgetreten wurde, leben hier mehrere Engländer, doch machen die Mehrzahl von den Europäern noch immer die Franzosen aus, deren etwa 1200 sind. Mulatten und freie Neger rechnet man 800 und 12,000 Sclaven; auch lebten 1763 hier noch sehr viele der ächten rothen Karaiben, der alten Ureinwohner dieser Inseln, und gegen 2000 Familien der schwarzen Karaiben, durch Vermischung von Negern mit Karaiben entstanden, in den nördlichen Gegenden der Insel fast ganz unabhängig. Da aber die Englische Regierung mit eben so vieler Ungerechtigkeit als Grausamkeit einen Vertilgungskrieg gegen diese Leute befahl, und 1795 diese Maaßregeln von Neuem in Ausübung brachte, so sind jetzt nur wenige noch von ihnen mehr übrig. Die ältesten Europäer auf der Insel, die Franzosen, stehen ihren Stammverwandten im Mutterlande an Erziehung und Bildung weit nach. Größtentheils Seeleute, hatten sie sich durch vortheilhafte Heirathen dort angesiedelt. Die Französische Sprache, mehr oder weniger nach dem Idiom ihrer Provinzen, ist sehr entstellt und verdorben. Die Damen und Schwarzen sprechen Creolisch, ein seltsames Gemisch von Sprachen, ein wahrer Gallimathias. Nur wenige

verſtehen zu leſen, noch wenigere zu ſchreiben. Des Sonntags bitten ſie ſich häufig unter einander zu Gaſte, und leben überhaupt auf einem freundſchaftlichen Fuße. Die Engländer, welche ſich hier angeſiedelt haben, gehören zu alten Familien, die mit ihren Schwarzen von den benachbarten Inſeln herüber gezogen ſind, und haben wenig Umgang mit den Franzoſen, weil ſie ſich nicht verſtehen. Sie beſchäftigen ſich lediglich mit dem Bau des Zuckerrohrs und die Zahl der Niederlaſſungen vermehrt ſich faſt mit jedem Tage. Häuſer, Maſchinen, Möbeln ꝛc kommen meiſtens aus Neu-England. Dieſe Engliſchen Coloniſten ſind reicher als die Franzöſiſchen: der Sonntag iſt ihr Ruhe und Erholungstag, und den Freuden der Tafel gewidmet; ſtatt aber ſich der rauſchenden Luſtigkeit der Franzoſen zu überlaſſen, beſchäftigen ſie ſich lieber mit Politik, Handel und mit den Operationen des Parlaments und ihres Gouvernements. — Von den Karaiben iſt im vorhergehenden Stücke das Nöthige erinnert worden.

Die Inſel wird von einem Engliſchen Gouverneur regiert, der zugleich die Verwaltung aller im Winde liegenden Engliſchen kleinen Antillen auf ſich hat: Er hat ſeinen Sitz in Kingstown, dem Hauptorte der Inſel St. Vincent, mit einer Rhede, auf der Weſtküſte, zwei Meilen von dem vorhin beſchriebenen Vulkan liegend — Tyrellsbai und Château Belair, zwei Engliſche Militärpoſten. Mehrere Carbets oder Dörfer der Karaiben ſind jetzt ganz verödet oder verlaſſen. — Zu dem Gouvernement von St. Vincent gehören auch noch die kleinen Nachbarinſeln Bequia, Petit-Martinique u. a. m.

1. Barbados. *)

I.

ıme. Lage. Gränzen. Größe. Wichtigkeit. Eintheilung.

Diese etwas über 10 Quadratmeilen große, 3½ Meilen ige und 2½ Meilen breite, Englische Insel, liegt unter dem . Gr. 5 Min. der Nordbreite und dem 59½ Gr. der westl. nge, im Osten von St. Vincent. Sie ist die östlichste n allen Antillen und den Britischen Besitzungen in Ame- a, und wird deßwegen auch von den Engländern nicht t zu den Lewardsinseln gerechnet. Im Norden und Osten der freie Ocean, im Nordwesten St. Lucie und Ma- ıique, im Westen St. Vincent und südlich Ta- go. Sie enthält mehr als 100,000 Englische Morgen ı 40 Ruthen lang und 4 Ruthen breit) Landes, ist sehr ıchtbar und wird immer ein wichtiger Posten in den ıseln unter dem Winde bleiben, eben weil sie gegen Osten vorderste Landspitze aller Englischen Besitzungen ist, die Gestalt eines Halbkreises im Americanischen Inselmeere m Norden nach Süden liegen, und von hieraus am leich- ten bereiset werden können. Es werden auch regelmäßig en Monat zwei Postschiffe aus England hierher geschickt, :en das eine hier anlegt, wenn es nach Jamaica, und n da nach den Bahama- oder Luccaischen Inseln rückſegelt; das andere aber von hier durch die Karaibischen ıseln nach Dominique, Antigua, Montserrat, ewis, St. Christoph und Tortola geht.

Barbados gehört etwa seit 215 Jahren den Engländ- n. Vor dieser Zeit wurde es zwar öfters von Spaniern

*) Mac Kinne's Reise nach dem Britischen Westindien ꝛc. Cap. 1.

und Portugiesen besucht, aber nie auf einer Charte angezeigt. Sein Name wird gewöhnlich den Spaniern zugeschrieben, die ihn, wie man glaubt, von den häufigen wilden Feigenbäumen, deren nackte und Wurzel schlagende Aeste etwas einem Barte Aehnliches haben, und häufig auf der Insel wachsen, herleiteten, obgleich Andere behaupten, daß dieser Name von den Portugiesen herrühre, welche die Insel von ihrem wilden Zustande und der uncultivirten Lebensart der Bewohner derselben los barbados genannt hätten. Allein in diesem Falle waren ja alle die Inseln jenseit des Atlantischen Meeres; mithin scheint die Ableitung von den wilden Feigenbäumen natürlicher und jeder andern vorzuziehen. Die einheimischen Producte von Barbados scheinen indessen den fremden Platz gemacht zu haben, denn die ganze Insel ist jetzt bebaut und angepflanzt. — Eingetheilt wird sie in 5 Bezirke und 12 Kirchspiele, die unten vorkommen werden.

2.

Kurze Geschichte. Klima und Naturbeschaffenheit. Boden. Küsten. Baien. Vorgebirge. Berge. Flüsse.

Als die Engländer das erste Mal 1515 mit einem Schiffe auf der Rückfahrt von Guinea hier landeten und einige Mann an das Land setzten, fanden sie die Insel überaus wild, und in einem elenden Zustande. Länger als ein Jahrhundert nachher, nämlich 1624 ankerte hier ein anderes Englisches Kauffartheischiff, von welchem sich etwa 30 Mann auf dem westlichen Theile der Insel niederließen. Sie fanden ebenfalls die ganze Gegend unbewohnt und mit dicken Wäldern bewachsen; sie schien nie, selbst nicht einmal von Wilden, bewohnt gewesen zu seyn. Sie hatte weder

zahme noch wilde Thiere, keine Früchte, keinen Grashalm, keine Wurzel zur Nahrung für Menschen. Da indessen das Klima gut war und der Boden fruchtbar schien, so blieben die 30 Engländer hier und versuchten, sich anzubauen. Die Bäume waren so groß dick und von solchem festen Holze, daß sie nur mit vieler Mühe so vieles Erdreich aufreißen konnten, als sie zu ihrer Erhaltung brauchten. Dessen ungeachtet fanden sie durch ihren ausdauernden Fleiß ihr nothdürftiges Auskommen und machten bald die Entdeckung, daß der Boden zum Anbau des Indigo, der Baumwolle und des Tabaks, der damals in England sehr im Schwange gieng, geschickt war. Diese Aussicht und die erfolgten Unruhen unter Cromwell veranlaßten viele Auswanderungen aus England, so daß die Bevölkerung in Barbados so schnell zunahm, daß 1670. kaum 40 Jahr nach der ersten Niederlassung daselbst, die Anzahl der Bewohner sich schon auf 50.000 Weiße, und 100 000 Negersclaven belief und ein großer Theil der Insel vortreflich angebaut war. Der Handel beschäftigte um diese Zeit mehr denn 400 Schiffe von 150 Tonnen. Die jährliche Ausfuhr an Indigo, Ingwer, Baumwolle und Citronen betrug 8½ Millionen Livres, und das auf der Insel circulirende Geld schlug man zu 5 Millionen Livres an. Bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts war ihre Bevölkerung, ihr Handel und ihre Reichthümer im Steigen begriffen. Allein von der Zeit an gerieth diese blühende Colonie ins Abnehmen, welches wohl daher kam, daß mehrere Französische Colonien und zum Theil auch neue Englische Niederlassungen auf den benachbarten Inseln entstanden und äußerst schnell zunahmen.

Da Barbados die östlichste Insel unter den kleinen Antillen ist und sehr frühzeitig angebaut wurde, auch keine stehenden Gewässer und dicken Waldungen, aber regelmäßige Passatwinde hat, so ist die Luft hier reiner und gesunder, als auf den andern Antillischen Inseln, daher auch die

Einwohner ein hohes Alter erreichen und hundertjährige Leute nicht selten sind. Die Witterung ist meistens beständig, aber die Hitze begreiflich sehr drückend. Sie wird nur dann und wann durch heftige Platzregen unterbrochen, aber bald darauf wieder durch neue Sonnenglut vermehrt. Dadurch wird nicht nur Alles, was der Witterung ausgesetzt ist, angegriffen und verderbt, z. B. Häuser, Dächer, Lebensmittel, sondern die Erde wird auch durch anhaltende Regengüsse von den Hügeln losgerissen, und sinkt mit den Bäumen nicht selten so abgespült in die Thäler. Die Ostwinde von der See sind gesund, und reinigen die Luft, die feuchten Südwestwinde hingegen wirken oftmals nachtheilig und in der nassen Jahreszeit entstehen von Erkältungen bisweilen gefährliche und ansteckende Krankheiten. Eben so verursachet eine auch nur mäßige Anstrengung im Gehen Schwäche und Schweiß, und die hiesigen Fieber erreichen dann und wann einen hohen Grad von Stärke und Bösartigkeit, besonders für Europäer. Jeder neue Ankömmling, der sich viel der Sonne aussetzt, stark bewegt oder sonst den Körper ungewöhnlich reizt, zieht sich gewiß eine oder die andere Krankheit zu. Nachtluft und Thau sind so gefährlich, als die Tageshitze, und eigentlich ist nur der Auf- und Untergang der Sonne die Zeit, wo der Freund der Natur sich ohne Gefahr herauswagen darf. Indessen kann **Barbados**, im Vergleich mit andern Westindischen Inseln, für Europäer noch immer als ein ziemlich gesunder Aufenthaltsort betrachtet werden, welches der gute Zustand der Garnisonstruppen und das hohe Alter mehrerer Menschen, die daselbst leben, beweiset.

Orcane, die sonst sehr heftig hier wütheten, besonders 1675 und 1780, von welchem letztern Jahre man noch 1803 Spuren sah, *) scheinen jetzt seltener geworden zu

*) Er war so heftig, daß er die ganze Insel erschütterte, Steindämme einriß, 4 — 5000 Einwohnern das Leben kostete,

seyn. Von 1731 — 1780 hat man keinen von Bedeutung gehabt. Durch einen späteren wurde Bridge-Town, eine der besten Städte der Karaibischen Inseln, sehr verheeret.

Der Boden ist, wie schon gesagt, fruchtbar, und wenn es nicht an Regen fehlt, so gedeihen alle Westindische Producte überaus gut. Im Allgemeinen ist die Insel niedrig, so niedrig, daß man leicht in den Americanischen Inselgrund einfahren kann, ohne dieses Eiland zu bemerken, wenn aber widrige Winde und Strömungen wüthen, so ist es schwer, ja unmöglich, den Küsten nahe zu kommen. In mehreren Gegenden sind wegen des fetten Erdreichs die Straßen, besonders nach einem Regen, kaum zu passiren, in andern sind sie äußerst romantisch und pittoresk. Gegen Norden und Nordost ist sie von einer Hügelkette durchzogen, die sich von 30 — 50 Fuß über den Strand erhebt und an dem nordöstlichen Ende ein Vorgebirge bildet. Manche dieser Hügel erheben sich denn doch auch zu Bergen, unter denen ein steiler Felsen von 915 Fuß Höhe ist. Sie tragen einen großen Theil mit zur Fruchtbarkeit bei und sind in dieser Hinsicht für die Insel sehr wohlthätig; denn sie fangen die mit Meeresdünsten beladenen Ostwinde auf, und zwingen die Dünste, in Nebel, Regen oder Thau herabzufallen, wodurch gesunde Quellen und kleine Bäche entstehen, welche um so schätzbarer sind, da es der Insel fast ganz an Flüssen fehlt und sie überhaupt Mangel an Wasser leidet, weßhalb man genöthiget ist, das Regenwasser in Cisternen zu sammeln. Der Schaum auf manchem stehend gebliebenen Wasser soll ein starkes Gift seyn, das Vögel und Thiere tödtet.

und auf dem St. Annen-Hügel eine Kanone mit ihrer Lavette umwarf. Man schätzte den Schaden auf mehr als 31 Millionen Franken.

Aus dem vorhin angeführten Grunde sind diejenigen Theile der Insel, welche die Berge gegen Westen haben, die fruchtbarsten, in denen hingegen, die keine Berge im Westen haben, herrscht gemeiniglich Dürre. Mehrere Berge haben sehr merkwürdige Höhlen, unter denen sich besonders die Coleshöhle, theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres sonderbaren Baues, auszeichnet. Sie ist von Natur rings herum mit Klippen und Untiefen verschanzt, und schließt zwei andere in sich, eine feuchte und eine trockene. Beide haben an den Wänden und Decken Tropfsteinzapfen; in der feuchten rinnt auch ein Bach, der aus der klarsten Quelle mit einem sanften Gemurmel entspringt. Aus einigen Höhlen schwitzt ein schwärzlich grünes Oehl heraus, das man in kleinen Gruben sammelt, welche sich mit Wasser füllen, auf dessen Oberfläche es schwimmt. Man schöpft es ab und braucht es nicht nur zum Brennen, sondern auch als Heilmittel in mancherlei Zufällen.

Die Küsten sind fast durchgehends mit weißen Korallen besetzt, und der Strand besteht aus einem schönen leichten Sande, der wahrscheinlich aus den zu Pulver werdenden Kalkfelsen und den damit vermischten Schaalthieren entsteht. Uebrigens ist die Insel durch Natur und Kunst gegen jeden Angriff geschützt. Der Windwardküste entlang ist sie durch Felsen und Untiefen gesichert, so daß fast ⅔ der Insel unzugänglich sind. An der Lewardseite hat sie gute Häven, Baien und eine lange Linie von Forts, Castellen und Batterien, die jede feindliche Landung abwehren können: auch kann sie leicht an 5000 Mann eigene Truppen ins Feld stellen. Unweit der kleinen Bai, an deren nördlichen Seite der größte Theil der Hauptstadt Bridgetown (Brückenstadt, von der Brücke, welche über die Bai geht, so benannt), gebaut ist, sieht man noch die Ruinen des alten Steindammes, der durch den Orcan 1780 eingerissen ward.

3.

Anbau. Pflanzungen. Producte. Handel.

Alle Nachrichten der Reisenden stimmen darin überein, daß Barbados stärker, als eine der andern Westindischen Inseln angebaut ist. Wenn man im Lande herum reiset, so ruhet das Auge beinahe überall auf schönen Anlagen und Pflanzungen, die mit den dazwischen liegenden Gütern und Wohnungen der Besitzer, und den Hütten der Neger den reizendsten Contrast machen. Bald kommt man durch lange Gänge von schattigen Cocosbäumen, deren große Blätter den schönsten Bogen bilden, und die noch auf beiden Seiten mit Indianischen Feigen und der schönen Aloe eingehägt sind. Die Oeffnungen zwischen den Bäumen gewähren die reizendste Aussicht auf Thäler und Flächen, die mit Baumwolle und Indischem Korn bedeckt sind, und von Hügeln umgeben werden, auf denen Wind- und Zuckermühlen zwischen hohen Kohlpalmen und Cocosbäumen romantisch liegen. Zuweilen nähert sich dieser Weg der See, und geht eine Strecke lang unter Cedern und Manschinellen am Strande fort. Er windet sich dann durch die Pflanzungen, wo die üppigen Felder von Baumwolle und andern tropischen Pflanzen mit Gruppen von Cocos- und Pisangbäumen abwechseln. Das höchste Land ist im Innern hinter Spightstown und in dem fruchtvollen Districte, der Schottland heißt, und in Hinsicht der Bevölkerung von Weißen wohl in ganz Westindien nirgend seines Gleichen findet, weil beinahe auf — jeden Morgen Landes ein Einwohner gerechnet werden kann.

Ein eben so lebhaftes Gemälde einer Westindischen Scene liefert die Ebene hinter Bridgetown. Sie wird von einer Menge kleiner Eigenthümer und Pflanzer bewohnt und ist sowohl in Hinsicht ihrer Cultur, als der Verschieden-

heit ihrer Producte wegen, merkwürdig. Die Straßen sind meistens an beiden Seiten mit Campeschebäumen besetzt, und die verschiedenen Blätter und Farben des Arums, der Cardomomen und Baumwollenstauden, der Brodfrucht- und anderer Bäume, die um die Gartenhäuser der Bürger und die Wohnungen der Pflanzer prangen, bilden mit den stattlichen Kohlpalmen und Cocosbäumen, eine der herrlichsten Scenen. Die Pflanzungen sind dabei hier viel kleiner als auf andern Inseln: weil Jeder seine eigene haben will und die Insel nach ihrer Größe außerordentlich volkreich ist. Der Weg nach den Landhäusern der Pflanzer gehet meistens durch Alleen von schattigten und zierlichen Bäumen, besonders der Tamarinde und dem großen Orangenbaum, gewöhnlich Shaddock genannt. Der Reichthum und Geschmack der Eigenthümer spricht sich aber nicht in diesen Anlagen allein, sondern auch in der innern Einrichtung ihrer Häuser, und in der Menge und Schönheit ihres Silbers, aus.

Barbados vornehmster Naturreichthum besteht neben den gewöhnlichen Producten in Zucker, der 1668 hier schon so häufig gebauet wurde, daß man eine Menge Pflanzen zum Anbau nach Jamaica schicken konnte (es gehen von diesem Producte allein jährlich mehr als 15 000 Orhoft am Werthe 800.000 Pfund Sterling, nach England), Orangen, Citronen (mit einem jährlichen Gewinn von 40 000 Pfund Sterling), Aloe, Ingwer, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Pomeranzen. medizinischen Nüssen (von angenehmem Mandelgeschmack, mit abführender Kraft), Arum, (Edda, Aron, das eine sehr gute Nahrung giebt,) Pataten (oft 6 — 8 Pfund schwer), Manschinell-, Eisen-, Rothholz-, Palmöl,, Lebens-, weißen und rothen Guave-, Cocos-, Bergamotten-, Areka- oder Kohlpalmen-, Papaya- oder Melonen- (15 — 16 Fuß hoch und zum Pflanzengeschlechte gehörend) und anderen vorhin schon erwähnten Bäumen, dem sogenannten Scythischen Lamme, (ein

Schmarotzerpflanze mit Lammsfüßen ähnlichen Aesten und Schlingen, das alle Bäume tödtet, um und in welche es sich schlinget, da seine kleinen Wurzeln sogar in die Rinde dringen), medizinischen Kräutern, Indischem Korn, Kardomomen ꝛc. in Hausthieren, als: Hunden, Katzen, Schafen, Schweinen, Pferden, Eseln, Maulthieren, Ziegen, Ochsen und Kühen, Affen, Ratten, Guineavögeln, Schwalben, Colibris, Seevögeln, wildem Geflügel, Moskowitischen Enten, Scorpionen, Fischen von sehr verschiedenen Arten, Heuschrecken (oft in großen Schwärmen), Purpurschnecken und anderen Schaalthieren, Vielfüßen (ein kleines, aber giftiges Thier, dessen Biß viele Schmerzen verursacht), und schwarzen Spinnen (die mit ihrem Bisse dieselben Schmerzen machen, wie der Scorpion), Meerteufeln, fliegenden und Tintenfischen u. a. m. Auch Mineralien fehlen nicht, z. B. Erdpech, Munieni genannt, das auf einigen Hügeln gegraben wird, das vorhin erwähnte Steinöhl, Tropfstein in der Coleshöhle, der in lauter hohle Zapfen gerinnt ꝛc.

Der bedeutende Handel erhellet aus folgenden, von 1788 hergenommenen Angaben, da neuere fehlen. Ausgeführt wurden: 131,766 Cr. Zucker, 415,489 Gallonen Rum, 2,705,975 Pf. Baumwolle, 5561 Cr. Ingwer und 245 Tonnen Acajou, zusammen am Werthe 13 Mill. Livres. Eingeführt wurden dagegen eine Menge Luxusartikel, Kunstsachen, Lebensmittel, Tücher, Zeuche in Wolle, Seide, Linnen und Baumwolle, Lederwerk, Wein, Metallwaaren u. dergl. mehr.

4.

Einwohner. Städte.

Die gegenwärtige Anzahl der Einwohner ist nicht bekannt, da die neuesten Angaben fehlen. 1788 belief sie sich auf 25,000 Weiße, 850 Mulatten und 62,160 Neger. Die Weißen sind theils Engländer, Schotten und Irländer, theils auch Franzosen, Holländer und Portugiesen, auch findet man mehrere Juden unter ihnen. Die meisten sind Kaufleute, Pflanzer, viele Geistliche, Aerzte und Rechtsgelehrte. Alle beweisen sich sehr gastfrei, aber auch, wie überall in Westindien, hart und tyrannisch gegen die Neger, welches diese nicht selten (noch vor Kurzem) zur Empörung verleitet. Man findet hier auch viele weiße Bediener, die entweder durch freiwilligen Verkauf ihrer Person auf etliche Jahre, oder als Sträflinge aus England hierher gekommen sind. Die Neger werden (wie überall in America) theils zur Feldarbeit, theils zu Handwerken oder Hausdiensten, vornehmlich aber in den Zuckersiedereien und Zuckermühlen gebraucht. Ihre Wohnungen bestehen in elenden Hütten, die mehr alten Schoppen, als menschlichen Wohnplätzen gleichen. Selbst die Freigelassenen unter ihnen sind froh, wenn sie alte verfallene Häuser in Besitz nehmen dürfen, welche sonst eingerissen, oder verödet gelassen würden. Ihre Nahrung besteht gewöhnlich in Brod aus Cassavemehl, in Mais und getrockneten Fischen. Auf dem Felde stehen ihre schwarzen Aufseher mit Peitschen hinter ihnen, und ordnen und treiben sie zur Arbeit mit gefühlloser Härte an.

Von der Lebensart der Weißen macht ein neuerer Reisender folgende Schilderung. „Sie halten gewöhnlich in „Tags nur eine Mahlzeit, die des Mittags. Man geht um

„2, auch wohl 3 Uhr zu Tische, und wenn Besuch da ist, „steht die Gesellschaft selten vor Einbruch der Nacht auf. „Sie essen vorzüglich Fleischspeisen und wenig Brod. Sie „unterhalten ihre Gäste auf eine angenehme Art, haben gute „Köche, schöne Wäsche und eine besondere Reinlichkeit in „ihrem ganzen Hauswesen. Reiche Leute lassen Rephühner und Fasanen von Europa kommen, die sie so lange „in Käfigen aufbewahren, bis sie deren bedürfen, und, „wenige Nationen sind so verschwenderisch, um sich jede „fremde Seltenheit, jeden Leckerbissen zu verschaffen. Sie „besitzen alle Gattungen Weine und Liköre, und sind stolz „darauf, ihre Gäste so begeistert nach Hause gehen zu „lassen, daß sie kaum den Weg finden können; weßhalb „auch vorzügliche Sorgfalt auf die Straßen verwendet „wird." —

Die Insel besteht aus fünf Hauptdistricten: St. Michael, St. James und St. Peter im südlichen Theile; Ossine und St. Andrews-Oberhill oder Schottland im östlichen Theile. Diese Bezirke begreifen wieder eilf Kirchspiele. Die Hauptstadt ist Bridgetown (ehedem St. Michael, von ihrer Pfarrkirche), an der südwestlichen Küste, an der großen Carlisle-Bai, welche gegen 500 Schiffe fasset. Hier ist der Ort, wo die Sclavenschiffe von den Afrikanischen und Nordamericanischen Küsten anhalten, um sich nach dem Zustande der Sclavenmärkte in den Inseln unter dem Winde zu erkundigen, wodurch der Haven in der Carlisle-Bai, selbst in der Jahreszeit, wo die Einwohner der Insel wenig Handel treiben, immer voll Leben und Thätigkeit ist.*) Dieser größte Westindische Sclavenmarkt ist für die Scla-

*) Man sehe mit mehrerem nach: Dr. Pinckard's Notes on the West-Indies. London, 1806, 3 Vol. Letter XX folg.

venhändler unstreitig die reichste Messe, indem sie hier ihre Waare im Ganzen verkaufen, und so ihr Menschencapital auf einmal in Bausch und Bogen los werden, worauf die Unglücklichen erst theilweise nach den übrigen Inseln verhandelt werden. Die Stadt hat breite, aber meistens ungepflasterte Straßen, 1200 Häuser, die ein sehr baufälliges Ansehen haben, und etwa 12,000 Einwohner (ohne die 1000 Mann starke Besatzung), die fast alle vom Handel leben. Sie ist der Sitz des Statthalters, dessen Einkünfte 120,000 Franken betragen sollen, der gesetzgebenden Macht, so wie aller höhern Gerichte. Von hier aus wird der Handel in das Ausland von allen Gegenden der Insel getrieben. Der Commandant der sämmtlichen Truppen in den Englisch-Westindischen Inseln wohnt in einem königlichen Gebäude der östlichen Vorstadt, und der Statthalter in einem ansehnlichen Palast auf einer sehr angenehm liegenden Anhöhe, von wo aus man die schönste Aussicht auf die Stadt und die umliegende Gegend hat. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus die große Hauptkirche mit einer schönen Orgel, die Wohnung des Gouverneurs und des Commandanten, das Posthaus, ein Collegium, die Freischule (beide vom Obersten Codrington, der hier geboren war, gestiftet und reich dotirt), das Stadthaus und mehrere ansehnliche Vorrathshäuser und reiche Waarenlager. Den ausgebreiteten Handel befördern sehr gute Schiffswerfte und ein vortreflicher Haven. Sowohl dieser, als die Stadt, werden durch mehrere Forts und Batterien geschützt, so daß Bridgetown unstreitig der festeste Ort in dieser Weltgegend ist. Hier kommt auch alle Monate ein Postschiff aus England an. An reichen Kaufleuten, Juwelieren, Goldschmieden, Uhrmachern und andern Künstlern fehlt es nicht. Die entferntern Theile der Stadt, obschon sie meistens nur von Negern bewohnt werden, sind häufig mit Pisang-, Pommerantzen-, Papaya-, Cocos- und

Tamarindenbäumen-Alleen besetzt, welche die angenehmsten Spaziergänge gewähren. — Sprightstown, ein Städtchen mit etwa 300 Häusern und 2000 Einwohnern. Die andern Orte Jamestown, Charlestown, Klein-Bristol ꝛc. sind bloße Flecken.

---

u. Grenada und die Grenadillen.

Von der Insel St. Vincent bis nach Grenada sind kaum 20, von Barbados hingegen 45 Seemeilen. Sie liegt St. Vincent im Süden und in einer nur etwas weitern Entfernung von dem Spanischen Continente Cumana nach Nordosten, eben so von der Insel Margaretha, und nordwestl. von Tabago, unter dem 12. Gr. 5 Min. der Nordbreite, und dem 61. Gr. 40 Min. der Westlänge. Ueber ihr liegen die kleinen Grenadillen, deren zwölfe sind, so wie die beiden kleinen Eilande der Mustiquen, nackte, von dem Ostwinde und der Fluth gepeitschte Felsen. Diese Reihe kleiner, nahe an einander liegenden Inseln mit der Mutterinsel Grenada machen mit St. Vincent nur ein Gouvernement aus und stehen sämmtlich unter Großbritannischer Oberherrschaft. Die Länge der Insel Grenada beträgt 4, die Breite 2½ Meilen, und die Arealextension 10½ Quadratmeilen. Sie ist die südlichste der Inseln unter dem Winde, reich an Bewässerung und daher an allen Westindischen Gewächsen überaus fruchtbar. Das Klima ist angenehm und Orcane sind selten: dennoch sind Faulfieber und auch das gelbe Fieber, besonders in der heißen Zeit, vom October bis zum Mai, sehr gewöhnlich, vorzüglich unter den neu angekommenen Europäern.

Der Boden beſtehet aus Ebenen mit Hügeln, deren einige ſich zu mäßigen Bergen erheben, iſt faſt allenthalben gut bewäſſert, und daher tragbar, vorzüglich zum Anbau des Zuckers, Kaffees, Cacao, Tabaks und Indigo geeignet. Auch Baumwolle, Caſſave, Yams, Bananas und Patates kommen ſehr gut fort, ſo daß dieſe Inſel eben ſo blühend zu werden verſpricht, als jede andere Weſtindiſche Colonie von gleicher Größe. Aus den Bergen entſpringt eine ziemliche Anzahl zum Theil beträchtlicher Bäche, die ſich überall hin faſt gleich vertheilen. Einer der anſehnlichſten iſt der Marquis. Auf dem Gipfel eines Berges, mitten auf der Inſel, befindet ſich ein See, aus dem mehrere Flüßchen kommen, die der Inſel zugleich zur Zierde und Fruchtbarkeit dienen. An den Küſten ſind einige ſehr bequeme und ſichere Baien und Häven, wo aber die Engliſchen Küſtenaufſeher ſehr wachſam ſeyn müſſen, damit die Schleichhändler nicht ihr böſes Handwerk treiben, wozu ihnen die benachbarten Muſtiquen und Grenadillen überaus beförderlich ſind. Die Bai St. Georg hat Sandgrund und iſt geräumig, aber offen. In ihrem Haven können bequem 100 Schiffe ankern. Landſpitzen und Vorgebirge befinden ſich an mehreren Orten; die meiſten ſind kahle Felſen, ohne Wald oder ſonſt eine Anpflanzung, eine Fortſetzung der Berge im Innern der Inſel bis an die Seeküſte, wo manche wie Spitzberge abgeſchnitten erſcheinen. Beſonders ſchroff iſt die Nordküſte. Weiter ins Meer hinein giebt es mehrere Sand- und Kalkfelſenbänke, unter denen beſonders eine zu merken iſt, welche eine größere Ausdehnung, als die ganze Inſel hat, und dieſer im Südweſten liegt.

Merkwürdig iſt die Geſchichte der Inſel. Im Jahre 1650 erkaufte ſie der damalige Beſitzer von Martinique, du Parket, von den Wilden und ließ ihnen Anfangs ihre Wohnungen, war aber, weil ſie ſeine Leute heimlich ermordeten, in der Folge genöthiget, ſie ſämmtlich auszurotten.

1657 verkaufte er die Insel für 41,520 Thaler an den Grafen von Cavillac. Da begaben sich die meisten der ersten Colonisten nach Martinique zurück; die übrigen ermordeten wegen harter Bedrückung den habsüchtigen Statthalter des Grafen, worauf er sie 1664 an die Französisch-Westindische Handelsgesellschaft verkaufte, welche sie 1674 an den König von Frankreich abtrat, dem sie aber 1762 die Engländer wieder abnahmen. 1779 ward sie aufs Neue von den Franzosen erobert und endlich im Frieden von 1783 abermals an England abgetreten, welche Macht sie noch jetzt mit allen dazu gehörigen kleinern Eilanden im Besitze hat.

Außer den vorhin genannten Producten liefert Grenada noch: Wildpret und Geflügel in Ueberfluß, vielerlei Arten Fische, Krabben, Muscheln und andere Schaalthiere, Korallen, Zoophyten (Thierpflanzen), Ammonshörner, Schnekken, aus denen man Purpur zieht, Manschinellen- und Latinbäume, deren Blätter zur Bedachung der Häuser gebraucht werden, Pferde, Hornvieh, Ziegen, Schafe, Schweine, Maulthiere, mancherlei Vögel, als Papagaien, Drosseln, Ringeltauben ꝛc., aber auch Scorpionen, Tschiken, giftige Schleimthiere und andere schädliche Würmer und Insecten.

Die Ausfuhr betrug 1788 am Werthe 14½ Millionen Franken, eine offenbare zu große Summe, als daß sie von der Insel allein hätte gestellt werden können, daher wohl die Hälfte auf Rechnung des Schleichhandels kommen mag. Es werden vornehmlich folgende Artikel ins Ausland geschickt: 175,548 Cr. Zucker, 670,390 Gallonen Rum, 2064 Cr. Baumwolle, 30,000 Cr. Kaffee, 8800 Cr. Cacao, 300 Cr. Indigo, 200 Cr. Tabak.

Die Bevölkerung auf Grenada und der dazu gehörigen Inselgruppe, beträgt etwa 1200 Weiße und 24,000

farbige und schwarze Menschen; auch findet man noch einzelne Karaibenfamilien, die von einer Insel zur andern fahren. Unter den Schwarzen richten die Pocken zuweilen große Verheerungen an, da das gelbe Fieber mehr die Weißen angreift und hinwegrafft. Unter diesen findet man sehr reiche Pflanzer, so daß manche 4 — 5 Zuckerfabriken und 1000 Negersclaven besitzen, weßhalb die Insel Grenada nächst Jamaica und Barbados, auch wegen ihres Productenreichthums, eine der wichtigsten Colonien der Briten in Westindien ist. Die sogenannte Tributkrankheit befällt hier ebenfalls viele neuangekommene Europäer, auch sind sie mehreren Hautausschlägen, krampfartigen Koliken, und die neugebornen Kinder dem Kinnbackenjammer unterworfen, der besonders in den Niederlassungen nahe an der Seeküste eine bedeutende Anzahl Kinder von allen Farben hinwegrafft.*)

Die Grenadillen, oder kleinen Grenadischen Inseln, im Norden von Grenada, wurden vor 1763 bloß besucht, um Kalk zu brennen, und Bau- und Brennholz zu holen. In der Folge fieng man an, einige urbar zu machen und mit Lebensmitteln zu bepflanzen, welche vielen Weißen und Schwarzen ihren Unterhalt lieferten. Die Ankunft der Engländer brachte Alle in Bewegung, und der Anbau der Baumwolle und des Zuckerrohrs breitete sich überall aus, wo das Erdreich gut war. Auf denen, wo keine Quellen waren, ersetzte man den Mangel des Wassers durch Regenwasser, das man auffieng. Man trieb auch einen starken Handel mit Farbehölzern (Margani), womit die felsigen Küsten der kleinen Insel Becouya bedeckt waren. — Alle zusammen machen kaum 5 Quadratmeilen aus; sie sind auch nicht alle angebaut, da es an frischem Wasser fehlt, welches von Grenada geholt werden muß. Die bedeutendsten sind:

*) Le Blond Reise nach den Antillen, Th. 2, Cap. 17—21.

l'Union, Cariacou, Becouya oder Klein-Martinique, Maillerot und Camaouan, rings herum mit Zoophyten- und Kalkfelsenbänken umgeben, die den Grund des Meeres ausmachen und die Zwischenräume füllen, alle 5 etwa 2¼ Quadratmeile groß, mit Baumwolle und Zuckerrohr bepflanzt und auch nicht ohne Berge. Cariacou, die größte Grenadille, ist jetzt überall urbar gemacht, voll grüner Hügel mit Baumwollenstauden und hübschen Häusern, und bildet ein großes Amphitheater, welches das Auge mit Vergnügen durchläuft.

Die Hauptstadt der Insel Grenada, so wie der einzige Ort der ganzen Gruppe, ist Georgtown, an der südwestlichen Küste, der Sitz des Englischen Gouverneurs, mit 350 Häusern und 3000 Einwohnern, Engländern, Franzosen und Schwarzen, einem vortreflichen Haven, dem Fort St. Georg, einem Werft, Quais und Magazinen zur Bequemlichkeit des Handels. Auf der schönen Rhede liegen zu jeder Zeit eine große Anzahl Schiffe vor Anker, die den Handel sehr lebhaft machen.

---

v. Tabago, oder Neu-Walcheren. *)

Den Namen erhielt diese Insel von Columbus auf seiner Entdeckungsreise; die Indianer legen ihn der Pfeife bei, aus welcher sie die Pflanze, die man seitdem Tabak

*) Das neueste und beste Werk über diese, so wie über die folgenden Inseln ist: J. J. Daurion Lavaysse Reise nach den Inseln Trinidad, Tabago und Margaretha ꝛc. ins Teutsche übers. und mit Noten begleitet von Zimmermann, Weimar, 1816.

nannte, und welche sie Kohiba heißen, rauchen. Pfeife und Pfeife führen auf dem entgegengesetzten Ende des Karaibischen Inselmeers, auf St. Domingo oder Hayti, denselben Namen. Einige Jahre nach ihrer Entdeckung, als sie durch die Auswanderung der Wilden verödet war, gründeten einige Holländische Schiffer hier eine neue Colonie, und nannten die Insel Neu-Walcheren, zur Ehre der Provinz Seeland, in welcher die Stadt Vließingen liegt, wo eine Handelsgesellschaft dieses Unternehmen beförderte. 1632 bestand die erste Colonie aus 200 Personen. Die Insel führt aber jetzt immer ihren frühern Namen Tabago fort.

Sie liegt unter dem 11. Gr. 20 Min. n. Br., und zwischen dem 61. und 62. Gr. w. L., ist 6 Meilen lang, 3 Meilen in der größten Breite, an anderen Orten nur 2 Meilen, und nach dem Flächeninhalte 10 (nach Andern 14) Quadratmeilen groß. Sie kam durch verschiedenen Wechsel des Schicksals mehrmals in Französische und Englische Gewalt. Vor 1783 war sie in den Händen der Engländer, welche sie durch den Frieden von Versailles in dem genannten Jahre an Frankreich abtraten. Sie blieb aber gleichwohl mehr eine Englische Colonie, nur unter Französischer Flagge. Während der wildesten Periode der Revolution eroberte sie 1793 der Englische General Cuyler an der Spitze von 2000 Mann, denen sich die nur 200 Mann starke Französische Besatzung nicht widersetzen konnte. Im Frieden von Amiens ward sie an Frankreich zurückgegeben, ist aber späterhin wieder aufs Neue von Englischen Truppen besetzt worden.

Tabago ist die südlichste unter allen nach Norden hinauf steigenden kleinen Antillen, und ihre Richtung geht von Nordost nach Südwest. Sie liegt nur 7 Meilen von der Insel Trinidad und etwa 20 vom festen Lande in Süd-America entfernt, und wahrscheinlich wegen dieser Nähe

außer dem Erreich der Orcane. Nördlich ist Barbados ihr am nächsten, bis wohin 15 Meilen sind, nordwestlich Grenada, 10 Meilen weit, westlich Margarita, südl. Trinidad (die größte ihr nahe liegende Insel), und östlich der Ocean.

Die lebhaften Streitigkeiten um diese Insel beweisen die Wichtigkeit ihres Besitzes für die Europäischen Seemächte. Ihre Lage vor der Meerenge, welche die Antillen von America scheidet, ist in Kriegszeiten sehr vortheilhaft. Ihr reicher, noch nicht überall bearbeiteter und von mehreren Flüssen und Bächen bewässerter Boden ist vortreflich zum Zuckerrohr-, Baumwollen-, Indigo-, Kaffee- und Cacaobau. Ihre Feigen, Orangen, Citronen, Granaten und Bonjaven, sind vortreflich, und alle andere tropische Früchte kommen daselbst sehr gut fort. Man versichert, daß sich auch der Zimmt- und Muscatenbaum auf dieser Insel finden; gewiß ist, daß der Gummi-Copal-, Pimento-, der Brodbaum von Otahiti und fünferlei Arten von Pfeffer hier wachsen; ja man kann sagen, daß Tabago fast alle Pflanzen der Antillen besitze, und mehrere als Trinidad, so wie die meisten von denen, welche im Spanischen Guiana und auf dem Cap Paria einheimisch sind. Die Engländer verwendeten besonders auf den Bau der Baumwolle, die hier von vorzüglicher Güte ist, große Summen.

Das Klima ist vortreflich, im Ganzen gemäßigt, und lange nicht so heiß, als auf mancher nördlicher liegenden Insel. Sie ist zwar gebirgig, die Gebirge bestehen aber meistens nur in mäßigen Hügeln, daher sie auch vom Passatwinde ganz bestrichen werden kann, und mithin lange nicht so von der Hitze leidet, wie z. B. St. Vincent, Lucie, Martinique u. a. m. Der angebaute Theil befindet sich in einem sehr blühenden Zustande; nirgends kann man schönere Pflanzungen, nirgends gesündere und

wohlgenährtere Neger sehen. Fast aller Orten ist der Erdboden reich und die Pflanzenerde mehr oder weniger tief, überall schöne Weiden, oder natürliche Wiesen und köstliche Thäler. Die Berge haben hier nicht, wie auf andern Antillen, die scharfen Spitzen, die abgeschnittenen Seiten, die Denkmähler großer vulcanischer Revolutionen, sondern laufen mehr schräg in sanften Ebenen ab. Mehrere schöne Baien und Häven, vornehmlich an der Nord- und Westküste als Man of War, Curland, Sandy-Point, Kings-Bai, passen für die größten Schiffe; die Bai Halifax, Turrels-Bai, Bloodybai, la Guira's Bai u. a. haben einen guten Grund für Schiffe von 150 — 200 Tonnen. Die Strömungen des Meeres bei Tabago sind sehr ungewiß, vorzüglich in dem Canale, der die Insel von Trinidad absondert. Die von Osten kommenden Schiffe, welche um die Südküste der Insel gehen, müssen immer die Südseite der Insel wohl in Acht nehmen, sonst würde sie der Strom, der um Klein-Tabago (ein unbedeutendes Eiland in Nordost), wogt und immer nach Nordwest geht, bald nach Norden bringen. Auch bei den Felsen von St. Gilles in Nordost, den Riffen in der Curlandsbai und den Klippen Chesterfield ist Umsicht nöthig.

Auch hier hat die Natur ihre Gaben und herrlichsten Geschenke in reichem Maaße ausgespendet. Einige sind vorhin genennt worden. Hier führen wir noch folgende an: 1) Im Pflanzenreiche: Avocadobirn-, Papaye-, Mammei-, Nierenbäume, Mahagoni-, Eisenholz-, Mangle-, Genipa-, Copaiva-Balsam-, Campeschenholz-, Cassien-, Zimmtbäume (seit 1632), die Seetraube von Coccoloba (7 verschiedene Arten), die Malpighie (gewöhnlich Kirschbaum genannt, mit einer der Kirsche ähnlichen Frucht), Granatäpfel, süße und saure Limonien, Tamarinden-, Cocos- und verschiedene andere Palmbäume, Pisangen (Bananiers), Bacoves- oder Bananasfeigen, die

zackigen Flaschenbaum, Pimento-, Sassafras-, Cacaobaum, Zuckerrohr, Caffee, Kassave, wilden Zimmt, Indigo, Baumwolle, Gummi-Copal (achterlei Sorten, das Pfund des besten zu 5 Thaler; man sammelt ihn theils aus dem Sande der Flüsse, theils durch Einschnitte in die Copalbäume), Pataten, Ananas, Yams, Indisches Korn, Vanille, Mahotsträuche, Kürbisse, Arum, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Weintrauben u. s. w. 2) Im Thierreiche: das Schwein Tajassu, das Armadill oder Gürtelthier, Esel, Maulthiere, Rindvieh, Pferde, Schaafe, Ziegen, Moschusratten, Jaguars oder Tigerkatzen, Agoutis (Westindische Hasen oder Ferkelmäuse), Opossums (Beutelthiere), prächtige Vögel, als: Katraka (eine Art Fasanen), Enten, Wasserhühner, Papagaien, Ringel- und Turteltauben, dreierlei Arten von Colibris, Drosseln, Krammetsvögel, Schnepfen, ein kleiner Vogel in der Größe eines Sperlings, mit einem prächtigen Gefieder, mehrere Wasservögel, als Pelikane, Reiher, Fregatten, auch die Adler vom Orineco, Flammants ꝛc. Schildkröten, Lamentins (Trichecus Manati), die seltensten und schönsten Conchylien von allen Farben des Regenbogens, Seekrabben und andere Schaalthiere, und Fische in Ueberfluß. 3) Im Mineralreiche: Quarz, quarziger Sandstein, Hornblende, rothe Kiesel ꝛc.

Seitdem die Colonie durch den Frieden von Amiens an Frankreich zurückgegeben ist, kennt man den Zustand des Handels wenig. Im Jahre 1790 und auch noch in der Revolution, ärntete man 18 — 20,000 Cr. Baumwolle, wovon über 12,000 Cr. ausgeführt wurden, und einige Jahre vorher 211,400 Cr. Rohzucker, wovon aber nur 20,250 Cr. nach Frankreich kamen; Kaffee, nicht mehr als 159 Cr., 45 Cr. Indigo, verschiedene andere Artikel für 29,000 Franken, in Allem für 3,289,000 Franken. Die Staaten von America führten 1788 aus: Baumwolle, Weizenmehl, Zwieback, Rum, für 204,875 Fr., rohen Zucker

und andere Waaren für 249,970 Fr. Die Spanischen Besitzungen, Lastthiere, Ochsen, für 82,000 Fr. Die Englischen Besitzungen, Pferde, Bauholz, Baumwolle, für 118,560 Fr. Eingeführt wurden dagegen aus Frankreich für mehr als 1 Mill. Fr. Fabrik- und Manufactur-Waaren, Lebensmittel und andere Materialien; aus den Freistaaten, Ochsen, Pferde, Maulthiere ꝛc. für 21,120 Franken; Bauholz, Bohlen, Bretter für 112,070 Franken; gesalzenes Rindfleisch, Korn, Reiß, Hirse, Weizen ꝛc. für 50,600 Franken; aus den Englischen Besitzungen, an Schuhen, Stiefeln, Metallwaaren, gesalzenem Rindfleisch ꝛc. für 23,000 Franken; Neger und Negerinnen für 1,395,000 Franken; Zeuche, Porter, Wein, Häringe ꝛc. für 493,000 Franken; aus den Holländischen Besitzungen, an Mehl, Stockfisch, Negern ꝛc. für 58,272 Franken.

Der Einwohner waren um dieselbe Zeit und noch späterhin (1802) 18,500 auf der Insel, nämlich 400 Weiße (das gelbe Fieber hatte viele in diesem Jahre weggerafft), mit Ausschluß der Besatzung, 600 freie farbige Leute, und ungefähr 17,500 Negersclaven. Alle könnten aber den Anbau der Insel weit eifriger betreiben. Von einer Colonie Curländer, die 1654 hier sich niederließ, sind nur noch wenige Familien übrig, und von den Eingebornen befanden sich im Jahre 1803 nicht mehr als noch drei Familien, zusammen 26 Personen, auf der Insel. Diese unglückliche Rasse stirbt allmählich ganz aus, überall, wo man sie nicht civilisirt.

Der einzige Hauptort ist Scarborough an der nordwestlichen Küste, mit einem guten Haven und etwa 400 Wohnungen. Die Einwohner beschäftigen sich beinahe einzig bloß mit dem Handel, und Zucker- und Baumwollenbau.

w. Trinidad. *)

Diese schöne, malerische, an Naturschönheiten aller
rt überaus reiche Insel, welche in der neuen Welt wenige,
er gar keine ihres Gleichen in dieser Hinsicht hat, liegt wie
n Damm vor den Mündungen des Orinoco, gleichsam um
ne ungestümen Fluthen und Strömungen aufzuhalten, südö
h unter der Insel Tabago, unter dem 10. Gr. der n. B.,
d zwischen dem 62. und 63. Gr. der w. L. Im Jahre
98 von Columbus zuerst entdeckt, ward sie späterhin
535) von den Spaniern in Besitz genommen. Nach
nem Wechsel mannichfaltiger Schicksale, wobei der Spani-
e Hof es nicht an Aufmunterungen zum fleißigen Anbau
r Insel hatte fehlen lassen, ward sie durch den General
berecrombie am 16. Februar 1797 erobert und unter
nglands Botmäßigkeit gebracht, welcher Oberherrschaft sie
ch jetzt gehorcht.

Sie hat eine länglich viereckige (nach Andern eine mehr
eckige) Gestalt und endigt sich nordöstlich mit der Spitze
alera, gegen Südosten mit der von Galgotta, gegen
rdwesten mit dem Cap Monos, und gegen Südwesten
t dem von Coral. Von Südwest nach Nordost mag
re Länge 15 — 16, die Breite 9 — 10 Meilen, der Flä-
eninhalt gegen 80 Quadratmeilen betragen. Ihrer Lage
gen ist sie eine der wichtigsten Colonien der neuen Welt.
er Meerbusen von Paria, der sie vom festen Lande scheidet,
lt 15 Meilen in der Länge und 10 — 12 in der Breite,
r steht gegen Norden durch eine Meerenge ((bouches du
ragon) mit dem Meere der Inseln unter dem Winde in

*) Man sehe das vorhin angeführte Werk des Dauxion Lavaysse, und Mc. Callums Travels in Trinidad, Liverpool, 1805.

Verbindung, und südlich mit dem Atlantischen Ocean durch den Canal Soldat. Der Ankerplatz des Golfs ist 10–50 Klaftern tief und gewährt den Schiffen zu jeder Zeit Sicherheit.

Ihr Klima wird, besonders für Europäer, für ungesund gehalten, aber schon Raynal hat das Gegentheil bewiesen, und man findet daselbst viele bejahrte Leute. Da die Morgen außerordentlich kühl und von starkem Thaue begleitet sind, so müssen Neuangekommene freilich vorsichtig seyn und sich vor Erkältungen hüten. Die stehenden Gewässer und sumpfigen Ebenen, nebst der heißfeuchten Luft sind auch nicht Jedermann zuträglich. Aber die Einwohner genießen durch die Wirkung der Gewohnheit fast immer einer guten Gesundheit, und sind wenigen Krankheiten unterworfen. Auch müssen Fremde, wie überhaupt in Westindien, den Sonnenstich meiden, denn setzen sie sich diesem unvorsichtig aus, so bekommen sie das Fieber. Die nasse und die trockene Jahreszeit findet auch hier Statt, jene vom May bis October (wo doch aber selten ein Tag vergeht, an dem sich die Sonne nicht wolkenfrei zeigen sollte), diese vom November bis zum April. Uebrigens weicht das Klima der Insel Trinidad darin von dem der südlicheren Länder ab, daß es nicht so feucht, als das von Guiana, und nicht so trocken als das von Cumana ist. Da es eine Insel ist, so sind die Winde beständiger und erneuern unaufhörlich die Atmosphäre. Den Orcanen ist sie fast gar nicht ausgesetzt, daher diese Insel eine vortrefliche Seestation ist, wo eine Flotte das ganze Jahr hindurch sicher liegen kann.

Der Boden ist sehr fruchtbar, obgleich leicht, und besteht aus Sand und Thon. 871.000 Englische Morgen sind davon bebaut, und 128.000 Morgen von der vormaligen Spanischen Regierung an Privatpersonen verpachtet. Ein Schiefer in ziemlich regelmäßigen Schichten, macht den Kern

n mehreren Hügeln aus. Oestlich vom Spanischen Haven inden sich Brüche von Steinen, die zum Häuserbau und raßenpflaster gebraucht werden. Herrliche Orangen, Ci- nen, Rosinen, obgleich wenig erzielt, Zucker, Tamarin- n und Tabak, kommen am besten fort. Ehemals baute n auch Türkischen Weizen in solcher Menge, daß man die nachbarten Inseln damit versehen konnte; auch gab es be- tende Cacao-Anpflanzungen, allein seit 1727 sind sie t ganz vernachlässiget. Hin und wieder trifft man auch h große Sümpfe oder, wie sie die Spanier nennen, La- nen, an, meistens in der Nähe der Hauptflüsse. Diese unen bringen viele Mangelbäume hervor, deren Holz n Bauen so vortreflich ist. In der trockenen Jahreszeit ändern sich diese Lagunen in Savannen, worauf das Vieh üppigste Weide findet; auch erhält man hier viel Wild- t und eine große Menge Erdschildkröten verschiedener Art, en Fleisch eben so zart, als nahrhaft ist. Zu allen Zeiten en diese Savannen einen Ueberfluß an Seevögeln, an uen Rephühnern, an Wasserhühnern, weißen Schnepfen) anderem Geflügel. Nicht weit von der großen Asphalt- une, zwischen den schönsten Plantagen und Waldungen, sie umgeben, findet man hier und da Steinöhl mit Erde misch, die dadurch überaus fruchtbar wird. Die besten) schönsten Früchte der Colonie kommen aus dieser Ge- d; besonders ist die Ananas vorzüglich aromatisch und) hochgelber Farbe.

Die Insel hat mehrere Gebirge, die beinahe einen Drit- l der Oberfläche einnehmen und mehreren Flüssen den prung geben, die nebst dem häufigen Regen (vom Mai bis e des Octobers) das Land gut bewässern. Die Berge laufen rei parallelen Linien von Westen nach Osten, bestehen aus n- und Mergelschiefer, und sind mit dicken Wäldern achsen, die zum Schiffbaue sehr brauchbares Holz lie- . Manche scheinen vulcanischer Art zu seyn, denn sie

haben offene und ziemlich tiefe Krater, in denen sich Zeit zu Zeit ein dumpfes Geräusch hören läßt. Der G des Tamana ist der höchste, und 812 Metres über Meereshöhe erhaben. Nahe bei demselben ist ein kle See. Die dem Meere am nächsten gelegenen Berge sind erhabensten. Die Flüsse, welche aus diesen Bergen springen, sind zum Theil schiffbar. Es sind folgende: Caroni, Guaracara, Laura und Siparia, sich in den Golf Paria ergießen, der Guataro Ottoire, der Neg, Lebranche und der Oropu die in den Atlantischen Ocean fallen. Der Caroni Guataro sind gegen 5 Meilen schiffbar, nur ist die M dung des letzteren in die Bai Mayaro (einem guten Ank platze), durch eine Untiefe versperrt.

An Rheden, Baien und guten Häven fehlt Trinidad gleichfalls nicht. Die vornehmsten sind: der H ven von Chagaramus am Eingange der nördlich Mündungen des Orinoco, 1½ Meile westlich von der Hau stadt Porto d'Espagna. Er kann die größten Krieg schiffe fassen, denn er hat 4 — 40 Klaftern tiefen Gru und kühne und steile Ufer, der Haven von Carenag 2 — 4 Klaftern tief, bloß für Fregatten und Kauffahr Porto d'Espagna, am westlichen Theile der In durch Kunst und Handel der Haupthaven, von dem Hauptstadt ihren Namen hat, mit einer der sichersten u weitesten Baien der Welt. Ueberhaupt ist die ganze n liche Küste nur eine an einander hängende Reihe v Rheden und Baien, wo die Schiffe mit aller Sicherheit gen können. Die wichtigste nach dem Porto d'Espagna Naparima. Auf dem Boden, der 1791 nur einen raft und ein Paar Fischerhütten hatte, ist seit der Herrsch der Engländer eine Stadt entstanden, wo ein bedeuten Handel getrieben wird. Die nördlichen und östlichen Küst haben dagegen desto weniger Häven und Rheden. Sie

zu voll von Klippen und beinahe völlig lothrecht, ohne Bänken von Corallen oder Madreporen. Die besten sind noch: Maqueribe und las Cuevas mit dem Fort Abercrombie, Rio Grande, Toro und Balandra-Bai, und an der südlichen Küste Guaiquajare. Die Küste und Ebene von Mayaro ist niedrig und ungesund, südlich aber bieten die von Guaiquajare ein prächtiges Amphitheater und eine eben so lachende, als fruchtbare und gesunde Landschaft dar. Man findet an denselben viele schöne Kiesel und Austern, aber auch hin und wieder Spuren der Verwüstung am Ufer des Meeres.

Die merkwürdigsten Vorgebirge sind: Cap Gallera, la Breu, Pointe a Cedre, Galgota, Monos, Coral, Rotonda, Guatuara und Guasima. Doch weit merkwürdiger ist ein Asphaltsee auf dem Cap la Breu. Er liegt auf dem höchsten Theile dieses Vorgebirges, in einer mit vulcanischer Asche und Schlacken bedeckten Gegend, dicht am Meere und 54 Fuß über den Spiegel desselben erhaben, ist ungefähr eine halbe Englische Meile lang, und fast eben so breit, und hat 3 Englische Meilen im Umfange. An allen Seiten ist er mit hohem Gehölze umgeben, der Boden rings herum ist aber äußerst fruchtbar und mit Zuckerrohr bepflanzt. Von mehreren Seiten wird er von kleinen Bächen, die ein helles Wasser haben, worin sich viele kleine Fische befinden, durchschnitten. An vielen Orten und gegen die Mitte des Sees auf einem festen mineralischen Peche sind kleine Inseln, worauf Pflanzen und Stauden verschiedener Gattung wachsen, besonders häufig die wilde Ananas. Das Holz verwandelt sich in diesem See ganz in Harz und man kann die Abstufungen vom Steinöhl zum Erdpech deutlich beobachten.

Die Producte dieser Insel sind neben den schon bemerkten folgende: Zucker (in 360 Plantagen 12,000

Orhoft), Ingwer, Kaffee, Baumwolle, Tabak (von besonderer Güte), Mais, Cedernholz, Cacao, Indigo, Südfrüchte, Anis, Cocosnüsse (die ohne Cultur wachsen), Cichorien, Spargel, im Allgemeinen fast alle Europäische Gartengewächse, Feigen, Bananen, Muscatennüsse, Maniok, Pataten, Yams, die Gouyava, Cameläpfel, Kohlpalmen, vortreffliches Bauholz, Aprikosen u. a. m. An Quadrupeden: Pferde, Maulesel, Hunde, Katzen, Esel, Schweine, Ziegen, Schafe, Affen, Tigerkatzen, wilde Ochsen, Hirschkühe, wilde (Maron) Schweine (die auf gelblichem Grunde schwarz gefleckt sind), Agoutis, Bisamratzen, Armadillo's, Stachelschweine. An Vögeln: Enten, Gänse, Tauben, Truthühner, Wasservögel, Pelikane, Taucher, Fregatten, Geier, Papagaien, Eulen, Spechte, Schwalben ꝛc. Schildkröten und mehrere Arten von Schalthieren, seltene Fische, vielerlei Insecten, darunter mehrere besondere Käferarten u. s. w.

Für den Handel mit Europa sowohl, als mit dem Spanischen America, liegt Trinidad überaus vortheilhaft. Schon der Hof von Madrid hatte den Plan entworfen, auf der Halbinsel Carenage zur Beförderung des Handels eine Schiffswerft anzulegen. Die Engländer haben diesen Plan ausgeführt, der für ihren Handel und ihre Marine die glücklichsten Folgen verspricht. Seitdem diese Colonie England unterworfen ist, hat sich nicht nur der Anbau, sondern auch der Handel, ungemein erweitert. Es werden schon seit mehreren Jahren alljährlich über 450 000 Pfund Kaffee, 280,000 Pfund Cacao, 10 Millionen Pfund Zucker, 128,500 Gallonen Syrup, 310,000 Gallonen Rum und 1,300,000 Pfund Baumwolle gewonnen. Die Ausfuhr von Trinidad nur allein nach Großbritannien von 1799—1802 war 150,000 Ctr. Zucker, 22,500 Gallonen Rum, 24,700 Ctr. Kaffee, 3,460,000 Pfund Baumwolle. Im Jahre 1802 wurden 60 Schiffe mit etwa 15,000 Tonnen

n Handel der Insel gebraucht. 1807 betrug die Totalmme des nach England, den Freistaaten und Kanada ausührten Zuckers 21,234,600 Pfund. *)

Das Menschen-Kapital betrug im Jahre 1803, ,000 Individuen, nämlich 2261 Weiße (663 Engländer, 5 Spanier, 1093 Franzosen), 5275 farbige Leute, ,464 Neger und 1232 mäßige und fleißige Indianer, wache Reste und Nachkommen der alten Ureinwohner, raiben, oder vielleicht auch Garaunier, Gallibier oder racuaker, aus dem benachbarten Süd-America eingewant, die in 8 Dörfern wohnen, deren jedem ein katholischer issionair vorsteht, die Männer meistens noch mit Bogen d Pfeilen bewaffnet, mit denen auch schon die Kinder gehen lernen. Durch die Auswanderungen von St. Dongo und den Englischen Colonien nach Trinidad, zu der it, als der Friedenstractat von Amiens gebrochen ward, g die Bevölkerung 1807 zu 31,000 Individuen, unter lchen man 21,000 Sclaven zählte. Wahrscheinlich ist dem der Zuwachs der Volksmenge, besonders an Negern, ch gestiegen. **)

Die Hauptstadt auf Trinidad war ehedessen St. oseph d'Oruna, nordwestlich 3 Meilen im Innern Landes (10. Gr. 28 Min. n. Br. und 63. Gr. 40 Min. L.), mitten auf einer wohl angebauten Ebene. 1595 rd dieser kaum aufblühende Flecken von dem berühmten nglischen Admirale Walter Raleigh verbrannt.

*) Von dem Schleichhandel giebt dieß einen Begriff, daß von 1797 — 1802 die Englischen Kaufleute auf Trinidad für 1 Mill. Pf. Sterlinge von ihren Waaren an die Contrebandiers in Venezuela verkauften.

**) Den neuesten Nachrichten zufolge, ist sie unter der Englischen Regierung gegenwärtig bis 38,000 angewachsen.

1800 war er nur ein Dorf von 300 Hütten mit 1900 Einwohnern, die in Ansehung der Sitten und Gewohnheiten den nomadischen Völkern ähnlich sind. Jetzt ist der wichtigste Ort die nordwestlich gelegene, 3 Meilen von St. Joseph, am Golf von Paria, in der Nähe der Mündung des Caroni, erbaute Stadt Port d'Espagne oder Spanishtown (Spanierstadt), mit breiten und geraden Straßen, und der Sitz der Civil- und Militärautoritäten. 1800 bestand die Besatzung aus zwei Regimentern, einem Englischen und einem Teutschen: Die Befestigungen aber sind in schlechtem Zustande, und der ganze Ort hat nicht mehr als etwa 100 Wohnungen, welche noch dazu den 24. März 1808 größtentheils abbrannten. Der Haven und Rhede Chaguaramas gewährt den Schiffen einen sicheren und geräumigen Ankerplatz, hat Docken und Werfte und wird selten von Winden in Bewegung gesetzt.

x. Margarita. *)

Sie heißt auch Margaretha und wurde von Columbus 1498 entdeckt. Kaiser Karl V. trat sie 1524 dem Marceau de Villalobos ab. 1561 war sie der Schauplatz der Räubereien und Grausamkeiten des berühmten Räubers Lopes de Aguirre, eines Biscayers. Sie liegt, so wie Curassao, Aruba und einige andere Inseln, eigentlich außerhalb des Bezirks der Antillen (unter dem 10. Gr. 50 Min. der n. Br., und 63. Gr. 20 Min. bis 64. Gr. 12 Min. der w. L.), indessen pflegt man ihr dennoch hier ihren Platz am besten anzuweisen. Sie ist von der nördlichen Küste von Süd-Amerika durch

*) Man sehe Dauxion Lavaysse Reise ꝛc. s. 409 — 48

ne 4 Meilen breite Meerenge geschieden, und hat wahr-
heinlich ursprünglich, so wie Trinidad, mit dem festen
nde zusammen gehangen. Sie hat 12 Meilen in ihrer
ößten Länge, 6 in ihrer größten Breite, an einigen Stel-
n nur 2 — 3 Meilen Breite, und eine Oberfläche von
) Quadratmeilen. Ob sie gleich häufigen Nebeln unter-
orfen ist, welche ein beständig angenehmes Grün unter-
lten, so ist das Klima dennoch nicht ungesund, und viele
che Personen aus Trinidad und vom festen Lande pflegen
h zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit hierher zu bege-
n. Sie hat nur drei Bäche, die aber ziemlich bedeutend
ld- und schönes helles Wasser führen; die Bewohner trin-
n aber dennoch lieber das trübe Meerwasser, welches die
ohlhabenderen durch Sandsteine filtriren, und wobei sie
) recht wohl befinden. Obgleich der Boden sandig und
nig fruchtbar ist, so würde er doch bei besserer Cultur sehr
giebig werden. Gute Weiden, kleine Waldungen, Mais,
nanen und mancherlei andere, das ganze Jahr hindurch
nende Gewächse, findet man im Ueberfluß. Dennoch
bt die Cultur der Insel ihren Bewohnern kaum hinläng-
he Nahrung. Der Mais, die Cassave und Bananen sind
e Hauptproducte. Andere Erzeugnisse der Antillen, als
ffee, Cacao, Zuckerrohr ꝛc., bauen die Bewohner bloß
ihrem eigenen Bedarfe. Dagegen ziehen sie viele Ziegen
d Schaafe, die, obgleich mager, doch köstliche Milch geben,
il sie sich von aromatischen Kräutern nähren. Sie haben
e Arten Geflügel, die sie sehr wohlfeil verkaufen, und
mit sie einen kleinen Handel treiben. Die Hauptnah-
ng und der stärkste Handelszweig ist die Fischerei, und die
scher verkaufen oder vertauschen ihre Fische für Mais,
nanen, Cassavebrod u. s. f. Es ist unglaublich, was
e eine Menge Fische hier gefangen wird.

Ehedem gab es hier sehr ergiebige Perlenbänke (von
nen die Insel auch den Namen hat), die aber jetzt fast

1800 war er nur ein Dorf v[illegible] panier dieſe Inſel jetz
wohnern, die in Anſehun[illegible] andern Nationen den Vo
den nomadiſchen Völkern [illegible] würden eine Quelle des
tigſte Ort die nordweſt[illegible] das Salz in dieſen Gegenden
ſeph, am Golf von [illegible] 1 Tonne zu 300 Pfund koſte
Caroni, erbaute [illegible] Sous. Das Geflügel, die Vögel
nishtown (S[illegible] Hängematten, baumwollene Strümpf
ſen, und der [illegible] machen die Gegenſtände der Aus
beſtand die [illegible] dürfniſſe des Lebens, der Kleidung, S
ſchen und [illegible] Hausrath ꝛc., die Artikel der Einfuhr au
im ſchle[illegible]

[illegible] Berg Macarao iſt der höchſte der Inſel
als [illegible] Höhe beträgt 342 Toiſen über der Meeresfläch
[illegible] aus Glimmerſchiefer und dient zum Recognosci
[illegible] für die Schiffer, die von Europa, oder Nord
[illegible] America nach Cumana, Barcellona u
[illegible] Guayra fahren. Sie ſegeln zwiſchen Margareth
[illegible] kleinen Inſel Loche durch, um nicht in Gefahr z
[illegible] men, von den Strömungen unter den Wind gez
[illegible] werden. Unter den Vorgebirgen iſt für die Sc
Cap Norte im Norden, und Cap Macar
Weſten, das wichtigſte.

Die Bevölkerung betrug 1807 in Allem
Menſchen, nämlich 8000 Weiße, 5500 Mulatten,
gen und Andern von vermiſchtem Blute, gegen 1000
ſclaven und 1800 eingeborne Indianer. Die meiſt
Abkömmlinge der Spanier mit eingebornen Weibe
führen ein träges Leben.

Die Inſel ſelbſt theilt ſich natürlich in zwei Thei
mit einander durch einen Iſthums oder Damm von
100 Schritte Breite, und an manchen Stellen n
10 — 12 Fuß Erhöhung über den Meeresſpiegel,
men hängen. Sie ſteht mit den kleinen Nachbarinſel

…t sind) Blanca (15 Meilen nordwest…
3 Meilen lang, und 1½ breit), Her…
, Loche (wo große Fischereien ange…
…gua (wo ehedem viele Perlen gefischt
…uga Salada (mit einigen Salzwerken),
…d. a. m., unter einem Spanischen Statthalter,
…n festen Lande, meistens in der Provinz Cuma…
…nen Sitz hat, und einen Vice-Gouverneur hierher
…. Der Hauptort ist Assomtion, die Residenz des
…ice-Gouverneurs, ziemlich gut gebaut, und obgleich die Einwohner nicht reich sind, findet man dennoch einigen Wohlstand und Industrie, auch zwei Pfarrkirchen und ein Franziscanerkloster. Pueblo de la Mar, eine offene Rhede mit etwas Handel. Pompator, der wichtigste Haven der Insel, auf dem südöstlichen Theile, ein schönes, weites Bassin, in welchem 100 Schiffe sicher und bequem liegen. Die Einfahrt wird auf beiden Seiten durch starke Batterien geschützt, und hier sind daher die Hauptfestungswerke der Insel. Auch wird hier ein bedeutender Schleichhandel mit den Englischen und Französischen Colonien, und der Provinz Cumana getrieben. Puebla del Norte, ein Flecken im Norden der Insel, mit einem Haven, vor dem eine Corallenbank liegt, die den Schiffern den Eingang schwierig macht. Zwei Batterien vertheidigen die Einfahrt gegen die Corsaren. Die Thäler St. Juan, Santa Marguerita und Los-Robles, haben jedes ein Dorf mit gleichem Namen.

---

y. Curassao.

Die wichtigste unter den Holländischen Antillen, von Nordwest na Südost sich richtend, etwa 16 Meilen

ganz erschöpft sind, daher die Spanier diese Insel jetzt bloß deßhalb noch behaupten, um andern Nationen den Besitz zu verwehren. Die Salinen würden eine Quelle des Reichthums für sie seyn, wenn das Salz in diesen Gegenden nicht so wohlfeil wäre, denn 1 Tonne zu 300 Pfund kostet nicht mehr als 20 — 25 Sous. Das Geflügel, die Vögel, Ziegen, Hammel, Hängematten, baumwollene Strümpfe von vorzüglicher Güte, machen die Gegenstände der Ausfuhr, und alle Bedürfnisse des Lebens, der Kleidung, Metallwaaren, Hausrath ꝛc., die Artikel der Einfuhr aus.

Der Berg Macarao ist der höchste der Insel, denn seine Höhe beträgt 342 Toisen über der Meeresfläche. Er besteht aus Glimmerschiefer und dient zum Recognoscirungspunkte für die Schiffer, die von Europa, oder Nord- und Süd-America nach Cumana, Barcellona und la Goayra fahren. Sie segeln zwischen Margarethe und der kleinen Insel Loche durch, um nicht in Gefahr zu kommen, von den Strömungen unter den Wind gezogen zu werden. Unter den Vorgebirgen ist für die Seefahrer Cap Norte im Norden, und Cap Macarao im Westen, das wichtigste.

Die Bevölkerung betrug 1807 in Allem 16.800 Menschen, nämlich 8000 Weiße, 5500 Mulatten, Mestizen und Andern von vermischtem Blute, gegen 1000 Negersclaven und 1800 eingeborne Indianer. Die meisten sind Abkömmlinge der Spanier mit eingebornen Weibern und führen ein träges Leben.

Die Insel selbst theilt sich natürlich in zwei Theile, die mit einander durch einen Isthums oder Damm von 80 — 100 Schritte Breite, und an manchen Stellen nur von 10 — 12 Fuß Erhöhung über den Meeresspiegel, zusammen hängen. Sie steht mit den kleinen Nachbarinseln (die

meistens unbewohnt sind) Blanca (15 Meilen nordwestlich von Margaretha, 3 Meilen lang, und 1½ breit), Hermanos, Frayles, Loche (wo große Fischereien angelegt sind), Cubagua (wo ehedem viele Perlen gefischt wurden), Tortuga Salada (mit einigen Salzwerken), Horchilla u. a. m., unter einem Spanischen Statthalter, der auf dem festen Lande, meistens in der Provinz Cumana, seinen Sitz hat, und einen Vice-Gouverneur hierher schickt. Der Hauptort ist Assomtion, die Residenz des Vice-Gouverneurs, ziemlich gut gebaut, und obgleich die Einwohner nicht reich sind, findet man dennoch einigen Wohlstand und Industrie, auch zwei Pfarrkirchen und ein Franziscanerkloster. Pueblo de la Mar, eine offene Rhede mit etwas Handel. Pompator, der wichtigste Haven der Insel, auf dem südöstlichen Theile, ein schönes, weites Bassin, in welchem 100 Schiffe sicher und bequem liegen. Die Einfahrt wird auf beiden Seiten durch starke Batterien geschützt, und hier sind daher die Hauptfestungswerke der Insel. Auch wird hier ein bedeutender Schleichhandel mit den Englischen und Französischen Colonien, und der Provinz Cumana getrieben. Puebla del Norte, ein Flecken im Norden der Insel, mit einem Haven, vor dem eine Corallenbank liegt, die den Schiffern den Eingang schwierig macht. Zwei Batterien vertheidigen die Einfahrt gegen die Corsaren. Die Thäler St. Juan, Santa Margueritа und Los-Roblès, haben jedes ein Dorf mit gleichem Namen.

---

y. Curaſſao.

Die wichtigste unter den Holländischen Antillen, von Nordwest na Südost sich richtend, etwa 16 Meilen

nördlich über dem Continent von Süd-America, liegt unter dem 12. Gr. 25 Min. der n. Br., und zwischen dem 68. und 69. Gr. der w. L., ist 6 Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ breit, und hat 8 Quadratmeilen Flächeninhalt. Im Norden ist das Caraibische Meer, welches sie von St. Domingo trennt. Diese Insel ist eigentlich bloß ein kahler, aber durch den großen Fleiß der Holländer fruchtbar gemachter Felsen, der vieles Salz, Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Cassave, Feigen, Cacao, Cocosnüsse, Citronen, Orangen, Limonien, Südfrüchte, die meisten Europäischen Küchengewächse, Bau- und Tischlerholz ꝛc., Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, Wildpret und anderes Geflügel, Schildkröten, Fische, aber auch sehr giftige Spinnen, Hautwürmer, Schlangen, Scorpionen, Muskiten und andere plagende Insecten, erzeugt. An Wasser leidet die Insel Mangel, sie hat bloß eine Quelle und einen kleinen Bach, dessen Wasser mit Golde aufgewogen wird, weßhalb man das Regenwasser sorgfältig in Cisternen sammelt. Der Boden ist aber wegen dieser fehlenden Bewässerung trocken, leicht, felsigt und meistens unfruchtbar, und hat an den meisten Orten kaum 7 — 8 Zoll hohe Erde, unter welcher Kalkfelsen liegen, die sich aus den Trümmern versteinerter Schaalenthiere gebildet haben.

Ihren gegenwärtigen blühenden Zustand verdankt die Insel vornämlich dem Schleichhandel, der nach dem Spanischen America getrieben wird, deßhalb hier große und viele Waarenlager sind, die immer mit Europäischen und Ostindischen Waaren zum Verkauf an die Spanischen Colonien angefüllt werden, da die Spanischen Schleichhändler selbst hierher kommen, dergleichen Waaren abzuholen. Eben diese Nation handelt hier auch Neger ein, und bezahlt sie mit Gold- und Silberbarren, Cacao, Vanille, Chinarinde und Cochenille. Die Holländer verkaufen auch erstaunliche Vorräthe von Kriegsmunition. Alles dieses versteht sich von

r Zeit, da diese Nation noch im Besitze der Insel Curaſ-
o war, denn seit dem 1. Januar 1807 ist sie unter Groß-
ltanniſcher Botmäßigkeit. In Friedenszeiten bringen die
uffahrer von Curaſſao alle diese Waaren nach den Häven
r weitausgedehnten Küſten des Spaniſchen America, ohne
ß die Strandwachen dieſes unerlaubte Einſchwärzen hindern
nnen, oder hindern wollen. Die Holländer ſetzen der
:eue der Spaniſchen Zöllner bald Gewalt, bald Gold ent-
gen.

Die Menſchenzahl beläuft ſich über 8000, nämlich
00 Weiße, 5600 Neger, und etwa 200 eingeborne Indias
r, ohne noch die farbigen Leute, Mulatten, Meſtizen ꝛc.,
Anſchlag zu bringen, deren nur wenige ſind. Die Regie-
ng war ſonſt in den Händen eines Holländiſchen Statt-
lters, dem ein Rath in Civil- und Militärangelegenhei-
beigeordnet iſt, bei welcher Einrichtung es wahrſcheinlich
ch die Engliſche Regierung wird gelaſſen haben. Der
uptort iſt Wilhelmsſtadt, eine zwar kleine, aber
hl angelegte, niedlich gebaute, reinliche und ſchöne Stadt,
en Häuſer meiſtens von Stein nach Holländiſcher Art ge-
at ſind. Sie iſt der Siz des Statthalters, hat einen
:trefflichen Haven, St. Anna-Bai oder Barbara,
t Werften, wo die Schiffe ganz ſicher und bequem liegen,
d zu deſſen Vertheidigung das Fort Amſterdam dient,
e ſchöne Synagoge, und unter den öffentlichen Gebäuden
le reiche Magazine und eine hübſche Kirche; auch unter
i Privathäuſern findet man ſchöne Wohnungen. Die
iſten Schiffs- und Handelsarbeiten werden durch Ma-
lenen getrieben. Die Einwohner, unter denen viele Ju-
i ſind, leben meiſtens vom Handel, beſonders nach dem
ıaniſchen Süd-America.

2. Bonair, Aruba, Aves ꝛc.

Diese und noch einige andere kleine benachbarte Inseln vo Curassao, z. B. Rocca, Orubilla, dienen bloß zu Weid plätzen und zur Viehzucht, zum Behuf der Hauptinsel, und si ebenfalls Holländische Besitzungen. Bonair wird von einige Negern und Indischen Familien bewohnt, welche Maniok, Mai Yams, Pataten, Guineakorn ꝛc., bauen, wilde Ziegen fange und jene Früchte und das Salzfleisch von diesen zum Verkau nach Curassao bringen. Auch begeben sich wegen ihrer gesunde Luft (woher der Name), manche kränkliche Personen hierhe um ihre Gesundheit wieder herzustellen.

Anmerkung. Die von Trinidad bis hierher beschriebene Inseln über der Nordküste von Süd-America, führe auch den gemeinschaftlichen Namen Inseln unte dem Winde, oder bei den Spaniern Islas sotto vento.

3. Die Luccayen oder Bahama-Inseln. *)

I.

Name. Lage. Gränzen. Größe und Anzahl. Eintheilung

Sie haben ihren Namen von dem Indianischen Wort Lucaya oder Yucaya, und die Einwohner nennen si gewöhnlich Lucayas, woraus die Spanier Lucayo gemacht haben, welchen Namen die ersten Bewohner au schließlich den zwei größten Inseln an der nordwestliche

*) Größtentheils nach Mac-Kinnens Reise nach de Britischen Westindien, und besonders nach den Bahama Inseln, aus dem Englischen von Ehrmann, Weima 1805. S. auch Mentelle und Malte-Brun mehrma angeführtes Werk, S. 59 u. 60.

spitze beilegten, den man in der Folge auf alle ausdehnte. och werden sie gewöhnlicher nach einer derselben, Baha- a, zumal von den Engländern, die Bahama-Inseln nannt. Sie waren die ersten, welche den unsterblichen olumbus zur Entdeckung von America führten, indem uanahani oder Cat-Insel (Katzeninsel, wegen r vielen Katzen daselbst), das erste Eiland, und das erste nd der neuen Halbkugel war, das Columbus 1492 ent- ckte. Er nannte sie damals San Salvador, weil er rch sie gerettet worden war. Der Name ist aber in der lge verloren gegangen, und man nennt die Insel jetzt wie- r bei ihrem Indischen Namen Guanahani. Die Ba- mainseln werden in der Geschichte der neuen Welt ewig nkwürdig bleiben, weil sie von dem großen Weltentdecker bst, in einer der größten und wichtigsten Unternehmungen r See, entdeckt worden sind. Ihre damaligen Bewohner npfingen ihn mit Liebe und Gastfreundschaft; aber wenige hre darauf wurden diese Eilande von den Spaniern ent- lkert und verlassen, bis sie endlich gegen das Ende des mericanischen Krieges den bedrängten Royalisten eine un- wisse und kümmerliche Freistätte gewährten.

Sie liegen sämmtlich im Süden von Carolina, im orden von Cuba und östlich von Florida, von wel- em sie durch die Bahamastraße oder den Golf von lorida getrennt sind, zwischen dem 21. und 27. Gr. Br., und dem 70. Gr. 10 Min. bis 80. Gr. 10 Min. L., erstrecken sich längs der Küste von Ostflorida bis ber Cuba und auf San Domingo herab, haben westlich den Rexicanischen Meerbusen, oder eigentlich den Floridaer olfstrom, und östlich das Atlantische Meer, und stehen nter der Botmäßigkeit der Engländer, welchen sie deßhalb hr wichtig sind, weil sie mit der gegenüber liegenden Küste on Ostflorida den Bahamakanal bilden, durch welche die ückfahrt der Spanischen Schiffe, von Havanna aus, ge-

2. Bonair, Aruba, Aves ꝛc.

Diese und noch einige andere kleine benachbarte Inseln von Curassao, z. B. Rocca, Orubilla, dienen bloß zu Weideplätzen und zur Viehzucht, zum Behuf der Hauptinsel, und sind ebenfalls Holländische Besitzungen. Bonair wird von einigen Negern und Indischen Familien bewohnt, welche Maniok, Mais, Yams, Pataten, Guineakorn ꝛc., bauen, wilde Ziegen fangen, und jene Früchte und das Salzfleisch von diesen zum Verkauf nach Curassao bringen. Auch begeben sich wegen ihrer gesunden Luft (woher der Name), manche kränkliche Personen hierher, um ihre Gesundheit wieder herzustellen.

Anmerkung. Die von Trinidad bis hierher beschriebenen Inseln über der Nordküste von Süd-Amerika, führen auch den gemeinschaftlichen Namen Inseln unter dem Winde, oder bei den Spaniern Islas sotto vento.

3. Die Luccayen oder Bahama-Inseln. *)

I.

Name. Lage. Gränzen. Größe und Anzahl. Eintheilung.

Sie haben ihren Namen von dem Indianischen Worte Lucaya oder Yucaya, und die Einwohner nennen sie gewöhnlich Lucayas, woraus die Spanier Lucayos gemacht haben, welchen Namen die ersten Bewohner endlich den zwei größten Inseln an der nordwestlichen

*) Größtentheils nach Mac-Kinnens Reise nach den Britischen Westindien, und besonders nach den Bahama-Inseln, aus dem Englischen von Ehrmann, Weimar 1805. S. auch Mentelle und Malte-Brun mehrmal angeführtes Werk, S. 59 u. 60.

spitze beilegten, den man in der Folge auf alle ausdehnte. och werden sie gewöhnlicher nach einer derselben, Baha- a, zumal von den Engländern, die Bahama-Inseln nannt. Sie waren die ersten, welche den unsterblichen olumbus zur Entdeckung von America führten, indem uanahani oder Cat-Insel (Katzeninsel, wegen r vielen Katzen daselbst), das erste Eiland, und das erste nd der neuen Halbkugel war, das Columbus 1492 entkte. Er nannte sie damals San Salvador, weil er rch sie gerettet worden war. Der Name ist aber in der lge verloren gegangen, und man nennt die Insel jetzt wie- r bei ihrem Indischen Namen Guanahani. Die Ba- mainseln werden in der Geschichte der neuen Welt ewig nkwürdig bleiben, weil sie von dem großen Weltentdecker bst, in einer der größten und wichtigsten Unternehmungen r See, entdeckt worden sind. Ihre damaligen Bewohner pfingen ihn mit Liebe und Gastfreundschaft; aber wenige hre darauf wurden diese Eilande von den Spaniern ent- kert und verlassen, bis sie endlich gegen das Ende des mericanischen Krieges den bedrängten Royalisten eine un- wisse und kümmerliche Freistätte gewährten.

Sie liegen sämmtlich im Süden von Carolina, im orden von Cuba und östlich von Florida, von wel- em sie durch die Bahamastraße oder den Golf von lorida getrennt sind, zwischen dem 21. und 27. Gr. Br., und dem 70. Gr. 10 Min. bis 80. Gr. 10 Min. L., erstrecken sich längs der Küste von Ostflorida bis ber Cuba und auf San Domingo herab, haben westlich den exicanischen Meerbusen, oder eigentlich den Floridaer olfstrom, und östlich das Atlantische Meer, und stehen nter der Botmäßigkeit der Engländer, welchen sie deßhalb hr wichtig sind, weil sie mit der gegenüber liegenden Küste on Ostflorida den Bahamakanal bilden, durch welche die ückfahrt der Spanischen Schiffe, von Havanna aus, ge-

2. Bonair, Aruba, Aves ꝛc.

Diese und noch einige andere kleine benachbarte Inseln von Curassao, z. B. Rocca, Orubilla, dienen bloß zu Weideplätzen und zur Viehzucht, zum Behuf der Hauptinsel, und sind ebenfalls Holländische Besitzungen. Bonair wird von einigen Negern und Indischen Familien bewohnt, welche Maniok, Mais, Yams, Pataten, Guineakorn ꝛc., bauen, wilde Ziegen fangen, und jene Früchte und das Salzfleisch von diesen zum Verkaufe nach Curassao bringen. Auch begeben sich wegen ihrer gesunden Luft (woher der Name), manche kränkliche Personen hierher, um ihre Gesundheit wieder herzustellen.

Anmerkung. Die von Trinidad bis hierher beschriebenen Inseln über der Nordküste von Süd-America, führen auch den gemeinschaftlichen Namen Inseln unter dem Winde, oder bei den Spaniern Islas sotovento.

3. Die Lucayen oder Bahama-Inseln. *)

I.

Name. Lage. Gränzen. Größe und Anzahl. Eintheilung.

Sie haben ihren Namen von dem Indianischen Worte Lucaya oder Yucaya, und die Einwohner nennen sie gewöhnlich Lucayas, woraus die Spanier Lucayos gemacht haben, welchen Namen die ersten Bewohner ausschließlich den zwei größten Inseln an der nordwestlichen

*) Größtentheils nach Mac-Kinnens Reise nach den Britischen Westindien, und besonders nach den Bahama-Inseln, aus dem Englischen von Ehrmann, Weimar, 1805. S. auch Mentelle und Malte-Brun mehrmals angeführtes Werk, S. 59 u. 60.

spitze beilegten, den man in der Folge auf alle ausdehnte. och werden sie gewöhnlicher nach einer derselben, Baha- a, zumal von den Engländern, die Bahama-Inseln nannt. Sie waren die ersten, welche den unsterblichen olumbus zur Entdeckung von America führten, indem uanahani oder Cat-Insel (Katzeninsel, wegen r vielen Katzen daselbst), das erste Eiland, und das erste nd der neuen Halbkugel war, das Columbus 1492 ent- ckte. Er nannte sie damals San Salvador, weil er rch sie gerettet worden war. Der Name ist aber in der lge verloren gegangen, und man nennt die Insel jetzt wie- r bei ihrem Indischen Namen Guanahani. Die Ba- mainseln werden in der Geschichte der neuen Welt ewig nkwürdig bleiben, weil sie von dem großen Weltentdecker lbst, in einer der größten und wichtigsten Unternehmungen r See, entdeckt worden sind. Ihre damaligen Bewohner pfingen ihn mit Liebe und Gastfreundschaft; aber wenige ahre darauf wurden diese Eilande von den Spaniern ent- lkert und verlassen, bis sie endlich gegen das Ende des mericanischen Krieges den bedrängten Royalisten eine un- wisse und kümmerliche Freistätte gewährten.

Sie liegen sämmtlich im Süden von Carolina, im lorden von Cuba und östlich von Florida, von wel- em sie durch die Bahamastraße oder den Golf von lorida getrennt sind, zwischen dem 21. und 27. Gr. . Br., und dem 70. Gr. 10 Min. bis 80. Gr. 10 Min. . L., erstrecken sich längs der Küste von Ostflorida bis ber Cuba und auf San Domingo herab, haben westlich den Rexicanischen Meerbusen, oder eigentlich den Floridaer olfstrom, und östlich das Atlantische Meer, und stehen nter der Botmäßigkeit der Engländer, welchen sie deßhalb hr wichtig sind, weil sie mit der gegenüber liegenden Küste on Ostflorida den Bahamakanal bilden, durch welche die ückfahrt der Spanischen Schiffe, von Havanna aus, ge-

schieht, deren sie sich in Kriegszeiten also leicht bemächtigen, oder ihre Durchfahrt verwehren können. Es sind ihrer gegen 500 (nach Anderen nur 200), aber die meisten kahle unbewohnbare Klippen, bloße weiße, kalkartige Felsen, an denen man die einreissende Gewalt des Meeres, welche immer mehr Land abspielt, überall deutlich wahrnimmt. Sie sehen auch alle mehr schmalen Landstreifen, als ausgebreiteten Wohnplätzen ähnlich, und wahrscheinlich wurden sie einst durch ein Erdbeben von dem festen Lande von America abgerissen. Ihre geringe Entfernung von demselben, und von einander selbst, die von den meisten bis auf mehrere Meilen in die See auslaufende Riffe; die große Gewalt des aus dem Mexicanischen Meerbusen kommenden und zwischen hier und der nordöstlichen Küste von Florida die Bahamastraße bildenden Stromes, auch die Gleichheit der Naturproducte mit den Erzeugnissen des festen Landes unter denselben Parallelen, machen dieses sehr wahrscheinlich.

Unter diesen 500 größeren und kleineren Inseln hat keine über 10 Meilen im Umfange, und alle zusammen halten ungefähr 260 Quadratmeilen Flächenraum. Ihre Richtung geht im Allgemeinen, so wie die größte Länge einer jeden insbesondere — mit Ausnahme einer einzigen — von Südwest nach Südost, in einem wegen vieler Klippen, Untiefen und Sandbänke gefährlichen Meere. Die Anzahl der größeren Inseln, oder vielmehr Inselgruppen, mag sich auf 14 — 15 belaufen; eine genaue Angabe und Zusammenzählung der kleineren aber ist theils nicht wohl möglich, theils vergeblich, da die meisten bloß aus Felsen und Sandbänken bestehen, und die Engländer selbst, die doch die Besitzer derselben sind, ihre Anzahl nicht mit Zuverlässigkeit zu bestimmen im Stande sind.

Man theilt die Luccayen gewöhnlich in drei Classen. Die erste enthält diejenigen, welche sich gegen Osten von

der Insel Bahama und ihrem Canale erstrecken, und insbesondere Bahamainseln heißen. Die zweite begreift die, welche gemeiniglich die Türken oder Kaiken genennt werden. Die dritte endlich die, welche den Namen Schildkröten führen. Genauer aber ist die Eintheilung nach den Hauptinseln oder Gruppen von Südost nach Nordwest, welche folgende sind: 1) die Türkeninseln; 2) die Caicas; 3) die Heneagas (Inagua); 4) die Hogsties; 5) die krumme Inselgruppe (the crooked Islands); 6) die lange Insel; 7) Watlands-Inseln; 8) Exumainsel; 9) San Salvador; 10) Eleuthera; 11) Providenz; 12) Andros; 13) Lucayer oder Abacoa; 14) Bahamaeilande. Außer diesen Inseln giebt es noch zwei große Sandbänke, die einen beträchtlichen Theil des Oceans einnehmen, und die große und kleine Bahamabank genannt werden, deren Gränzen an vielen Orten durch eine unbestimmte Anzahl von Caien*), oder kleinen Sandinseln bezeichnet werden.

2.

Kurze Geschichte. Klima und natürliche Beschaffenheit. Boden. Küsten. Baien. Berge. Vorgebirge. Gewässer.

Als Christoph Columbus diese Inseln entdeckt hatte, dauerte sein Aufenthalt daselbst nur kurze Zeit, und

*) Dergleichen Caien ragen nur ein wenig über das Wasser hervor, sind voller Schildkröten und anderer Amphibien, und bloß mit Meergras und einigem niedrigen Gesträuche bewachsen. Viele sind schon gänzlich weggeschwemmt worden und verschwunden. Sie werden bloß von Schildkrötenfängern besucht.

er ſtiftete ſo wenig eine Niederlaſſung auf denſelben, als die ihm nachfolgenden Spanier, welche 1507 alle Einwohner derſelben zu Sclaven machten, in die Bergwerke, in ihre Niederlaſſungen ſchickten, oder ermordeten. Dieſer Archipelag war folglich ganz öde und verlaſſen, als ein nach Carolina ſegelndes Engliſches Schiff durch einen Sturm an die Hauptinſel 1672 verſchlagen wurde. Sie ward von Carolina aus bald mit Engländern beſetzt, und erhielt den Namen Providenz. Etwa 8 Jahre darauf wurden ſie von den Spaniern daraus vertrieben, die den Engliſchen Statthalter Clarke ermordeten. Allein 1690 unterwarfen ſich die Engländer die Inſel aufs Neue, baueten die Stadt Naſſau, die damals 150 Häuſer zählte, und beſetzten auch einige andere benachbarte Inſeln. Doch ward dieſe Colonie 1703 von einer vereinigten Anzahl Spanier und Franzoſen abermals verheert, welche Naſſau abbrannten, den Statthalter gefangen nahmen und viele Neger wegführten. Erſt 1709 ſtellte der Capitän Woodes Rogers die Ordnung daſelbſt wieder her, nachdem er die Seeräuber verjagt hatte, und ward zum Gouverneur der Inſel ernannt. Er errichtete bald wieder eine Colonie, die in Kurzem merklich zunahm, und noch bis jetzt beſteht. Sie enthält 3 — 4000 Seelen, von denen die andere Hälfte in den übrigen Inſeln vertheilt iſt. Sie ſchicken jährlich für 50 — 60,000 Thlr. Baumwolle, Farbeholz und lebendige Schildkröten nach England, und die Lebensmittel, welche ſie aus Nord-America erhalten, bezahlen ſie meiſtens mit ihrem Salze.

Man ſollte glauben, daß auf den Inſeln der beiden Enden dieſer langen Inſelkette, welche durch 7 Breitengrade fortläuft, und die durch den nördlichen Wendekreis und eine ſo große Strecke von einander entfernt ſind, ein ſehr verſchiedenes Klima herrſchen müßte; allein man bemerkt ganz das Gegentheil, und Luft, Geſtalt und Boden, ſo wie die Producte der drei Naturreiche, ſind ſich durchaus ver-

einem Ende bis zum andern ähnlich. Im Allgemeinen ist das Klima sehr gesund und angenehm, obgleich die Fruchtbarkeit nur mäßig ist, denn sie liefern zur Ausfuhr bloß Salz, Holz, Schildkröten, Baumwolle und etwas Ambra und Citronen. Man hat auch hier zwei Jahreszeiten, die trockene und nasse, aber dazwischen wüthen erschreckliche Stürme und Ungewitter, bisweilen heftige Orcane, besonders vom August an, nur daß sie sich nicht mit gleicher Gewalt alle Jahre, auch meistens nur in den südlicher liegenden Eilanden, einfinden. Die angenehmsten Monate sind hier der December, Januar und Februar, die unsern warmen Herbsttagen gleichen. Des Einheizens bedarf man hier nie, oder äußerst selten, und die perennirenden Pflanzen bleiben immer grün. Die Tage der übrigen Frühlings- und Sommermonate sind meistens heiter und der einfallende Regen bloß vorübergehend. Des Morgens zwischen 8 und 9 treten gewöhnlich die östlichen Seewinde ein, die bis 4 Uhr des Nachmittags dauern. Sie bestreichen die Inseln, die meistens klein, niedrig und nur mit etwas Gesträuch bewachsen sind, völlig. Man hat hier aber nicht, wie auf den südlicheren Antillen, zwei volle angenehme Jahreszeiten, sondern nur anderthalb, d. h. die im Frühjahre blühenden Bäume tragen im Sommer, und blühen im Herbste wieder, aber die zweiten Früchte reifen wegen der drei kühleren Monate, erst im folgenden Frühjahre. Sonst erlaubt das hiesige Klima, jeden Monat — die allertrockensten ausgenommen — Küchengewächse zu säen, und sie auch jeden Monat zu verbrauchen: allein nur wenige Liebhaber der Gärtnerei benutzen diesen Umstand. Bei dieser so angenehmen Beschaffenheit des Klima, da die Producte des gemäßigten, so wie des heißen Erdgürtels, gedeihen, muß man sich billig wundern, warum auf diesen Inseln nicht mehr Colonien angelegt werden; allein die unsichere verwickelte Schifffahrt zwischen denselben, und der unfruchtbare, zum Theil felsige Boden, sind wahrscheinlich die Ursachen,

daß man dieſen Inſeln andere bequemere und fruchtbarere Gegenden vorzieht. Denn nur etwa 12 — 14 der größeren haben ein ergiebiges Erdreich, und auf mehreren iſt es nicht viel von dem in Carolina unterſchieden. Auf den andern beſteht der Boden meiſtens aus einem gemeinen, von feinem Mergelſand gehärteten Kalkſteine.

Sie erheben ſich faſt ſenkrecht aus der Tiefe des Meeres und ſcheinen dem äußern Anſehen nach aus einer Anhäufung von Muſcheln, oder kalkigen Sandtheilen entſtanden zu ſeyn. Das Land iſt eine durchaus niedrige Fläche, und nur einige haben niedrige Berge, die aus eben ſolchen Kalkfelſen beſtehen. Die Oberfläche ſowohl, als die Geſtalt und das Innere iſt auf allen dieſen Inſeln dieſelbe. In den größten Tiefen hat man nichts als Kalkſtein mit Muſcheln vermiſcht gefunden, der an manchen Stellen ſo locker und weich iſt, daß die Wurzeln der Geſträuche und niedrigen Bäume durchdringen. An den Küſten bemerkt man viele ſcharfe Klippen und Felſenriffe, die der Richtung des Landes folgen, die Gränzen des Ankergrundes bilden, meilenweit unter der See fortlaufen und es den Schiffern gefährlich machen, ſich ihnen, zumal in der Nacht, zu nähern. Außerhalb dieſer Wälle iſt das Meer oft ſogleich unergründlich, innerhalb deſſelben beſteht der Boden entweder aus ſchönem weißen Sande, oder er iſt mit kleinen Seeluppen vermiſcht, die mit Seegras bedeckt ſind. Die durchaus nackten Ufer werden durch das ſtete Anſchlagen der Meereswellen durchlöcherten Schlacken ähnlich, ſo daß ſie, wenn man darauf geht, einen Metallton von ſich geben. Zugleich entſteht dadurch ein ſtarker Schaum und beſtändiges Brauſen, oder gefährliche Brandungen, die das Anlanden ſchwer machen. Die vielen Baien, Häven, Vorgebirge, oder vielmehr ſcharfen Felſenſpitzen und Klippen, die Schlunchten und Klüfte im Ufer ſind wahrſcheinlich durch Erderſchütterungen und Riſſe entſtanden.

Obgleich also der Boden dieser Inseln in Ansehung der Fruchtbarkeit nicht mit andern westindischen Colonien zu vergleichen ist, so könnte er doch bei besserem Anbau mehr Einwohner, als wirklich da sind, durch Arbeit ernähren. Wenn aber die Cultur vernachlässiget ist, so muß man es den Sitten der Einwohner und den wenigen Anstalten und Aufmunterungen der Herren dieser Inseln zuschreiben. Doch haben auch die meisten kein frisches Wasser, und weder Flüsse noch Quellen, und müssen sich bloß an das aufgesammelte Regenwasser halten. Auf einigen bedient man sich der Pumpbrunnen, welche aber zuweilen sehr unrein sind, und bei großer Hitze sogar austrocknen. Mehrere enthalten Salzseen, die wahrscheinlich mit dem Meere in Verbindung stehen, indem sie ordentliche Ebbe und Fluth haben, und die Teiche, welche mit jeder Fluth entstehen und mit der Ebbe wieder verschwinden, haben ihre Entstehung vermuthlich einer vorhergegangenen gewaltsamen unterirdischen Zerrüttung zu verdanken.

3.

Anbau. Producte. Handel.

Nur etwa 14 — 15 dieser Inseln sind nothdürftig, aber lange nicht so, wie sie es könnten, bebaut. Providenz ist noch am besten cultivirt, und hat die meisten Pflanzungen, weil sie am frühesten bewohnt wurde. Sogar recht schöne Gärten findet man auf derselben. Auf den Caiken sind einige Zuckerplantagen angelegt worden, aber der Hauptanbau besteht in Baumwolle. Ein Gutsbesitzer soll hier allein auf seinen verschiedenen Pflanzungen 600 Neger haben. Auf den krummen Inseln hat man mit Erfolge den Baumwollenbau angefangen, und in einer Zeit

von 15 Jahren wurden schon 40 Plantagen mit fast 3000 Morgen Baumwolle und 1000 Negersclaven gezählt. Auch auf Acklinsinsel sind dergleichen Anpflanzungen. Größere Fortschritte hat die Cultur (ebenfalls in Baumwolle) auf Long-Island gemacht, dafür aber auch das flache Erdreich schon ziemlich ausgesaugt. Ueber 4000 Morgen Landes waren hier angebaut und 800 Sclaven dabei in Thätigkeit. St. Salvador enthielt 1788 vierzig Familien, 16 Pflanzer und 458 Sclaven, von denen 2000 Morgen Landes bearbeitet wurden. Der Boden ist gut; doch sind die Baumwollenärnten durch den Fraß der Rothwanze seit einigen Jahren gänzlich fehlgeschlagen. Eleuthera oder Harbour-Island wird ihrer schönen Früchte, vorzüglich der Ananas wegen, geschätzt, womit sie die Märkte von Providenz versiehet.

Durch diese Anpflanzungen, theils aber auch von Natur, liefern diese Inseln folgende Producte: Baumwolle (vor wenig Jahren sehr durch die Rothwanze vermindert), eine große Mannichfaltigkeit köstlicher Früchte, Zuckerrohr, Kaffee, Citronen, Orangen, Ananas, Indigo, Roucou oder Orleans, Mais, Yams, Bananen, Pataten, Acazien-, Platanen-, Mahagony-, Campeschen-, Cedern-, Fernambukholz, Indianische Feigen, Melonen-, Pisang-, Tamarindenbäume, Kohlpalmen, Pisonien, Waldbalsambäume (geben ein vortreflich wohlriechendes Harz), Boerhavien, Benzöe-, Elemibalsam-, Pistazien- oder Mastix-, Wegatobäume (tragen köstliche birnenähnliche Früchte, Alligator-pears genannt, die im September reif werden), Heiligholz (von einer erstaunlichen Härte), Schambäume (aus Ostindien hierher verpflanzt, mit sehr schönen Blumen und schotenähnlichen Früchten), mehrere Cactusarten, Zwergpalmen, rothe Mangroven (Seetrauben), sieben Jahresäpfel (die acht volle Monate zum Reifwerden brauchen), wilden Tabak, den Salbeistrauch, Jamaicapfeffer

den Butterstrauch (mit einem fettigen Blatte), Korkholz, viele Medizinalpflanzen u. s. w. Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, (auch wilde), Racoons, Leguane oder Kropfeidechsen, Caimanne (Alligators), Kaninchen, Fledermäuse, Colibris, Papagaien, Flamingos, wilde Tauben, Spottdrosseln, Wasservögel, Schildkröten in Menge, Landkrabben, Muscheln und andere Schaalthiere; die schönsten und seltensten Fische; Salz im Ueberfluß in den Salzseen, wo es die Natur selbst bereitet und trocknet, Kalk, grauen Ambra u. a. m.

Die jetzigen Herren dieser Inseln, die Engländer, hohlen von daher besonders Salz, Baumwolle, Mahagony- und Brasilienholz, Ambra, Schildkrot, Citronen, Orangen, u. a. m. Zwischen Jamaica und Providence ist die Schiffahrt und der Handel in manchen Jahren sehr lebhaft, und mancher einzelne Pflanzer verkauft allein 20, — 30,000 Scheffel Salz. Auf einer der Crookedinseln ist sogar ein Schiffswerft, auf welchem bereits mehrere Schiffe von einheimischem Holze, besonders von Mahagonyholze, gebaut worden sind. Nassau ist der Hauptstapelplatz des Handels mit England, so wie mit den großen und kleinen Antillen, und den Nordamericanischen Staaten, welche der Insel ihre nöthigen Lebensmittel verschaffen. In den Jahren 1786 und 1787 betrug die Ausfuhr auf 80,000 Pf. Strl., und die Einfuhr über 136,000 Pfund.

4.

Einwohner. Kurze Beschreibung der einzelnen Inseln.

Nur etwa 10 — 12 von diesen 500 Inseln sind bewohnt, theils mit Engländern, theils mit Negern,

theils noch mit eingebornen Wilden. Ihre Zahl beläuft sich jetzt über 6000. Viele bestehen aus Anglo-Americanern, die als ehemalige Royalisten aus den vereinigten Staaten hierher eingewandert sind. Ihre Wohnungen sind auf Westindische Art gebaut, d. h. von Holz, meistens nur ein Stock hoch und sehr luftig, stehen zum Theil mitten in Gärten oder zwischen Bäumen, und gleichen daher Europäischen Sommerhäusern. Die Neger und andere arme Familien bauen ihre Hütten bloß von Palmblättern. Sie sind genügsam, mäßig, gastfrei, gefällig, dabei zufrieden, und haben das, was sie bedürfen, ohne reich oder ganz arm zu seyn. Den nicht allzufruchtbaren Boden bauen sie gewöhnlich nur zu ihrem eigenen Bedarfe an, einige wohlhabende Pflanzer ausgenommen, die 40 — 50 Neger halten, und von ihrem Boden so viel gewinnen, daß sie davon verkaufen und ausschiffen lassen können. Der Weißen sind 2800, die übrigen sind Neger. Diese haben es hier besser als anderwärts, man weiset ihnen ein bestimmtes Stück Land zum Anbau an, das ihrer Stärke angemessen ist, wenn dieses bearbeitet ist, läßt man die übrige Zeit ihnen. Die Herren wachen selbst über sie, und unterwerfen sie keinem tyrannischen Aufsehern, daher hört man hier auch nicht so oft das Klatschen der Peitsche. Dieses menschliche Verfahren belohnen die Neger ihren Erbherren durch Treue, Fleiß und Gehorsam.

Außer dem Anbau des Landes beschäftiget sich bei weitem der größte Theil der Einwohner der Luccayen mit der Fischerei, und, besonders in Kriegszeiten, mit dem sogenannten Rekken oder Auffischen der Güter von gescheiterten Schiffen, die in diesem Labyrinth von Felsen und Bänken nichts seltenes sind. Andere ziehen nicht unbedeutende Vortheile durch die Hülfe und Rettung der Unglücklichen, welche in diesen gefährlichen Gewässern Schiffbruch leiden. noch Andere dienen als Seeleute, Lootsen und Schiffszim-

merleute, wozu sie wegen ihres beständigen Aufenthaltes zwischen lauter Klippen und Gewässern von Jugend auf abgerichtet sind; Andere machen den Krabben- und Schildkrötenfang zu ihrem Erwerbszweige; noch Andere verfertigen sehr gute Fahrzeuge aus Mahagony- und Cederaholze; die Wilden machen Canots, oder bringen Schildpatt, Ambra, Früchte, edle Holzarten, als Brasilien-, Campeschen-, Cedern- und Mahagonyholz ꝛc, auch wohl etwas Baumwolle, nach Nordamerica zu Markte, und nähren sich sonst noch auf verschiedene Weise.

Vor der Ankunft der Spanier betrug die Volksmenge der Urbewohner dieser Inseln gegen 50,000 Köpfe. Sie wurden aber sämmtlich theils mit List, theils mit Gewalt, von den barbarischen Fremdlingen zu den schweren Arbeiten in die Bergwerke nach Hispaniola gebracht. Vor dem vorletzten Americanischen Kriege bemächtigten sich die Spanier aufs Neue dieser Inseln, allein sie wurden durch ein Englisches Geschwader, am 7. April 1783, ihnen wieder entrissen.

Die merkwürdigsten dieser Inseln von Südost nach Nordwest hinauf sind folgende:

1) Die Türkeninseln und Caiken. Sie bestehen in zwei Gruppen im Norden von St. Domingo, sämmtlich von den Engländern besetzt, die auf der größten derselben, Catta, einige Forts angelegt haben, um die hier nach St. Domingo vorbeigehenden Schiffe bestreichen zu können. Sie machen ein Englisches Unter-Gouvernement aus, das unter Providence, dem Sitze des Statthalters, steht, bis jetzt aber noch keinen Repräsentanten in der Generalversammlung daselbst hat. Den Namen Türkeninseln haben sie von den vielen Cactusarten (Melonendisteln), die hier wachsen und die einige Aehnlichkeit mit einem Turban (Engl. Turk's head) haben, erhalten. Sie sind durch das viele Salz, das in ihren Landseen erzeugt wird, und einen Handelsartikel ausmacht, nicht unbedeutend. Der sandige Boden ist wenig zum Anbaue geschickt, und bringt nur etwas Indianisches

Korn hervor. In ihren Umgegenden sind viele Untiefen, Kayen (kleine Sandinseln) und Sandbänke. Die Einwohner bestehen in 18 — 20 weißen Familien und 50 — 60 Negern; des Salzes wegen kommen aber oft 1000 und mehr fremde Handelsleute hierher. — Die Caiken, oder wie sie die Englischen Matrosen nennen, die Caycusinseln, liegen nordwestlich über ihnen, haben den Namen von einem einheimischen Pflaumenbaume, und bilden einen halben Mond. Das Haupterzeugniß ist Baumwolle und dann etwas Zucker. Die Hauptinsel enthält einige Niederlassungen. Das Hornvieh und die Schweine sind hier vorzüglich, die Pommeranzen und andere Früchte vortreflich. Fünfzehn Familien, darunter ein Gutsbesitzer mit 500 Sclaven, machen die Bevölkerung aus.

2) Die Heneagas (auch Inaguas, nach Span. Aussprache), den Vorigen im Westen, mit gefährlichen Riffen und Bänken, die hier öftere Schiffbrüche veranlassen, da ihre Lage an der Windward-Straße, oder der so häufig befahrnen Meerenge zwischen Cuba und St. Domingo nach Jamaica viele Schiffe hierher führt. Groß-Heneaga ist die Hauptinsel, auf welcher des Salzes wegen mehrere Engländer sich angesiedelt haben.

3) Die Hochsties, 10 — 12 Meilen nordwestlich von Heneaga, ein Haufen kleiner Kayen mit vielen Felsenriffen zu beiden Seiten, vornämlich den Strand- oder Bergeschiffern bekannt, die hier herumkreuzen, und gegen ein bestimmtes Bergegeld die gestrandeten Güter bergen. Die größte derselben ist Raggad-Island, unweit der großen Bahamabank. Sie sind unbewohnt.

4) Mayaguana, nordwestlich von den Türkeninseln, und 18 Meilen nordöstlich von den Hogsties, unbewohnt und nur den Seefahrern bekannt, der Aufenthalt vieler Leguane oder Kropfeidechsen, die in den Löchern und Riffen der Felsen sich aufhalten. Nicht weit davon liegen die Französischen Kayen, gefährliche Sandinseln.

5) Crooked- und Castle-Island, den Vorigen nordwestlich, mit Salzseen, Zwergpalmen, Seetrauben ꝛc., 40 Pflanzungen mit fast 3000 Morgen Baumwollenfeldern und 1000 Ne-

gerſclaven, die unter einigen weißen Pflanzern den Boden fleißig bauen. Der Hauptort iſt Pittstown, das mit der Zeit ein Platz von Wichtigkeit werden kann. Südlich darunter liegt Acklins-Inſel und Long-Kay, das einige Salzſeen enthält, von denen ein Pflanzer mit 40 Negern jährlich 30 — 35,000 Scheffel Salz gewinnt. Auf Acklins-Inſel iſt eine wichtige Baumwollenpflanzung, in welcher aber eine ſchädliche rothe Wanze vielen Schaden angerichtet hat. Hier iſt der ſchöne Flamingo und andere buntgefiederte Vögel, aber auch der Caiman (Alligator) zu Hauſe.

5) Long-Island und Exuma, beide ziemlich gut angebaut. Die erſtere hat den Namen von ihrer Länge, denn ſie iſt 16 — 17 Meilen lang und kaum eine halbe Meile breit. Unter ihren Producten iſt die Kohlpalme, die in Menge wächſt, wegen ihrer Größe merkwürdig, auch ſind einige Baumwollenpflanzungen hier, und zwei Salzſeen, welche die Einwohner benutzen. Groß- und Klein-Exuma haben einen fruchtbaren Boden, ſind aber wenig bebaut. Der Exumaſund zwiſchen ihnen und Guanahani bildet mit der Inſel Greatſtocking an der Nordoſtſeite einen guten Haven. Alle zuſammen haben etwa 500 Neger und einige Europäiſche Pflanzer zu Einwohnern.

6) Watlingsinſel und Rumkey, nordöſtlich über den Vorigen, erſt ſeit Kurzem angebaut, mit zwei oder drei Pflanzungen, ihrer Größe wegen zwar unbedeutend, aber mit einem ſehr fruchtbaren Boden.

7) San Salvador, jetzt Guanahani (nach ihrer urſprünglichen Benennung), oder Cat-Island (Katzeninſel, von der Menge der Katzen, die an das Ufer geſetzt wurden, und, wie auf allen Bahamainſeln, ſich ungeheuer vermehrten), Columbus erſte Entdeckung, etwa 10 Meilen nördlich von Long-Island, mit einem geräumigen Haven. Ein kleines Indianiſches Dorf ſoll 1492 in der Nähe des Landungsplatzes geſtanden haben. Jetzt ſtehet ein Landhaus des Herrn Lyford hier, das zu Ehren des großen Chriſtöph Columbus Columbia genannt wird. 1783 ließen ſich hier viele Royaliſten aus Nordamerica nieder, ſo daß die Inſel 1790 ſchon 40 Familien, 16 Pflanzer und 458 Sclaven hatte, von denen 2000 Morgen Landes bearbeitet wurden.

9) Eleuthera und Harbour-Island, nordwestlich über Guanahani, durch die medizinische Kraft der Ilathera (Croton), die hier häufig wächst und der China oft vorgezogen wird, schon längst in Europa bekannt. Aber die Insel wird auch ihrer Producte und Früchte, besonders der köstlichen Ananas wegen, geschätzt, womit sie die Märkte von Providenz versieht. Es leben hier 120, und in Harbourinsel 94 weiße Familien, nebst 450 Sclaven, die gegen 800 Morgen Landes angebaut haben. Unter derselben Gruppe liegt die Alabasterinsel, von einem weißen Felsen an der östlichen Küste also benannt. Etwas westlicher von Eleuthera liegt

10) Providence, jetzt Newprovidence, 8 Quadratmeilen groß, aber noch wenig angebaut, nur längs der Nordküste findet man einige Baumwollenpflanzungen (wo aber die Rothwanze Verheerungen angerichtet hat), Gärten, Viehweiden, Ananasfelder und Orangenwäldchen. Salz und Brasilienholz sind die Hauptproducte. Unter den Luccayen ist sie noch am besten bevölkert, hat gute Landstraßen, und bei der Hauptstadt Nassau malerische Landschaften, die mit vielen ländlichen Anlagen und Landhäusern geschmückt sind. Südlich sind die Gegenden noch unangebaut, obschon 1801 bereits 1600 Weiße, 752 freie Neger und gegen 4000 Negersclaven hier lebten. Die Stadt und das Fort Nassau sind hübsch gebaut, der Sitz des Britischen Statthalters mit dem ihm zugeordneten Rathe über sämmtliche Bahamainseln, und lange Zeit der Aufenthalt der berüchtigten Seeräuber, der Flibustier. Der Haven ist ziemlich geräumig und der Handel ausgebreitet, nicht nur nach Europa, sondern auch nach Nordamerica und den Westindischen Inseln. Der Haupttheil der Stadt liegt an der Südseite des Havens, die Straßen sind gut gepflastert und unter den Häusern einige ansehnliche Gebäude, z. B. der Palast des Statthalters, welcher eine herrliche Aussicht über die Stadt, den Haven und die weite See gewährt. Es sind hier auch zwei hübsche Pfarrkirchen, eine Schule mit einem Rector, eine Ackerbaugesellschaft, die sämmtlichen Dikasterien über die Bahamainseln, die ganz auf den Fuß wie im Mutterlande eingerichtet sind, und eine Militärbesatzung. Die Bewohner sind gesittete, gastfreie, hülfreiche und liebenswürdige Menschen, bei denen man noch die Unschuld und Sitten der alten Luccayer findet.

1) Noch westlicher liegt Andros oder Espiritu Santo mit ihren Kinderinseln, 5½ Quadratmeilen groß, zwar felsigt, hier und da aber doch mit anbaufähiger Erde. 1783 waren 813 Acker begattet, die in 22 Familien vertheilt, von 7 Pflanzern und 132 Negern bearbeitet wurden. Andros ist von den Indianern Saomoto, und von Columbus, der Königin von Spanien zur Ehre, Isabella genannt worden. Der Mahagonybaum ist hier im Ueberfluß und von vorzüglicher Größe.

2) Luccaya oder Abakoa, 8 Meilen von Eleuthera oder Harbourinsel, 4½ Quadratmeilen groß, schließt östlich die kleine Bahamabank. Seit dem Americanischen Freiheitskriege haben sich hier eine Menge Unzufriedener niedergelassen, und die Insel zu bebauen angefangen, auch zwei Städtchen, Carleton und Marshes-Harbour angelegt. Klein-Harbour an der östlichen Küste von Abakoa hatte 2000 bebaute Morgen Landes und mehrere Pflanzer, die aber diese Inseln zum Theil schon wieder verlassen haben, ungeachtet sie in Absicht der Fruchtbarkeit des Bodens zu den bessern Bahamainseln gerechnet werden. — Die letzte und nördlichste aller Luccayen von einiger Bedeutung ist

3) Groß-Bahama mit seiner umliegenden Gruppe, zusammen etwa 10 Quadratmeilen groß, aber unbewohnt, und schließt gegen Süden die kleine Bahamabank. Von ihr haben die sämmtlichen Bahamainseln den Namen erhalten. Westlich von da kommt man in den Strom des Meerbusens von Florida. —

Druckfehler im fünften Hefte.

S. 415,	Z. 12	von oben	lies für	Guarasain	Guanahani.
- 416,	- 12	-	-	-	Antiqua Antigua.
- 417,	- 2	-	-	-	desselben derselben.
- 419,	- 9	von unten	-	-	Lithophysten Lithophyten.
- 421,	- 10	von oben	-	-	Manzinollien Manzinellen.
- 430,	- 20	-	-	-	Pater Pexer.
- 450,	- 6	von unten	-	-	Fiber Fibern.
- 468,	- 3	-	-	-	Kinner's Kinnens.

Inhalt.

Süd-America.

Erste Abtheilung.

Seite

II. Süd-America.

1. Dessen Lage, Gränzen, Eintheilung und Größe. . 5
2. Kurze Geschichte der Entdeckung und Eroberung Süd-America's. Oberherrschaft über dasselbe . . 9
3. Natürliche Beschaffenheit. Klima, Boden, Fruchtbarkeit. Gebirge. Gewässer, sowohl Flüsse als Seen 11
4. Meere, Meerengen, Meerbusen und Baien. Küsten, Vorgebirge, Inseln und Halbinseln 21
5. Ackerbau, Viehzucht, Industrie, Producte der 3 Reiche der Natur. Handel 27
6. Ethnographie. Bevölkerung. Urnationen und angesiedelte Europäer. Ihre Religion, Künste, Sprachen, Sitten und sonstige Kenntnisse. 1
7. Einige besondere Bemerkungen. 1

Seite
Beschreibung der einzelnen Länder von Süd-America. . 53
I. Das spanische Süd-America. 53
1. Eintheilung. Lage. Gränzen. Größe . . 53
2. Verfassung. Oberherrschaft. Bewohner . . 54
3. Oeffentlicher Cultus. Wissenschaftliche Cultur. Kunst- und Gewerbfleiß 58
4. Ackerbau. Viehzucht. Producte. Handel . . 61
Beschreibung der einzelnen Länder selbst.
1. Das Königreich Neu-Granada 65
1. Name. Lage. Gränzen. Eintheilung. Größe 65
2. Klima und natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer 66
3. Küsten, Vorgebirge, Inseln. Buchten, Baien und Meerengen 75
4. Ackerbau. Viehzucht. Producte. Handel. Industrie. Geistige Cultur 76
5. Staatsverfassung und öffentlicher Cultus . . 80
6. Ethnographie. Spanier. Indianer. Sitten, Religion und Lebensart beider. Bevölkerung . . . 82
7. Topographie. Darstellung der einzelnen Provinzen und merkwürdigsten Plätze 93

Zweite Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder. (Fortsetzung.) 101
2. Das Vice-Königreich Peru 145
1. Dessen Name, Lage, Gränzen, Größe, Eintheilung, Volksmenge 145
2. Kurze Geschichte. Oberherrschaft und Verfassung 147
3. Klima und Boden. Berge. Flüsse. Seen. Wasserfall von Tequendama 149
4. Küsten und Vorgebirge. Inseln, Buchten, Baien u. s. f. 156
5. Ackerbau, Producte, Handel, Industrie, Bergwerke. Ueberreste von Denkmälern aus dem alten Peru . 157
6. Ethnographie. Sitten, Lebensart und Beschäftigungen der Einwohner, ihre Religion, Eigenheiten, Gebräuche, geistige Cultur, Künste und Wissenschaften, Schulen und andere Lehr- und Bildungsanstalten, Cultus ꝛc. 169
7. Topographie 182

Dritte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder. (Fortsetzung.)
3. Das Vice-Königreich Rio de la Plata . . .
1. Name, Lage, Gränzen, Eintheilung, Größe, Bevölkerung . . . . . .
2. Klima und Naturbeschaffenheit. Boden, Berge und Gewässer . . . . . .
3. Küsten, Vorgebirge, Baien. Merkwürdige Versteinerungen . . . . . .
4. Ackerbau, Viehzucht, Producte, Handel. Gewerbfleiß, Bergbau. Lehranstalten . . . . .
5. Ethnographie . . . . . .
6. Topographie . . . . . .
I. Das Portugiesische Süd-America, oder das Königreich Brasilien . . . . . .
1. Größe, Name, Lage, Gränzen, Eintheilung .
2. Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung. Einkünfte. Militär . . . . . .
3. Boden. Klima und Naturbeschaffenheit. Flüsse und Seen. Berge . . . . . .
4. Küsten. Vorgebirge, Baien, Meerbusen. Inseln .
5. Ackerbau und Viehzucht. Producte. Handel und Gewerbe. Bergbau, Kunstfleiß, geistige Bildung ꝛc.
6. Einwohner . . . . . .

Vierte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder. (Fortsetzung.)
7. Schilderung der einzelnen Provinzen und merkwürdigen Oerter . . . . . .
1. Das Gouvernement Rio Janeiro . . .
2. Das Gouvernement Para, oder Gran-Para .
3. Das Gouvernement Maranhao . . . .
4. Das Gouvernement Pernambuco . . .
5. Das Gouvernement Bahia . . . . .
6. Das Gouvernement San Paolo . . . .
7. Das Gouvernement Matto grosso . . .
8. Das Gouvernement Goyaz . . . . .
9. Das Gouvernement Minas Geraes . . .
10. Das Gouvernement Santa Catharina . . .

Seite

Das vormalige Holländische Süd-America, oder Holländische Guiana 333
1. Lage, Gränzen, Eintheilung, Größe 333
2. Boden, Berge, Gewässer, Klima und Naturbeschaffenheit 334
3. Industrie. Ackerbau. Producte. Handel . . 338
4. Verfassung. Bevölkerung Ethnographische Nachrichten 347
5. Topographische Nachrichten 357
Das Französische Süd-America, oder Französische Guiana, auch Cayenne genannt . 361
1. Name. Lage. Gränzen. Eintheilung. Größe . 361
2. Geschichte. Oberherrschaft. Boden. Berge. Gewässer. Klima und Naturbeschaffenheit des Landes . . 363
3. Vorgebirge. Küsten. Inseln. Baien 366
4. Anbau. Producte der 3 Reiche der Natur. Handel 368
5. Bewohner 371
6. Ortsbeschreibung 378
Patagonien oder Magelhaens-Land . . 380
1. Name. Lage. Gränzen. Größe. Eintheilung . 380
2. Natürliche Beschaffenheit. Klima. Boden. Gebirge. Wasser 381
3. Vorgebirge. Küsten. Inseln. Baien. Meerengen . 385
4. Anbau. Naturerzeugnisse 386
5. Bewohner 387
6. Merkwürdigste Plätze 393
7. Noch einige Bemerkungen 393
Das noch freie Süd-America, oder die Länder der noch freien Süd-Americaner . . 394
Die Inseln 400
1. Feuerland oder Terra del Fuego 400
2. Die Malouinen oder Falklandsinseln 406

Fünfte Abtheilung.

III. Mittel-America oder Westindien . . . 413
Beschreibung der einzelnen Länder 413
A. Mittel-America oder Westindien im Allgemeinen.
1. Name. Lage. Eintheilung. Gränzen. Größe . 414
2. Andeutungen aus der Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung 416

3. Klima und natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer. Wichtigkeit dieser Inseln 446
4. Producte. Handel. Industrie. Ackerbau. Zubereitung. 450
5. Bewohner. Lebensart. Beschäftigungen. Sitten und Eigenheiten. Krankheiten, sowohl der Weißen als Schwarzen. Religion und Geistescultur. Bevölkerung. Urvölker und dahin gewanderte Europäer 459
6. Noch einige allgemeine Bemerkungen und einzelne Merkwürdigkeiten 464
B. Die Westindischen Inseln insbesondere. . . . 1
1. Die großen Antillen 468
a. Cuba.
1. Name. Lage und Gestalt. Eintheilung. Größe 469
2. Boden. Klima. Berge. Gewässer 470
3. Vorgebirge. Küsten. Buchten. Baien . 470
4. Producte. Handel. Industrie 471
5. Einwohner. Einkünfte 484
6. Merkwürdigste Plätze 485
b. Jamaica.
1. Name. Lage und Gestalt. Gränzen. Größe. Eintheilung 488
2. Naturbeschaffenheit. Luft. Boden. Berge. Gewässer 489
3. Vorgebirge. Küsten. Baien. Wichtigkeit und Verfassung dieser Insel 473
4. Naturerzeugnisse. Handel. Feldbau. Gewerbe 475
5. Ethnographische Nachrichten 479
6. Topographische Bemerkungen 485
7. Noch einige Bemerkungen 487
c. San Domingo, jetzt Hayti.
1. Name, Lage und Gestalt. Gränzen, Größe und Eintheilung 489
2. Kurze Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung 491
3. Klima, und natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer 494
4. Vorgebirge. Küsten. Baien, umliegende Inseln 497
5. Naturproducte. Anbau. Handel. Gewerbfleiß 498
6. Einwohner. Bevölkerung 503
7. Merkwürdigste Plätze. 506

d. Porto-Rico.
1. Name. Lage. Gestalt. Gränzen. Größe. Eintheilung 509
2. Kurze Geschichte. Oberherrschaft. Verfassung 510
3. Naturbeschaffenheit. Luft. Boden. Berge und Flüsse 512
4. Vorgebirge. Küsten. Buchten. Umliegende Inseln 513
5. Producte. Handel. Ackerbau und Industrie 514
6. Einwohner 516
7. Ortsbeschreibung 517

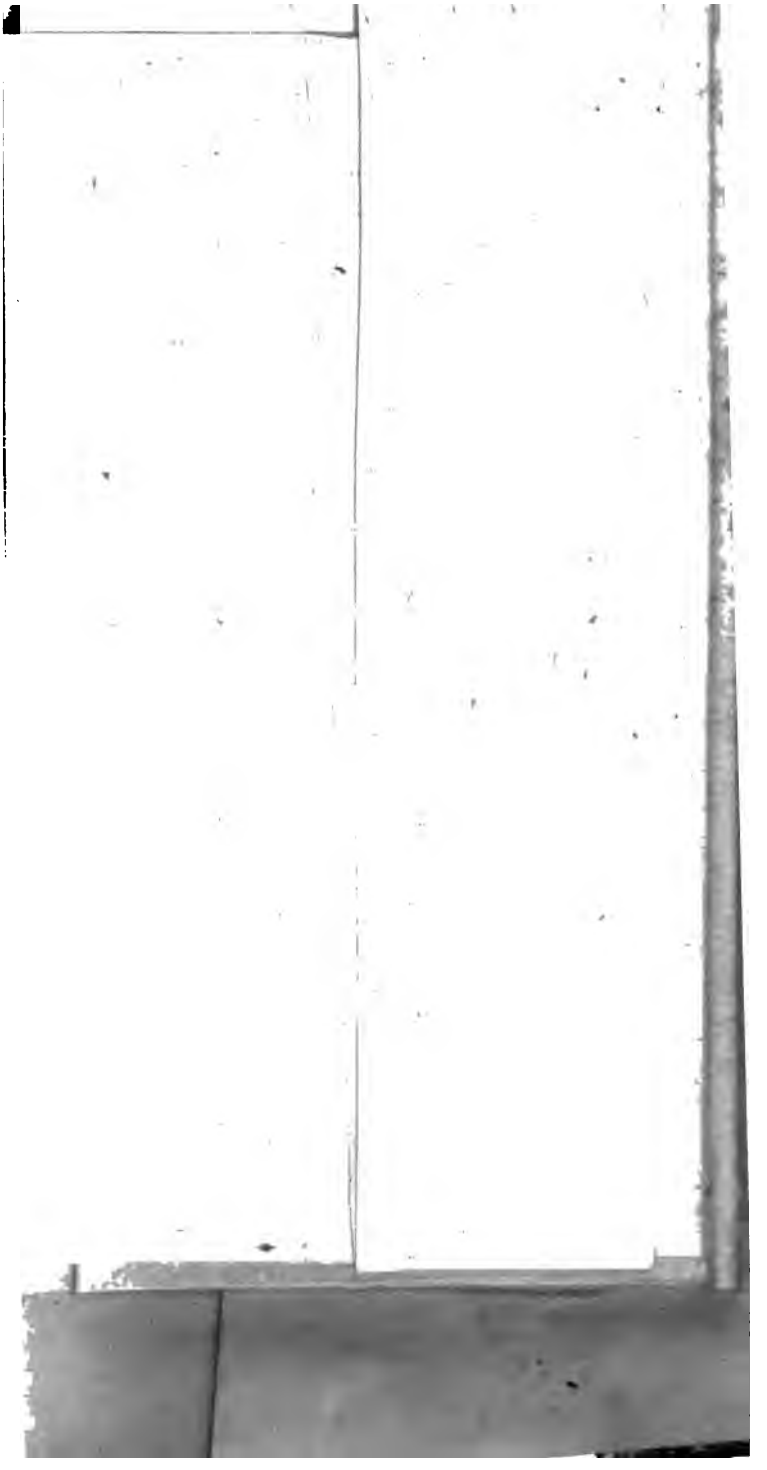
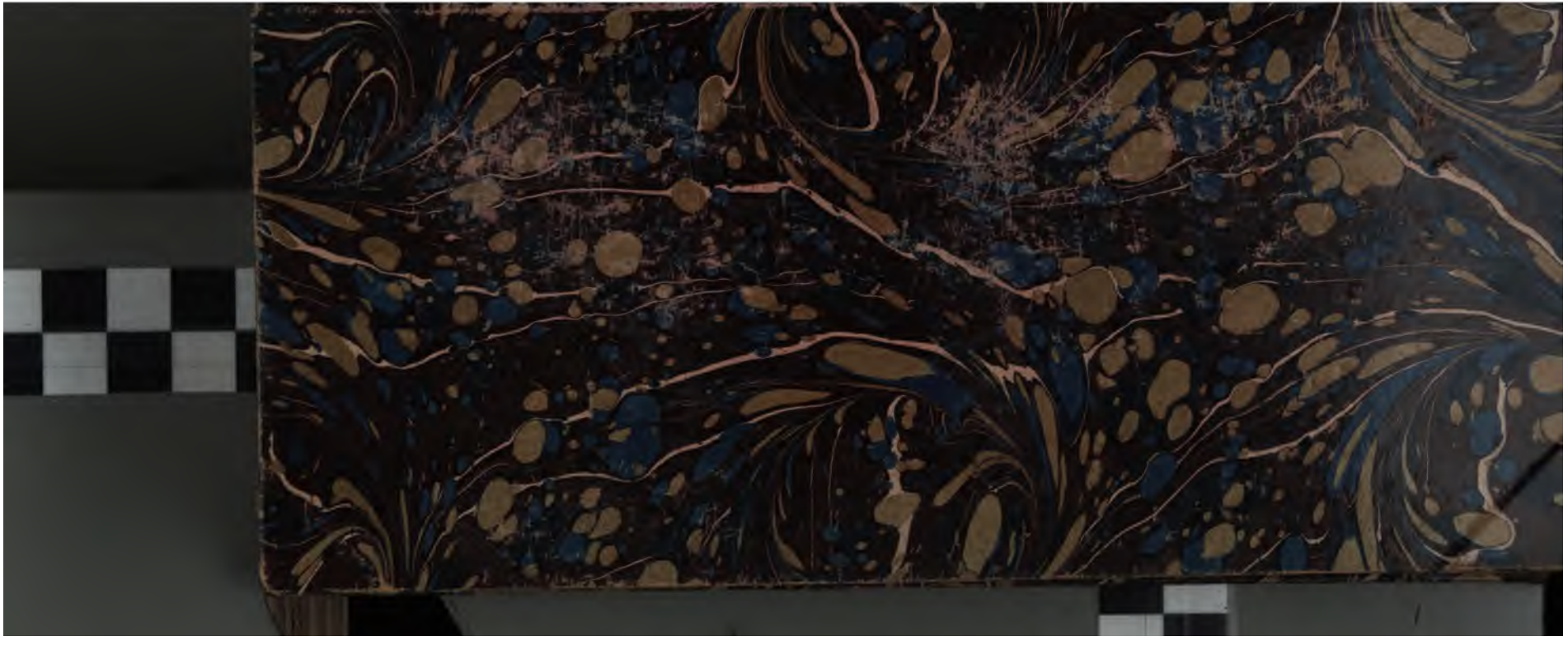
Sechste Abtheilung.

II. Mittel-America oder Westindien.
a. Die kleinen Antillen 521
a. Die Virginischen oder Jungferinseln 523
α. St. Thomas 523
β. St. Croix (aber San Cruz) mit Borequen oder Crab-Eiland 526
γ. St. Jean 531
Tortola 532
Spanisch-Town oder Virgin-Gorda 533
b. St. Eustache und Saba 533
c. St. Martin 536
d. Anguilla (Schlangeninsel) 538
e. Barbuda 538
f. St. Barthelemy 539
g. St. Christoph 542
h. Nevis mit Redonda 546
i. Montserrat 547
k. Guadeloupe, auch Gardeloupe 548
1. Name. Lage. Eintheilung. Gränzen. Größe 548
2. Klima und Naturbeschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer 549
3. Producte. Handel. Gewerbfleiß 550
4. Bevölkerung. Ortschaften 552
l. Desirade 553
m. Maria galante 553
n. Les Saintes oder die Heiligen-Inseln 554
o. Antigua oder Antigoa 554
1. Name. Lage. Eintheilung. Gränzen. Größe. Kurze Geschichte 554
2. Luft und natürliche Beschaffenheit. Boden. Berge. Gewässer 556
3. Anbau. Naturgaben. Handel. Industrie 558
4. Ethnographie. Topographie 561
p. Dominica oder Dominique 567
1. Name. Lage. Gränzen. Größe. Eintheilung 567
2. Klima und Naturbeschaffenheit. Boden. Berge. Wasser. Küsten. Baien 567

3. Producte. Handel. Ein schön angebautes Thal 569
4. Ethnographische und topographische Notizen . 570
5. Noch ein paar Bemerkungen 572
q. Martinique 573
1. Name. Lage. Gränzen. Größe. Andeutungen aus der Geschichte 573
2. Natürliche Beschaffenheit der Insel. Boden. Küsten. Vorgebirge. Baien. Berge. Flüsse . . 574
3. Anbau. Viehzucht. Producte. Handel. Industrie 576
4. Etwas von den Einwohnern und merkwürdigsten Plätzen 580
r. St. Lucie oder St. Alusia 583
s. St. Vincent 587
t. Barbados 591
1. Name. Lage. Gränzen. Größe. Wichtigkeit. Eintheilung 591
2. Kurze Geschichte. Klima und Naturbeschaffenheit. Boden. Küsten. Baien. Vorgebirge. Berge. Flüsse 592
3. Anbau. Pflanzungen. Producte. Handel . 597
4. Einwohner. Städte 600
u. Grenada und die Grenadillen 603
v. Tabago, oder Neu-Walcheren 607
w. Trinidad 613
x. Margarita 620
y. Curassao 623
z. Bonair. Aruba. Aves ꝛc. 626
8. Die Luccayen. oder Bahama-Inseln . . . 626
1. Name. Lage. Gränzen. Größe und Anzahl. Eintheilung 626
2. Kurze Geschichte. Klima und natürliche Beschaffenheit. Boden. Küsten. Baien. Berge. Vorgebirge. Gewässer 629
3. Anbau. Producte. Handel 635
4. Einwohner. Kurze Beschreibung der einzelnen Inseln 635

Charten.

Die General-Charte von West-Indien.
Die Charte der Insel San-Domingo.
Charte von d. Ins. Trinidad, Tabago und St. Margaretha.
Charte der Insel Puerto-Rico.
Die Charte von der Insel Martinique.
Die Charte der Insel Guadeloupe.
Die Charte von Jamaica.



Loupe marine
Pte du Prech
A. de Girau
de François
B. de Vauclin
B. de Pasmote
Caraïbe
Anse de Fer
Cochgu
Dunkerque
Petite Anse
Anse du Meunier
Anse des Salines
Anse des Lezards
Baillardelle